Yt. coll. 223 ✱ (1

i Xerokopieren aus konservatorischen
Gründen nicht erlaubt

<36601367980014

<36601367980014

Bayer. Staatsbibliothek

II

Berlin Verlags Comptoir (A. Domine)

Druck b. Gebr. Dolius

Californische Goldgräber.

Das

Buch der Reisen.

Die interessantesten und neuesten Reiseabenteuer.

Herausgegeben

von

Hans Wachenhusen.

Erster Theil:

Amerika.

Berlin.
Verlags-Comptoir
(A. Dominé.)

Hb165/2470

thek

Wildes Leben in den Sklavenstaaten Nord-Amerika's.

I.

Die Kämpfe mit den Indianern in Florida.

Die Halbinsel Florida bildet die südöstliche Spitze der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika; man theilt sie in Ost-, West- und Mittel-Florida ein. Es ist eine wilde Landfläche, die sich dreihundert englische Meilen von Nord nach Süd erstreckt. Bis 1810 stand es unter spanischer Herrschaft, ward dann aber durch Vertrag an die Vereinigten Staaten abgetreten. Entdeckt wurde es 1497 von Sebastian Cabot. St. Augustin ist die Hauptstadt von Ost- und Pensacola die von West-Florida. Das Land ist seinem größten Theile nach eine schauerliche Wildniß und hat wenig Aussicht, jemals gut bevölkert zu werden. Die traurigen Fichtenhaiden und Sandhügel sind leicht gewellt und hier und dort dicht mit Zwergpalmen verwachsen.

Ich kam von New-Orleans und hatte den Golf von Mexiko gekreuzt. Meine Absicht war es, Florida zu durchwandern, um alsdann weiter nach der Insel Cuba zu gehen. Ich hatte demnach wohl hundert Meilen weit in's Innere vorzudringen, und da zu der Zeit ein Aufstand wüthete und die Indianer und flüchtigen Neger-

sklaven gemeinsame Sache gemacht und gerade den Theil des Landes, den ich zu durchreisen hatte, in feindlichen Banden durchstreiften so sah ich nicht ohne einige Besorgniß in die Zukunft. Dennoch beschloß ich vorwärts zu gehen. Mein Weg führte durch die wildesten Districte des Landes, von Strömen und Flüssen durchschnitten, welche von Alligatoren wimmelten. Diese Betrachtung, wiewohl sie nicht sehr einladend war, schreckte mich dennoch nicht ab, da ich inzwischen mit der Natur dieses fürchterlichen Geschöpfes bekannt geworden war und wohl wußte, daß sie weiße Menschen nicht angreifen, wenn sie von diesen nicht gereizt oder verwundet worden sind, obwohl ein Neger und ein Hund in ihrem Bereich niemals sicher ist. Es sind indessen Geschöpfe, die schrecklich genug aussehen, und es ist nicht leicht, furchtlos zu sein, so lange man sich in ihrer Nähe befindet.

Das Ziel meiner Reise war eine Meeresbucht, Deadman's Bay genannt, wo ich das Dampfschiff treffen wollte, welches nach Cuba geht. Allein es sollte doch anders kommen, als meine Absicht gewesen. Mein Plan war, in kurzen Stationen unter Bedeckung zu reisen und während der Nacht zu campiren; und so, nachdem ich sechs wohlbewaffnete und wohlberittene Männer in meinen Dienst genommen und uns mit einem Zelt und anderen nothwendigen Dingen, welche von denselben getragen wurden, versehen hatte, verließen wir Tallahassi und schlugen, bei brennender Sonnenhitze, den Weg in's Innere des Landes ein. Wir konnten, sobald wir die Fichtenhaide erreicht hatten, nur langsam vorwärts kommen. Der Boden bestand nämlich aus so lockerem Sande, daß die Thiere, die wir ritten, bei jedem Schritt bis an's Knie einsanken und am Schlusse dieses ersten Reisetages im höchsten Grade ermüdet waren.

Beim Einbruch der Nacht, nachdem wir uns die Lagerstelle dicht bei einem Flusse ausgesucht hatten, schlugen wir unser Zelt auf und bereiteten das Abendessen. Es bestand aus getrocknetem Wildpret, gesottenem Truthahn, von denen wir zwei auf unserem Wege geschossen, Brod und Kaffee. Einer von der Gesellschaft ging als Schildwache rund um unser Lager und ward alle zwei Stunden abgelöst; denn es war nothwendig, auf der Hut zu sein, wegen der Indianer und flüchtigen Negersklaven, welche diese Wildnisse schaarenweis durchschweifen und hauptsächlich von der Plünderung einsamer Pflanzungen und wehrloser Reisenden leben. Ein hohes Feuer von harzreichen Fichtenästen (deren es in dieser Einsamkeit sehr viele giebt und die, geschwärzt von Feuer und Alter, den Boden nach allen Richtungen hin bedecken) loderte, um die Wölfe und wilden Katzen abzuhalten, deren furchtbares Geheul, im Verein mit dem anderer Thiere, unseren Schlaf verhinderte. Sie wagten sich jedoch nicht in Schußweite. Die Indianer pflegen, wenn sie kleine Reisegesellschaften angreifen wollen, das Gebell des Wolfes nachzuahmen, und

dieser uns bekannte Umstand trug nicht wenig dazu bei, unsere Besorgniß zu erhöhen, wenn wir das entsetzliche Heulen hörten, das durch die Wildniß gellte.

Am Morgen setzten wir unsere Reise durch dürre Sandebenen, in der Ferne von hohen Buschinseln (Hügel, welche man in Florida hin und wieder inmitten der Sümpfe findet) und Walddickicht begrenzt, fort. Wir wurden sehr von den Mosquitos und Sandfliegen gepeinigt, welche die Gesellschaft mit ihren unaufhörlichen Angriffen belästigten. Schwärzlich aussehende Schmeißfliegen setzten sich beständig auf unser Gesicht und unsere Hände, die Heftigkeit ihrer Stiche machte uns auffahren; Aehnliches that eine große Fliege von brillant mazarin-blauer Farbe und der ungefähren Größe einer Biene, deren Namen ich vergessen habe.

Indem wir einen der zahlreichen Ströme passirten, wobei unsere Pferde waten oder schwimmen mußten, begegnete mir ein Ereigniß, das mich sehr beunruhigte. Ich saß auf einem jener Pferde von arabischem Blut, Bau und Feuer, deren man in Amerika so viele als Sattelpferde antrifft, als ich — der übrigen Gesellschaft ein wenig voraus — einen Strom erreichte, der unseren Weg schnitt und den wir zu durchkreuzen hatten. Nachdem ich das Pferd seinen Durst hatte stillen lassen, setzte ich die Sporen ein und zwang es, in den Strom zu gehen, da es sich aus irgend einem mir unbekannten Grunde vor dem Wasser zu scheuen schien. Der Strom war indeß tiefer, als ich voraussetzte, und sogleich begann das Pferd zu straucheln und in beunruhigender Weise um sich zu schlagen — ein Zeichen, daß das Flußbett uneben und felsig sei. Ungefähr halbweges im Strom war ein kleines Eiland, welches denselben theilte; nachdem ich das Pferd hier eine Minute hatte verschnaufen lassen, zwang ich es wieder vorwärts; aber das Thier sträubte sich jetzt noch heftiger als zuvor. Es drehte sich kurz um, schnob laut, als ob es in heftiger Furcht sei, und befand sich augenscheinlich in ungewöhnlicher Aufregung. Nach einigen Schmeicheleien bewegte ich es jedoch, in's Wasser zu gehen, und ich hoffte schon die entgegengesetzte Küste eher zu erreichen, als meine Gefährten. Aber gerade als wir auf halbem Wege zwischen dem Eiland und der steilansteigenden Küste waren, wurde das Pferd auf's Neue unruhig und kehrte sich, wie von einem entsetzlichen Schrecken gefaßt, um. Ich hatte die allergrößte Mühe, mich im Sattel zu halten, der von der hohen mexikanischen Art war, mit einem Bärenfell bedeckt und bequem, wie ein Stuhl. Nun fing ich an die Ursache von der Furcht des Thieres zu ahnen. Der Strom war einer von jenen schwarzen Gewässern, die geräuschlos dahinfließen und welche in Florida stets die Wohnung der größten Alligatoren sind. Als ich mich demselben genähert hatte, erinnerte ich mich daran, und hatte mein Pferd jach in den Strom

springen lassen, um — wenn sich ja eines von diesen lauernden Ungethümen in der Nähe befinde — dasselbe zu verscheuchen. Diese Praxis, oder lautes Schreien und das Abfeuern eines Pistols in das Wasser, hat gewöhnlich Erfolg. Diesmal indessen war es nicht der Fall gewesen, und ich fand bald, daß die Gegenwart eines dieser schrecklichen Thiere die Ursache von dem Schrecken des Pferdes war, denn nicht sechs Fuß von uns unterschied ich ein paar in große braune Auswüchse gefaßte Augen, die mit einem boshaften Blicke fest auf mir und meinem Pferde ruhten. Ich merkte, daß sie einem Veteranen des Alligatorgeschlechts angehören mußten, und aus Furcht, daß sein Rachen nur zwei Fuß von meinem Bein entfernt sein möchte (denn die alten Alligatoren haben enorm lange Kinnbacken), setzte ich mich, die Beine gekreuzt wie ein Schneider, in meinen Sattel und richtete meine Flinte auf den schrecklichen Gegenstand. Das kriechende Ungeheuer hatte jedoch meine Bewegungen beobachtet und verschwand unter der Oberfläche. Sogleich feuerte ich mein Geschütz in der Richtung ab, die es genommen hatte, und mußte ihm eine Lehre gegeben haben, denn alsbald färbte sich das Wasser rund um mich her mit Blut. Wahrscheinlich war der Alligator schwer verwundet worden, sonst würde er sich für meine Unbesonnenheit sicher gerächt haben. Kurz darauf erreichte ich die Küste in Sicherheit und vereinigte mich wieder mit meiner Gesellschaft, die auf ihrem Wege Nichts von einem Alligator gesehen hatte und die — da sie aus Männern bestand, groß geworden unter solchen Scenen und ganz und gar furchtlos — ohne Weiteres in's Wasser gegangen war, obgleich sie mein Abenteuer mit angesehen hatte.

Der Cayman von Süd-Amerika ist sehr grausam und wird dort vom Volke die Hyäne des Alligatorengeschlechts genannt. Dieses wilde Geschöpf greift Pferde und Menschen an und die Indianer von Chili bedienen sich daher, ehe sie einen Strom durchwaten, der Vorsicht, mit langen Stangen zu untersuchen, ob einer in der Nähe ist und ihn in diesem Falle zu vertreiben. Die Naturforscher behaupten, daß man in den Strömen Nord-Amerika's den Cayman nicht finde, und ich denke, daß sie Recht haben, denn wie viele Alligator-Jagden ich auch mitgemacht habe, so habe ich mich doch durch persönliche Erfahrung und genaue Nachforschung überzeugt, daß die in Nord-Amerika gefundene Gattung harmlos bleibt, so lange man sie nicht reizt und angreift.

Nach einem anstrengenden Ritt kamen wir im Fort Andrews an, woselbst wir eine Militairstation der Infanterie der Vereinigten Staaten vorfanden. Wir blieben hier mehrere Tage, da wir und unsere Thiere der Ruhe bedurften, ehe wir unseren Weg zu der Bay fortsetzten. Die Waldscenerie dieses Platzes ist über alle Beschreibung erhaben. Ungeheure Cedern und andere fürstliche Bäume er-

heben ihre gigantischen, vom Blitz zerklüfteten Häupter über ihre niedrigeren und weniger kräftigen aber graciösen Nachbarn; Cactusse, Mimosen und tropisches Busch-Blüthengewirr, die man daheim nur in Treibhäusern sieht, wuchern hier in üppiger Fülle, während die unzähligen Formen des insectischen und amphibischen Lebens, von dem kleinen gelben Scorpion zu dem düsteren, achtzehn Fuß langen Alligator, dem Ganzen einen abschreckenden Anblick verleihen. Waschbären, Eichhornäffchen, wilde Truthühner, Pelicane, Geier, Wachteln, Tauben, Rothwild, Opposums, weiße Füchse, wilde Katzen, Wölfe kommen und gehen unter den hohen Palmgewächsen, und die Alligatoren in den Bajuh's (kleinen Flüssen) und Sümpfen „machen die Nacht häßlich“ mit ihrem ohrzerreißenden Geschrei und dem scheußlichen Geruch, den sie verbreiten. Das ganze Leben und Weben dieser Natur erinnert an die Zeilen des englischen Dichters:

Furcht lag auf Allem wie ein Schattenflor,
Und selbst geheimnißvoll erschien die Helle;
Und flüsternd rief der Windeshauch in's Ohr:
Verzaubert ist die Stelle!

Während meines Aufenthalts im Fort Andrews kam ein großes Detachement von Vereinigten Staaten-Truppen an, welche den Feldzug gegen die aufrührerischen Indianer und Neger fortsetzen sollten. Das Aussehen der Gemeinen und Offiziere war unglaublich elend; sie hatten sich wochenlang durch Sumpf und Schilfmoor und Palmengebüsch, welches ihre Uniformen in Fetzen zerrissen hatte, durchgearbeitet und den unsichtbaren Feind gesucht, welcher aber, bekannt wie er es mit den überschwemmten Flächen Ost-Florida's war, jeden Versuch, ihn zu fangen, vereitelte. Die ganze Gesellschaft sah todmüde, unzufrieden und verloren aus. General Taylor hatte das Commando des 400 Mann starken Detachements. Da ich von der Tapferkeit dieses Mannes im Norden viel hatte reden hören, so war ich nicht wenig begierig, ihn zu sehen. Seine Erscheinung überraschte mich. Er war ein bäuerlich und unsoldatisch aussehender Mann, hatte nichts Angenehmes an sich und glich eher einem Pachter, als einem General. Ein Schwert baumelte höchst nachlässig und gar nicht an seinem rechten Platze um seine Beine und war, außer einer schwarzen Lederkappe, das einzige Zeichen seines Standes; sonst war er ganz wie ein Civilist gekleidet. Seine kleine Armee campirte unter dem Fort und er beaufsichtigte die Errichtung seines eigenen, des Generalzeltes, in einer, wie mir schien, höchst ungeneralhaften Weise. Er hatte mehrere Neger bei sich, die seine Leibsklaven waren, und die rohen Bemanen, die er ihnen gab, indem sie das Zelt aufschlugen, nahmen mich ebensowenig zu seinen Gunsten ein, als sie auf seine Bildung ein vortheilhaftes Licht warfen.

Gegen Abend ließ sich ein lautes Geschrei vom Generalszelte her vernehmen, und als ich mich näherte, konnte ich deutlich unterscheiden, wie einer von den Leibeigenen flehentlich um Gnade bat. Indem ich einen Augenblick lauschte, hörte ich, wie dieser ausgezeichnete General unter Fluchen und Schimpfen den armen Neger mit einer Peitsche von ungegerbtem Leder schwer bearbeitete; wahrscheinlich machte er auf diese Weise seinem Aerger über den schlechten Erfolg seiner Expedition gegen die Indianer Luft. Der arme Neger hatte seinen Herrn vielleicht durch irgend eine Kleinigkeit geärgert, und dieser suchte ihn nun nach südlichem Styl und ohne viel Rücksicht auf die Oeffentlichkeit zu „bessern". Es ist dies in den südlichen Breiten ein so gewöhnliches Verfahren, daß man sich weiter Nichts mehr dabei denkt, und auch diesmal verursachte der geschilderte Vorfall kaum ein paar flüchtige Bemerkungen Derer, die dabei standen. Der Neger war sein Eigenthum und er hatte das anerkannte Recht, ihn zu „bessern", so oft und so viel es ihm beliebte. Und dieser Mann, dessen Lieblingszeitvertreib es war, seine Neger blutig zu schlagen, war ein sogenannter Patriot und Candidat des Präsidentenstuhls, welchen er später — wie man sich erinnern wird! — auch erlangte.

Die bewaffnete Macht, die ihn begleitete, war in einem solch elenden Zustande, daß sie mich an das Lumpenregiment Falstaff's und die Steifleinenen erinnerte. Sie bestand hauptsächlich aus rohem, undisciplinirten Gesindel, und dabei sahen sie Alle aus wie dienstuntaugliche Veteranen; denn die Gewandtheit ihres Feindes, der an die unermeßlichen Sümpfe, Schilfmoore und Rohrdickichte gewöhnt war, hatte die Energie dieser Leute ganz vernichtet und den Esprit de Corps, ohne welchen in einer Armee kein Erfolg erwartet werden kann, ganz unmöglich gemacht.

Verschiedene Indianische „Sachems" oder Häuptlinge begleiteten das Commando; es waren schöne Burschen, aber sie schienen erschöpft von dem langen Marsch durch die Wildniß. Einer derselben, Namens Pamell, zog besonders meine Aufmerksamkeit an. Er war ein junger Mann von höchst interessanter, fast weiblicher Schönheit und glich seinem handfesten Gefährten wenig. Er war ursprünglich ein Gefangener, aber gütige Behandlung hatte ihn zum Freund Derer gemacht, die ihn seiner Freiheit beraubt hatten, und er diente denselben nun als Führer. Es war bekannt, daß sein Vater sehr erzürnt gegen ihn war, und Boten ausgesandt hatte, die ihn fangen und zurückbringen sollten. Wenige Monate nachher erfuhr ich, daß er erschossen worden sei, während er sich draußen auf der Jagd befunden habe; ohne Zweifel auf die Veranstaltung seines Vaters, welcher es vorzog, ihn todt, als im Bund mit weißen Männern zu sehen.

Nach einigen Tagen verließ ich Fort Andrews und setzte meinen Weg nach Deadman's Bay fort. Wir mußten sehr auf unsrer Hut sein wegen der Indianer, von denen eine Anzahl, wie wir hörten, in die Richtung hin, die wir nehmen mußten, versprengt worden war. An verschiedenen Stellen sahen wir menschliche Gebeine liegen, wahrscheinlich die Reste eines früheren Kampfes zwischen Truppen der Vereinigten Staaten oder Reisenden, gleich uns, und Indianern oder Negern. Ein Schädel, den ich aufhob, war von einem Tomahawk zersplittert worden und war obendrein, in der Gegend des linken Ohres, von einer Kugel durchlöchert. Unsre Lage war eine höchst gefährliche, aber ich war einmal entschlossen, meine Reise auf alle Fälle fortzusetzen, ungeachtet der Abneigung, welche zwei oder drei von meinen Begleitern zeigten, wenn sie — wie das mehrfach geschehen — Indianische Lagerstellen, die nur wenige Tage alt sein konnten — entdeckten. Auf einer derselben fanden wir eine Quantität Indianischen Mehles, sog. Pfeilwurzelmehl (arrowroot), ein Stück von einem Zügel und das Aas eines Kalbes; aber wir ließen das erstere liegen, da wir fürchteten, es möchte vergiftet sein und mit dem letzteren konnten wir nichts machen, da unser einziger Hund bereits von den Wölfen zerrissen worden war. Als wir durch eine dichte Buschinsel von einer Viertelmeile Umfang, durch welche die Pioniere der Amerikanischen Armee jüngst einen rauhen Weg gehauen hatten, ziehen mußten, stieg ich vom Pferde, um eine Aussicht dieser dichen Schatten auf beiden Seiten zu haben. Die feierliche Stille ringsum schien mir gleich der Stille des Todes — besonders wegen der Gefahr, in der wir durch die Fehde schwebten, welche zu jener Zeit zwischen den Indianern und Weißen bestand. Ich drang wohl eine volle Viertelmeile seitwärts in das Dickicht vor und schreckte, indem ich vorwärts schritt, zwei ungeheure weiße Vögel auf, welche in einem von majestätischen Cederbäumen umgebenen Sumpfe standen. Ich hätte mit leichter Mühe einen derselben herunterschießen können, aber ich dachte, es sei grausamer Uebermuth, es zu thun. Sie waren, nach meiner Schätzung, volle sechs Fuß hoch und wunderschön weiß, mit einigen gelben Flecken. Der Kopf des Einen, welcher das Männchen zu sein schien, war mit einem gelben Busch geschmückt. Sie segelten ruhig über meinem Haupte dahin und schienen sich vor dem Eindringling wenig zu fürchten.

In dieser jungfräulichen Dunkelheit, die vielleicht von Menschen nie zuvor betreten (denn umsonst suchte ich nach Spuren derselben) wohnen viele wilde Thiere, Vögel und Reptilien ohne Furcht neben einander; denn obwohl der Indianer in der Nähe ist und von der Jagd lebt, so ist doch das Territorium so weit und die Anzahl der Rothhäute dagegen so gering, daß es ohne Zweifel viele Plätze giebt, die nie ein Mensch überschritten.

Als ich, etwas unerwartet, aus dem Buschwerk wieder in die offene Sandebene trat, verursachte ich meinen Leuten keinen geringen Schreck; sie griffen instinctmäßig nach ihrer Flinte, da sie dachten, es nahe sich eine Schaar der feindlichen Indianer.

Die beständige Furcht vor ihnen veranlaßt den Reisenden in diesem Lande fortwährend auf seiner Hut zu sein. Die geringste Bewegung in einem Gebüsch macht die Besorgniß rege und erfüllt die Seele des Muthigen und Furchtsamen mit gleicher Ahnung einer nahenden Gefahr. Denn der verrätherische Indianer kriecht heimlich zum Angriff heran und ohne nur einen Augenblick vorher es zu wissen, sind schon zwei oder drei von der Gesellschaft durch Flintenkugeln zur Erde gestreckt, oder die scheu gemachten Rosse werfen ihre Reiter ab und lassen sie der Gnade dieser Unmenschen zurück.

Endlich hatte ich die Bay erreicht und ward in den Offiziers-Quartieren eines zeitweilig dort aufgeschlagenen Forts untergebracht. Das Dampfboot, mit dem ich weiter reisen wollte, war eben abgegangen, so daß ich in Erwartung des folgenden hier länger verweilen mußte, als meine Absicht gewesen. Um die Zeit zu vertreiben, ging ich meilenweit in die Urwälder und beschäftigte mich mit der Jagd; aber da das Boot immer noch nicht kommen wollte, obgleich ich länger schon als mir lieb war, gewartet hatte, so beschloß ich, zurück nach Tallahassi zu gehen, da ich des einsamen Lebens satt und müde war.

Während ich noch auf diesem Posten war, kam eine Schaar berittener Freiwilliger von Georgia an. Es waren zumeist Farmerssöhne, deren Väter von den unaufhörlichen Angriffen der Indianer gelitten und nicht selten auch den Verlust theurer Familienglieder, die als Opfer der grausamen Schlächtereien gefallen waren, zu beklagen hatten. Es war bestimmt worden, daß eine Compagnie Infanterie, welche in dem Fort stationirt war, im Verein mit diesen Freiwilligen handeln und das Land auf vierundzwanzig Meilen in der Runde nach Indianern durchsuchen sollte, deren Spuren gesehen worden waren und die, wie man sicher annahm, nicht viele Meilen entfernt lagern mußten. — Da ich begierig war, die Operationen dieses kleinen Feldzugs gegen einen so verschlagenen Feind mit anzusehen, so theilte ich einem Major meine Absicht mit, die Expedition zu begleiten. Er war über mein Anerbieten sehr erfreut, versah mich mit einer trefflichen Büchse und andern militärischen Bedürfnissen aus den Vorräthen des Depots. Nach einem kurzen Verzug, der seinen Grund in dem Ausbleiben einiger Wagen hatte, welche die Expedition begleiten sollten, versammelte sich die Streitmacht vor den Holzverschanzungen und brach, nachdem sie mit Mundvorräthen für Mann und Pferd auf zehn

Tage verproviantirt worden war, unter Commando des oben erwähnten Majors auf und zog quer durch die Sandebene, um einen dichten Cedern- und Cypressensumpf, zehn Meilen entfernt, zu erreichen, woselbst man vermuthete, daß der Feind sich verborgen halte. Nach einem anstrengenden Marsche durch ein wildes Land, so überwachsen mit sägenförmigen Zwergpalmen und Unterholz, daß unsere Pferde große Mühe hatten, durchzukommen, erreichten wir die Sümme des Sumpfes; hier hielten die anwesenden Offiziere einen Rath, und es ward beschlossen, daß ein indianischer Führer, den wir bei uns hatten, hineingehen und eine Unterredung mit den Indianern halten sollte, um sie womöglich zur Uebergabe zu bewegen. Der Führer ging ins Buschwerk, welches sich längs der Seite des Sumpfes so weit ausbreitete, als das Auge reichen konnte, rechts und links. Ich habe vergessen zu bemerken, daß dieser Mensch, mit dem gewöhnlichen Scharfblick der Indianer, unzweifelhafte Zeichen, daß der Feind in der Nähe sei, entdeckt hatte, lange noch bevor wir den Fleck erreicht hatten.

Nach einer Abwesenheit von etwa einer Stunde, während welcher Zeit wir uns erfrischt und auf den erwarteten Kampf vorbereitet hatten, kehrte unser Führer zurück, und brachte einen Bogen und einen Köcher voll Pfeilen als Zeichen seines wirklich stattgehabten Zusammentreffens mit den versteckten Indianern mit sich. Der Bericht, den er gab, und welcher von einem halbgebildeten Indianer, der die Expedition zu diesem Zwecke begleitete, übersetzt ward, lautete dahin, daß er, nachdem er eine Strecke weit in die Wildniß vorgedrungen, zu dem Lager des Feindes gekommen und augenblicklich von Kriegern umringt worden sei, die ihn ergriffen, aber nach längerem Hin- und Herreden wieder hätten gehen lassen, ihm aber Pfeil und Bogen geschenkt hätten, zum Zeichen ihres unbeugsamen Entschlusses, den Krieg fortzusetzen.

Auf diese Nachricht hin befahl der kommandirende Offizier sofort, daß die ganze Streitmacht (mit Ausnahme einer Wache für die Pferde und Wagen) vordringen und sie überraschen sollte. Der Führer schüttelte den Kopf, als er das hörte, und indem er auf den Morast wies, sagte er: „Dort ist der Weg. Ich habe ihn Euch gezeigt; folgt ihm, wenn Ihr wollt. Ich gehe nicht.“ Es half indeß Nichts, zu zögern, und es ward befohlen, daß Alle sich in Bewegung setzen sollten. Ich für meinen Theil wäre nun gerne zurück geblieben; allein ich hörte, daß Zurückbleiben noch gefährlicher wäre, als Vorwärtsgehen, da die Indianer höchst wahrscheinlich aus einem andern Theile hervorbrechen würden, um die Pferde zu stehlen und die Wagen zu plündern. Darum wählte ich denn das kleinste von den beiden großen Uebeln, obwohl ich fest erwartete, daß es zu einer Schlacht kommen würde. Nachdem wir, soviel ich es schätzen konnte,

eine halbe Meile vorwärts gedrungen waren, zuweilen auf unsern Knien in morastigem Lehm, und oft aufgehalten durch undurchdringliche Wände von wildem Wein und andern Rankengewächsen, die uns höchlich belästigten und mich tausendmal bereuen ließen, daß ich mich in solche Gefahren und Unbequemlichkeiten muthwillig begeben hatte, versetzte der Schall von zwei Flintenschüssen die ganze Gesellschaft in unbeschreibliche Aufregung. Da wir glaubten, daß wir angegriffen seien, so flohen Alle, so rasch wie ein Gedanke, hinter die Bäume, die uns umgaben, wo ein Jeder aus den Aesten, welche als ein Schutz gegen die Flintenkugeln des erwarteten Feindes gesucht waren, einige Minuten lang in großer Ungewißheit hervorlugte, als auf einmal ein lautes Freudengeschrei von dem Theil der Gesellschaft, der im Vorsprung war, und einige Flintenschüsse uns anzeigten, daß sie auf der Lagerstelle angekommen waren. Da das Feuern bald aufhörte, so ward es mir klar, daß die Indianer geflohen sein mußten; dies schien auch die Meinung der Freiwilligen in meiner Nähe zu sein, denn sie verließen ihre Schlupfwinkel und stürzten vorwärts. Als wir auf der Stelle ankamen, lagen die Soldaten schon rund um ein Indianerfeuer, über welchem ein siedender Kessel voll Wildprett hing, da die Indianer ohne Zweifel dabei waren, eine Mahlzeit zu bereiten, als sie von uns gestört worden waren. Nicht weit vom Feuer lag ein großer aus einem gefallenen Baume verfertigter Trog, in welchem eine Quantität von Pfeilwurzeln in der Zubereitung begriffen war. Diese Pflanze wächst unter dieser Breite in großer Fülle und ist die hauptsächlichste Nahrung der Indianer. Die Reste eines stattlichen Rehbocks lagen in der Nähe, ebenso einige Rindlederschuhe, Gamaschen und andere Indianische Haushaltsdinge.

Der Feind, den wir so unzeitig gestört hatten, war — wie gewöhnlich — geflohen; aber wir fanden Blutspuren, und die erste Colonne unsres Trupps berichtete, daß sie auf zwei Krieger gefeuert hatte, welche mit einem Weib und zwei Kindern auf der Stelle gewesen seien, als sie ankamen.

Da es für nutzlos gehalten ward, sie zu verfolgen, die ohne Zweifel mit den Verstecken der Wildniß besser bekannt waren, als wir, so machten wir uns über das Wildpret her, von welchem Einige jedoch Nichts nehmen wollten, aus Furcht, es möchte vergiftet sein. — Später, als wir die Wagen wieder erreichten, fanden wir zu unserer großen Freude, daß Alles unberührt geblieben sei, und da es Nacht ward, so beschlossen wir, daselbst, in der Nähe einer Quelle trüben Wassers, zu lagern. Eine Schildwachtreihe ward um unsern Ruheplatz aufgestellt, und für einen Theil der Gesellschaft wurden einige Zelte aufgeschlagen; der Rest hüllte sich in Tücher und schlief auf dem Sande. Nachdem die Whiskeyflasche rund ge-

gangen war, schlug der muntere, kleine Major vor, zu singen, und da einer von den Infanteristen sich, bevor er die militärische Carrière erwählt hatte, mit Singen auf der Straße ernährt hatte, so ward er als der einzige „Künstler“ unsrer Gesellschaft in das Majorszelt geladen. Obgleich wir uns in der Mitte drohender Gefahren befanden, denn wir kannten die Zahl der feindlichen Indianer nicht, so verbrachten wir doch einen fröhlichen Abend.

Bald nach diesem Vorfall kehrte die kleine Armee zu der Bay zurück und in ein oder zwei Tagen machte ich mich auf die Reise nach Tallahassi. Ungefähr zwanzig Meilen von Deadman's Bay holten wir einen flüchtigen Neger ein, und da wir unerwartet über ihn kamen, als er eben um die Ecke eines Schilfmoors bog, so hatte er nicht Zeit zu entwischen, da er in Schußweite war. Er hob seine Arme empor und stieß einen durchdringenden Schrei aus (wie die Indianer immer thun, wenn sie in Gefahr sind), da er jeden Augenblick glaubte, erschossen zu werden. Er hatte indessen von uns Nichts zu fürchten, da wir seine Freunde und nicht seine Feinde waren. Als ich sah, daß er keine Flinte hatte, ritt ich vorwärts und redete ihn zuerst an. Er war durch die Art, wie ich mit ihm sprach, bald beruhigt, und bat flehentlich, daß wir ihn nicht zurückhalten oder beschädigen sollten. Dies versprach ich ihm sogleich, wenn er uns mittheilen wollte, ob Indianer in der Nähe seien oder nicht. Er sagte: nein; sie hätten die Gegend verlassen „vor zwei Sonnen“ (Tagen), hätten eine östliche Richtung eingeschlagen, und wir könnten ruhig nach Fort Andrews weiter reisen.

Nachdem ich mehrere andere Fragen an ihn gerichtet hatte, erkundigte ich mich, ob die Indianer wohl ihren Weg von da nach Tallahassi kreuzen würden? Er sagte auch: nein; sie wären weit weg in einer andern Richtung, da sie nach Ost-Florida, zwanzig Meilen entfernt, gezogen wären. Der Bursche war in einer hülflosen Lage und bettelte um ein Stück Brod, da er fast vor Hunger umfallen müßte. Ich ließ ihm etwas trockenes Wildpret und Brod reichen, was er mit Gier verschlang. Den Namen seines Herrn wollte er mir nicht nennen, aber er sagte mir, daß hunderte von Negern mit den Indianern gemeinsame Sache gemacht hätten, sechse von derselben Pflanzung, welcher auch er entsprungen sei. Meine Gefährten wollten zuerst ihn festhalten und an seinen Herrn abliefern, aber mein entschiedenes Auftreten dagegen brachte sie von ihrem Vorhaben ab. Ich wies auf das Schilfmoor, und nachdem ich ihm einen Tropfen Branntwein gegeben hatte, sagte ich ihm, er solle machen, daß er fortkäme, worauf er wie ein Hirsch ins Dickicht schoß und mit einem lauten Freudenschrei aus unsern Augen entschwand.

Ungefähr zehn Meilen weiter, als wir um die Ecke eines dich-

ten Buschmoors bogen, hörten wir das Gebell eines indianischen Hundes, und da wir die Nähe einer Bande von Wegelagerern fürchteten, so waren wir sogleich auf unsrer Hut. Der Hund kam indessen nicht aus dem Gehölz und wir machten, daß wir aus der gefährlichen Gegend fortkamen. Als wir wieder in Fort Andrews angelangt waren, ohne weiter bemerkenswerthe Abenteuer, fanden wir eine Abtheilung von Freiwilligen, welche eben nach Fort Pleasant, in der Richtung, die wir selber einschlagen mußten, aufzubrechen im Begriff waren. Nachdem ich meine nun beinahe ganz erschöpften Kräfte durch einen erquickenden Schlaf wieder aufgefrischt hatte, ging ich zu ihrer Lagerstätte am Strom hinunter. Sie hatten Tags zuvor ein Treffen mit einer starken Indianerschaar gehabt und dieselben mit Verlust zurückgeschlagen. Sie zeigten mir verschiedene blutige Scalps von Kriegern, die sie getödtet hatten. Ich konnte nicht umhin, die Schönheit des an der Kopfhaut noch hängenden Haares, welches rabenschwarz und von einem wunderschönen Glanze war, zu bewundern. Sie hatten einige gefangene Indianerweiber nebst einem halben Dutzend Kinder bei sich; die erstern waren von Gram verzehrt, besonders war eine, deren junger Gatte in dem Treffen erschossen worden und dessen Scalp einer der von mir erwähnten war, ganz überwältigt von Schmerz. Die Kinder, die von dem Elend ihrer Eltern wenig Bewußtsein hatten, schwammen im Fluß herum und tauchten wie Amphitriten auf und nieder; sie hatten jeder einen kleinen Bogen und einen Köcher voller Pfeile. Ohne Zweifel waren die Indianer, denen die Freiwilligen das Treffen geliefert hatten, dieselben, von welchen der Neger, mit dem wir achtundvierzig Stunden früher zusammengetroffen waren, erzählt hatte.

Ich wollte nun eine Zeit lang in Fort Andrews bleiben, zum Theil um einen Freund, mit dem ich mich verabredet hatte und von dem ich bald mehr erzählen werde, hier zu erwarten, und theils um meine Kräfte wieder herzustellen, da mich das Wechselfieber ergriffen hatte, welches meinen Körper sehr schwächte und das Reisen höchst beschwerlich machte. An Bequemlichkeiten war allerdings wenig im Fort vorhanden; aber es fehlte nicht an ärztlicher Hülfe und nie werde ich die Liebenswürdigkeit vergessen, mit der mich die dortigen Offiziere behandelten.

Ich verbrachte meine Zeit damit, in die Wälder zu streifen, wenn es meine Gesundheit erlaubte, und hatte bei diesen Ausflügen ein Boot bei mir, mit welchem ich mehrere Male den vielfach gewundenen Strom Estinahatschi bis an die einige Meilen entfernt gelegene Bay durchdrang. Wenn es Nacht ward, so versenkten wir unsere Böte, damit die Indianer, welche die Gegend unsicher machten und Verwüstungen anrichteten wo sie konnten, sie nicht stehlen oder

zerstören möchten. Unterhalb des Forts lagen in einem finstern Thal, durch welches der Strom sich in schweigendem Laufe windet, die Ruinen einer Mühle. Sie war einst bewohnt gewesen, aber die Leute waren vor einigen Jahren von den Indianern ermordet worden, welche ihre Grausamkeit (wie ihr fast unveränderlicher Gebrauch ist) dadurch vollendeten, daß sie das Gebäude anzündeten.

Eines Tages, als ich nach einem langen Streifzuge in einsamem Nachdenken über meine Lage und die umgebende Landschaft da saß, sah ich einen schönen Indianer, der im höchsten Grade abgemattet schien, aus dem anstoßenden Buschmoor auftauchen und zum Saume des Stromes gehen, woselbst er, nachdem er mit ängstlich suchendem Auge und Gesicht umhergespäht hatte, seine Flinte niederlegte, zu einem Baum schritt, der sich über den Strom hinstreckte, als ob er durch einen Sturm umgebrochen worden sei, bis zum Ende desselben kroch und anfing sich mit dem Wasser zu waschen. Sein Aussehen war höchst romantisch, und nach seinem Anzuge zu urtheilen, mußte er ohne Zweifel ein Krieger von Auszeichnung sein, der wahrscheinlich seinem Weibe folgte, einer jener Indianerinnen, welche von den Freiwilligen gefangen worden waren und sich auch in Fort Andrews befanden, wo sie auf die Befehle des Generals Taylor warteten. Ich hätte ihn unfehlbar herunterschießen können, wenn ich bewaffnet gewesen wäre. Allein auch wenn dies der Fall gewesen wäre, so würde ich es dennoch nicht gethan haben, da es mein fester Vorsatz war, meine Hände nicht muthwillig mit dem Blute eines Indianers oder Negers zu beflecken, wie dies leider hier nur zu oft vorkommt. Auch ihn zu verrathen kam mir nicht von Weitem in den Sinn, denn ich hatte das tiefste Mitgefühl für die Leiden dieser Race und wußte wohl, daß eine nicht zu vertheidigende Gier nach neuen Eroberungen auf Seite der Vereinigten Staaten zuerst die Empörung von Negern und Rothhäuten hervorgerufen und Feindseligkeiten veranlaßt hatte. Nachdem der Neger mit seinem Bad zu Ende war, schritt er wie ein Hirsch in die dunkle Tiefe des Waldes zurück, während ich mich mittlerweile aus dem Bereiche der Gefahr entfernt hatte, denn er seinerseits war gewiß von wilden Rachegefühlen entbrannt und in einer von der meinen sehr weit verschiedenen Stimmung.

Während meines Ausflugs nach Deadman's Bay hatte ich die Bekanntschaft eines jungen Schotten gemacht, der dem Medizinalstab der Vereinigten Staaten-Armee, wenn ich nicht irre, als Supernumerarius mit der Anwartschaft auf demnächstige Anstellung, beigegeben war. Es war ein ungemein liebenswürdiger Gesellschafter, von einer guten natürlichen Anlage fließender Unterhaltungsgabe, scharfem Beobachtungstalente, frei von Selbstsucht und wohl erzogen, so weit ich mich erinnere, zu Cambridge in England. Wir gewöhnten uns

rasch an einander. Er begleitete mich auf meinen Wanderungen und während meines dortigen Aufenthaltes waren wir fast unzertrennlich. Er war eins von jenen Wesen, wie sie uns die gütige Vorsehung zuweilen sendet, wenn wir die dunkle Straße des Lebens unter ungewöhnlich erschwerten Verhältnissen wandeln sollen; und meine schönste Hoffnung war, mit ihm dereinst auf günstigerem Boden die Freundschaft fortzusetzen, die wir in bedrängter Zeit mit einander geschlossen. Aber die Rathschlüsse der Vorsehung sind unerforschlich, und ihre Wege in der That werden nicht ausgefunden. Davon ward mir aufs Neue ein Beispiel durch die Katastrophe gegeben, welche ich jetzt erzählen will, und die mich meines Freundes für immer beraubte. Als wir noch an der Bay waren, drückte er den Wunsch aus, St. Marks, Tallahassi und Apalachicola zu besuchen, und zwar wollte er, sobald es die Amtsgeschäfte erlaubten, wo möglich mit dem Dampfschiff reisen, oder, wenn dieses ausbleiben sollte, über Land gehen und sich einer Eskorte anschließen, die etwa desselben Weges zöge. Da ich lebhaft wünschte, auf meinem Wege nach Süd-Carolina seine Gesellschaft zu haben, so machte ich, wie früher schon mitgetheilt, in Fort Andrews Halt, damit er mich dort in einer Woche ungefähr antreffen und mit mir zusammen nach Fort Pleasant, zehn Meilen weiter, und von da nach Tallahassi reise.

Da die Zeit jetzt gekommen war, in welcher ich seine Ankunft erwartete, so sah ich eines Morgens ängstlich durch einen langen Durchblick von Fichten- und Haidehügeln nach ihm aus, als ich plötzlich in der Ferne zwei Reiter gewahrte, die sich mit der größten Hast nahten; ich bildete mir zuerst ein, wie sich's denn auch nachher als wahr herausstellte, daß sie der Vortrab von der Eskorte meines Freundes seien — aber da sie herankamen, konnte ich es der Aufregung, in der sie sich befanden, und dem dampfenden Zustand ihrer Pferde, welche ganz weiß von Schaum und Schweiß waren, ansehen, daß etwas Außerordentliches geschehen sei.

Die Geschichte war bald erzählt: Es ging daraus hervor, daß ungefähr auf der Mitte zwischen den beiden Ansiedlungen oder Stationen eine Indianerschaar im Hinterhalt gelegen und auf den Trupp gefeuert hatte, und daß mein Freund das Opfer eines verrätherischen Schusses geworden war. Die Nachricht erschütterte mich furchtbar, und nach kurzer Berathung mit einem anwesenden Manne, der die Gegend genau kannte, war ich entschlossen, eine möglichst ansehnliche Begleitung aufzubringen und nach der Mordstätte hinzueilen, um die Reste meines armen Freundes, dessen Gebeine sonst, wie ich es oft auf meinen Reisen durch dies Land gesehen hatte, auf den Sandhügeln hätten bleichen müssen, zu sammeln. Wir brachen unverzüglich auf, unsrer vierzehn Mann, wohlbewaffnet mit Flin-

ten, Jagdmessern und Pistolen, gefolgt von einem mit vier kräftigen Maulthieren bespannten und von einem Neger getriebenen Wagen, in dem wir den Leichnam zurückbringen wollten. Die Expedition war wegen der Nähe einer jüngst entdeckten Indianerschaar, welche in dem Distrikt furchtbare Gräuelthaten beging, von nicht geringer Gefahr begleitet, doch wußten wir nicht, ob jene Schaar groß oder klein, und ob es nicht dieselbe sei, von der ich oben schon gesprochen.

Nach einer melancholischen Reise, während welcher Jeder so sehr seinen eigenen traurigen Gedanken nachhing, daß wenig gesprochen wurde, erreichten wir den verhängnißvollen Ort, welcher uns von Einem jenes Trupps, der meinen Freund eskortirt hatte, gezeigt ward. Er befand sich an dem Ende einer dichtbewachsenen Mooriusel, an deren Rand einige ungeheure Bäume lagen, welche vor Kurzem durch einen Orkan umgestürzt zu sein schienen. Hinter dieser Barrikade hervor hatten die Indianer auf den vorbeiziehenden Trupp unerwartet geschossen — der Angriff war so plötzlich geschehen, daß die Ueberraschung und der Schreck sie mehr noch als die wirkliche Gefahr kampfunfähig machten. Der Ueberlebende, welcher unsern Streifzug begleitete, erzählte, daß sie Einer hinter dem Andern hergeritten wären, wie dort Gebrauch ist; daß der arme H— vor ihm ritt, und daß er ihn, unmittelbar nachdem die Indianer gefeuert hatten, rückwärts von seinem Pferde taumeln und zur selben Zeit mit seiner linken Hand an seinen Kopf habe fahren sehen. Er konnte nicht mehr erzählen, da sein Pferd scheu ward und mit ihm, der vor Schreck unfähig war es zu zügeln, in gestrecktem Galopp durchging. Wenn der Trupp gehalten und das Feuer erwidert hätte, so würden sie höchst wahrscheinlich Einige von den Wegelagerern niedergestreckt, oder, wenn die Anzahl derselben gering gewesen wäre, wenigstens meinen armen Freund gerettet haben.

Wir fanden Fußspuren der Indianer, denen wir folgten; nach ihnen zu urtheilen, mußten dieselben von geringer Anzahl sein, und ferner ging daraus hervor, daß H—, nachdem er gestürzt war, sich noch einmal erhoben und vor dem Feind geflüchtet hatte, ungefähr zweihundert Ellen in der Richtung nach der Ebene zu; daß er hier aber wieder eingeholt und sein Schädel von hinten durch einen Tomahawk gespalten worden war. Bald auch entdeckten wir seinen Leichnam im Sande, und die Geier und Wölfe hatten schon das Fleisch und die Muskeln bis auf die Knochen abgefressen. Wir sammelten die Gebeine mit ehrfurchtsvoller Sorgfalt und legten sie in den Wagen, der sie nach Fort Andrews bringen sollte. Auf dem Knochen des kleinen Fingers der linken Hand war ein Smaragdring, welchen ich den ermordeten Mann oft hatte tragen sehen, und der, bedeckt mit Sand und Blut, dem Auge und der Gier seiner

Mörder entgangen sein mußte. Der linke Kinnbacken war durch eine Flintenkugel zerschmettert. — Nach ermüdender Tagesreise erreichten wir Fort Andrews mit den Resten meines Freundes, die wir früh am andern Tage in den Sand begruben. Eine militärische Salve ward von einigen Soldaten der Garnison über dem Grabe abgefeuert. Nördlich von Fort Andrews auf einem Waldabhange kann man eine Zinkplatte sehen, mit dem Tage seines Todes und einer kurzen Angabe der Umstände, die denselben begleiteten, darauf. Ich habe die Grabstätte so weit als möglich vom gewöhnlichen Wege entfernt gewählt und mein kleines Denkmal so errichtet, daß man es nicht anders sehen kann, als wenn man nahe steht; und so habe ich gehofft, daß es der Raubgier der Indianer entgehen würde. —

Bei meinen Wanderungen durch die Sandwüsten von West-Florida hatte ich mehrfach Gelegenheit, die vernichtenden Einflüsse jener Tropenstürme zu beobachten, von denen die Bewohner der gemäßigten Zone gar keinen Begriff haben. Namentlich erlebte ich ein solches Unwetter, das von so ungewöhnlichen und überraschenden Phänomenen begleitet war, daß ich nicht umhin kann, dem Leser ein Paar Worte darüber mitzutheilen. Es war in der Mitte des Sommers, und so heiß, daß wir mehrere Tage lang 84 bis 90° F. hatten. Wir waren des Morgens um 8 Uhr aufgebrochen und den ganzen Tag unter der glühenden Sonne dahingeritten, gegen deren Strahlen unsre Palmblätterhüte uns nur schlecht schützten. Wir hatten unbeschreiblich heftiges Kopfweh — der meine schmerzte mich so, daß ich alle Augenblicke glaubte, er möchte „splittern“; ein Wort, welches man bei uns wohl ohne weitern Sinn anwendet, das aber auf den Süden vollkommen paßt. Gegen Abend nahm die Schwüle beträchtlich zu und die Dichtigkeit der Atmosphäre machte das Athmen beschwerlich. Eine verdächtige Stille in der Luft trat ein, und wir erwarteten jeden Augenblick, daß das Unwetter losbrechen würde. Aber es war keines, das durch eine gewöhnliche Entladung von Donner, Blitz und Regen sich erleichtern konnte — denn wir fühlten wohl, daß gewaltigere Kräfte in Thätigkeit waren. Die Dicke der Luft war von einem Halbdunkel begleitet, ähnlich dem, welches bei einer Sonnenfinsterniß herrscht; und die Sonne, welche den ganzen Tag lang einen schwarzgelben Schein ausgestrahlt hatte, war nun so in Dunst verhüllt, daß man sie kaum noch in ihren Außenlinien erkennen konnte — während ein unterirdisches Getöse den Schreck unsrer Lage erhöhte, da es uns an die Erzählungen von Erdbeben und ähnlichen Naturerscheinungen, die wir gelesen hatten, erinnerte. Wir bewegten uns langsam vorwärts, wie das Leute thun, welche einer Gefahr entgegengehen, die ihnen Vernichtung droht, und ein unerklärliches Gefühl von Müdigkeit und Erschlaffung ergriff die ganze Gesellschaft. Geier und andere Raubvögel schrieen

fürchterlich, indem sie rund um unsre Köpfe in der größten Aufregung hin- und herschwirrten, — wir konnten nicht sagen, ob Schreck oder die Aussicht auf ein reiches Mahl sie aufgejagt hatte. Diese gefräßigen Unholde kamen oft mit großer Frechheit bis auf wenige Fuß über die Köpfe unsrer Pferde herunter, die von Entsetzen ergriffen schienen, indem sie sich also nahten. Ich legte auf einen der größten dieser Vögel die Flinte an, und er stürzte zu meiner Linken mit einer Gewalt nieder, die ich nur mit dem Fall eines menschlichen Wesens vergleichen kann. Sobald der Vogel den Grund berührt hatte, gab er Aas von sich und starb. Als ich meine Flinte abfeuerte, war der Schall wegen des Zustandes der Luft ungewöhnlich schwach, und zwar so sehr, daß meine Gefährten, die nicht 100 Schritt vor mir waren, ihn kaum noch hörten. Die wilden Thiere im Schilfmoor am Wege, welche gewöhnlich still und heimlich sich in ihre Schlupfwinkel verkriechen, zerrissen die Luft mit ihrem Geheul. Die Ordnung der Natur schien umgekehrt, und die langen Büschel grünen Mooses schwankten traurig an den Bäumen vorwärts und rückwärts, und erhöhten die Feierlichkeit der Scene. — Wie die Gesellschaft ihren Weg langsam durch die Wildniß nahm, blickte jeder Einzelne mit Argwohn um sich — Einer sah den Andern verstohlen an oder stieß einen tiefen und ängstlichen Seufzer aus in Erwartung dessen, was Allen unvermeidlich schien. Wäre das Unwetter, das uns drohte, wirklich losgebrochen, so ist es sehr zweifelhaft, ob die Hand, die dieses schreibt, in den Sandsteppen von Florida nicht längst schon mit dem Staub vermischt worden wäre; denn da wir weiter ritten, sahen wir gigantische Fichten, Cedern und Wallnußbäume, die von früheren Stürmen entwurzelt, über das umgebende Land hingestreut da lagen, manche hundert Ellen weit von der Stelle, die ihre Wurzeln genährt hatte, während die zerknitterten Aeste unsern Weg bedeckten, schwarz vom Blitz oder von der langen Einwirkung der Tropensonne. Aber Gott hatte es anders beschlossen. Nachdem der schreckliche Zustand ungefähr eine Stunde gedauert hatte, schien sich die Natur selbst durch einen plötzlichen Rückschlag erleichtert zu haben; eine kühle Brise, die unsre Lebensgeister in hohem Grade erfrischte, und von jenem lauten und hohlen unterirdischen Getöse, von dem ich vorhin gesprochen habe, begleitet war, fing unerwartet an zu wehen und fegte wie durch Zauberei die Schlaffheit der Natur fort. Was diese Naturerscheinung um so merkwürdiger machte, war die gänzliche Abwesenheit von Blitz und Donner. Meine Gefährten schrieen laut auf vor Freude, als das hohle Tosen des werdenden Sturmes sich ostwärts verlor (denn wie sie mir sagten, zeigte dies an, daß die Gefahr vorüber); ich fühlte ein Entzücken, das ich nicht beschreiben kann, und stimmte von

Herzen in die Freudenrufe ein, die meine Gefährten erhoben, indem sie dahinzogen.

II.

Die Schwarzen und die Weißen.

Florida bringt Apfelsinen, Pflaumen, Cacao, Moschus und Wassermelonen in Ueberfluß hervor. Die offenen Theile des Landes sind hier und da mit Waldflecken voll knorriger Fichten von sehr harzreicher Natur, voll weißer und rother Eichen, Wallnußbäumen, Cedern und Cypressen bedeckt, übrigens aber mit dürrem Gras, das nur dem Wild kärgliche Nahrung gewährt, bekleidet. Die traurige Eintönigkeit vom Innern dieses öden Landes macht auf den Wandrer einen beängstigenden Eindruck; und die Reise von einer Ansiedlung zu der andern durch Fichtenwälder scheint ihm endlos zu sein.

Eines Morgens, kurz vor meiner beabsichtigten Abreise nach Tallahassi, wurde ich vor Tagesanbruch durch einen Flintenschuß aufgeschreckt, welchem unmittelbar der Ruf „Wache heraus!“ und ein großer Lärm folgte. Da dies wegen der steten Befürchtung vor einem Angriff der Indianer auf die Verschanzung nichts Ungewöhnliches und während meines Aufenthaltes schon mehrfach vorgekommen war, so beschloß ich liegen zu bleiben und zu lauschen, bevor ich mich erhöbe. Die Unterredung, die nun erfolgte, und das Getrappel von Pferden überzeugte mich bald, daß es Freunde gewesen, die angelangt. Allein ich war begierig zu erfahren, ob der Vertrag schon abgeschlossen worden sei, der damals zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und den Indianern beabsichtigt ward; denn das günstige Zustandekommen desselben würde nicht allein meine Rückkehr nach Tallahassi gesichert, sondern auch vielleicht für immer jenen Scenen voll Blut und Verwüstung, deren Anblick für mich nach und nach etwas Erdrückendes bekommen hatte, ein Ende gemacht haben. Dieses Gefühl ward noch sehr dadurch gesteigert, daß um jene Zeit die Estaffette, welche zwischen Fort Andrews und Deadman's Bay ritt, von einer Abtheilung des Feindes niedergeschossen worden war. Der Leichnam dieses armen Menschen ward nie gefunden, aber man entdeckte Blutspuren an dem Orte, wo er angegriffen sein mußte und der Sattel und Gürtel seines Pferdes waren in tausend kleine Stücke zerschnitten wor-

den. Wahrscheinlich hatte man ihn verwundet und alsdann gefangen genommen, um ihn — nach dem gewöhnlichen Gebrauch der Indianer in Kriegszeiten — zu Tode zu martern.

Da ich mich nun zuletzt erhob und zu einem Hause außerhalb der Verschanzung begab, welches als Offizierswohnung benutzt ward, fand ich, daß der Lärm durch die Ankunft von zwei Compagnieen leichtberittener Soldaten aus St. Marks verursacht worden war, welche einige Koppel Bluthunde eskortirt hatten, die der in diesem Theil von Florida operirenden Armee helfen sollten die Indianer auszurotten. Diese Hunde waren fürchterlich, und wenn man sich den Koppelmännern näherte, welche sie führten, so öffneten sie ihre Rachen zu einem gellenden Geheul und versuchten loszubrechen. Die Hunde waren mit ihren Wächtern eben von Cuba herübergekommen, und der Grund ihrer Herbeischaffung war die Annahme gewesen, daß die Indianer gleich den Marons in Jamaika, welche an dreißig Jahren lang den dortigen Kolonisten trotzten, durch sie zur Unterwerfung gezwungen werden würden. Diese Annahme jedoch sollte eine irrige sein, wie sich bald heraus stellte; denn sogleich beim ersten Angriff tödteten die Indianer einige, und kurz darauf gab man den ganzen Plan auf.

Solch barbarische Mittel sind weder vor Gott noch vor Menschen zu rechtfertigen, wiewohl Manche jedes Mittel, welches Gott und Natur in ihre Hand gegeben, für erlaubt halten, wenn es nur dazu führt, den Krieg zu beendigen, der den Vereinigten Staaten schon so viel Blut und Geld gekostet hat. Auch war der Schritt in den östlichen und nördlichen Staaten nichts weniger als populär; die südlichen dagegen behaupteten in Wort und Schrift, daß es seit unvordenklichen Zeiten Sitte gewesen, flüchtige Sklaven zu jagen, wie man Wild hetzt, und daß es keine große Sünde sei, wenn man sich bei dieser Jagd der Bluthunde, anstatt der Bullenbeißer bediene.

Nachdem ich meinem todten Freunde die letzte Ehre erwiesen hatte, verließ ich Fort Andrews in Gesellschaft von vier Pflanzern zu Pferde und machte mich auf den Weg nach Tallahassi. Wir erreichten bald die besser bevölkerten Gegenden, ohne weiter von den Indianern belästigt zu werden. Doch hatten sie hier traurige Verwüstungen genug angerichtet; wir sahen viele Pflanzungen ohne Bewohner, da die Besitzer entweder durch Mitternachts-Mörder getödtet worden oder aus Furcht entflohen waren. Dicht bei den verlassenen Wohnungen fanden wir ganze Gärten voll der schönsten Pfirsichbäume, die mit Früchten von der üppigsten Fülle so überladen waren, daß sie in Büscheln auf den Boden herabhingen. Wir labten uns an ihnen sehr. — Eingehegte Maisfelder, von Brombeeren überwachsen, und Baumwollfelder mit Egrenirmaschinen (zum Ent-

hülsen und Reinigen der rohen Baumwolle) und Vorrichtungen, um das Produkt in Ballen für den Markt zu packen, boten dem Auge das traurigste Bild der Zerstörung dar.

Auf unserem Ritt begegnete uns eine Gesellschaft von etwa einem halben Dutzend Pflanzern oder Aufsehern der benachbarten Besitzungen, welche flüchtige Feldarbeiter suchten, auf schönen Maulthieren; ich sah es ihnen an, daß sie sehr aufgeregt waren; Einer von ihnen hatte einem Neger einen Strick um den Nacken geworfen, wie einen Lasso, und das Ende desselben an seinem hohen spanischen Sattel befestigt. Da sie an's Thor gekommen waren, stieg der Vorderste von ihnen ab, um es zu öffnen; das Maulthier, wahrscheinlich um rasch zur Krippe zu kommen, vielleicht auch um einem brutalen Stoß oder Hieb zu entgehen, trabte hindurch. Dies jedoch mußte dem Eigenthümer desselben nicht gefallen, denn er schrie dem Thiere ein lautes Halt! zu. Das Maulthier aber blieb bei seinem kurzen Trab. Da riß der Wütherich in seiner teufl[illegible]ischen Wuth ein langes Messer aus seinem Gürtel und schleuderte es mit aller Kraft gegen das Thier. Der Unmensch hatte auch so gut gezielt, daß die sechs oder sieben Zoll lange Klinge in den Unterleib der gequälten Kreatur eindrang, welche ungefähr zwanzig Ellen weit, mit dem mörderischen Messer in den Eingeweiden, rasend dahinlief. Dann fiel das Thier mit einem tiefen Schmerzensschrei nieder, während der Teufel, welcher diesen muthwilligen Act der Barbarei verübt hatte, und seine Gefährten den Sturz mit ansahen und laut darüber frohlockten. Ich bemerkte, daß ein dunkler Zug des Hasses sich auf dem Gesicht des gefangenen Negers auspreßte, während sich dies Drama abspielte, und daß er, als das Messer in den Leib des armen Thieres drang, ausrief: „O Herr, Herr!“ — Die einzige Strafe, die dieser grausame Mensch erlitt, war der Verlust des Maulthieres, das unmittelbar nach dem Vorfall starb. Es mochte zwischen achtzig und hundert Dollar werth sein.

Endlich hatten wir Tallahassi erreicht. Obgleich mein Gesundheitszustand wegen der giftschwangern Luft des Landes nicht der beste war, so fühlte ich doch nun, nachdem die Gefahren vorüber waren, Befriedigung über meine Reise und war dem großen Vertheiler alles Guten, der mich sicher hindurch geleitet hatte, von ganzer Seele dankbar. In Tallahassi erblickte ich auf der Straße, bewacht von einem Burschen, der aussah wie ein Räuber und Mörder, zwei Neger mit eisernen Bändern um den Nacken. Es waren eingefangene Flüchtlinge; die Halseisen, welche sieben oder zehn Pfund gewogen haben können, hatten Stacheln auf beiden Seiten. Einer von den armen Geschöpfen hielt dieselbe empor, indem er dahinging, um das Gewicht, welches schmerzhaft auf seine Schultern drückte, zu erleichtern.

General Murat wohnte zu der Zeit in der Nachbarschaft; er ist der Bruder des Ex-Königs Joachim, besitzt eine große Pflanzung und, wie man mir erzählte, mehr als zweihundert Neger, die er sehr menschlich behandeln sollte. Dies „menschlich“ indessen ist ein sehr unbestimmter Ausdruck, da alle Sklavenbesitzer behaupten, dasselbe zu thun, obgleich die armen Elenden, über die sie sich die Herrschaft gegen alles göttliche und menschliche Recht anmaßen, in neunzig Fällen von hundert dürftig gekleidet, schlechter genährt als Pferde und Maulthiere, und bis zum äußersten Maß dessen, was der Mensch vertragen kann, abgemartert sind. Wenn die armen zerlumpten, bleichen Wesen, die ich in Tallahassi sah, Beispiele der „menschlichen“ Behandlung sind, so mag Gott ihnen helfen!

General Murat hatte einige Jahre zuvor seine Amerikanische Dame geheirathet, welche sich gern die „Prinzessin“ nennen ließ, da es ein bemerkenswerther Zug der Amerikanischen Frauen im Süden ist, sich in dieser ehrfurchtgebietenden Weise begrüßen und verehren zu lassen. Ich sah den General nicht selber, aber man erzählte mir, daß er gern an der Barre der dortigen Hotels lungere, daß er ein sehr geschwätziger alter Herr sei und außerordentlich gern von seinen Abenteuern spreche, besonders von seiner Flucht zur Zeit, wo die alliirten Truppen ihren Einzug in Paris hielten.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Tallahassi reiste ich mit dem Schnellwagen nach Macon in Georgien, da es jetzt meine Absicht war, meine Routen nach Charleston in Süd-Carolina über Land fortzusetzen. In dem Eilwagen (welch eine verschönernde Umschreibung für unser plumpes Fahrzeug!) von Tallahassi nach Macon waren verschiedene geschwätzige Passagiere. Einer von ihnen wechselte ab, uns zu amüsiren und anzuekeln; denn nachdem er uns seine ziemlich bunte Lebensgeschichte erzählt hatte, berichtete er einen Vorfall, der sich jüngst auf einer Pflanzung zugetragen, die er besucht hatte, und da dieser Vorfall ein neues Licht auf die sog. „Rechte“ der Sklavenzüchter wirft, so will ich ihn nicht verschweigen. Nach der Beschreibung eines schwelgerischen Trinkgelages, an welchem er selber Theil genommen und welches mehrere Tage gedauert hatte, erzählte er, wie der Wirth, der in allen Dingen sich beeiferte seinen Gästen zu zeigen, wie hoch er die Ehre ihres Besuches schätze und dem hierbei kein Opfer zu groß war, vorschlug, einen Sklaven mit einem Apfel auf dem Kopf, gleich Wilhelm Tell, dem Schweizer-Patrioten, aufzustellen, und demjenigen den Sklaven zu eigen zu geben, welcher den Apfel mit einer Flintenkugel auseinanderschösse. Diesem Vorschlag, bemerkte mein Reisegefährte sehr witzig, „sprangen“ die Andern bei, da sie sich alle vielen Spaß davon versprachen; „aber,“ fügte er hinzu, „der Bursch verdarb es, denn er wollte nicht still stehen, obwohl wir eine ganze Kuhhaut auf ihm, wegen seiner Hartnäckigkeit, kurz

und klein schlugen.“ Die nichtswürdige Art, mit der er von dieser beabsichtigten Schandthat sprach, erfüllte mich und alle andern Passagiere mit dem tiefsten Abscheu.

Auf den vierzig letzten Meilen meiner Reise hatte ich einen höchst angenehmen Reisegefährten, einen jungen wohlunterrichteten Mann aus dem Staate Alabama. Ich sprach mit ihm über tausend allgemein interessante Dinge in der freiesten Weise; was die Sklavenfrage jedoch anlangte, so war er leider! für den Stand der Dinge, „wie er nun einmal ist“. Da ich begierig war, Nachrichten über die Art und Weise der Sklavenehe zu erhalten, so berührte ich den Gegenstand und erfuhr von ihm, daß die Heirath der Neger in den meisten Fällen Nichts sei, als ein grobes Possenspiel, und daß die Verbindungen derselben in der Regel nur für kurze Dauer abgeschlossen würden, obgleich er wohl auch schon manches Paar gesehen habe, das sich treu geblieben sei bis an's Lebensende. Seine Ansicht ging dahin, daß in dieser Hinsicht noch viel Raum für durchgreifende Reformen wäre. „Ich will Ihnen“, sagte er, „ein Beispiel von der Art geben, in welcher dieser von uns Weißen für heilig gehaltene Vertrag unter den schwarzen Arbeitern abgeschlossen wird. Wenn ein Paar als Mann und Frau zusammen zu leben wünscht, so theilt der männliche Neger diesen seinen Wunsch dem Aufseher mit, und wenn sonst keine Hinderniße sind, so wird ihm eine Hütte angewiesen.“ Alsdann beschrieb er mir eine derartige Scene, die ich mir Mühe geben will, in seinen eigenen Worten wiederzugeben. Er sagte, daß sie sich auf der Besitzung seines Vaters vor einigen Jahren zugetragen und daß er zu jener Zeit dabei gestanden und Alles gehört habe. Ein Neger näherte sich dem Orte, wo der Aufseher stand, augenscheinlich — nach seinem verlegenen Benehmen zu urtheilen — in der Absicht, sich eine Gnade zu erbitten, wobei sich folgendes Gespräch entspann:

Aufseher. Nun, Du schwarzer Hallunke, was stehst und grinsest Du da herum?

Neger. Verzeihung', Meister ... möchte Lucy zum Weib ...

Aufseher. Weib, Du Schuft? Was willst Du mit einem Weibe machen? Fort da, und bekümmere Dich um Deine Pferde! (Der Sklave war nämlich Fuhrmann auf der Besitzung).

Neger. O, Meister, — ich liebe Lucy.

Aufseher. Und sie liebt Dich, wie ich mir denken kann. Einen guten Geschmack muß sie haben, das ist wahr. Was wollt Ihr haben?

Neger. Da ist Platz in der Hütte No. 2, wenn Meister es erlauben.

Aufseher. Gut, höre mich. Geh und hol sie Dir, aber — Du fauler Hund — wenn Du jetzt nachlässig wirst und nicht ar-

beitest wie lebendige Kohlen, so werd' ich sie auf eine andere Besitzung schicken (welche 40 Meilen entfernt war) und Dich obendrein noch bei lebendigem Leibe schinden. Verstanden?

Der arme Bursche, nachdem er dem Aufseher gedankt hatte (für seine Höflichkeit wahrlich nicht!), sprang fort, um die frohe Nachricht seiner Auserwählten zu überbringen, und schrie dabei vor Freude, daß die Luft davon dröhnte. Mein Gewährsmann sagte mir, daß es auf der Besitzung seines Vaters Sitte sei, bei solchen „fröhlichen" Gelegenheiten den Negern vier oder acht Quart Branntwein zum Besten zu geben.

Nach zahllosem Anhalten kam der Zug endlich in Charleston an. Die Strecke von Greensborough ab war eine äußerst unangenehme; außer der Unannehmlichkeit, daß man wegen des Zustandes der Bahn, die so schlecht ist, daß die Wagen zuweilen aus den Schienen gehen, nur sehr langsam fahren kann, hauchen die von Alligatoren und anderen Reptilien bewohnten Sümpfe, durch welche die Bahn führt, die ungesündesten Dünste aus. Nachdem ich mein Billet im Bahnhof abgegeben hatte, miethete ich mir einen Neger, um mein Gepäck in das Gasthaus zu tragen, und schlenderte langsam der Stadt zu.

Ein geräumiger öffentlicher Platz, am Ende von Kingstreet, durch welche ich zu wandern hatte, bot einen sehr bunten Anblick dar, indem die Bürger der Stadt daselbst versammelt waren, den Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung (4. Juli 1776) und zugleich das Andenken des großen Washington zu feiern. Lange Tische unter bunten Leinendächern, um die Gesellschaft gegen die glühenden Strahlen der Mittagssonne zu schützen, seufzten unter der ganzen Fülle dessen, was dies Klima an köstlichen Dingen hervorbringt; aber nicht die nächste Umgebung allein: auch Cuba und andere der benachbarten Inseln waren geplündert worden, um dies Banquet so großartig wie möglich zu machen und es an Delicatessen nicht fehlen zu lassen. Haufen elegant gekleideter Damen (im Allgemeinen von sehr bleichem Aussehen und schmachtender Miene), geisterhaft aussehender Kinder und sonngebräunter Männer, von denen nicht wenige die Spuren des schlechten Klima's und der noch schlechteren Lebensweise im Gesicht trugen, drängten sich um die Tische. Die schwarzen Aufwärter bewegten sich zu Dutzenden mit der Ordnung und Ruhe von Automaten, wie dies bei solchen Gelegenheiten dieser Race eigenthümlich ist, denn bei einem Banquet ist der Neger ein wahrer Muster-Kellner. Ihr schneeweißes Costüm contrastirte stark mit ihren schwarzen Gesichtern und der fröhlichen Menge ringsum. Das laute Gelächter, wenn ein unglücklicher Schelm eine Schüssel fallen ließ oder einem von den Gästen die Sauce über den Rock goß, bezeichnete die glückliche Stimmung der Versammlung und Scherz und Heiterkeit standen oben an auf der Tagesordnung.

Die großartige Scene, die ich vor mir hatte, nach einer langen Abwesenheit von geselligen Zusammenkünften im civilisirten Leben, war sehr einladend, und wenn ich nicht so sehr müde von der Reise und den Nachwirkungen des Wechselfiebers gewesen wäre, so würde ich mit Freuden daran Theil genommen haben. Doch hätte ich mich geirrt, wenn ich aus der herrschenden Heiterkeit gefolgert hätte, daß sich die Versammlung ganz glücklich und sicher fühle. Truppen waren bei einem Wachthause in der Nähe aufgestellt und die Schildwachen, welche vor demselben auf und nieder gingen, als ob sie einen Feind erwarteten, bildeten den schärfsten Contrast zu der anscheinenden Sicherheit der auf dem Platze versammelten Einwohner. Bevor ich Charleston erreichte, hatte ich schon von der großen Furcht gehört, in welcher sich die Bürger deshalb befanden, weil sie die Möglichkeit einer Wiederkehr jener anarchischen Scenen besorgten, die sich vor einiger Zeit bei dem Aufstand der Sklaven zugetragen; Scenen, welche jedes Herz mit Entsetzen erfüllt und Elend und Unglück auf beiden Seiten verbreitet hatten. So viel ich von dem schrecklichen Trauerspiel erfahren konnte, hatten die Sklaven der benachbarten Districte auf ein gegebenes Zeichen ihrer Verbündeten in Charleston einen Angriff auf diese Stadt gemacht, und, durch lange Unterdrückung wüthend geworden, schritten sie dazu, dieselbe mit Feuer zu vernichten und die Einwohner zu ermorden. Keine Sprache kann die Bestürzung der weißen Einwohner bei diesen Nachrichten schildern. Die Sturmglocke wurde gezogen, die Bürger versammelten sich, bewaffnet, so gut es gehen wollte, und nach hartem Gefecht ward der Aufruhr unterdrückt und schaarenweis wurden die Insurgenten erschlagen oder gefangen genommen. Ein Gericht, ein sogenanntes Trommelgericht, nicht werth eine Untersuchung genannt zu werden, verurtheilte Hunderte von Sklaven zum Tode und sie wurden augenblicklich zur Hinrichtung hinausgeführt. Mein Gewährsmann erzählte mir, daß mancher brave, hochherzige Bursche, der unter glücklicheren Umständen, obwohl nicht einmal in einer halb so gerechten Sache, als ein Held gefeiert und mit Ehren überschüttet worden wäre, hingeopfert sei. Manch bescheidener Heerd ward vernichtet und — um in der Sprache meines Berichterstatters zu reden — „jedes Haus beweinte, wie in den Tagen des Fluches, welcher auf das Volk des verstockten Pharao gefallen war, seine Todten." Dennoch schlich der Argwohn unter den Weißen, daß die Emeute der Neger nur zeitweilig unterdrückt worden wäre, und schreckliche Ahnungen von Feuer und Blut verbreiteten Düsterkeit über alle Gemüther.

Als ich die lange Reihe der Tische hinaufschritt, ward die Gesundheit des Präsidenten der Republik getrunken. Die Lebehochs waren betäubend, und — was mich am Meisten überraschte —

war, daß die Neger-Kellner herzlich, ich könnte fast sagen begeistert einstimmten und wie toll herumtanzten und ihre Servietten schwenkten und wie besessen schrieen. Einige der älteren jedoch blickten, wie ich bemerkte, traurig nieder; sie waren offenbar nicht in guter Laune und schienen vielmehr ein Raub bitterer Betrachtungen.

Nachdem ich den Platz verlassen hatte, schritt ich Kingstreet hinunter, an deren Ende mein Gasthof lag. Die Läden in dieser fashionablen Gegend sind prächtig ausgestattet und die Waaren alle von guter Qualität. Nach Sonnenuntergang sind die Straßen oft mit glänzenden Wagen bedeckt. Die Stadt liegt flach, wie das umgebende Land, und ist deshalb nicht sehr gesund. Stehendes Wasser sammelt sich in den Kellern der Häuser und erzeugt einen giftigen Dunst, die furchtbare Quelle jener epidemischen Krankheiten, die, im Verein mit anderen unheilvollen Ursachen, die weiße Bevölkerung der südlichen Staaten des amerikanischen Continents alljährlich dezimiren.

Unter denen, die ich zu besuchen Gelegenheit hatte, war ein Major —. Er hatte früher im indischen Kriege gedient, und da er von einer Flintenkugel verwundet worden war, die ihn für den fernern Dienst untauglich machte, so lebte er zurückgezogen als Bürger, und das Vermögen seiner Frau nebst seiner Pension erlaubten ihm ein erträglich gutes Haus zu machen. Er war Eigenthümer mehrerer Sklaven, und unter diesen war ein junges Weib, die er als Kindermädchen verwandte. Als ich ihn zuerst besucht hatte, hielt ich ihn für einen Mann von Anstand und Erziehung und versprach gern, am andern Tage wiederzukommen. Als ich dies neue Versprechen denn auch erfüllte, fand ich ihn allein in seinem Studierzimmer, und sein verstörtes Aussehen zeigte mir, daß irgend etwas Außerordentliches vorgefallen sein mußte. Die Ursache stellte sich bald heraus, denn die Negerin, die ich oben erwähnt habe, trat in sein Zimmer und behandelte ihn zu meinem Erstaunen mit großer Freiheit. Ihr Herr gerieth plötzlich in eine fieberhafte Wuth, stieß entsetzliche Flüche aus und beschuldigte sie in einer viehischen Weise, daß sie sich unverschämt gegen ihre Herrin benommen habe. Alsdann klingelte er heftig, ein Negerknabe trat ein; er sandte denselben zu einem Nachbar, um eine Peitsche von ungegerbtem Leder von demselben zu borgen, wobei er immer drohte, er wolle ihr bei lebendigem Leibe die Haut abziehen. Umsonst, daß das zitternde Geschöpf seine Unschuld behauptete; er wolle nichts von Entschuldigungen hören und obgleich auch ich anfing, für dasselbe zu bitten, und die arme Sklavin in der größten Furcht auf die Knie fiel, so gelobte er ihr doch in den schrecklichsten Ausdrücken Rache. Endlich kam die Peitsche, und er, weder auf die Gegenwart eines Fremden noch das Flehen eines Weibes Rücksicht nehmend, begann die

Züchtigung mit mörderischem Ernst. Meine Dazwischenkunft schien seine Wuth nur noch zu erhöhen. Die Peitsche war neu und der Major ein starker muskulöser Mann; das sah man jedem Streich an. Bald floß Blut von Rücken, Nacken und Brust des armen Schlachtopfers, dessen Geschrei, indem es unter der grausamen Mißhandlung zusammenbrach, meine Seele zerschnitt. Es ward mir schwer genug zu bleiben; ich that es einzig in der Hoffnung, daß noch ein Funken von Schamgefühl dem rohen Kerl Einhalt thun würde. Aber meine Hoffnung täuschte mich; er hörte nicht eher auf, als bis er selber so erschöpft war, daß er die Hand nicht mehr erheben konnte. Das Mädchen lag nun auf dem Boden des Zimmers, ihr Stöhnen hätte einen Stein bewegen müssen, und ein Blutstrom tränkte die Matte, welche den Boden bedeckte. Ihre Kleidung hing in Fetzen von ihrem zerrissenen Leib, und das Blut, das von ihren Wangen heruntertröpfelte, machte einen schauerlichen Eindruck. Sobald der Unmensch müde war, gebot er dem Weibe hinunterzugehen und sich zu waschen. Das elende Geschöpf erhob sich mit Mühe, und nachdem sie ihre Schürze und ihren Turban, die in verschiedenen Theilen des Zimmers lagen, aufgehoben hatte, schlich sie bitterlich weinend hinaus. Sobald sie gegangen war, zeigte der Major auf das Blut und sagte: „Wenn wir das nicht zuweilen sähen, so wäre mit der Brut gar kein Auskommen mehr.“ Ich erwiderte ihm in einer Weise, die er nicht mißverstehen konnte und ging, um nie wiederzukehren. Später hörte ich, daß das Weib, welches er so teuflisch behandelt hatte, zu jener Zeit schwanger gewesen sei, und zwar von ihm selber.

Diejenigen, welche mit dem Leben in dem Amerikanischen Sklavenstaate bekannt sind, werden in dieser Geschichte nichts Außerordentliches finden. Sie gehört zu den Alltags-Ereignissen. Die meisten Sklavenzüchter sind eine unverbesserliche Sorte von Menschen oder besser gesagt Unmenschen. Es ist nichts Ungewöhnliches bei ihnen, grade die Negerinnen am allerhärtesten zu züchtigen, mit denen sie in verbotenem Umgang leben, und von glaubwürdiger Seite ist mir versichert worden, daß sie sich dieses grausamen Mittels bedienten, um das Gemüth einer getäuschten und beleidigten Gemahlin zu beruhigen, welches ihre Untreue argwöhnt.

Einige Tage später, als ich auf der Flur meines Hotels stand, ward meine Aufmerksamkeit durch einen lauten Lärm in der Schenke angezogen, und da es mir schien, als ob daselbst eine öffentliche Frage abgehandelt würde, so hörte ich zu und erfuhr auf diese Weise, daß ein widersetzlicher Bürger in Haft gebracht worden sei, weil er sich an seinem Nachbar dadurch vergangen habe, daß er die Pferde desselben beschädigte, und daß er deswegen noch heute öffentlich getheert, gefedert und mit Sack und Pack aus der Stadt

hinaus eskortirt werden sollte. Nachdem ich auch den Ort hatte nennen hören, wo dieses Schauspiel vor sich gehen sollte, beschloß ich, bei demselben nicht zu fehlen. Demgemäß begab ich mich zur Mittagszeit zu der bestimmten Stunde an einen offenen Bauplatz außerhalb der Stadt. Hier fand ich bereits eine bunte Versammlung von Bürgern, Negern, Schiffersleuten und Pöbel vor. Mit dem Glockenschlage zwölf stürzte der Haufe auf eine Ecke des offenen Platzes zu, und ich sah nun aus dieser Richtung her den Schuldigen heranschreiten, begleitet von dreißig oder vierzig wohlgekleideten Männern, dem für diese Gelegenheit gewählten Exekutions-Comité. Der Schuldige war ein kräftiger Mann, und wurde mir als ein gewaltiger Eisenfresser geschildert; aber nun sah er sehr niedergeschlagen aus. Sobald der Zug sich nahte, empfing ihn der Pöbel, der sich jedoch immer in gemessener Entfernung hielt, mit lautem Zischen. Ein Mann mit einer großen Zinnkanne voll dampfenden Pechs, einer Bürste und einen Federsack unter seinem Arm, ging mit lautem Geschrei dicht hinter dem Gefangenen. An dem Platze angekommen, ward der Unglückselige auf einen Stuhl gestellt; ein Bürger, welcher bisher an der Spitze der Prozession geschritten und der, wie mir erzählt ward, der hauptsächlichste Veranlasser dieser schimpflichen Behandlung war, trat vor ihm dahin, zog ein Papier aus der Tasche und hielt eine Vorlesung über seine ungeheuern Verbrechen, welche mit dem nun auszuführenden Strafurtheil schloß.

Der Mann mit dem Theertopf trat vor und begann mit einer Scheere dem Schuldigen das Haar abzuschneiden, wobei er einzelne Flocken unter die Haufen warf, die alsbald anfingen, sich darum zu prügeln. Nach dieser Scene, als der Mann bis auf den Leib entkleidet worden, wurde die Bürste in das Pech getaucht und der obere Theil seiner Person damit bestrichen. Nicht ein Wort kam über seine Lippen; der Mann aber, der sich bei dem ganzen Akt so ausgezeichnet hatte, gab den Befehl, recht dick aufzutragen. Sogar seine Augen und Ohren wurden nicht verschont. Hierauf ward der Federsack aufgerissen und der Inhalt desselben dick auf die mit Theer beschmierten Theile aufgelegt, unter dem betäubenden Beifallsgeschrei der Zuschauer, welche allmälig in eine so an den Wahnsinn streifende Aufregung versetzt worden waren, daß ich fürchtete, der Vorfall werde ein tragisches Ende nehmen, besonders da nicht Wenige von ihnen schrieen: „Nun hängt das Ungeziefer! Hängt es!“ Allein trotz des Geschrei's ward diese letzte Grausamkeit nicht vollführt. Das Schlachtopfer sah in diesem eigenthümlichen amerikanischen Anzuge lächerlich genug aus; aber wer hätte über solch eine Unmenschlichkeit lachen können, zumal nun, wo der hauptsächlichste Theil derselben in Scene gesetzt wurde. Es erschien

nämlich ein Mann mit einer kleinen Trommel, der, von Pöbelhaufen mit Geschrei und Flüchen begleitet, den Schuldigen vor sich her trieb. Der Unglückselige rannte wie ein gehetztes Wild vor seinen Verfolgern her, die ihm auf den Fersen mit wüthendem Geschrei folgten, bis er das Ufer des Flusses erreicht hatte, woselbst ein Boot auf ihn wartete. Er sprang hinein, und ward eilig in die Mitte des Stromes gerudert, aus dem Bereich seiner Verfolger, die eine noch strengere Lynch-Justiz an ihm verübt haben würden, wenn sie seiner nur hätten habhaft werden können, denn ihre Leidenschaft hatte den höchsten Gipfel der Aufregung erstiegen. Einen merkwürdigen Zug in der Scene entdeckte ich in dem Umstande, daß die Neger ganz besonders in hohem Entzücken zu sein schienen, und einige tanzten wirklich vor Freuden. Ich wunderte mich nicht darüber, denn die Neger scheinen immer vor Jubel außer sich zu sein, wenn ein weißer Mann mißhandelt wurde.

An einem andern Tage als ich die Hauptstraße durchschritt, sah ich eine Menge von Männern, hauptsächlich Aufseher und Negerhändler, vor dem Eingange eines großen Magazins stehen. Riesige Plakate mit der Anzeige von verschiedenen Parthien Neger, welche öffentlich an den Meistbietenden verkauft werden sollten, unterrichteten mich bald, daß ich auf einem Sklavenmarkt sei. Ein Mann mit einer Glocke, welche er mit aller Kraft vor der Thüre läutete, rief die Gesellschaft zusammen, da die Versteigerung beginnen sollte. Auf einem Tische im Hause stand eine Negerin von etwas mehr als mittlerem Alter und mit einem vor Kummer gefurchten Gesichte sah sie theilnahmlos auf den Haufen, der sich zu dem Tische heandrängte. Auf dem Boden standen zwei Kinder von ungefähr zehn und dreizehn Jahren. Der Auktionator begann mit der diesen Männern eigenthümlichen Zungengeläufigkeit die Prozedur damit, daß er mittheilte, die heute zum Verkauf kommenden Parthien seien der Rest von einer frühern Auktion, welche — wie er dankbar bemerkte — eine sehr befriedigende gewesen sei; und nachdem er mit vielem Nachdruck sich über die guten Eigenschaften des auf dem Tische stehenden Weibes — deren Gesicht sich ein wenig aufheiterte, da sie sich so sehr preisen hörte — verbreitet hatte, forderte er zum Gebot auf. Das arme Wesen war offenbar krank. Nachdem die entwürdigsten Fragen an sie gerichtet und alle Gliedmaßen ihres Körpers von den Kauflustigen aufs Genaueste geprüft worden waren, wurde sie für durchaus werthlos erklärt, für „abgenützt", wie Einer von der Gesellschaft bemerkte, und ward alsdann nach vielem Zureden von Seiten des Auktionärs für 200 Dollar zugeschlagen, da diese Summe, wie er sagte, blos die Hälfte von der sei, was er für sie hätte haben müssen. Alsdann ward ihr zugeschrien, sie solle vom Tisch herunterkommen und sich auf

einen Platz neben demselben stellen, den ihr Käufer anwies. Dieser war ein laut polternder, schnauzbärtiger Mann mit einem großen italienischen Strohhut und schwarzem Band daran. Als das arme Weib niederstieg, warf sie einen heimlichen Blick auf ihre Kinder, welche, obwohl der Auktionator sich sichtlich Mühe gab, es zu verhindern, an zwei verschiedene Leute verkauft wurden, während die Mutter einem Dritten zugeschlagen war. Das arme Weib sah in großer Verzweiflung um sich, während die Gebote geschahen. Aber umsonst suchte ich nach einem mitleidigen Blick in der Versammlung. Wie hätte ich auch einen solchen zu finden erwarten dürfen, da sie aus Männern bestand, die unter solchen Scenen längst verknöchert waren, und deren Herzen durch den gottlosen Handel, bei dem sie sich eben wieder befanden, aufgehört hatten, menschlich zu fühlen. Zu meiner Freude hörte ich jedoch später, daß alle drei Käufer zufällig in St. Louis wohnten, und daß die Mutter ihre Kinder zuweilen sehen könne, — ein armseliger Ersatz für die grausame Trennung, aber immer doch ein Ersatz, der den Meisten ihres unglücklichen Stammes versagt ist.

III.

Die Stadt der Farbigen.

Das allgemeine Aussehen der meisten Farbigen in den Straßen von Charleston zeigt Furcht und Schüchternheit; sie sahen mich, wenn ich vorbeiging, stets mit knechtischer Scheu an. Man kann sich unmöglich eine genaue Vorstellung von dem machen, was die Beförderer der Sklaverei zu erwarten haben, wenn einst die farbige Bevölkerung eine herrschende Stellung erlangt haben wird. Die anerkanntermaßen sich stets vermindernde Anzahl der Weißen in dem Sklavenstamm, woran Krankheit, die Erschöpfung des Landes und fortwährende Auswanderung Schuld sind, wird zuletzt zu einem großen Uebergewicht der Farbigen führen, welche, gereizt durch die grausame Behandlung, die sie dulden müssen, eines Tages unter einem entschlossenen Führer aufstehen und sich für das erloschene Unrecht rächen werden. Ich war ganz erschreckt über das Mißverhältniß beider Racen in Charleston, und ohne Uebertreibung kann ich sagen, daß beinahe, wo nicht ganz drei Viertel von denen, die wir auf den Straßen sahen, entweder wirkliche Neger oder doch die Einen mehr, die Andern weniger gefärbt waren.

Im Verlauf meiner Straßenwanderungen kam ich zu dem Sklaven- und Baumwollenmarkt, links am General-Postamt, einem sehr stattlichen Gebäude von Stein. Hier betrieben zwölf bis zwanzig Auctionäre vor dichtgedrängten Haufen ihr Geschäft und priesen ihre Waaren im Style von New-York. Die unbeschreiblichste Scene voll Lärm und Verwirrung entwickelte sich, und die ganze Straße war mit offenen Ballen und Güterkisten bedeckt. In einem Theil der Straßen war ein Sklaven-Lagerhaus und Ankündigungen über die Einzelheiten der ausgebotenen Parthieen, die zur Besichtigung ausstanden, waren draußen in großen Placaten angeheftet. Da das Recht der Besichtigung in diesem Falle auf diejenigen beschränkt war, welche Einlaßkarten besaßen, so versuchte ich es gar nicht hineinzukommen, denn man würde mir einen desfalsigen Wunsch als Neugierde oder gar noch als etwas Schlimmeres ausgelegt haben.

Während ich durch die Menschenhaufen dahinschritt, gelangte ich in einen abgeschiedeneren Theil der Stadt, und kam in einen großen Kirchhof, in welchem viele der zum Andenken an die Verstorbenen errichteten Denkmäler von sehr kostspieliger Beschaffenheit waren. Eines besonders zog meine Aufmerksamkeit an; es war, wie ich von einem Mann erfuhr, der gleich mir selbst hierhergekommen schien, „um unter Gräbern zu sein," von den Hinterbliebenen eines Pflanzers errichtet worden, der auf einer benachbarten Besitzung gewohnt, aber außerdem noch verschiedene Baumwollpflanzungen in der Nähe von Charleston hatte. Er besuchte dieselben zuweilen, überließ sie jedoch im Allgemeinen der Sorge eines Aufsehers der mit seiner Familie auf einer derselben lebte. Die Ernte vor seinem letzten Besuch war eine sehr ungünstige gewesen, auch zeigte er sich höchst unzufrieden über die Verwaltung. Um die Wiederkehr eines solchen Verlustes zu verhüten, und, da er sich einbildete, die Arbeiter hätten ihre Schuldigkeit nicht gethan, beschloß er, die Pflanzungen selbst zu beaufsichtigen und eine zuträglichere Ordnung in eigener Person einzuführen. Zu diesem Zweck besuchte er eine der Pflanzungen und beabsichtigte auch auf seiner Rundreise zu den übrigen zu kommen. Auf diese Weise ganz unerwartet eintreffend, fand er seine Aufseher nicht anwesend und die Arbeiter nicht so beschäftigt, als er wohl wünschte. Er gerieth in furchtbare Wuth, ließ den Aufseher rufen, und nachdem er alle Arbeiter vor dem Hause versammelt hatte, um einem Akt der Bestrafung beizuwohnen, ließ er acht oder zehn derselben, die er sich auswählte, anbinden und züchtigen. Mitten in der Scene, als er eben noch mehr Strenge anbefahl, ward er plötzlich von einem Schlage gerührt, der seinem Leben mit einemmal ein Ende machte. Jetzt versammelten sich die Neger um ihn, Geschrei und Klagen ausstoßend, und sogar der arme Sklave, der gerade das Opfer seiner Grausamkeit gewesen, stimmte in das

Wehgeschrei mit ein, sobald er losgebunden war, was augenblicklich geschah. Obwohl mein Gefährte eine entschiedene Neigung für Abschaffung der Sklaverei hatte, stand ich doch nicht einen Augenblick an, seiner Erzählung zu glauben, da ich während meines Aufenthaltes in Florida ein ähnliches Beispiel von der Treue der Neger-Race erlebt hatte, wo ein altes Weib den Tod ihrer Herrin bitter beweinte. Letztere war eine Engländerin, die nicht zu freundlich gegen ihre Sklavin gewesen war. Das arme Geschöpf jedoch beschrieb in rührenden Ausdrücken ihre Schönheit und Vorzüge, sie wollte, als ich sie fragte, wie die Verstorbene die zu der Besitzung gehörigen Neger behandelt habe, nichts sagen und schüttelte ihren Kopf. In der That, es war mir klar, daß sie, wie fast alle Frauen im Süden, ein üppiges, von Selbstsucht ganz verhärtetes Weltkind gewesen, das sich wenig um die Wohlfahrt der Untergebenen kümmerte. Sie starb jung an den Nachwirkungen eines jener bösartigen Fieber, welche unter der südlichen Breite den Einwohnern, namentlich denen, die in Europa geboren worden, so oft tödtlich sind. Ihre eingesargten Ueberreste wurden an Bord eines Schiffes gebracht, um — wie sie es auf ihrem Todtenbette ausdrücklich gewünscht hatte — in England's Erde bestattet zu werden. Als die arme Sklavin zu diesem Theil ihrer traurigen Geschichte kam, wo „ihr schöner Engel von einer Herrin," wie sie dieselbe nannte, in den Sarg gelegt ward, und die Arbeiter der Besitzung hineingerufen wurden, um sie zum letztenmal zu sehen (ein Gebrauch, der dort regelmäßig beobachtet wird), da überwältigte sie der Schmerz auf's Neue und ihre Worte waren so von Schluchzen unterbrochen, daß man sie kaum noch verstehen konnte.

Während meines Aufenthaltes in Charleston wurde ich mit einem farbigen Mann bekannt, der, nunmehr ein wohlhabender Kaufmann, früher ein Sklave gewesen war. Die Bekanntschaft machte sich auf eigenthümliche Weise dadurch, daß ich mich für den Plan, eine Schule zur Bildung farbiger Kinder zu errichten, lebhaft interessirte.

Große Oppositionen gegen diesen Plan machten die weißen Obrigkeiten des Ortes, welche denselben für ungesetzlich erklärten, da die Verordnungen, welche sowohl vor als nach dem oben beschriebenen Aufruhr erlassen worden waren, jeden Versuch, den Sklaven derartigen Unterricht zu ertheilen, streng verboten. Ungeachtet der heftigen Drohungen von dieser Seite ward doch beschlossen, eine Zusammenkunft in dem Hause jenes farbigen Mannes zu halten, an welcher ich, trotzdem es nicht ohne Gefahr für meine Person geschehen konnte, Theil zu nehmen beschloß. Ich begab mich demgemäß an dem bestimmten Abend in dieses Haus. Es war ein geräumiges Gebäude, in verschwenderischer Weise ausgestattet, mit bedeutenden

Lagerhäusern und Läden, die bis an das Nordende des Kai's reichten. Die Wände waren mit guten Oelgemälden in prächtigen Rahmen bedeckt, hauptsächlich aus Familien-Porträts bestehend; das hervorstechendste unter ihnen war das des unglücklichen Häuptlings von Hayty, Toussaint L'Ouverture, dessen, auf Anstachelung des rachsüchtigen Bonaparte herbeigeführtes Ende dem französischen Namen ewige Schande machen wird, so lange Sinn für Gerechtigkeit und Liebe zur Tugend und Rechtschaffenheit in der Brust der Menschen lebt. Fern sei es von mir, den Namen eines Mannes zu verunglimpfen, den die vergeltende Gerechtigkeit schon zu Staub verurtheilt hat, wohl aber die Grausamkeit Napoleon's I. gegen diesen hochherzigen schwarzen Fürsten und seine Barbarei, indem er ihn zuletzt in einen feuchten Kerker in einer Alpenfestung einsperrte, wo er im Exil und fern von seinen Unterthanen und seiner Familie, nachdem er zehn Monate lang die ihm ungerecht auferlegten Qualen erduldet, starb. — Erregt es doch beinahe ein Gefühl des Jubels, wenn man an den Sturz dieses Despoten denkt, der in seinem Streben nach der Weltherrschaft, sich nicht besann, Tugend und Treue am Altar des Ehrgeizes zu opfern. Das Schicksal beider Männer war gleich, denn Beide starben in Gefangenschaft — der Eine das Schlachtopfer, vielleicht, von ungeordnetem Ehrgeiz, der Andere an Habsucht, der jedes Mittel recht und von Bosheit, die mit Neid gemischt war. Das Mißgeschick Toussaint L'Ouverture's ist mit Recht „die Geschichte der Negerrace" genannt worden; denn in fast jedem Beispiel, wo sich farbige Männer über das Maß der Mittelmäßigkeit emporgehoben, haben sie den Neid der Weißen gereizt, die sie mit ihrer hochmüthigen Tyrannei erdrückten.

Jene Versammlung nun ward mit religiösem Anstrich gehalten, da die meisten der anwesenden Farbigen, wenn nicht Alle, zur Sekte der Wesleyaner gehörten. Der gemäßigte Geist, mit welchem sie das ihnen gethane Unrecht erörterte, erfreute mich, und nachdem man die Grundzüge entworfen, ein Commité erwählt und andere vorläufige Dinge angeordnet hatte, ward die Versammlung geschlossen.

Als ich bei der Heimkehr mein Hôtel erreicht hatte, erschien plötzlich der Besitzer desselben bei mir und theilte mir in höflichen Ausdrücken mit, das Interesse, welches ich an dieser Schulfrage so unverkennbar an den Tag lege, habe dazu geführt, daß man mich von gewisser Seite scharf beobachte, und daß, um jede Unannehmlichkeit, die daraus erwachsen konnte, wenn ich weitere Schritte in der Sache thäte, zu vermeiden, ich einen Brief an den Herausgeber der gelesensten Zeitung der Stadt richten möchte, in welchem ich jeden Zusammenhang mit einer Bewegung in Abrede stellen sollte, welche, wie er sagte, berechnet war, die öffentliche Meinung aufzuregen und vielleicht Ruhestörungen zu veranlassen. Dies zu thun weigerte

ich mich, erklärte ihm auch zugleich, daß ich durchaus nicht beabsichtigte, als Hauptperson in der Angelegenheit zu figuriren, und daß mein Aufenthalt in der Stadt nur von kurzer Dauer sein würde. Er erzählte mir jetzt verschiedene Beispiele von Volksjustiz, die innerhalb der letzten zwölf Monate ausgeübt worden waren, und die, wie er meinte, auch ganz nothwendig seien, um die Rechte des Südens aufrecht zu erhalten und an denen er darum auch selber stets Theil nahm. Nach diesem Wink, — ich muß es ehrlich bekennen! — bekümmerte ich mich, was auch meine eigene Meinung von der Sache war, während meines noch übrigen Aufenthaltes nur noch sehr wenig um die Schulfrage — eine Politik, die ich aus persönlichem Grunde für nothwendig hielt. Und so entging ich jeder ferneren Belästigung, wiewohl ich bis zum letzten Tage mit Argwohn angesehen ward.

Die Schule ward während meines Aufenthalts noch verschönert, aber bestand nur eine kurze Zeit, da der Commandant der Stadt, Bürger und bürgerliche Obrigkeiten Alles thaten, um sie wieder zu schließen. Das ist nicht zu vermeiden, wenn man sich erinnert, daß das alte statutarische Gesetz von Süd-Carolina den Unterricht an Neger, frei oder unfrei, bei Geld- und Gefängnißstrafe verbietet, und obwohl das Gesetz vor der letzten Rebellion in Vergessenheit gerathen war, so ward es doch seit diesem Ereigniß wieder mit der alten Böswilligkeit hervorgesucht und gehandhabt.

Der freie Neger, in dessen Hause die erwähnten Verhandlungen zur Eröffnung der Schule stattgefunden hatten, sagte mir bei einer spätern Gelegenheit, daß die beständigen Belästigungen und Unannehmlichkeiten, denen er bei dem Vorurtheil der südlichen weißen Bevölkerung gegen Farbige unterworfen sei, ihn zwingen würden, sein Geschäft aufzugeben und entweder nach Canada oder dem freien Staate des Nordens zu gehen. Er beklagte diese ihm einzig gelassene Wahl sehr, da er als Sklave in Carolina geboren und erzogen war, und durch unermüdeten Fleiß Geld genug erspart hatte, um sich und sein Weib zu emancipiren (aus der Sklaverei loszukaufen). „In der That," fügte er hinzu, „ich fühle, daß dies mein Vaterland ist, und es zu verlassen, wird mir schwer werden!" Er hatte eine zahlreiche Familie, die er in der achtbarsten Weise erhielt, und da sein Geschäft einträglich war, so gab er es und alle Vortheile, die ihm aus seinem Aufenthalt in Charleston erwuchsen, um so schwerer auf. Er bewirthete mich aufs Beste in seinem Hause und schien hoch erfreut und dankbar, daß er einen weißen Mann gefunden habe, der ihn als seines Gleichen behandelte.

Nachdem ich eines Tages in seinem Hause zu Mittag gespeist hatte, machten wir zusammen eine Fahrt um die Stadt, deren Lage, wie ich bemerkte, flach und höchst uninteressant war. Wir kehrten

über die „See-Parade," einen öffentlichen Spaziergang am Meeresstrande, zurück. Sie ist ein Meisterstück in ihrer Art, befindet sich auf der Südseite der Stadt und gewährt einen prächtigen Blick über die See. Sie liegt hoch über dem Wasser und ist mit Fahrwegen und Fußpfaden wohl versehen. Weit entfernt, in der Richtung vom Cap Hatteras, ist eine Festung auf einer Insel; sie ist stets mit einem Detachement der Vereinigten Staaten-Truppen besetzt und wurde in den letzten Jahren als ein Gefängniß für diejenigen kühnen Indianer-Häuptlinge benutzt, welche wegen ihres unbezähmbaren Muthes der Schrecken der Grenzen gewesen waren. Hier starb vor Kurzem Oceola, der Held, der Häuptling der Seminolen, in Gefangenschaft und vor Kummer über die Verrätherei einiger amerikanischen Offiziere, welche unter dem Vorwande eines Waffenstillstandes ihn und die ihn begleitenden Krieger ergriffen. Unter uns in der Bay sahen wir die Floßfedern verschiedener Haifische, welche die Woya, Beute suchend, durchstrichen; während das fortwährende An- und Absegeln Cuba'scher Fruchtböte, die mit Bananen, Pawpaws, Ananassen und jedem Luxus dieses und der andern benachbarten Inseln beladen waren, diese so prachtvolle Scene belebte.

Eine große Anzahl von Herren und Damen gingen daselbst spazieren; als ich mit meinem schwarzen Freund vorüberfuhr, folgten mir einige verstohlene Blicke aus dem Haufen, die mich unzweifelhaft erinnern sollten, daß solche Gesellschaft unter jeder Würde sei und mich dem Verdachte Aller aussetze, ja wenn die Straßenjungen von Charleston da gewesen wären, so hätte ich auch wahrscheinlich wohl meinen Sitz bald ganz verlassen müssen. — Da der Neger von Natur schon einen Anstand besitzt, der in der besten Gesellschaft und unter weißen Leuten angeborene Höflichkeit genannt werden würde, so ist sein Wesen ungemein liebenswürdig, wenn er auch sonst ungebildet ist. Dies bemerkte ich auch an meinem Freunde, der gut unterrichtet war und einen Schliff und Verstand besaß, wie ich ihn bei seiner Race noch nie gefunden hatte. Wenn wir über die Sklavenfrage sprachen, wollte er anfangs nicht recht mit seiner Ansicht heraus, sondern beschränkte sich auf die Unannehmlichkeiten und Belästigungen, die ihm selber widerfahren waren oder noch widerfuhren. Nach einiger Zeit jedoch wurde er mittheilsamer.

Dabei war ich nicht wenig erstaunt, zu erfahren, daß mein farbiger Freund meine Freundschaft nicht einmal für aufrichtig hielt; aber ich mußte mir leider nur zu bald selbst gestehen, daß der Argwohn entschuldbar sei, da die jesuitischen Praktiken und Listen, durch welche die weiße Bevölkerung in den Sklavenstaaten sich unter der Hand über den Zustand der Schwarzen zu unterrichten pflegt, so zahlreich sind, daß die Farbigen nicht genug auf ihrer Hut sein

können gegen die, welche ihnen verdächtig vorkommen, oder die, welche sie als Fremde wenig kennen.

Ich erinnere mich noch, wie wir auf dieser Fahrt bei einem weißen Mann, der zu Pferde saß und seinen Neger auf der Straße züchtigte, vorbeikamen. Das arme Geschöpf krümmte sich unter den grausamen Schlägen der Peitsche von ungegerbtem Leder und zerriß die Luft mit seinem Geschrei. Dies vermehrte aber nur die Wuth seines Herrn, der sein Vergnügen daran zu haben schien, ihn ins Gesicht und über die Ohren zu hauen. Ich betrachtete die Scene mit Abscheu und lehnte mich, indem wir vorüberkamen, über die Rückseite des Gig. Mein Gefährte, fürchtend, wie ich vermuthete, daß der Anblick irgend einen Ausruf meinerseits hervorrufen und uns zum Gegenstande der Aufmerksamkeit machen möchte, stieß mich heftig mit seinem Ellbogen, indem er hastig dabei flüsterte: „Achten Sie nicht darauf, achten Sie nicht darauf!“ Mein Blut ward heiß, und wenn es nicht wegen meines Gefährten gewesen wäre, so würde meine Leidenschaft wahrscheinlich über meine Klugheit gesiegt haben. Im Weiterfahren lenkte ich das Gespräch auf diesen schamlose Act der Tyrannei auf offener Straße. Alles, was mein Gefährte darauf erwiderte, war: „Haben Sie das nie zuvor gesehen?“

Wenn man durch die Straßen von Charleston wandelt, sieht man Schaaren von Geiern, welche mit schlauem Blick auf dem Vorbau der Häuser sitzen und auf Abfall und Aas warten. Diese Vögel sind ein großer Segen in den warmen Himmelsstrichen, und in Carolina ist eine Strafe von 10 Dollars über den verhängt, welcher sie muthwillig tödtet. Sie schienen auch ihres Vorrechtes wohl bewußt zu sein und segelten von den Häuserdächern auf die Straßen nieder, woselbst sie herumstelzten und sich kaum so viel Mühe gaben, den Pferden und Wagen aus dem Wege zu gehen. Sie waren von adlerbrauner Farbe, und Manche von ihnen schienen wohlgemästet zu sein. In der Nacht versammeln sich Schaaren von Hunden in den Straßen und bellen und heulen auf's Fürchterlichste, so daß Niemand dabei schlafen kann, Als Gegenmittel pflegt man alsdann, wenn sie es gar zu toll machen, auf die mitternächtlichen Störefriede eine Flinte aus einem Fenster abzufeuern, worauf sie sich augenblicklich in großer Angst zerstreuen. Dieß ist in warmen Breitengraden eine allgemeine Plage. Einige dieser Thiere leben in der Wildniß und stehlen sich nur, gleich Schakalen, Nachts in die Städte, um ihr jämmerliches Leben zu fristen.

Die Wärme des Klima's führt eine große Schlaffheit und Abneigung gegen jede Anstrengung, oder um es gerade heraus zu sagen, geistige Trägheit herbei. Bald nach meiner Ankunft im Süden sollte ich dies schon erfahren. Das, was man bei uns Faulheit nennen würde, wird dadurch befördert, daß die geringfügigsten Dinge dort

durch Sklaven verrichtet werden. Namentlich giebt der weibliche Theil der Bevölkerung sich dieser Unthätigkeit ganz anheim, und thätige Frauenzimmer werden nur selten gesehen, da die Gemahlinnen von reichen Männern im Allgemeinen verzogenen Kindern gleichen und schrecklich von Langeweile leiden. Ein in Charleston wohnender Engländer, mit dem ich bekannt wurde und dessen Gastfreundlichkeit ich nie vergessen werde, sagte mir einmal, als wir über diesen Gegenstand sprachen: „Gute, thätige Frauen werden in diesen Staaten unter den Eingeborenen selten angetroffen — ja ich könnte wohl sagen, kaum jemals. Sie wachsen in Unthätigkeit auf, und da der einzige Zweck ihres Lebens der zu sein scheint, eine Versorgung zu suchen, so sehen sie mehr auf die Mittel, die ein Mann hat, als darauf, ob sie auch glücklich mit ihm leben werden. Wenige Mädchen werden einen Mann ausschlagen, der eine beträchtliche Anzahl von Sclaven besitzt, wenn sie auch überzeugt sein sollten, daß sie seine Neigung mit Einer theilen müßten, die sich unter jenen befindet und daß sein Betragen gegen den Rest dem eines Teufels gliche." Ich erfuhr nur zu bald, daß diese Aeußerungen nicht übertrieben seien. Eine Frau im Süden, wenn ihr Mann ihr nur Gold genug giebt, um von Bude zu Bude gehen und zu kaufen, was ihr gefällt, betrachtet es als kein wesentliches Hinderniß für ihr eheliches Glück, wenn irgend ein schönes Mulatten- oder Quadronen-Weib ihren Gemahl fesselt. Aber die Frauen selbst sind nicht viel besser als ihre Männer; und manch einen Knaben habe ich an der Hand einer weißen Mutter gesehen, der offenbar Quadronen-Blut in seinen Adern hatte.

Die in den Sclavenstaaten so allgemeine Sitte, daß sich die Bürger vor den Schenktischen der Hôtels oder Caffeehäuser der Städte oder Flecken versammeln, um die Zeit zu verbringen, findet sich auch hier. Doch weit entfernt, daß sich diese Leute mit Anstand über die öffentlichen Dinge unterhielten: im Gegentheil, Prügeleien und Verwundungen kommen nirgends häufiger vor. Diese Schwärme anständig gekleideter Müßiggänger hatten meine Aufmerksamkeit vom ersten Augenblicke an auf sich gezogen. Zuerst, wie viele andere Reisende es auch schon gethan, hielt ich diese Faullenzer irrthümlich für bemittelte Leute. Ich überzeugte mich aber bald, daß der größere Theil von ihnen zu der zahlreichen Classe der in Amerika sogenannten „fröhlichen Gesellschaft" gehöre; mit verständlicherem Ausdruck, daß sie Spieler seien.

Da ich bald fand, daß solche Plätze die besten, und wenn man die öffentlichen Anschläge ausnimmt, einzigen Quellen für Neuigkeiten und Nachrichten über die Bewegungen der schwarzen Bevölkerung sind — da die Zeitungen über diesen Gegenstand Nichts bringen — so beschloß ich, an den folgenden Abenden mich auch

einzustellen, und, mit einer Cigarre im Munde, auf das, was dort gesprochen und gethan würde, Acht zu haben.

Bei einem dieser Besuche ereignete es sich, daß zwei Leute von der geschilderten Art sich in einem Streite über die Amalgamations-Frage (d. h. über die Mischehe zwischen Schwarzen und Weißen) befanden. Ich hörte ihrem Disput ohne weitere Absicht zu, als sich auf einmal Einer von den Beiden, der es gemerkt haben mußte, daß ich sie belausche, mit einem wüthenden Blicke an mich wandte und sagte: „Ihre Meinung, Fremder! Ich weiß, daß Sie den Gegenstand leidlich wohl verstehen, da sie ja scharf genug hinter B—'s ältester Tochter her sind!" Dieser unerwartete Angriff beunruhigte mich, da der Name, den er erwähnte, der meines schwarzen Freundes war, wegen dessen ich schon so manche Unannehmlichkeit gehabt, dessen Tochter ich jedoch nur einmal gesehen hatte, und zwar in ihres Vaters Hause.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, dachte aber, es sei das Beste, eine kühne Miene anzunehmen. So trat ich dem Manne gegenüber, faßte ihn scharf ins Auge, dankte ihm spöttisch dafür, daß er mich ins Gespräch gezogen und sagte ihm dann im Ernst, daß er übrigens ein unverschämter Bursche sei. Mein entschlossener Ton mußte ihn wohl zur Vernunft gebracht haben, denn in einem sehr veränderten Tone antwortete er nun: „Werden Sie nicht böse, Fremder; ich sah Sie vor einigen Tagen in B—'s Haus und wußte nicht, was ich daraus machen sollte; aber ich hoffe, Sie sind nicht böse geworden!" Nach einigen derben Worten mehr verließ ich das Zimmer, anscheinend im höchsten Grade empört, aber innerlich nicht unzufrieden, daß die Sache so abgelaufen. Denn obwohl die Großprahler hier wie in der ganzen Welt feige sind, so kann es doch sehr leicht dazu kommen, wenn man sich mit diesem Gesindel einläßt, daß sie die Pistolen und das Messer ziehen, sobald sie betrunken sind und der Streit ernstlich wird.

Die Frage über die Mischehe wurde bei einer späteren Gelegenheit wieder aufgenommen. Ein Pflanzer aus dem Norden des Staates hatte nämlich Alles, was er besaß, verkauft und sich nach dem Staate Maine begeben, wohin er ein junges Quadronenweib mitnahm, mit der Absicht, dasselbe zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu machen und mit ihr zurückgezogen zu leben. Nachdem die verschiedensten Ansichten darüber geäußert worden waren, was dieser Mann verdiene, wobei Einige der Ansicht waren, daß der Fall in der gesetzgebenden Versammlung zu Washington verhandelt, Andere, daß sein sämmtliches Hab und Gut zum Besten des öffentlichen Schatzes confiscirt, und die Meisten, daß er von seinen beschimpften Mitbürgern „gelyncht", d. h. gefedert und getheert werden müßte, trat ein sehr geschwätziger Yankee, der sich in der ganzen Verhand-

lung schon sehr wichtig gemacht hatte, auf und sagte, es sei die Meinung der Versammlung, daß jeder weiße Mann, der ein Weib heirathe, welches Negerblut in ihren Adern habe, als ein Verräther an den Interessen der Südstaaten und schlechter Bürger gehängt werden müsse. Diese Ansicht ward stürmisch gebilligt, und wäre der Unglückliche, den sie betraf, in Charleston oder nur in der Nähe der Stadt gewesen, so würde er sicher zur Rechenschaft gezogen worden sein.

Einen oder zwei Tage später, als ich in der Nähe der Marine-Promenade spazieren ging, sah ich einen seltsamen Zug herankommen. Zwei bewaffnete Aufseher escortirten zwei jüngst eingefangene Neger zum Stadtgefängniß. Die armen Geschöpfe waren so schwer gefesselt, daß sie nur langsam gehen konnten, und ihre brutalen Führer trieben sie mit rohen Schimpfreden und Flüchen, ab und an von einem harten Schlag mit der Sklavenpeitsche begleitet, an. Die eingeholten Flüchtlinge sahen sehr niedergeschlagen aus und brüteten, dem Anschein nach, über die möglichen Folgen ihres Betragens nach. Der Aeltere, ein stämmiger Kerl von ungefähr 45 Jahren und von sehr verstörtem Aussehen, trug auf der Stirn die eingebrannten Buchstaben S. T. R. Ich erkundigte mich nachher, was diese Brandzeichen bedeuteten, da ich vermuthete, daß sie die Anfangsbuchstaben vom Namen seines jetzigen oder früheren Eigenthümers seien. Ein Mann jedoch, der neben mir stand, sagte, daß der Sclave wohl ein unverbesserlicher Ausreißer sein müßte, und daß die Anfangsbuchstaben S. T. R. in solchen Fällen oft angewendet würden. Als ich nach ihrer Bedeutung weiter forschte, erwiderte er, es möchten wohl die Anfangsbuchstaben von „Stop the rascal!“ (Haltet den Schurken!) sein und fügte hinzu, die Inlands-Pflanzer, wie er sie nannte, bedienten sich beständig solcher Zeichen, da die Sklaven in so großer Anzahl ausrissen, daß es ganz nothwendig sei, sich auf irgend eine Weise dagegen zu sichern. Er theilte mir weiter mit, daß solche unverbesserliche Sklaven, wenn sie wieder eingefangen wären, die Pflanzung nicht mehr verlassen dürften, und wenn sie es dennoch wagten, den Verhaftsbefehl mit sich auf der Stirne trügen.

Alle die bisher geschilderten Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten hatten mir den Aufenthalt in den Sklavenstaaten Nordamerika's so verbittert, daß ich meinen anfänglichen Plan, sie noch weiter zu bereisen, aufgab. Meine innerste Natur hatte sich gegen den Zustand der Dinge empört, den zu ändern ich keine Macht besaß, den aber länger mit anzusehen mein sittliches Gefühl nicht zuließ. Ich schied daher von Charleston und landete eine Woche später nach mannigfachen Abenteuern und verzögernden Unfällen an der Westküste Nordamerika's — San Francisco, der Hauptstadt von Californien.

Californien, das Goldland.

I.

Lagerleben und Ritt zu den Goldgräbern.

Die Entdeckung der Goldregionen von Californien ereignete sich kaum einen Monat nach dem Vertrage, durch welchen das Land an die Vereinigten Staaten Nordamerika's abgetreten ward. Da der Congreß der Staaten sich vertagte, ohne zuvor für Californien irgend eine Art von bürgerlicher Organisation angeordnet zu haben, so blieb für's Erste die Militair-Regierung, welche während des Krieges eingerichtet worden, in Kraft, und ebenso dauerten die alten Mexicanischen Gesetze fort: ein höchst verwirrter Zustand, der zu tausend Verwickelungen führte. Inzwischen hatte auch die Gold-Entdeckung eine vollständige Revolution in der Gesellschaft hervorgerufen und alle Zweige des Handels, der Industrie und der Gewerbe in Unordnung gebracht, und für eine Weile auch die Regierung ihrer Macht gänzlich beraubt.

So ungefähr waren die Zustände, als ich in San Francisco anlangte. Man wird es begreiflich finden, daß ich wenig Geschmack daran fand, in dieser Stadt zu bleiben, und die erste Gelegenheit begierig ergriff, um die Goldregionen, die das Ziel meiner Sehnsucht waren, zu besuchen. Ich schloß mich einem Lieutenant Beale an, dessen Bekanntschaft ich schon auf dem Schiffe gemacht und als einen munteren, liebenswürdigen Reisegefährten rasch lieb gewonnen hatte. Unsere erste Station machten wir im Lager des Major Graham, der noch aus dem beendigten Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexico auf dem eroberten Gebiete zurückgeblieben war, um die kurze Zeit bis zu seiner Rückkehr noch auf eigene Rechnung zu speculiren. Er hatte sich in dieser Absicht in der Nähe von Stockton mit einer großen Heerde von Rindvieh und Pferden niedergelassen, mit denen er sehr gute Geschäfte machte. Lieutenant Beale war ein alter Freund des Majors, und so wurden wir denn

herzlich von dem Letzteren aufgenommen. Er saß bei unserer Ankunft auf einem Feldstuhl vor dem Zelte, trug ein Jagdwamms und einen weißen Hut mit breiten Rändern. Er ließ sogleich unsere Maulthiere in seine Hürde treiben, unser Gepäck im Schatten einer seiner Häuser aufstapeln und gab Befehl, das Mittagessen zu bereiten.

Vier Nächte lang leuchteten nun die Sterne durch die Wipfel seiner Bäume in unsere Träume, und eben so lange theilten wir die reichlichen Mahlzeiten seiner Feldtafel. Mr. Callahan, ein alter Ansiedler, welcher sein Zelt neben dem des Majors aufgeschlagen hatte, ging jeden Morgen aus, um Elke (eine Art von Elennthieren) zu jagen, und versorgte uns auf diese Weise täglich mit frischem Braten. In der Frühe des Morgens erschienen die Elke in Heerden von vierzig bis funfzig Stück, an den Marschrändern grasend, wo sie zuweilen von den Eingeborenen mit dem Lasso gefangen und nach Stockton gebracht wurden. Die Ebene war nach allen Richtungen hin von den Höhlen einer eigenthümlichen, in der Erde lebenden, grau aussehenden Eichhörnchenart durchwühlt, und Schaaren von Krähen und Rebhühnern wohnten im Gestrüpp und Flughafer.

Unsern ersten Besuch in Stockton machten wir gemeinsam auf des Majors besten Pferden. Der Anblick von Stockton war überraschend. Da, in dem Herzen Californiens, wo noch im letzten Winter Nichts gewesen war als Torfmoore und sumpfige Wiesen, sah ich nun eine Zeltstadt von tausend Einwohnern und einen Hafen, in welchem 25 Schiffe vor Anker lagen. Die vielfachen Stimmen von Arbeit ringsum — der Anschlag von Hämmern und das Knarren der Säge — das Geschrei der Maulthiertreiber und das Geklingel von Sporen — das Klappern und Aneinanderstoßen der Geschirre in den Zelten — Alles das hätte mich glauben machen können, daß es ein alter Markt sei, dem wir uns näherten. Vier Monate hatten hingereicht, aus dem Orte zu machen, was er war, und in dieser unglaublich kurzen Frist hatte eines von den Dutzend der dort etablirten Handelshäuser einen Umsatz von 100,000 Dollars gemacht. Dieselbe Firma hatte eine Strecke von 80 — 100 Fuß auf der Hauptstraße für 6000 Dollars erworben und nahm für die Errichtung eines einstöckigen Blockhauses auf derselben 18000 Dollars!

Ich wüßte die Tage meines Aufenthaltes im Lager des Major Graham mit keiner früheren Periode meines Lebens zu vergleichen. Sie waren die Verwirklichung eines Wunsches, den man zuweilen fühlt und zuweilen in der Dichtung ausspricht, aber in vollständiger Erfüllung nur selten genießt. In dem Schlummer der Natur, wenn ein feiner Nebel, der alle Farben sanft und alle Klänge weich machte, die Luft durchwallte — wenn der stillen, athemlosen Hitze des Tages die sternige Ruhe der Nacht folgte: war der Eichbaum

für mich ein wahres Schloß des Vergessens. Wohin ich auch blickte, wenn ich in lautlosem Behagen lang hingestreckt auf dem Boden lag, — überall dieselben bezaubernden Gruppen von Eichbäumen, dieselben herrlichen Umrisse und Schattenmassen des Laubwerkes, während mannigfache Oeffnungen durch die düstersten Haufen endlos scheinende Blicke über die ferne Ebene freigaben.

Die californischen Eichen haben eine Eigenthümlichkeit, von der ich sonst nirgends gehört habe. In der trockenen Hitze des langen Sommers werden ihre Fasern trocken, und häufig um die Mittagszeit, wenn sich kein Hauch in der Luft rührt, löst sich einer von ihren starken Aesten von dem Stamme ohne das geringste warnende Vorzeichen und stürzt mit aller Wucht zu Boden. Mehr als ein Beispiel ward mir erzählt, daß durch diesen Fall Menschen getödtet wurden. Deßwegen kampiren die Eingeborenen von Californien gewöhnlich außerhalb des Bereiches der Baumäste.

Nachdem wir unsere weiteren Pläne überlegt hatten, ward beschlossen, die Golddistrikte von Molekumne, die von Stockton am zugänglichsten waren, zu besuchen. Demgemäß wurden am Montag Morgen unsere Maulthiere von der Ebene herangetrieben und für die Reise gesattelt. Die Sonne schien heiß, als wir über die Ebene nach Stockton ritten, und die Zeltstraßen der wunderbaren Stadt glühten gleich den Gängen einer Ziegelhütte. Der Thermometer stand auf 98° Fahrenheit, und der ausgedörrte, sandige Boden brannte uns durch die Schuhsohlen. Wir warteten daher bis zum Nachmittage, ehe wir unsere Reise fortsetzten. Es war vier Uhr, als wir aufbrachen; eine angenehme Kühle hatte sich erhoben und über die Ebene, durch schöne Eichenforste, ritten wir dahin. Mr. Rarey, der eben eine Fahrgelegenheit nach dem Molekumne-District eingerichtet hatte, war so freundlich, uns sein Geleit bis an den Calaveras-Strom, vierundzwanzig (engl.) Meilen von Stockton, angeboten zu haben, und wir machten in seinem Zelte Rast, welches wir erst spät, bei Mondenschein, erreichten. Das Zelt bestand aus Brettern und war mit Leinen bespannt; aber es kostete nicht weniger als 1000 Dollars; die Ebene, so weit man schauen konnte, war tief mit Staub bedeckt, welchen die fortwährenden Züge von Maulthieren unaufhörlich in die Luft wirbelten.

Nichtsdestoweniger, zum Erstenmal nach langer Zeit, schliefen wir während dieser Nacht in einem Bett — dem Bett des Calaveras-Stromes und in dem tiefsten Loche seines goldgesprenkelten Sandes. Der Strom, welcher im Frühling dreißig Fuß tief ist, war vollständig trocken, und das Gehölz an seinen Ufern bildete ein hohes Dach darüber, welches den Wind und den Sand abhielt, aber das Sternenlicht hereinließ. Wir häuften den losen Sand zum Kopfkissen auf und erfreuten uns eines erquickenden Schlafes,

der nur einmal durch das Geheul eines großen grauen Wolfes aus dem Dickicht unterbrochen ward.

Am andern Morgen, während das Frühstück bereitet ward, sah ich, wie leichtsinnig die Goldgräber mit dem Gelde umgehen. Einer der Maulthiertreiber wollte einem seiner Kameraden ein Pistol abkaufen, für das er ihm, obgleich es so gut wie Nichts werth war, drei Dollars anbot. „Für solch' eine Bettelei verkaufe ich Nichts," sagte der Eigenthümer; „hier, nimm das Pistol als Geschenk und behalte Dein Geld." Der Andere nahm es, aber legte die drei Dollars auf ein Stück Holz und sagte: „Nimm das Geld, ich werde es nicht mehr anrühren." „Gut," war die Antwort, „dann will ich damit machen, was mir gefällt," und er warf die Dollars auf den Weg und ging. Ein Irländer, welcher in der Nähe stand, wühlte lange im Staube herum, doch konnte er nur die Hälfte des Geldes wiederfinden.

Ungefähr 14 Meilen weiter gesellten sich drei Goldgräber zu uns, und unsere Maulthiere, welche eine plötzliche Neigung für ihre Pferde empfanden, begannen rascher zu traben. Die Neigungen solch eines Maulthierherzens sind für den Reisenden im Gebirge ein interessantes Studium. Ich möchte, wäre der Vergleich nicht zu ungalant, einige Aehnlichkeit zwischen dem Herzen eines Maulthieres und dem eines Weibes finden, denn es ist in seiner Liebe gerade so unerklärlich, da es sie dem Gegenstande zuzuwenden pflegt, von dem man es am wenigsten erwartet, und gerade so beständig, da es sie so lange zu bewahren pflegt, als dieser Gegenstand nicht von ihm entfernt ist. Zuweilen regt ein Pferd, zuweilen ein Esel die Einbildungskraft einer ganzen Heerde von Maulthieren auf; zuweilen ist es auch ein Geschöpf, das ihnen in keiner Weise verwandt. Lieutenant Beale erzählte mir, daß sein ganzer Maulthiertrupp einstmals auf den Ebenen des Cimarone in vollen Galopp fiel und wohl eine halbe Meile weit so fortrannte, ehe er zum Stillstand kam. Hier fand es sich, daß die Ursache dieser verliebten Laune ein Büffelkalb sei, welches sich von der Heerde verirrt hatte. Sie sprangen mit dem größten Entzücken um dasselbe herum, rieben ihre Nasen an ihm, stellten sich auf die Hinterbeine und machten sich lächerlich durch vergebliche Versuche, zu wiehern und zu y-ahen, während das arme Kalb, seiner anziehenden Eigenschaften unbewußt, zitternd in der Mitte stand. Bei den „Atajos" oder Maulthiertrupps der Nord-Mexicanischen Handelsleute hat man in der Regel ein Pferd als eine Art von Magnet, um die Thiere zusammenzuhalten; denn welche Versuchung ihnen auch immer begegnen möge, sie werden sich von einem Pferde nie weit entfernen. Gegen Abend kamen wir bei der Goldgräber-Stadt an. Der Ort, welcher aus Stangenhäusern ohne Wände und gedeckt mit losen Eichenzweigen

bestand, war in dieser Wildniß in den letzten drei Wochen entstanden, und es lebten ungefähr dreihundert Personen in oder neben ihm. Unter den offenen Eichdächern hörten wir im Vorbeireiten das Geklingel von Geld auf den Jagdtischen und sahen ringsum gedrängte Menschenhaufen, welche den Fortgang des Spieles verfolgten. Einer von den ersten Leuten, die Lieutenant Beale sah, war Baptiste Perrot, ein Mann aus dem Gebirge, der früher unter ihm gedient hatte. Jetzt hielt er ein „Hôtel," welches aus einem offenen Platze unter einem Zweigdach bestand; das ganze Meublement waren zwei Tische von rohen Planken (einer zum Essen und einer zum Spielen) mit Klötzen davor auf eingerammten Pfählen als Stühle, und einer Barre aus ähnlichen Materialien, hinter welcher ein guter Vorrath von Getränken und Speisevorräthen aufbewahrt stand. Wir zogen unsere Maulthiere zu einem Baumstumpf hinter dem „Hôtel," bestellten ein Abendbrod und machten es uns bequem in unserem neuen Quartier.

II.

Die Goldgräber vom Molekumne-Strom.

Unser erster Ausflug war nach dem Strombett, wo eine Anzahl von Nordamerikanern, Sonoriern, Kanakern und Franzosen in der heißen Sonne arbeiteten. Die „Barre" (der Ort, an welchem das Gold gewaschen wird) war Nichts mehr und Nichts weniger, als ein flacher Raum an der Vereinigung des Stromes mit einem halbtrockenen Bache, der sich ungefähr acht Meilen weit durch's Gebirge windet. Der Boden war hart und felsig, ohne losen Sand mit Ausnahme desjenigen, der zwischen den großen Steinmassen hängen geblieben war, und dieser mußte fortgeschafft werden, ehe man zu dem Golde gelangte. Es schien, als ob der ganze Raum, ungefähr vier Morgen im Umfange, mit großer Mühe umgearbeitet und alle Höhlen, welche sich zwischen den zerbrochenen Schieferlagern hinunterzogen, bis auf den Grund durchwühlt worden seien. Kein Fleck konnte dem unerfahrenen Goldjäger weniger versprechend erscheinen. Aber die Sonorier gewannen täglich, wenn sie den losen Staub und Schmutz, den sie zwischen den Felsen herauskratzten, auswuschen, von zehn Dollars bis zu zwei Unzen. Die erste Abtheilung, die wir antrafen, war eben damit fertig geworden, einen neuen Canal für das spärliche Wasser des Molekumne zu graben, und begannen ihre Arbeit auf ungefähr zwanzig Ellen des

Flußbettes, die sie trocken gelegt hatten. Es waren ihrer zehn, und ihre einzigen Werkzeuge waren Schaufeln, ein rohes Sieb und platte Holzdielen, um den Sand darauf auszuwaschen. Baptiste, unser Wirth, nahm eine von den Dielen, die voll Sand war, und zeigte uns nach dem Verlauf einer Minute ein Dutzend Körner hellen Goldes. Die Gesellschaft hatte im Laufe des Vormittags ungefähr schon drei Pfund gewonnen; wir beobachteten ihre Arbeit bis gegen Abend, wo noch weitere drei Pfund erzielt waren, so daß auf jeden Mann durchschnittlich sieben Unzen Gold an einem Tage kamen. Das Gold war von der reinsten Beschaffenheit und der schönsten Farbe. Als ich die Männer zuerst in der Sonnenhitze schwere Steine fortwälzen und — bis an die Brust im Wasser — mit ihren Händen im Kies und Lehm herumwühlen sah, da schien mir's keine große Tugend, der Versuchung des Goldgrabens zu widerstehen; aber als die glänzenden Kügelchen verschwenderisch aus einem Zinnbecken ausgegossen wurden, da — ich gestehe es — juckte es mich in den Fingern, die schwerste Brechstange und die dickste Schaufel in die Hand zu nehmen.

Eine Gesellschaft von dreißig Leuten hatte, etwas weiter den Fluß hinunter, einen noch viel breiteren Damm gebaut, an welchem sie einen ganzen Monat gearbeitet hatten. Hundert Ellen des Fußbodens waren auf diese Weise trocken gelegt worden. Sie fingen eines Nachmittags an zu waschen und erzielten sogleich ein sehr ermuthigendes Resultat. Am andern Morgen jedoch lagen sie sich schon in den Haaren, wie dies bei den meisten ähnlichen Gesellschaften früher oder später der Fall zu sein pflegt, wandten sich demgemäß an Mr. James und Dr. Gillette, zwei der hauptsächlichsten Unternehmer, und trugen ihnen an, die Schwierigkeit dadurch zu beseitigen, daß sie das ganze Bett auf ihre eigene Kosten waschen und dafür die Hälfte des gewonnenen Goldes nehmen sollten. Da die schwere Arbeit bereits geschehen war, so hofften die neuen Unternehmer einen beträchtlichen Gewinn durch diesen vortheilhaften Contract zu machen. Wir aber kehrten, nachdem wir unsere erste Neugier befriedigt hatten, in unsere Quartiere zurück. Dr. Gillette, Mr. James, Capitain Treucy und verschiedene andere Goldgräber bewirtheten uns mit einer Gastfreundlichkeit, die uns um so mehr erfreute, als sie unerwartet war. Am Abend hatte uns Baptiste und M. Fischer, sein Compagnon, ein Essen bereitet, welches mein Staunen über die Hülfsquellen dieses wunderbaren Landes noch erhöhte. Hier, in der rauhen Tiefe der Hügel, wo vor drei Wochen kaum ein Zelt gestanden hatte, und wo wir Nichts erwarteten, als getrocknetes Fleisch, sahen wir auf der Tafel Grünkörner, grüne Erbsen und Bohnen, frische Austern, gebratenen Puterhahn, die schönste Butter und ausgezeichneten Kaffee. Was das Alles

kostete, will ich freilich nicht sagen; aber ich dachte, nachdem ich solche Wunder gesehen, daß die Fabel von Alladin's Lampe nichts so Außerordentliches mehr sei.

Ich schlief in jener Nacht auf dem Speisetische und schlief prächtig. Früh Morgens ging ich wieder an den Strom, wo die Gesellschaft der Zehner bereits damit beschäftigt war, das Wasser abzuschöpfen, welches in das Flußbett über Nacht eingesickert war. Sie standen in der Sonne und hatten noch zwei Stunden harter Arbeit vor sich, ehe sie wieder anfangen konnten zu waschen. Der Anblick war wiederum kein sehr einladender. Aber als ich gegen Mittag an dieselbe Stelle zurückkehrte, da kratzte Einer von ihnen den Sand aus dem Bette mit dem Messer auf und warf ihn in ein Becken, dessen Boden ganz von Gold blitzte. Jedes Messer voll brachte eine Anzahl Körner und Blättchen zum Vorschein, von denen einige so groß als der Nagel eines Fingers waren. Zuletzt fiel ein Klumpen von zwei Unzen Gewicht mit schwerem Klang in die Pfanne, und die Goldgräber, nunmehr in der besten Laune von der Welt, setzten ihr Werk mit großer Rührigkeit fort. An diesem einen Morgen hatten sie sechs Pfund Gold gefunden. Nur durch solch' unverdrossene Arbeit konnten in dieser Gegend große Gewinnste gemacht werden, und diejenigen, welche um ihre Gesundheit besorgt, mißvergnügt heimgekehrt sind, indem sie sagten, man habe sie über das Gold getäuscht, haben sich in der That selber und zwar über die Arbeit getäuscht. Wenn Jemand erwartete, daß man Schätze aus der californischen Erde ohne harte Arbeit heben könnte, so war er in einem bitteren Irrthum. Von allen Arten von Männern paßten Diejenigen am besten zu Goldgräbern, welche bei uns die Straßen pflastern und in den Steinbrüchen arbeiten.

Wo Gold ist, da fehlen auch die Spieler nicht. Unser kleines Dorf konnte sich wenigstens eines Dutzendes von Spieltischen rühmen, die alle bei Tag und Nacht von Amerikanern und Mexicanern besucht waren. Die Sonorier ließen einen großen Theil ihres Goldes auf den Spieltischen, obwohl man berechnete, daß sie während dieses Sommers fünf Millionen Dollars aus dem Lande mitgenommen hatten. Die Aufregung gegen sie herrschte am ganzen Molekumne hinauf und sie wurden einmal auch gänzlich verjagt; aber sie kamen nicht lange darauf wieder und arbeiteten meist in größeren Gesellschaften unter dem Schutz und zum Vortheil irgend eines Amerikaners.

Am nächsten Tage statteten wir dem Schauplatz der reichsten Entdeckung, welche Dr. Gillette gemacht und wohl zu seinem Vortheil auszubeuten verstanden hatte, einen Besuch ab. Wir klommen den steinigen Boden eines der Felsbäche, die sich in den größeren

Strom ergießen, wie auf einer Treppe vier Meilen weit empor und fanden fast jeden Theil desselben aufgegraben und von den Spitzärten der Goldgräber umgewühlt. Tiefe Löcher, welche zwischen den festen Grund oder in die Felsseite des Gebirges eingehauen waren, zeigten noch die Stellen, wo man Goldadern getroffen und so lange verfolgt hatte, als sie Klumpen enthielten, welche die Arbeit bezahlten. Die lose Erde, welche sie herausgescharrt hatten, war noch ganz voll gediegenen Goldes und hätte blos ausgewaschen zu werden brauchen. Eine Anzahl Sonorier war damit beschäftigt, diesen zurückgelassenen Sand trocken zu waschen, — eine Arbeit, die keine geringe Geschicklichkeit erfordert und bald genug jeden anderen Menschen außer diesen dürren, harthäutigen Arabern des Westens tödten würde. Diese Arbeit wird folgendermaßen betrieben: sie sammeln den losen, trockenen Sand in einer Schaale, heben ihn empor und gießen ihn langsam auf ein Tuch zu ihren Füßen aus. Dieß wird mehreremal wiederholt, und durch die Entfernung der werthlosen Felssplitter verringern sie die Masse des Staubes auf ungefähr die Hälfte. Dann schwenken sie die Schaale mit einer Hand und geben ihr mit der andern einen raschen, geschickten Schlag, daß sie sich herumdreht, so daß sie zu gleicher Zeit den Inhalt derselben in die Luft werfen und wieder auffangen, indem er niederfällt. Auf diese Weise wird zuletzt Alles, außer den schwereren mit Gold vermischten Sandkörnern, die man von jenen durch Wegblasen gewinnt, entfernt. Es ist eine anstrengende Thätigkeit und die amerikanischen Goldgräber haben sie bis jetzt nicht versucht. Den feinen Staub so Tag um Tag fortzublasen und in einer mehr als brennenden Sonne, würde bald die stärksten Lungen vernichten.

Wir fanden viele Leute in dem höheren Theile des Felsbaches an der Arbeit; sie suchten nach Goldadern in den Löchern, welche Anderen schon die erste Ausbeute geliefert. Einige dieser Nachzügler wurden für ihre Mühe wohl bezahlt, Andere hatten vergebens gearbeitet, ohne das Mindeste zu finden. Viele lagen platt auf dem Rücken in niedrigen, engen Höhlen, die zuweilen durch Quellen feucht gehalten waren, da die Goldadern nicht selten durch Felsboden tief unter der Oberfläche hinliefen. Wer wirklich arbeiten wollte, der wurde bei einiger Ausdauer dafür belohnt. Ich habe zwar hier und anderwärts hunderte von Leuten gefunden, die von einem förmlichen Ekel vor Californien ergriffen schienen, und das Goldgraben mit einer Lotterie verglichen, in welcher man nur durch Zufall oder Glück reich werden kann. Aber es giebt keinen Zufall in der Natur, und je mehr man sie versteht, um so mehr hat man einen Schlüssel zu ihren vergrabenen Schätzen. Es giebt mehr Gold

in Californien, als man jemals gesagt oder gedacht hat; Jahrhunderte werden den Vorrath nicht erschöpfen.

Der Geschichten, welche die Goldgräber aus eigener Erfahrung oder aus dem Leben anderer Goldjäger erzählen, ist gar kein Ende. Ich könnte ein ganzes Buch blos mit denen füllen, die ich während der vier Tage meines Aufenthaltes an dem Molekumne hörte. In den trockenen Plätzen namentlich, wo das Metall gewöhnlich tief liegt, wurden viele Beispiele von Leuten erzählt, welche zwei oder drei Tage gegraben und es dann verzweiflungsvoll aufgegeben hatten, während Andere, die nach ihnen kamen und in derselben Grube weiter arbeiteten, Tausende von Dollars in kürzester Zeit daraus gewonnen haben. Ich sah einen Mann, der drei Wochen vor meinem Besuch ohne einen Pfennig gekommen war, um in dem trockenen Felsgrund zu arbeiten. Da er sehr träge war, so wählte er einen Ort unter einem schattigen Baume und grub in aller Muße zwei Tage, ohne einen Cent zu verdienen. Er gab den Platz alsdann auf, und ein kleiner Deutscher sprang in seine Grube, und als er nach einer harten Tagesarbeit seinen Gewinn wog, da hatte er — 800 Dollars! Der unglückliche Goldgräber borgte sich alsdann 5 Unzen und richtete ein Speisehaus ein. Die Stadt wuchs so rasch, daß er an dem Abend, wo ich ankam, den dritten Gewinnantheil des Etablissements für 1200 Dollars verkaufte. Sorgen schien es in diesem glücklichen Eldorado nicht zu geben. Wenn Jemand all' sein Hab und Gut verlor, so blieb er dennoch ganz gleichgültig; zwei Wochen harter Arbeit gaben ihm wieder genug, um sich aufzurichten, und zwei Monate hatten ihn ganz auf den alten Stand gebracht.

Das schwerste im Felsbruch gefundene Stück Gold wog eilf Pfund. Ein anderer Bekannter zeigte mir einen Klumpen unvermischten Goldes, der 62 Unzen wog.

Nach Allem, was ich während meines Aufenthaltes am Molekumne sah und hörte, schloß ich, daß dort so viel Ordnung und Sicherheit herrschte, als ohne bürgerliche Organisation möglich war. Die Einwohner hatten Einen aus ihrer Mitte zum Alcaden erwählt, von welchem alle Schuldigen mit Beihülfe einer zu dem Zweck erwählten Jury abgeurtheilt wurden. Verschiedene Diebstähle waren vorgekommen, und die schuldige Partei war nach einer gerechten Untersuchung schwer bestraft worden. Einige waren gepeitscht worden, Andere hatte man gehängt. Zwei oder drei, welche große Diebstähle ausgeführt hatten, waren von den Beschädigten auf der Stelle erschossen worden, und die allgemeine Ansicht der Goldgräber billigte solche Selbsthülfe, wenn keine andere zu haben war. In der Nähe von Livermore's Range, auf dem Wege nach Stockton, trafen wir einen Mann, dem man das Haar abrasirt und die

Ohren abgeschnitten und noch hundert Stockprügel mit auf den Weg gegeben hatte, weil er 98 Pfund Gold gestohlen hatte. Solch eine Art von Gerechtigkeit mag gegen die Ideen der Sittlichkeit verstoßen; aber nichtsdestoweniger scheint diese Anwendung der härtesten Strafmittel gute Erfolge zu haben. In der That war diese spartanische Strenge der Manuszucht in einem Lande, wo es nicht nur keine Riegel und Schlösser, sondern auch kein Gesetz und keine Regierung gab, die einzige Sicherheit gegen die entsetzlichste Umkehr der Ordnung.

Der Erfolg war, daß, abgesehen von einigen geringfügigen Fällen der Veruntreuung, Diebstähle selten waren. Pferde und Maulthiere wurden zuweilen gestohlen, aber die Gefahr für den Dieb war zu groß, als daß diese Dieberei irgendwelche Ausdehnung hätte gewinnen können. Das Lager oder Zelt ward für unverletzlich erachtet, und gleich der alten patriarchalischen Zeit beschützte sein Dach Alles, was es einschloß. Es schien unter Allen eine stillschweigende Uebereinkunft das Leinendach der rohen Eichenstämme so heilig zu machen, als es einst die Portale einer Kirche waren.

Während der Tage, die ich am Molekumne verlebte, wurde ich mit mancherlei seltsamen Zügen und Abenteuern des Goldgräberlebens bekannt. Es würde ein interessantes Studium für einen Philosophen gewesen sein, die verschiedenen Wirkungen aufzuzeichnen, welche das plötzliche Reichwerden auf verschiedene Menschen machte; Diejenigen, welche nicht an Arbeit gewöhnt waren und denen ein oder zwei Unzen Gold täglich eine kärgliche Belohnung für müde Muskeln und erschöpfte Kräfte schienen, häuften ihren Gewinn sorgsam auf und hüteten ihn wie Geizhälse; diejenigen aber, deren gestählte Sehnen mit der zähen Erde kämpften, als ob es kein angenehmeres Spiel für dieselben gäbe, und die auf diese Weise den rauhen Kies und den felsigen Boden zwangen, seine goldenen Schätze herauszugeben, diese waren so verschwenderisch, wie Fürsten und so offenherzig, wie die Mitglieder einer menschenfreundlichen Gesellschaft. Wetterharte Theerfinken (Spottname für Seemänner), Irländer, zäh und biegsam wie Draht, und stählerne Jägersleute aus den Missouri-Wildnissen, wurden hier zu einem Geschlecht von Schwelgern und Epicuräern. Sicher im Besitze des Zauberwortes, das die endlosen Schätze unter ihren Füßen öffnete, ließen sie jeder Laune, jedem Wunsch, der nur irgend befriedigt werden konne, die Zügel schießen.

Es war nichts Ungewöhnliches, eine Gesellschaft von diesen Männern, denen früher ein Stück Fleisch und ein Schnaps dabei der höchste Luxus dieser Welt gewesen, ihren Champagner, zu zehn Dollars die Flasche, trinken und Pasteten und Sardinen dazu essen oder in dem rußigem Feldkessel ihre Schildkrötensuppe und

Krebssalat wärmen zu sehen. Besonders bemerkte ich, daß die Leute vom Oregon, die ihr Lebelang an Nichts gewöhnt waren, als an die einfachste, solideste und mäßigste Kost, alle anderen Goldgräber in ihrer Vorliebe für Champagner und alle Arten von theuren Getränken übertrafen. Doch war dies fast die einzige Ausgabe, die sie hatten, denn in allen übrigen Dingen waren sie sehr vorsichtig und sparsam mit dem Gebrauch ihres Goldes. — Einen der lustigsten Fälle erlebte ich bei einer Gesellschaft von Engländern von Neu-Süd-Wales, welche zur Zeit meiner Ankunft erst eine Woche am Molekmme gewesen waren. Sie waren in Californien erst zwei Wochen früher gelandet und dies war ihr erster Versuch im Goldgraben. Einer von ihnen, ein langer, starkknochiger Bursche, der sieben Jahre in der Kavallerie gedient hatte, war unerschöpflich in seinen Ausdrücken der Verwunderung und des Entzückens. Er wiederholte seine Geschichte vom frühen Morgen bis zur späten Nacht und erzählte sie in der Ueberfülle seines Herzens jedem neuen Gesichte, das er sah. „Bei meinem Leben!“ rief er aus, „dies ist ein großes Land. Hier kann ein Mann in einem Tage so viel Gold ausgraben, als er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht gesehen. Ich habe schon so viel, daß ich gar nicht weiß, was ich damit machen soll, und bin doch erst eine Woche hier gewesen. Und als ich hierher kam, hatt' ich nicht einen lumpigen Heller in der Tasche! Und der Franzmann, der da unten am Berg wohnt und Lebensmittel verkauft, wollte mir nicht ein Stück Brod borgen — der Teufel soll ihn holen! Wenn Du kein Geld hast, sagte er, so geh' und grab' Dir welches. Die Leute graben hier am Alltag und Sonntag, das ist hier Alles einerlei. — Und wenn sie's auch Alle thun, so will ich am Sonntag doch nicht graben, Du Schurke, sagte ich, eher will ich verhungern. Und ich that's auch nicht und hatte Hunger, das weiß Gott! Aber am Montag grub ich neunzehn Dollars, und am Dienstag dreiundzwanzig Dollars und am Freitag zweihundert und zweiundachtzig Dollars, in einem Klumpen, so dick wie Eure Faust, und Alles, weil ich am Sonntag nicht gegraben hatte. Gab es je solch' ein Land in der Welt?“ Und als ob er sich selber überzeugen wollte, daß er wirklich so viel Geld besitze, kaufte er Champagner, Ale und Rum in Dutzenden von Flaschen und lud Jeden von der Ansiedelung ein, mitzutrinken.

Noch eines anderen solchen Charakters entsinne ich mich — er war der interessanteste, den ich dort gesehen. Er besaß Aeußeres, Anstand und Persönlichkeit genug, um einen Romanhelden aus ihm zu machen; was würde Cooper gegeben haben, wenn er ihm so begegnet wäre! Seinen wahren Namen habe ich nie erfahren; die Goldgräber nannten ihn alle „Rehposten“ — eine Bezeichnung, die

einer harten, plumpen Figur sehr wohl entsprach. Er mochte ungefähr vierzig Jahre alt sein; sein Gesicht war erst leicht gerunzelt und er trug einen schweren, schwarzen Bart, der ihm beinahe bis an die Augen hinauf wuchs und seinen Mund ganz verhüllte. Wenn er seinen abgetragenen und staubigen Filzhut abnahm, — was freilich selten geschah — so gaben ihm seine breite, viereckige Stirn und seine ernsten, grauen Augen ein nachdenkliches Aussehen, welchem seine Unterhaltung jedoch in keiner Weise entsprach. Er war von einer kräftigen und stämmigen Gestalt, trug stets einen Friesrock, ein Flanellhemde und einen Gürtel mit einem Messer daran. Ich hielt ihn für einen Deutschen, obgleich er mir's nicht gesagt und ich ihn nie etwas Anderes, als Englisch sprechen hörte.

Die Sitten von „Rehposten" waren noch seltsamer, als sein Aeußeres. Er lebte ganz allein in einem kleinen Zelte und schien die Gesellschaft Anderer eher zu meiden als zu suchen. Seine Neigungen waren überaus verschwenderisch; er hatte immer das Beste, was auf dem Markte zu haben war, und fragte nicht nach dem Preis. Der vorzüglichste Schinken, das Pfund zu anderthalb Dollars; Austern, Grünkorn und Erbsen, das Maaß zu sechs Dollars; Zwiebeln und Kartoffeln, so oft sie auf den Markt kamen; chinesische Süßigkeiten und trockene Früchte waren stets auf seiner Tafel und sein Mittagsmahl pflegte regelmäßig durch eine Flasche Champagner angefeuchtet zu werden. Das Kochen besorgte er selbst und hatte allerdings wenig Mühe davon, da frische Nahrungsmittel nur selten ankamen. Wenn er besonderes Glück gehabt hatte, so gönnte er sich einen oder zwei Tage Ruhe, bis der Goldstaub erschöpft war, worauf er seine Axt wieder schulterte und in demselben einsamen Winkel des rauhen Felsbaches wieder zu graben anfing. Er war im Lande seit der ersten Entdeckung des Goldes und hatte bereits zwischen dreißig- und vierzigtausend Dollars gegraben, Alles aber leider auch schon wieder für seines Leibes Pflege und Nothdurft verbraucht. Ich habe ihn einmal sagen hören, daß er an einem Tage nie weniger als eine Unze, zuweilen aber auch zwei Pfund grabe. Das rauhe Gebirgsleben schien recht nach seinem Geschmack zu sein und er würde es nicht gegen ein anderes, wenn auch weniger anstrengendes und angenehmeres vertauscht haben.

Unter den Goldgräbern, die an den verschiedenen Felsbächen hin verstreut waren, traf ich täglich Männer von Erziehung und Bildung aus allen Gegenden der Vereinigten Staaten. Man konnte niemals von dem Anzug und Aeußeren eines dieser Leute auf ihren Charakter schließen. Ein roher, schmutziger, sonnenverbrannter Kerl mit ungeschorenem Barte, der auf Tod und Leben am Grunde irgend einer Felshöhle arbeitete, war vielleicht von einer der ersten Universitäten des Landes zum Doctor gemacht worden und besaß

feine Bildung und geſchulten Geſchmack. Ich fand Leute genug, die ſich äußerlich in Nichts von den verknöcherten Pelzjägern und Urwaldsbewohnern unterſchieden, aber vielleicht vor einem Jahre noch Aerzte ohne Patienten, Advocaten ohne Proceſſe und halbverhungerte Zeitungsſchreiber waren. Es war dieſem Zufluß der Intelligenz zuzuſchreiben, daß die Gemeinden dieſer Goldjäger, trotz ihres barbariſchen Ausſehens und Lebens, eine Ordnung und perſönliche Sicherheit unter ſich hergeſtellt hatten, die auf den erſten Blick wie ein Wunder erſchien.

Daß Alles, was ich auf dieſe Weiſe geſehen, mich ſtark in Verſuchung führte, die Axt und das Sieb für eine oder zwei Wochen auch zu ergreifen, wird ein Jeder meiner Leſer gern glauben. Es war, ſobald ich californiſches Gebiet betreten hatte, meine Abſicht geweſen, das Vergnügen des Goldgrabens ſelber zu koſten, ſowohl um das Leben unter den Mineurs beſſer kennen zu lernen, als auch in der leiſen Hoffnung, eine Taſche voll dicker Klumpen für meine Weiterreiſe mitzunehmen. Aber das unerwartet frühe Hereinbrechen der Regenzeit trieb mich zur Eile an, und machte obendrein die Arbeit um Vieles ſchwerer. Zwei oder drei Tage gehören allein dazu, um nur mit den Geräthſchaften ordentlich fertig zu werden, und ich hatte keine Luſt, die Handgriffe zu lernen, da meine Ausſicht auf Gewinn ſo beſchränkt war. Einmal, in der That, nahm ich ein Schlachtmeſſer, ging in eine der verlaſſenen Höhlen des großen Baches, legte mich auf den Rücken, wie ich von den anderen Goldgräbern geſehen hatte, und bemühte mich, einige gelbe Körner aus der Spalte des zerbröckelnden Felſens herauszuarbeiten. Aber mein Bemühen war umſonſt, und die einzigen Andenken aus den Goldgräberregionen verdanke ich der Güte einiger Freunde, die ſie mir geſchenkt haben.

III.

San Francisco bei Tag und bei Nacht.

Von allen wunderbaren Erſcheinungen der Geſchichte unſerer Zeit iſt das Wachsthum San Francisco's eine, welche den Glauben der Zukunft vielleicht auf die ſchwerſte Probe ſtellen wird. Seines Gleichen ward nie geſehen und wird nie wieder geſehen werden. Ich ſpreche nur von dem, was ich mit meinen eigenen Augen ſchaute. Als ich zuerſt bei San Francisco landete, fand ich einige zerſtreute Haufen von Zelten und Leinenhäuſern, mit einem Anfang

von Zimmerwerk auf einer oder zwei Straßen und einer Bevölkerung von ungefähr sechstausend. Vier Monate später, bei einem erneuten Besuche, sah ich um mich eine wirkliche Hauptstadt, Straße um Straße voll wohlgebauter Häuser, ein thätiges und unternehmendes Volk darin und überall die Anzeichen eines steigenden commerciellen Gedeihens. Damals war die Stadt auf die Biegung der Bai, welche den Ankerplatz begrenzt, und auf den Abhang der Hügel beschränkt. Nun erstreckte sie sich zu den höchsten Hügelspitzen, folgte der Küste ringsum, Punkt nach Punkt, und mit einem langen Arme gleichsam durch eine Oeffnung in den Hügeln greifend, hielt sie das goldene Thor fest, und bante ihre Lagerhäuser an der offenen Meerstraße und beinahe in den blauen Horizont des stillen Ozeans hinein. Damals wohnte der auf die Goldjagd ausziehende Wandersmann in Zimmern von Mousselin und Kammern von Leinewand mit einem philosophischen Mangel an Möbeln, und aß sein einfaches, wenn auch kräftiges Mahl, an Fichtentischen. Nun standen hohe Hôtels, mit Veranden und Balkons prunkend und mit dem Luxus der Heimath ausgestattet, in allen Quartieren, und aristokratische Restaurationen präsentirten ihre langen Speisezettel, die von den ausgesuchtesten Leckerbissen der Pariser Küche strotzten. Damals kamen Tag für Tag Schiffe herein, um verlassen und nutzlos auf dem Ankerplatz zu liegen. Nun verging kaum ein Tag, ohne daß eine Reihe von Segeln, nach auswärts bestimmt, ihren Weg durch das goldene Thor nach allen Ecken des stillen Ozeans suchten. Gleich der zauberischen Saat eines indischen Magiers, welche vor den Augen des Zuschauers wächst, blüht und Früchte trägt, schien San Francisco in einem Tage das Wachsthum eines halben Jahrhunderts vollbracht zu haben.

Das jedoch, was der Stadt auch damals noch mangelte, war Gesellschaft. Stelle man sich eine Stadt mit dreißigtausend Einwohnern vor, unter denen kaum ein weibliches Wesen war! Ein Gleiches ist nie zuvor gesehen worden. Jeder Mann war sein eigener Haushälter und fegte, kochte, wusch und flickte. Manches, was man in der alten Heimath mehr durch Beobachtung als Erfahrung gelernt hatte, kam hier in der neuen trefflich zu Statten. Wer sich sein Bett nicht selber machen, sein Beefsteak nicht braten und die Löcher in seinem Rocke nicht stopfen konnte, war ein verlorener Mann in San Francisco. Allein auch das änderte sich bald und obgleich ich es selber nicht mehr erlebte, so glaube ich doch, daß schon lange kein Mangel mehr an Frauen in der Hauptstadt des Goldlandes ist!

Es wird nicht uninteressant sein, eine kleine Schilderung vom Leben in San Francisco zu entwerfen, wie ich es bei meinem mehrmaligen Aufenthalte in dieser Stadt gefunden habe. Wenn man

sich daran gewöhnt hatte, auf einer harten Bank und trotz der Angriffe unzähliger Fliegen überhaupt zu schlafen, so wurde man bei Tagesanbruch durch den Lärm der Zimmerplätze, von welchen alle Hügel bedeckt waren, aufgeweckt. Die Luft ist gemäßigt, und der unveränderliche Morgennebel beginnt sich um diese Stunde zu sammeln. Mit Aufgang der Sonne, welche düster über die Küstenberge jenseits der Bai aufsteigt, war die ganze Bevölkerung auf und an der Arbeit. Die hölzernen Gebäude riegelten ihre Thüren auf; die Leinwandhütten und Zelte schlugen ihre Vorhänge zurück; die Lichterboote auf dem Wasser ruderten von Schiff zu Schiff; Karren und Lastträger waren längs der Küste thätig; und nur die Spieltische, um die sich während der ganzen Nacht die Jünger des Zufalls gedrängt hatten, standen müßig und verlassen. — Die Temperatur pflegt in dieser frühen Morgenstunde so frisch zu sein, daß man sich zur Arbeit wunderbar aufgelegt fühlt, und selbst ohne den Antrieb des Handels und der Speculation dürfte es alsdann wohl Wenige geben, die sich nicht beschäftigen.

Um halb sieben beginnen die Glocken zum Frühstück zu rufen, und eine Stunde lang übertönte ihr unausgesetzter Klang sowie das Getöse von ungeheueren Trommeln alle die Hämmer, welche auf hunderten von Dächern thätig waren. Die Hôtels, Restaurations- und Speisehäuser waren damals bereits so zahlreich als die Spieltische und ebenso verschieden in ihrer Art und Größe. Die Tables d'hôte ersten Ranges (wo man zwei Dollars und mehr für eine Mahlzeit rechnet) waren sehr reich ausgestattet. Doch gab es auch andere mit einfacherer und billigerer Kost, an denen sich die große Zahl derer sättigte, die ihr Glück noch zu machen haben. Hier kostete es ungefähr 1 Dollar. Frisches Rindfleisch, Brod, Kartoffeln und alle Arten von Vorräthen, die sich einführen lassen, waren reichlich da; aber Milch, Früchte und Gemüse galten als Luxusartikel, und von frischer Butter war niemals die Rede. Auf den Straßen standen schon Buden, in denen Kaffee, Kuchen und Biscuit für die eben im Hafen angelangten Matrosen oder die aus dem Gebirge heruntergekommenen Goldgräber zu haben war.

Gegen neun Uhr war die Stadt im vollen Strome des Geschäftes. Die Straße, die zum Wasser führt und Montgommery-street, welche die Bai begrenzt, war gedrängt voller Leute, die in der höchsten Eile durcheinander rannten. Es giebt nichts Bunteres, als diese Mannigfaltigkeit von Gesichtern und Trachten. Die Engländer schienen die Eigenthümlichkeiten verloren zu haben, durch die sie sich gewöhnlich auszeichnen, und durch zufällige Ausdrücke mehr als durch ihr Betragen konnte man den New-Yorker von dem Manne aus Kentucky, den aus Carolina von dem aus Virginien und Texas unterscheiden. Den Deutschen und den Franzosen konnte

man schon leichter erkennen. Peruvianer und Chilianer gingen in ihren braunen Mäntelchen, und die nüchternen Chinesen hülf- und theilnahmlos in der Mitte aller Bewegung, schauten aus den schiefen Ecken ihrer langen Augen in den Lärm, aber schienen sich nie versucht zu fühlen, sich aus dem ihnen eigenen Geschäftsgang herauszuwagen. Die östliche Seite der „Plaza", dem Parkerhaus gegenüber, und ein Leinenzelt, das Eldorado genannt, waren die Orte der allgemeinen Zusammenkünfte für die Zwecke des Geschäfts und des Vergnügens und sie stellte Alles in Allem, Börse, Garten, Klubzimmer und Promenade vor. Dort sah man Jeden einmal, der nicht beständig auf einem Flecke beschäftigt war, zu irgend einer Stunde des Tages. Der Charakter der Gruppen, welche auf der Plaza zerstreut standen, war sehr interessant. Hier sah man drei oder vier Speculanten, die über Bauplätze handelten, und Häuser verkauften, von denen einige von Leinen, andere nur von Papier waren; daneben stand eine Gesellschaft von Goldgräbern, braun wie Leder und rauh von Gesicht und Kleidung; und an einem dritten Platze vielleicht drei oder vier Seeoffiziere, die von ihren Kreuzerschiffen sprachen, oder ein Trupp feinerer Spieler, die sich über Gewinn und Verlust der letzten Nacht unterhielten.

Der Tag rückt vor. — Der Nebel, welcher nach Sonnenaufgang ein oder zwei Stunden niedrig und schwer ging, stieg dann über die Hügel und es pflegten nun zwei Stunden hellen Sonnenscheins zu folgen, bevor der Wind von der See herein kam. Das Getümmel in den Straßen hatte sich alsdann vollständig entwickelt. Leute flogen hier und dorthin, als seien sie von einem ruhelosen Geiste besessen. Man sprach einen Bekannten an, vielleicht einen Kaufmann. Er stieß ein Paar heftige Worte des Grußes aus, während sein Auge schon nach allen möglichen Richtungen herumirrte; plötzlich gewahrte er irgend Jemand im Gedränge. Er war verschwunden, und hatte in den nächsten fünf Minuten eine halbe Schiffsladung gekauft, einen Bauplatz für das Dreifache dessen, was er ihm gekostet hat, verkauft und sich an irgend einer neuen und großartigen Speculation betheiligt. Es war unmöglich, dieses Uebermaß und diese Zerstreuung des Geschäfts anzusehen, ohne etwas vom Einfluß desselben zu empfinden. Die Luft selber schien voll von dem Magnetismus der kühnen, lebendigen und unermüdlichen Thatkraft zu sein, und derjenige, der sich nur in dem äußersten Kreise dieses Strudels bewegte, befand sich — ehe er noch Zeit hatte darüber nachzudenken, in dem Schwindel erregenden Mittelpunkt desselben.

Aber sieh! — Die Gruppen auf der Plaza zerstreuen sich plötzlich; der Stadtaufseher reißt seinen Pfahl aus dem Boden und springt auf einen Bretterhaufen, die Kuchenverkäufer folgen seinem

Beispiele und der ganze Platz ist in dem Augenblicke geklärt, wo ein wilder Ochse, welcher Kearneystreet heruntergerannt ist, erscheint. Zwei Vaqueros folgen, mit Geschrei ihre Seile schwenkend, in heißem Galopp; der Staub fliegt auf, indem sie so über die Plaza hinsprengen. Einer von ihnen, mitten im Karriere, wirft seinen Strick in die Luft. Sieh, wie geschickt das Seil sich in seinem Fluge abwindet und wie die Schlinge auf die Hörner des Ochsen fällt! Das Pferd dreht sich, wie um eine Angel, und schießt in der entgegengesetzten Richtung davon. Es kennt die Länge des Fangstrickes auf ein Haar, und in dem Augenblick, wo es stramm gezogen ist, setzt es seine Hufen fest in den Grund, und wirft seinen Körper vorwärts. Der Stoß ist so stark, daß der Stier niederstürzt und seine Beine von sich streckt. Er liegt einen Augenblick wie ohnmächtig, und erhebt sich dann schwer, um einen neuen Versuch zu machen. Aber nun hat auch der zweite Vaquero seinen Strick um eines seiner Hinterbeine geworfen, und so — auf zwei Seiten gefesselt — wird er zur Schlachtbank abgeführt.

Die Plaza füllt sich so rasch wieder, als sie sich geleert hatte, und das Geschäft nimmt seinen Gang wieder auf. — Um zwölf Uhr pflegte ein Wind aus Nord-West zu wehen, der mit großer Heftigkeit durch eine Oeffnung in den Hügeln, die sich gegen das goldene Thor öffnen, heranfegt. Die Glocken und Trommeln begannen zum Mittagsessen zu rufen, und Beide zusammen — der Wind und die Eßzeit — veränderten das Gewühl in den Straßen für ein oder zwei Stunden. Zwei Uhr war die gewöhnliche Zeit zum Mittagsessen für die Geschäftsleute; aber einige von den alten und erfolgreichen Kaufleuten hatten die vornehmere Zeit von fünf Uhr Nachmittags angenommen. „Wo sollen wir heut zu Mittag essen?“ war die tägliche Frage. Die Restaurants hatten ihre Speisezettel überall einladend entfaltet. Wir hatten die Wahl; aber Delmonico's Speisesalons hatten die höchsten Preise und die größte Mannigfaltigkeit der Gerichte. Wir gehen Kearneystreet hinunter, zu einem zweistöckigen Holzhause an der Ecke. Der unterste Stock ist ein Marktplatz; an den Mauern hängen Kalbs- und Hammelviertel. In der einen Ecke ist ein Haufen Schoten von den Sandwichs-Inseln aufgespeichert, und mehrere Kohlköpfe, jeder einzelne zu zwei Dollars angeschlagen, schauen aus dem Fenster. Wir treten durch eine kleine Thür am Ende des Gebäudes, steigen eine dunkle, enge Treppe hinan und befinden uns in einem langen, niedrigen Raum, dessen Decke und Wände von weißem Mousselin sind, und dessen Boden Wachstuch bedeckt. Es stehen hier, in zwei Reihen vertheilt, ungefähr zwanzig Tische, die aber alle bereits so gefüllt sind, daß wir Mühe haben werden, einen Platz zu finden. Wir nehmen die Speisekarte auf

und wenn wir das zuſammennehmen, was wir nöthig haben, um ſatt zu werden, ſo wird uns das Eſſen ungefähr fünf Dollars koſten. Denn der Appetit, den man in Californien zu haben pflegt, ſteigt an's Wunderbare. Während der erſten beiden Monate nach meiner Ankunft waren meine Empfindungen in dieſer Hinſicht denen eines ausgehungerten Wolfes nicht unähnlich.

Uebrigens konnte ſchon damals Jeder ſeinen Hunger auf nationale Weiſe ſtillen. Es gab franzöſiſche Reſtaurants auf der Plaza und in Dupontſtreet; ein ausgedehntes deutſches Etabliſſement in Paciſicſtreet; ein ſpaniſches Speiſehaus, ein Italieniſches und drei Chineſiſche, welche durch ihre langen, dreieckigen Flaggen von gelber Seide ausgezeichnet waren. Sie wurden wegen ihrer trefflichen Küche und deswegen, weil jedes Mittagseſſen ohne Rückſicht auf das, was man aß, nur einen Dollar koſtete, viel von Amerikanern beſucht. Die Namen der himmliſchen Wirthe waren Kong-Sung, Whang-tong und Tong-Ling, und mit ihren ſchiefen Augen und heiligem Ernſte trugen ſie ihr Chom-Chom und Curry und einen Thee und Kaffee auf, der vielleicht in der ganzen Welt nicht beſſer gefunden werden kann.

Der Nachmittag in San Francisco war weniger geräuſchvoll und thätig als der Vormittag. Die Kaufleute hielten ſich in ihren Häuſern, und die Spielzimmer füllten ſich mit Perſonen, welche dem Wind und dem Staub von draußen entgehen wollten. Der Himmel nimmt um dieſe Zeit ſtets einen kalten grauen Anſtrich an, und die Hügel und die Bai ſind in der dichten, ſtaubigen Luft kaum ſichtbar. Dann und wann trat alsdann ein Wächter von dem Hügel über Fort Montgommery herein und kündigte die Ankunft eines Schiffes an, was unter den verſammelten Bootsmännern und Kaufleuten einige Bewegung verurſachte. — Gegen Sonnenuntergang war die Plaza faſt ganz verlaſſen; der Wind ſtrich ſchonungslos über die See herein und ein dicker Ueberrock war nicht zu warm. Wenn es dunkel ward, ſo ließ die Heftigkeit des Windes etwas nach, obwohl auch dann noch gelegentliche Ausbrüche erfolgten, die den Staub in den Straßen ellenhoch umherwirbelten und dahinführten.

Der Anblick von San Francisco bei Nacht vom Weſten aus hat an Pracht und Schönheit nicht ſeines Gleichen. Die Häuſer, meiſt aus Leinewand, durch welche die Lampen im Innern hindurchſchimmern, verwandelten ſich in der Dunkelheit zu Wohnungen von reinem Licht. Auf den Abhängen ſeiner drei Hügel, deren Spitzen von den letzten Zelten auch bedeckt waren, glänzte es gleich einem Amphitheater von Feuer. Hier und dort funkelten beſonders helle Punkte; es waren die lockenden Lampen der Spielhäuſer; und durch das unaufhörliche Gemurmel der Straßen ſtahl ſich dann und

wann ein Klang der Muſik aus ihren heißen und gedrückt vollen Räumen. Das Bild hatte etwas Unwirkliches und Phantaſtiſches an ſich; es machte einen Eindruck, wie es die Städte der Laterna magica thun, die eine Bewegung der Hand aufbauen und vernichten kann.

Die einzigen Orte, die wir nun noch zu beſuchen haben, ſind die Spieltiſche, deren Sterne in dieſer Stunde aufgehen. Wir brauchen nicht weit zu wandern, um einen zu finden. Dawiſon's Börſe, das Parkerhaus und Eldorado ſtehen Wand an Wand; ſchräg gegenüber ſind die Veranda und Aguila de Oro, höher hinauf, an der Plaza St. Charles und Bella Unione, während ein Dutzend von Spielhäuſern zweiten Ranges in den weniger belebten Straßen zerſtreut liegen. Das größte Gedränge war immer im Eldorado; hier war es ſchwer, Eingang zu finden. Es befanden ſich ungefähr acht Tiſche in dem Saal, und alle waren dicht beſetzt. Kupferfarbige Kanaker, Mexicaner in ihre Sarapen gewickelt, und Peruvianer in ihren Panchos, ſtanden Schulter an Schulter mit den braunen, bärtigen Goldgräbern aus den Vereinigten Staaten. Die Einſätze waren gewöhnlich klein, obgleich der Spieler ſo lange doubliren konnte, bis er Alles verloren oder die Bank geſprengt hatte. Längs der Seitenwand des Saales läuft ein Schenktiſch, wo man alle Arten von ſchlechten Getränken haben kann; und in einer Art von Gallerie, die an der Decke hängt, ſaß ein weiblicher Violiniſt, die ihr Talent und ihre Muskelkraft anſtrengte, um die Aufregung des Spiels noch zu erhöhen.

Die Veranda gegenüber iſt kleiner, aber ſie rühmte ſich einer gleichen Anziehungskraft, die von einem Muſikanten ausgeübt wurde, der eine Hirtenflöte an ſeinem Kinn und eine Trommel, die er mit Stöcken an ſeinen Ellbogen ſchlug, auf ſeinem Rücken und Cymbeln in der Hand hatte. Die Geldhaufen auf den Spieltiſchen klingelten luſtig zu ſeinem Spiel, und das Gedränge der in eine ſchweißtriefende Maſſe zuſammengedrückten Zuſchauer ging zwiſchen ſeinen einzelnen Vorträgen an die Barre und trank aus Mitleid für ſeine trockene und athemloſe Kehle. Im Aguila de Oro ſpielte eine Aethiopiſche Bande und in den übrigen Spielhöllen quinkelirten Violinen, Guitarren und Handharmonika's, wie es der Zufall mit ſich brachte. Die Atmoſphäre dieſer Plätze iſt undurchſichtig von Tabaksqualm und voll von einer Fieberhitze, die den Geſichtern der Spieler einen krankhaften Schimmer verleiht. — Heimlich und in einer gefährlichen Ausdehnung wird in den verborgenen Hintergemächern des Parkerhauſes und des Cityhôtels geſpielt. Zu ihnen haben nur die Eingeweihten Zutritt. Die Einſätze ſind hier unbegrenzt, da die Spieler Männer von Reichthum und äußerlichem Anſehen ſind. Oft, in die Wechſelfälle eines ver-

zweifelten Spieles vertieft, geht hier die Nacht hin und der Morgen dämmert über hageren Gesichtern und ruhelos klopfenden Herzen. Hier werden oft bei dem Umschlagen weniger Karten oder dem Rollen weniger Kugeln die Gewinne glücklicher Wagnisse zur See oder harter monatelanger Arbeiten zu Lande verspielt.

Gegen das Ende meines Aufenthaltes trat die Regenzeit ein und San Francisco ward auf Einmal ein so trauriger Ort, als man sich nur denken kann. Der Schimmer des hellen, warmen und heiteren Wetters ging dahin und ließ an seiner Stelle einen rauhen, trostlosen Südost-Sturm zurück. Dann und wann kam ein schwerer Windstoß über die Stadt und in den kalten, ununterbrochenen Regen mischten sich Donnerschläge und plötzliche Hagelschauer. Der Koth in den Straßen wurde grundlos, und nur mit Mühe konnten die Maulthiere ihre leeren Wagen hindurchziehen. Ein starkes Londoner Zugpferd, ein wahrer Riese im Geschirr, war das einzige Thier, das noch eine Last fortbringen konnte, und man sagte mir, daß der Herr desselben täglich hundert Dollars mit ihm verdiene. Man konnte nicht zehn Schritt weit gehen, ohne bis an die Schenkel einzusinken; und obwohl der Thermometer selten unter 50° F. sank, so konnte man nicht einen Augenblick still stehen, ohne eiskalte Füße zu bekommen. Eine Folge davon waren zahllose Erkältungen, die oft die schlimmsten Formen annahmen. Der allgemeine Gebrauch, die Hosen in die Stiefel zu stopfen, drohte die Kniehose aus den Zeiten unserer Großväter wieder Mode werden zu lassen. Die ganze Bevölkerung schien aus abgestiegenen Husaren zu bestehen.

Das schlechte Wetter veranlaßte nach und nach Krankheiten aller Art, besonders unter Denen, die viel im Freien leben mußten. Die Stadt war überfüllt von Menschen, und obgleich die Häuser fortwährend noch über Nacht wie Pilze aus der Erde schossen, so waren doch Hunderte von Neuankommenden gezwungen, in Zelten zu wohnen, mit denen die Spitzen der Hügel bedeckt waren. Fieber und Dysenterie waren die vorherrschenden Klagen, und ihr Ueberhandnehmen war keinem anderen Grunde, als diesem schlechten Schutz gegen Sturm und Regen zuzuschreiben. Alle Hospitäler, die man in der Eile errichtet hatte, waren überfüllt; viele Privatleute zeichneten sich durch Wohlthätigkeitssinn und Erbarmen gegen die Kranken aus, ganze Schiffe voll Patienten wanderten nach den Sandwich-Inseln. Im Cityhospital waren auch sehr viele Wahnsinnige, von denen es Einige durch Enttäuschung und Unglück, Andere aber durch plötzlichen Reichthum geworden waren. Arme Menschennatur!

Mitten in diesem traurigen Regen überraschte uns eines Morgens ein prachtvolles Schauspiel. Der Wind hatte während der Nacht wüthend getobt und der Regen war in heftigen Güssen nie-

dergeströmt; aber die Sonne ging an einem wolkenlosen Himmel auf und bestrahlte die Küstenberge jenseits der Bai, welche halbwegs wieder auf ihren Seiten in Schnee gekleidet waren. Zwei Tage lang trugen sie diese schimmernde Krone, die man aber Stunde nach Stunde von ihren Höhen und gespaltenen Schluchten herunterschmelzen sehen konnte. Dies war der einzige Schnee, den ich in San Francisco gesehen habe; und nur einmal bemerkte ich einen leisen Anflug von Frost. Das Gras war grün und kräftig, und mehrere von den härteren Pflanzen standen in Blüthe; die Gemüsearten, die es dort giebt, grünten mit unermüdeter Pracht während des ganzen Winters. Da der Regen das Rothwild und andere Thiere von den Bergen heruntertrieb, so gab es Wildpret aller Art in Ueberfluß. Fette Elennthiere und schwarzschwänzige Rehe hingen an den Thüren aller Metzgerläden, und von wilden Gänsen, Enten und sonstigem Geflügel wurden ganze Karrenladungen in die Stadt gebracht. „Fetter Bärenschinken" ward ein Lieblingsgericht in den Speisehäusern; und ich hatte eines Abends die Genugthuung, eine Schnitte von einem solchen zu essen, der eilfhundert Pfund gewogen hatte. Das Fleisch war von einer hellrothen Farbe, sehr fest, süß und nahrhaft; der Geschmack war dem des besten Schweinefleisches vorzuziehen.

Die Dampfer, welche um diese Zeit ankamen, brachten große Quantitäten von Zeitungen aus allen Theilen der Atlantischen Staaten. Die Speculation jedoch, welche Anfangs so erfolgreich gewesen war, schien jetzt am Ende zu sein; es war so viel Vorrath auf dem Markt, daß die Zeitungen auf 50 bis 25 Pence das Stück herabsanken. Die Hauptjournale von New-York, New-Orleans und Boston wurden an jeder Straßenecke ausgerufen. Die zwei Zeitungen, die in San Francisco selbst begründet worden waren, lieferten Ausgaben „für die Atlantische Küste", so oft ein Dampfschiff nach Panama absegelte. Die Druckereien wurden von den Käufern haufenweise belagert, und die langsamen Handpressen, deren man sich bediente, konnten mit der Nachfrage keinen Schritt halten. Der Gewinn dieser Journale war fast unglaublich, wenn man ihn mit ihrer Größe und ihrer Verbreitung verglich. Keines von Beiden hatte jährlich weniger als 75,000 Dollars reinen Ueberschuß.

Ich verließ San Francisco nicht ohne Bedauern, daß ich nicht länger bleiben und mehr von dem wunderbaren Wachsthum der Hauptstadt des Westens sehen konnte. Aber ich schätzte mich auch so schon glücklich, daß ich Zeuge der eigenthümlichsten und interessantesten Stadien seines Fortschrittes gewesen, und ich nahm Abschied von ihm in der Hoffnung, daß ich einst wiederkehren möge, um das Ende dieses präch-

tigen Anfangs zu ſehen. Denn die Weltgeſchichte hat kein zweites Blatt, das ſo wunderbar wäre, als das, auf welchem die Geſchichte dieſer Stadt verzeichnet ſteht!

IV.

Monterey.

Monterey, der Sitz der Regierung im Goldland, liegt ſüdlich von San Francisco und gleichfalls an der Küſte des großen Ozeans. Der Anblick der Stadt, wenn man von der Landſeite kommt, und ſie zuerſt durch die Oeffnung zweier niedrigen, fichtenbewachſenen Hügel ſieht, iſt ſehr ſchön. Obwohl im Umfang weit geringer als San Francisco, waren doch die Häuſer in Monterey viel beſſer gebaut und ſahen nicht aus, als ob ſie vor einem Windſtoß davon fliegen würden. Sie waren etwas loſe über einen mäßigen Abhang verſtreut, hinter welchem eine ſanft gewellte Außenlinie fichtenbedeckter Gebirge ſich verlief. Zur Rechten erſchien das blaue Ufer der Bai, mit ſechs oder ſieben Schiffen, die an der Küſte ankerten. Die amerikaniſche Flagge wehte luſtig im Sonnenſchein über dem Fort auf dem Felsgeſtade und über den Regierungsgebäuden in der Stadt, und hervorragend unter den übrigen Häuſern ſtand auf etwas erhöhtem Grunde die Stadthalle, ein hübſcher und geräumiger Bau von gelben Stein, in welchem damals eben die conſtituirende Verſammlung ſaß.

Aber trotz des vermehrten Lebens, welches dieſe Körperſchaft dem Orte verlieh, war ihr erſter Eindruck auf mich der einer verlaſſenen Stadt. Wenig Leute gingen in den Straßen; das Geſchäft ſchien träge zu ſein und zu ſtocken; und nachdem ich eine halbe Stunde nach einem Hôtel geſucht hatte, erfuhr ich zuletzt, daß es in Monterey keines gebe. In dieſer rathloſen Lage traf ich zum Glück einen früheren Reiſegefährten, den Major South, der mich einlud, mein Bettuch in ſeinem Zimmer, das er in dem „Quartel" oder der Kaſerne inne hatte, auszubreiten. Ich nahm ſeine Einladung dankbar an. — Major South, Zahlmeiſter der Stationen Monterey und San Diego, war vom letztern Orte erſt vor ein Paar Tagen angekommen. Er war in ein geräumiges Zimmer des „Quartel" einquartirt worden, welches man durch einen improviſirten Muslinvorhang in Büreau und Schlafkammer getheilt hatte. Zwei oder drei leere Frachtkiſten, die der Quartiermeiſter aus beſonderer Gunſt geliefert hatte, dienten als Schreib-, Zahl- und Waſchtiſch. Es

waren gerade drei Stühle vorhanden, für den Major, seinen Bruder und mich; so daß, wenn wir Besuch hätten, Einer von uns sich auf die Kisten setzen mußte. Das einzige Bettzeug, was ich von San Francisco mitgebracht hatte, war ein wollenes Tuch, was bei dieser kalten Zeit unzureichend genug war; aber nach einiger Anstrengung erhielten wir noch eine Pritsche und einen Arm voll Stroh, woraus wir uns ein Bett zusammenbauten. Wir waren bald in die Haushaltsmysterien, als da sind Fegen, Abstäuben ꝛc. eingeweiht, und nach einigen Tagen Praxis fühlten wir uns stark genug, ein größeres Etablissement zu übernehmen, wenn wir nur eines hätten bekommen können.

Ich aß in der „Fonda de la Union", auf der andern Seite der Straße. Es war eine alte, unruhige, nicht überaus freundliche Anstalt, mit einem Billardzimmer und zwei kleineren anstoßenden Gemächern, wo der Eigenthümer, ein blaßgelber Mexicaner, mit seinem indianischen Koch die Gäste bewirthete. Das Speisehaus ward von einer Anzahl der Mitglieder und Schreiber der constituirenden Versammlung, von allen herumschweifenden Amerikanern oder Californiern, die sich zufällig in Monterey befanden, und gelegentlich von einem oder zwei Matrosen aus den Schiffen im Hafen besucht. Das Mittagessen kostete einen Dollar und wir bekamen für dieses Geld eine „Olla" von gekochtem Rindfleisch, Gurken und Grünkorn, einen „asado" von Rindfleisch und Cayennepfeffer, einen „guisado" von Rindfleisch und Kartoffeln und zwei oder drei Tassen entsetzlichen Kaffees. Zur Zeit meiner Ankunft war dies der einzige Restaurant; aber der große Gewinn, den der Besitzer machte, lockte Andere, es auch zu versuchen, und bald war kein Mangel an Concurrenz mehr.

Unter unsren neuen Bekanntschaften ware eine, die uns im Anfang sehr viel schlaflose Nächte verursachte. Umsonst versuchten wir, der Betrachtung derselben zu entgehen; so oft wir uns auf unsre Pritschen niederlegten, kam der Gedanke ungerufen, und bald genug befanden wir uns unter seinen Angriffen, so ruhelos als Richard III. auf seinen geisterumhuschten Lager. Es war kein eingebildetes Leiden; es griff uns auf allen Seiten und ohne Aufhören an. Es war eine Beschwerde, die keineswegs in Californien allein erduldet wird; sie spukt in den Tempeln des Incas und in den Hallen der Montezumas; ich habe sie über mich kommen gefühlt im Pantheon von Rom und manch ein Reisender hat darüber geklagt, wenn sie ihn heimsuchte, während er in dem Schatten der Pyramiden zu schlummern gedachte. Nichts ist für das Gefühl wirklicher, Nichts für die suchende Hand täuschender und unnahbarer. Man blickt auf den Punkt, wo es uns angegriffen, und man sieht Nichts. Man legt seinen Finger darauf, und es ist nicht da!

Wir gaben uns alle erdenkliche Mühe, um die Nacht in Ruhe verbringen zu können. Wir kehrten das Zimmer aus, schüttelten die Bettdecken, und wickelten uns alsdann mit so ausgesuchtem Geschick in dieselben, daß wir dachten, es sei unmöglich, daß ein lebendes Wesen den Eingang finden könnte. Aber umsonst. Zuletzt, nach vier Nächten qualvollen Wachens, beschloß ich den Versuch aufzugeben. Ich war durch das ewige Fehlschlagen meiner Hoffnung auf Schlaf so nervös geworden, daß der Gedanke daran allein hinreichte, um ihn zu verscheuchen. Ich nahm daher zur Zeit, wo die andern Menschen zu Bett gingen, mein Betttuch und wanderte damit in die Fichtenwälder hinter der Stadt. Ich suchte mir ein warmes Eckchen unter einigen Büschen und einem umgestürzten Baum aus; die Luft war nebelig und frostig, der Mond ging in Wolken, aber ich lag geschützt und behaglich auf meinem Kissen von trocknen Stöcken. Gelegentlich fuhr ein Rebhuhn in den Büschen über meinem Kopf auf, oder ein Eichhörnchen schlüpfte durch das welke Laub, während fern in dem düstern Schatten des Forstes die wilden Bewohner desselben ein endloses Geheul ausstießen. Aber auch hier konnte ich nicht recht schlafen; denn zwei oder drei von den kleinen Kasernenbewohnern waren entwischt, als ich das Betttuch ausgeschüttet hatte, und sie bissen mich für fünfzig. —

Nach manchem Versuche jedoch überwältigte ich sie zuletzt, trotz all' ihrer Künste. Es giebt ein dickes, grünes Gesträuch im Walde, dessen kräftig balsamischen Geruch sie nicht ertragen können. Nachdem ich den Boden gekehrt und mit Wasser begossen hatte, legte ich mein Bett, das ich zuvor tüchtig geschüttelt hatte, nieder, und umgab es mit den Blättern dieses Gesträuches weit genug, um sie zu verhindern, dasselbe zu überhüpfen. Auf diese Weise gegen den Feind verpalisadirt, erwartete ich den Schlaf, und er blieb nicht länger aus. —

Jeden folgenden Tag, den ich in Monterey verlebte, fand ich neuen Grund, meinen ersten Eindruck, in Bezug auf die Langweiligkeit des Ortes, zu berichtigen. Ruhig ist Monterey gewiß für Jeden, der von San Francisco kommt, aber langweilig doch nur in dem Sinne, wie man etwa Nizza und Pisa langweilige Städte nennen könnte. Der Lärm des Geschäftes fehlt, aber für Einen, der nicht nach Geld dürstet, ist ein köstliches Klima, eine herrliche landschaftliche Umgebung und angenehme Gesellschaft kein schlechter Ersatz. Diejenigen, welche einige Zeit hier verweilen, gewinnen den Platz sicherlich lieb, ehe sie ihn verlassen. Von San Francisco kann man das aber nicht sagen.

Die Lage von Monterey, ist, wie gesagt, wunderbar schön. Die Häuser sind auf einen breiten, mäßig gesenkten Abhang, ungefähr zwei Meilen von Point Pinos, der äußersten Südspitze der Bai,

erbaut. Sie sind über eine Fläche von drei viertel Meilen ausgestreut und lassen dem Zuwachs der Stadt noch für viele Jahre Raum. Die Linien der Hügel im Hintergrund wachsen an Höhe, wo sie sich gegen Südost wenden und verlieren sich, auf vier Meilen Entfernung, in den hohen Gebirgen der Coast Range. Die nördliche Küste der Bai ist zwanzig Meilen entfernt und biegt sich so stark nach West, daß man den stillen Ozean von keinem Theile der Stadt sehen kann. Gen Osten bilden die Toro-Gebirge, ein hoher Felsrücken, einen hervorstechenden Zug der Landschaft, und wenn die Luft klar ist, so erblickt man über den Salzebenen die Sierra de Ganilau.

Während meines Aufenthaltes war das Klima mild und fast noch aromatischer als das, was um die gleiche Jahreszeit (es war Winter!) in Italien herrscht. Die Temperatur war so, wie sie bei uns Mitte Mai zu sein pflegt, der Himmel fast immer ohne ein einziges Wölkchen und die Winde so lau, als seien sie genau bis auf die Wärme des Blutes gemäßigt. Die Siroccos von San Francisco sind in Monterey unbekannt; die frühen Morgen sind häufig nebelig, aber gegen 10 Uhr hellt es sich auf, und bleibt so bis zum Sonnenuntergang. Um die Mittagszeit ist der Himmel ein reines, sanftes Blau.

Der Hafen von Monterey ist so vortrefflich wie nur einer in Californien, und der Handel wächst mit unglaublicher Schnelle. Während meines fünfwöchigen Aufenthalts wurden verschiedene Häuser gebaut, ein halb Dutzend Magazine eröffnet und vier Hôtels etablirt, eines derselben von einem Chinesen. Wenigstens zehn große Schiffe, mit Ausnahme der regelmäßigen Dampfer, kamen und gingen in der genannten Zeit und der Steuererheber des Hafens hatte während der fünf vorangegangenen Monate 150,000 Dollars an Zöllen eingenommen. Die Lebensmittel sind hier zwar wohlfeiler als in San Francisco, aber die Waare bringt trotzdem einen höheren Gewinn. Im Washingtonhaus, dessen Wirth ein früherer Soldat aus Oberst Stevenson's Regiment war, aß und wohnte ich für 12 Dollars die Woche. Das Gebäude, welches einem Italiener, Namens Alberto Tuscani gehörte, brachte demselben monatlich 1200 Dollars Miethe. Dieser Tuscani war vor fünf Jahren als ein elender Kesselflicker hier angekommen. Er hatte nicht einen Heller in der Tasche, aber es gelang ihm, ein paar Zinnplatten auf Borg zu bekommen, er machte Schaalen daraus und verkaufte sie. Von diesem Anfang war er bis zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte, ein Mann von 50,000 Dollars geworden und sein Reichthum wuchs mit jedem Tage. — Auch die Speculation auf Grund und Boden florirte. Ein Grundstück von 75 Fuß Länge und 25 Fuß Breite wurde für 5000 Dollars verkauft.

Ein einstöckiges Haus mit einem Grundstück von eben solchem Umfange, aber etwas entlegen von der Stadt, war für 6000 Dollars verpachtet worden.

Mit Ausnahme von Los Angelos enthält Monterey die angenehmste Gesellschaft, die man in Californien finden kann. Es giebt dort ganze Kreise von Amerikanischen und einheimischen Familien, deren liebenswürdiger und feiner gesellschaftlicher Ton Alles vergessen macht, was man sich vorher wohl von dem Californischen Leben gedacht hat. Trotz des Mangels an Schulbildung — denn Alles, was sie in dieser Hinsicht besitzen, ist das Wenige, was ihnen die Priester mitgetheilt haben — zeichnen sich die Eingeborenen doch durch eine natürliche Feinheit der Gesittung aus, welche der anspruchsvollsten Gesellschaft zur Zierde gereichen würde. Sie erkennen ihren Mangel an Erziehung an, sie sagen, daß sie wie die Bäume aufwüchsen, mit der Form und dem Charakter, den ihnen die Natur gäbe; aber selbst die uncultivirte Natur in Californien trägt die ganze Reife und Fülle älterer Länder. Viele sehr angenehme Stunden habe ich in den Häusern einheimischer Familien verlebt. Der beliebteste Sammelplatz der Amerikaner ist das der Donna Augusta Ximeno, der Schwester des Don Pablo de la Guerre. Das Haus dieser Dame, deren Mildthätigkeit in Armen- und Krankenpflege ihr die Dankbarkeit Vieler und die Hochachtung Aller gewonnen hat, ist die Heimath jedes amerikanischen Offiziers, der Monterey besucht. Mit seltener Gastlichkeit hat sie einen großen Theil desselben für ihren Gebrauch bestimmt, da es ihnen noch unmöglich war, andere Quartiere zu erhalten, und sie sind stets willkommene Gäste an ihrer Tafel gewesen. Sie ist ein Weib, deren edler Charakter, ursprüngliche Kraft und Verstandesthätigkeit und vor Allem deren angeborene Feinheit und gewinnende Grazie ihr eine überwiegende Stellung in der Gesellschaft des cultivirtesten Landes gegeben haben würden. Sie kannte die spanische Literatur mit außerordentlicher Gründlichkeit und so viel von der englischen, als ihr durch Uebersetzung zugänglich gemacht worden war. Sie war nebenbei eine glänzende Erscheinung auf dem Pferde und konnte sogar den Lasso mit ebensoviel Geschick als Anmuth werfen.

Die Häuser vom Sennor Soveranez und Sennor Abrego waren gleichfalls von den Amerikanern viel besucht. Der Erstgenannte hatte als Kapitain während des Krieges in Mexico gedient, war aber seit Beendigung desselben ein guter Amerikanischer Bürger geworden. Sennor Abrego, ein Herr von Mexicanischer Abkunft, war der industriöseste Californier, den ich in diesem Lande gesehen habe. In wenigen Jahren hatte er ein ungeheures Vermögen erworben, das sich bei seinen weiteren Speculationen eben nicht zu vermindern schien. Ich wohnte einer Abendgesellschaft in

seinem Hause bei, die so lebendig und angenehm war, als sich nur denken läßt. Es war ein erträgliches Clavier in seinem kleinen Gesellschaftssalon, auf welchem eine Australische Dame aus Sidney spielte. Zwei junge Amerikaner trugen darauf ein Flötenduett vor und die Abendunterhaltung schloß mit Polka und Quadrille.

Das alte, ruhige Aussehen von Monterey mußte, noch ehe die Goldminen in der Nähe der Stadt entdeckt worden waren, den Besuchern von der Atlantischen Seite des Amerikanischen Festlandes bemerkenswerth genug erschienen sein. Die heitere Schönheit des Clima's und die sanft ausdünstende Athmosphäre haben Nichts gemein mit der Vorstellung, die man sich von einer neuen, kaum colonisirten Küste macht. Selbst die Thiere sind die der alten, längst colonisirten Länder von Europa. Schwärme von Krähen krächzen um die Dachgiebel; Elstern sammeln sich in geschwätzigen Haufen in den knorrigen Eichen der Hügel, und wenn man durch den Forst wandert, so schrecken Hasen aus ihrem Lager unter den bärtigen Fichten auf. Amseln in erstaunender Menge bewohnen die Nachbarschaft der Stadt; und des Morgens, wenn sie derselben ihren Besuch abstatten, fliegen sie schwadronenweise um die Spitze eines jeden Hauses.

Auch meine Kenntnisse in Bezug auf die Naturerzeugnisse Californiens hatte ich während meines Aufenthaltes in Monterey Gelegenheit durch einige neue, höchst bemerkenswerthe Details zu bereichern. Wisconsin hatte bis dahin den Ruhm, die größten Ernten auf dem Felde der redenden Menschheit zu erzielen; aber Wisconsin wird die Palme dem neuen Staate an der Küste des Stillen Ozeans abtreten müssen, denn das Wachsthum der Bevölkerung ist hier wahrlich ohne Gleichen in alter und neuer Geschichte. Einer von den Eingeborenen ward mir eines Tages gezeigt als der Vater von 36 Kindern, von denen 20 das Product seiner ersten, und 16 das seiner zweiten Ehe waren. Mr. Hartnell, der beeidigte Dollmetscher der Regierung, hatte eine Familie von 21 Kindern. Sennor Abrego, der, als ich ihn kennen lernte, zwölf Jahre verheirathet gewesen, zählte bereits ebenso viele Leibeserben männlichen Geschlechts. Verschiedene andere Ehepaare hatten 18 Kinder; und zwölf ist die Zahl in Californien, unter welchen es ein Ehepaar ein für allemal nicht thut. Ob diese bemerkenswerthe Fruchtbarkeit dem reichen, üppigen Clima zuzuschreiben ist, weiß ich nicht; aber ich glaube, daß der Staat eine glänzende Zukunft hat, dessen Bürger so unermüdlich darauf bedacht sind, ihn nicht blos zu cultiviren, sondern auch in so großartigem Maßstabe zu bevölkern!

V.

Sacramento, Strom und Stadt.

Der Sacramento ist ein prächtiger Strom. Seine Breite wechselt von zwei- bis dreihundert Ellen, und seine mit reichem Laubwerk gesäumten Ufer bieten durch ihre fortwährenden Windungen eine schöne Reihenfolge von Ansichten. Der Strom erinnerte mich in seiner Erscheinung einigermaßen an den Delaware. Das Ufergehölz glänzte, vom Regen gewaschen, grün und frisch in der Morgensonne, und je mehr wir vorwärts kamen, um so öfter wurden, bald rechts, bald links, die fernen Gebirge durch Oeffnungen im Walde sichtbar. Ehe wir die Stadt Sutter erreichten, passirten wir einen Hügelabhang, dessen Ertrag an Gemüsen allein dem Eigenthümer — einem Deutschen, Namens Schwartz — 25,000 Dollars während des Sommers eingebracht hatte. Sutter ist ein Ort von einigen dreißig Häusern, welche auf eine Viertelstunde weit am Ufer zerstreut liegen. Drei Meilen weiter kamen wir in Sicht von Sacramento-Stadt. Der Mastenwald längs den Hafenbrüstungen wetteiferte mit den glänzenden Wäldern, welche die Ufer kränzten, in eigenthümlicher Weise. Das todte Holz der Segelstangen und Raaen mischte sich mit dem lebendigen der Bäume und Gebüsche; die Stricke waren um die Stämme und sehnigen Wurzeln der Bäume geschlungen. Die Namenbretter und Figuren der Schiffsschnäbel waren an Land gesetzt, dem Kai gegenüber; und Schiffsküche und Deckkajüten waren auf's Gras gewälzt, wo man sie als Läden vermiethete oder als Wohnungen benutzte. Der Anblick dieses Ortes bei der Landung war entschieden das Fremdartigste und Malerischeste, was ich bisher in dem Goldlande gesehen hatte.

Der Grundplan von Sacramento-Stadt ist sehr einfach. Auf dem östlichen Ufer des Sacramento-Stromes gelegen, da wo er sich mit dem Rio Americano vereinigt, nimmt die Stadt ein Viereck ein, das in regelmäßigen Achtecken ausgebaut ist. Die Straßen, welche nach Ost und West laufen, sind nach dem Alphabet, und die, welche gegen Süd und Nord laufen, nach der Arithmetik genannt. Der Umfang der Stadt beträgt etwa eine Quadratmeile, und die Zahl der Einwohner, in Zelten und Häusern, konnte damals nicht viel weniger als zehntausend ausmachen. Im vergangenen April — fünf Monate vor meiner Ankunft — standen gerade vier Häuser an diesem Ort. Giebt es in der Welt ein Wachsthum, das sich diesem vergleichen könnte?

Die Bäume des Urwaldes, welche noch in allen Theilen der

Stadt stehen, geben ihr ein höchst malerisches Aussehen. Manche Straßen sind ganz von Eichen und Sykomoren beschattet, die sechs Fuß im Durchmesser haben und ihre mächtigen Aeste weit über die Dächer strecken. Die Ansiedler haben die schönsten derselben vernichtet, indem sie Lagerfeuer an ihren Wurzeln anlegten, welche sich durch den Stamm hindurchbrannten und einen verkohlten und geschwärzten Bogen an der Stelle des prächtigen Baumes zurückließen. Der Sturm, welcher ein paar Tage vor meiner Ankunft gewüthet hatte, riß einige der so geschwächten Stämme auseinander, und einer von ihnen schlug ein Leinenhaus zu Boden, in welchem ein Mann schlief. Ein schwerer Ast stürzte auf jeder Seite von ihm nieder, aber sein Leben blieb verschont.

Der Werth des Grundbesitzes in Sacramento-Stadt ward blos von dem in San Francisco übertroffen. Das City-Hôtel, welches ehedem eine Sägemühle gewesen war, brachte 30,000 Dollars jährliche Miethe. Ein neues Hôtel, mit der Aussicht auf die Bai, war zu 35,000 Dollars vermiethet worden. Zwei Trink- und Spielstuben zahlten eine monatliche Miethe von 1000 Dollars. Manche der Magazine machten einen täglichen Umsatz von 1000—3000 Dollars. Kost und Logis kosteten wochenweise 20, und tageweise 5 Dollars. Aber wozu solche Zahlen wiederholen! Diese todten Figuren geben keine Idee von dem wunderbaren Zustand der Dinge in dieser Stadt. Es war schwer genug für diejenigen, die es sahen, zu glauben, und ich kann kaum hoffen, die schwächsten Eindrücke des Gemüthes, die ich dort schaute, wiederzugeben! Man wunderte sich auf der anderen Seite der Rocky-Mountains oft, wenn der Goldstaub nicht in größeren Quantitäten aus dem Lande herausgesendet wurde, da doch mindestens 40,000 Leute die Goldlager täglich umwühlten. Der Grund ist, daß man ihn als conreute Münze im Lande selbst gebrauchte, und daß der Betrag dessen, der sich in Circulation befand, nach Millionen berechnet werden konnte. Die Errichtung einer einzigen Straße in Sacramento-Stadt, der J-Straße, kostete mindestens eine halbe Million! Der Gesammtwerth aller Häuser in dieser Stadt, so baufällig und schlecht auch viele davon waren, konnte nicht weniger sein als 2 Millionen Dollars!

Das Bild hat freilich auch seine Kehrseite! Dreiviertel der Leute, welche sich in Sacramento-Stadt ansiedeln, werden vom Fieber, Diarrhoe und anderen aufreibenden Krankheiten heimgesucht. Im Sommer ist der Ort ein wahrer Glühofen, im Winter wenig besser als ein Sumpf; und der Zufluß von Auswanderern und mißvergnügten Goldgräbern übersteigt gewöhnlich den Bedarf an Arbeitskräften. Ein gesunder, vernünftiger und umsichtiger Mann jedoch kann nicht umhin, hier sein Glück zu machen. In einem Lande, wo Arbeit Alles beherrscht, hat kein gesunder Mann das Recht, sich zu beklagen. Wenn Zimmerleute die Arbeit einstellen, weil sie täglich nur zwölf Dollars verdienen,

so kann man gewiß sein, daß für Gewerbfleiß und Unternehmungsgeist hier ein weites und goldenes Feld sei!

Die Stadt war damals hauptsächlich von Leuten aus New-York, aus Jersey und den westlichen Staaten bevölkert. An Thätigkeit und öffentlichem Leben blieb sie nicht hinter San Francisco zurück; ihr Wachsthum war vielmehr, wenn man die Verschiedenheit der Lage in Anschlag brachte, noch bemerkenswerther. Die Einwohner hatten einen Stadtrath erwählt, eine Stadtverfassung angenommen und bemühten sich, ihren Ort für einen Freihafen erklärt zu bekommen. Auch eine wöchentlich erscheinende Zeitung, die „Placer-Times", gab es schon, ein kleines Blatt von zwölf bis achtzehn Zoll, je nach dem vorhandenen Stoff, welches zwölf Dollars das Jahr kostete und bereits 500 Abonnenten hatte. Der Betrag dessen, was wöchentlich für Annoncen eingenommen wurde, belief sich von 1000 zu 2000 Dollars. Einer von den Hauptmitarbeitern dieses Blattes hatte nebenbei ein Restaurant eröffnet, der ihm gleichfalls sehr viel einbrachte. Sein Speisesalon war ein offenes Zelt, auf dessen Boden Gras wuchs. Die Tische waren Planken mit rohen Bänken auf jeder Seite, deren Füße in den Boden gerammt waren. Die Kellner, ungehobelte Gesellen aus dem Westen, waren über die Rocky Mountains herangekommen. Das Essen konnte nicht vortrefflicher sein; Elennthierbraten, — Wild, das sich an Bergeicheln gemästet, — Hämmel, wie ihn nur die wilde Weide Californiens zu nähren vermochte, — Salm und Scholle von ungeheurer Größe aus dem Sacramento-Strom, und dann und wann das solide Fleisch des Bären, waren unsere Nahrung. Das Vollmondgesicht des Eigenthümers war die beste Empfehlung, und nachdem ich mehrere Tage bei ihm gegessen, fühlte ich, daß auch meine eigenen Dimensionen im Zunehmen begriffen seien.

Der Weg nach Sutter's Fort, die Hauptstraßen und der Kai, dem Hafen gegenüber, war unaufhörlich mit Emigrantenzügen bedeckt, die von den Bergen herunterkamen. Solch' abgezehrte, verwilderte Gesichter habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Ihre Zelte waren bei Hunderten in dem Dickicht um die Stadt aufgeschlagen, wo sie ein paar Tage Rast machten, ehe sie aufbrachen, um in den Gruben und wo sie sonst Schutz fanden, zu überwintern. Zu Zeiten war der Kai seiner ganzen Länge nach von ihren Gespannen bedeckt, drei oder vier Joch Ochsen an jedem Wagen. Die Thiere hatten einen Ausdruck von geduldiger Erfahrung, welcher deutlich zeigte, daß kein noch so unwegsamer Pfad sie im Geringsten verwundern würde. Nachdem sie die Wagen sechs Monate lang über die Salzwüsten des Great Basin gezogen, die Pässe und Schluchten der fürchterlich rauhen Sierra Nevada erklommen und Eichenrinde auf den trockenen Flächen um die Senkungen des Humboldt-Stromes verdauen gelernt hatten, schien es, als ob kein

Wechselfall des Lebens sie noch erschrecken könne. Viel Mühsal und langes Leiden hatte ihren Gesichtern einen Ausdruck von fast menschlicher Weisheit verliehen. Wenn einst ihre Seelen, nach der Annahme einiger modernen Philosophen, in menschlicher Gestalt wieder erscheinen sollten: welch eine Versammlung von ernsten und ehrwürdigen Weisen würde dann Californien nicht hervorbringen!

Auch in Sacramento-Stadt wurde das Spiel in großartigem Maßstabe betrieben, und mehr noch als in den anderen californischen Städten ward hier der Zauber der Musik angewandt, um seine natürlichen Reize zu erhöhen. Alle Arten von Instrumenten und Melodieen verwandelten die Stille der Nacht in den schauderhaftesten Mißklang, der je von menschlichen Ohren vernommen, und die Anstifter dieses Höllenlärms wurden à Person mit einer Unze Goldes für die Nacht bezahlt. Unter den zahlreichen Trinkhäusern war eines, „The Plains“ genannt, welches von den Auswanderern viel besucht ward. Irgend ein anonymer Künstler aus dem Westen, der eines Tages quer durchs Land gezogen kam, hatte die Wände dieses Lokals mit bildlichen Darstellungen seines Weges geschmückt, unter denen ein Paß aus der Sierra Nevada meine ganze Aufmerksamkeit, so oft ich hierher kam, aufs Neue in Anspruch nahm. Das Wandgemälde stellte ein Frachtgespann dar, welches einen Hügel herunterkam, so steil und fast senkrecht, daß es schien, als ob keine Macht auf Erden es abhalten könnte, mit einem einzigen Fall von der Spitze in das Thal zu gelangen. Diese eigenthümlichen Ochsen indessen waren unabhängig von dem Gesetze der Schwerkraft; sie streckten ihre Schwänze in den Zenith, während sie langsam herniederschritten.

Eine der hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt war der Pferdemarkt, welcher täglich am Ende der K-Straße abgehalten ward. Die Bäume waren hier dicker und höher, als in irgend einem anderen Theile der Stadt; der Marktplatz in der Mitte der Straße ward durch eine ungeheure immergrüne Eiche beschattet, und Zelte von blauer und weißer Leinewand umgaben ihn. Eine Seite ward durch einen Pferdestall abgegrenzt, — ein offenes Stangenwerk, oben mit trockenem Rasen bedeckt, in welchem ein paar bei jedem Lärm zusammenzuckende Maulthiere und Pferde mit abgeschabten Beinen standen, während Haufen von Heu und Weizenstroh, auf dem offenen Grunde in der Nähe, den Käufern der Thiere Futterung — drei Dollars für jedes Stück — anboten.

Als der Markt sich in vollem Gange befand, gewährte er einen Anblick, der wunderlich genug war. Es gab keine anderen Reglements, als diejenigen, die die Phantasie der Leute erfunden hatte, welche Thiere zu verkaufen hatten. Jedermann war sein eigener Auctionär und pries die guten Eigenschaften seiner Pferde

oder Maulthiere. Den Grund nahmen immer mehrere Personen zu gleicher Zeit ein: ein rauher, langbärtiger Mann aus Missouri mit rothbraunem Gesichte hatte ein paar Packesel zu verkaufen, welche in dem Great Basin halb verhungert waren; irgend ein Stutzer aus New-York bot ein Pferd aus, dessen Rücken er auf seinen erfolglosen Zügen durchs Goldgebirge zu Schanden geritten hatte; und ein schwielenfäustiger Farmer hatte den Wagen und das Ochsengespann ausgestellt, welches ihn, seine Familie und seine Haushaltsgüter über das amerikanische Festland hierhergebracht hatte. — Die Gebote erfolgten langsam, und die Verkäufer mußten oft halbe Stunden lang ohne Hoffnung auf irgend einen Fortschritt warten. Der Eigenthümer eines Rothfuchses, welchen er auf dem Marktplatz auf und nieder ritt, konnte kein Gebot über 45 Dollars erzielen. Da das Pferd gut gebaut war und gesund zu sein schien, so war ich schon bereit zu bieten, als ich plötzlich einen eigenthümlichen Schimmer im Auge desselben erblickte, der mir auf nichts Gutes zu deuten schien.

„Wie ist sein Rücken beschaffen?“ fragte ich.

„Er ist ein klein wenig geschabt,“ war die Antwort; „aber das Thier ist darum doch nicht weniger werth.“

Ich stand von meiner Absicht auf das Thier ab, war aber doch neugierig, was sich bei näherer Besichtigung herausstellen würde. Das Pferd ward zuletzt für 50 Dollars verkauft, und da der Sattel nicht in der Kaufsumme mit eingeschlossen war, so nahm der neue Eigenthümer ihn herunter und entdeckte einen entsetzlichen Fleck von rohem und völlig geschundenem Fleisch. Es entstand sofort ein heftiger Streit, dessen Ende ich jedoch nicht abwartete.

Sacramento-Stadt war ein Ort bei Tag und ein anderer Ort bei Nacht; und von beiden war seine Nachtseite die eigenthümlichste. Wenn der Tag dumpf und wolkig niederging, senkte sich ein dünner Nebel in die feuchte Athmosphäre, durch welchen die Leinenhäuser, von Innen erleuchtet, mit einem breiten, trüben Licht schimmerten, welches die Augen verwirrte und die Straßen, bei Tage so bekannt, in eine unheimlich fremde Erscheinung verwandelte. Sie hatte nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit denselben Plätzen, die man am Mittag in der Fülle eines klaren Sonnenscheins und des geschäftigen Lebens gesehen hatte. Die Stadt, sonst so regelmäßig, ward ein befremdliches Labyrinth von Halbdunkel und tiefer Finsterniß, und die Gefahren, die mit einer Straßenwanderung alsdann verbunden waren, wurden noch durch den Koth und die häufigen Sümpfe vermehrt, die der Regen zurückgelassen hatte.

Für Jemanden, der sich nach dem Dunkelwerden zum ersten Male hinauswagte, waren diese Gefahren keineswegs blos eingebildete. Jedermann trug Stiefeln bis an die Knie — oder noch

höhere, wenn er sie bekommen konnte — und die Hosen hineingestopft; aber es gab Gassen in der Stadt, in welchen — wenn er hineingerathen wäre — selbst dieser Anzug ihm Nichts genutzt haben würde. In den belebteren Straßen, wo Spiel und Trinkgelage ihre Herrschaft hatten, war hier und da, wo das Licht aus den Thüren und den purpurrothen Fenstervorhängen hervorströmte, eine helle Stelle, die seine Schritte leitete. Zuweilen gerieth er auf einen Zimmerplatz und seine Füße blieben in dem Loche irgend eines Balkens stecken; zuweilen stolperte er über Tonnenbänder, die man mit der hohlen Seite nach Oben gelegt hatte; und zuweilen, durch ein schmales Brett getäuscht, nachtwandelte er bis ans Ende desselben und saß alsdann bis ans Knie in einem Pfuhl stinkenden Kothwassers. Bald, wenn er über dem hartgewordenen Schmutze mitten in der Straße dahinschritt, stürzte er unvermuthet in einen kleinen Landsee; bald, wenn er sich in die Nähe der Häuser wagte, gab ihm irgend ein loses Brett oder ein baumelnder Balken eine unerwartete Ohrfeige. Wanderte er aber gar in die Umgebungen des Ortes, wo die Zeltstadt der Auswanderer stand, so war seine Lage noch schlimmer. Das Dornendickicht des Urwaldes war hier noch nicht ausgehauen, und die Sümpfe, Stämme und Aeste gefällter Bäume waren über den Boden mit entzückender Unsicherheit zerstreut. Wenn er hier glücklich entwischte, so legten ihm die Lasso's hier angebundener Maulthiere Schlingen für die Füße, während er zu gleicher Zeit vor den Stößen dieser lasterhaften Geschöpfe nicht sicher war; Zeltstricke und Holzpflöcke drohten seine Schienbeine zu erschüttern, und die gehörnten Häupter der Hammel und Schaafe, die man liegen gelassen hatte, wo sie geschlachtet worden waren, lagen bereit, ihn bei jedem Schritt zu durchbohren. Ein mit solchen Gefahren verknüpfter Spaziergang, besonders wenn die Luft feucht und frostig und eine Möglichkeit von Regen vorhanden war, konnte für die müden Bürger von Sacramento-Stadt nicht viel Anziehendes haben.

Ein großer Theil von ihnen legte sich denn in der That auch mit Dunkelwerden unter die Bettdecke. Sie waren gewöhnlich erschöpft von den mancherlei Aufregungen des Tages, und froh, ein Ruhelager zu finden. Lesen war bei den Meisten nicht Mode, da das Pfund Lichter 4 Dollars kostete, und oft noch mehr; aber die unnatürliche Thätigkeit und Anstrengung des Geistes, welche durch das rastlose Geschäft dieser Stadt herbeigeführt ward, würde auf jeden Fall Sammlung der Gedanken unmöglich gemacht haben. Ich sah Leute genug, welche die Werke berühmter Autoren mitgebracht hatten; aber ich habe niemals Einen derselben lesen sehen. Die Leute zogen statt dessen vor, — oder es war vielmehr unwillkürlich ihre Gewohnheit geworden — ruhig dazuliegen und über

all' ihre Pläne und Speculationsmanoeuvres noch einmal hin- und herzugrübeln, um zu sehen, ob sie irgend einen Versuch wohl noch unerschöpft gelassen hätten. Einige setzten vielleicht Kannen dampfenden Punsches um einen kleinen Kohlentopf und bauten Entwürfe aus dem Dampfe ihrer fetten Guyaquilblätter — denn der Duft einer echten Havannacigarre ist hier unbekannt. Aber um neun Uhr Abends allerhöchstens lag die ganze arbeitende Bevölkerung von Sacramento-Stadt auf Matratzen, Planken oder der kalten Erde, je nach dem Stande ihres Vermögens, — träumend vielleicht von goldenen Wendungen des Glücks, oder auf die Seufzer des Windes in den Bäumen lauschend.

Es gab jedoch auch eine große, ab- und zuströmende Gemeinschaft von Ueberland-Emigranten, Goldgräbern und Jagdcharakteren, welche den wachenden Zustand der Straßen bis tief in die Nacht hinein verlängerten. Die Thür von mancher Spielhölle am Quai und in der J- und K-Straße standen einladend offen; das Martergeschrei unzähliger Musikinstrumente gellte von allen Quartieren durch den Nebel und die Finsterniß. Alle quikenden Violinen, brummenden Violoncello's und rostigen Trompeten, die Euch an den verschiedensten Ecken der Welt und zu den verschiedensten Zeiten quälten, schienen hier sich in liebender Vereinigung gefunden zu haben. Aber diese starken, lauten und verwirrten Klänge, welche — in einiger Entfernung gehört — den Eindruck eines einzigen, gräulichen Concertes machen, regen die Phantasie der rauhen Männer vom Gebirge wundersam auf; und nicht selten fällt in all' diesen romantischen Lärm hinein ein Pistolenschuß, welcher andeutet, daß hier — bei der Hitze des Spiels und der Getränke — ein Mord versucht oder wirklich vollführt worden sei.

Zu der Zeit, von welcher ich schreibe, war Sacramento-Stadt die einzige in Californien, welche ein Theater hatte. Die Vorstellungen, dreimal in der Woche, wurden von den Goldgräbern stark besucht, und die Eigenthümer machten ein gutes Geschäft. Das Leinenhaus, welches als Musentempel diente, lag mit der Vorderseite am Quai, eine oder zwei Thüren vom City-Hôtel; ohne das Schild: „Adler-Theater", welches oben ans Dach genagelt war, würde man es für ein gewöhnliches Trinkhaus gehalten haben. Die Preise waren für die Loge 3 Dollars, für das Parterre 2 Dollars. Die Zuschauer erschienen in schweren Ueberröcken, Filzhüten und Stiefeln, die bis an's Knie reichten. Die Logen bestanden aus einer rohen Galerie und faßten ungefähr hundert Personen; im Parterre hatten etwa dreihundert Platz, so daß die Einnahme bei vollem Hause gegen 900 Dollars betrug. Dach und Wände des Theaters waren von Leinen; und wenn es geregnet hatte, waren sie so steif, daß keine Luft hindurchkonnte, und die Athmosphäre im

Theater war alsdann zum Ersticken. Den Vorhang schmückte eine Landschaft mit dunkelbraunen Bäumen, rosenrothen Gebirgen und einem ockergelben Himmel.

Die Ouverture beginnt. Das Orchester besteht aus fünf Mitgliedern und dem Kapellmeister, welcher das Klavier spielt, wenn bei besonders schwierigen Stellen seine Kapelle unvorschriftsmäßige Pausen macht. Das Stück des Abends heißt: „Das Gespenst im Walde", und die berühmte Tragödin Mrs. Ray „von dem königlichen Theater in Neu-Seeland" wird die Hauptrolle spielen. Die Glocken läuten; der Vorhang rollt empor, und wir schauen in eine Waldscenerie, in deren Mitte „Hildebrand", der Räuber, in einem blauen Mantel erscheint. Das Laub der Bäume ist dunkelroth und macht auf die Zuschauer einen gewaltigen Eindruck, da es sie an das Blut erinnert was in den folgenden Scenen fließen wird. Die anderen Charaktere sind ein braver Mann in einem Purpurgewand mit seinem getreuen Knechte in Scharlach; sie sind im Begriff das Räubernest zu stürmen und ein gefangenes Mädchen daraus zu befreien. Mehrere Acte sind mit Gefechten und fürchterlichen Reden gefüllt; aber das Interesse des Stückes erreicht seinen Gipfel erst, als zwei, in zerrissenes Dachleinen gekleidete Gespenster erscheinen, die mehrere Spermaceti-Kerzen in den Händen halten. Bei diesem Ereigniß stürzt Mrs. Ray herein und nimmt in der Mitte der Scene eine heroische Stellung an — warum sie das thut, läßt sich nicht sagen. Diese Stellung, die sie während der drei ersten Acte mehreremal wiederholte, steht mit der Tragödie in weiter keinem Zusammenhang; sie ist offenbar nur deßwegen eingelegt, um den Zuschauern zu zeigen, daß ein weibliches Mitglied auf der Bühne wirklich vorhanden ist. Die Goldgräber, denen der Anblick eines Weibes ein seltenes Ereigniß ist, sind von ihren Stellungen entzückt und applaudiren enthusiastisch.

In der Schlußscene, wo Hildebrand, der Räuber, die Heldin bittet, seine Braut zu werden, strahlte Mrs. Ray in all' ihrer Herrlichkeit. „Nein!" sagte sie, „ich werde lieber einen Basilisk heirathen und seine kalten Fänge um mich schlagen, als in den Harmen eines „'erzlosen" Räubers zu ruhen!" Alsdann, mit einem süßen Wechsel in ihrer Stimme, rief sie dem braven Manne in Purpur zu: „Dir gehört meine 'Offnung, meine einzige 'Offnung!" — Doch wir wollen nicht bleiben, um die Gesänge und Duetten mit anzuhören, die der Tragödie folgen. Für ihre 'erz-zerreißende Stellung erhielt Mrs. Ray 100 Dollars die Woche, und die Löhnung der anderen Schauspieler war im gleichen Verhältniß. Ein musikalischer Herr erhielt wöchentlich 96 Dollars dafür, daß er das Lied: „Die See, die See!" jeden Abend in einer tiefen Baßstimme vortrug. Jedes von den fünf Mitgliedern der Kapelle erhielt für den Abend

16 Dollars. — Ein Orgelmädchen aus der Schweiz, welche in den verschiedenen Spielhöllen spielte, hatte sich in fünf bis sechs Monaten 4000 Dollars erworben.

Der südliche Theil von Sacramento-Stadt, wo sich die meisten der Ueberland-Auswanderer einquartiert hatten, war gleichfalls ein interessanter Platz für nächtliche Wanderungen, wenn man den Muth hatte, sich in das Dickicht zu wagen, in welchem sie ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Dort, auf umgestürzten Stämmen, konnte man um ihre Lagerfeuer Gruppen sitzen sehen, welche zusammen durch den amerikanischen Continent gezogen waren, und sich nun über die Gefahren und Entbehrungen ihrer Reise unterhielten. Die Männer mit ihren langen Bärten, verwitterten Gesichtern und zerrissenen Kleidern waren, bei dem rothen, flackernden Licht der Feuer gesehen, wilde und fantastische Gemälde. Sie verließen jedoch ihr Feuer gewöhnlich sehr früh, da die Abende zu rauh und sie selber zu müde waren, um nach des Tages Müh' und Last noch lange Nachtwachen zu halten.

Oft auch, ohne den Horcher zu spielen, konnte man sich ungesehen unter sie mischen, wenn sie in ihren Zelten saßen. Die dünne, durchsichtige Leinwand zeigte die Schatten ihrer Gestalten und war für den Klang ihrer Stimme kein Hinderniß. Außerdem konnte, da sie gewöhnlich in einem lauten, ungenirten Tone sprachen, jedes ihrer Worte zwanzig Ellen weit deutlich gehört werden. Die Bruchstücke ihrer Unterhaltungen, welche man auffing, indem man durch diesen Theil der Stadt wandelte, machten ein seltsames, aber höchst interessantes Allerlei. Da gab's Erzählungen von Abenteuern in der Ebene; Erinnerungen von der Salzsee-Stadt und den sonderbaren Schwärmern, die sie bewohnen; Leidensgeschichten von den Ufern des Humboldtstroms und aus der Salzwüste. Jede Unterhaltung aber endete zuletzt mit der Heimath — mit Klagen darüber, daß es dort besser sei, und mit Selbstvorwürfen, daß man sie verlassen habe. Der Gegenstand war unerschöpflich, und wenn sie einmal angefangen hatten, die Scenen und Heimathserinnerungen ihres Lebens in der Atlantischen und Mississippi-Welt heraufzubeschwören, so ward alles Andere darüber vergessen. In solchen Augenblicken, wenn ich Stücke dieser Unterhaltungen auffing, entführte mich selbst unwiderstehliche Sehnsucht in meine Heimath, und muthlos und unzufrieden kehrte ich zu meinen Betttüchern und Träumen von grauen Bären zurück.

VI.

Das Italien des Westens.

Ich erwartete das Ende der Regenzeit in Sacramento-Stadt und bestieg alsdann den Dampfer „Senator", um über San Francisco nach Mexico weiterzureisen. Der Regen hatte ein lebhaftes Grün über alle Hügel gezaubert. Diejenigen, welche sich längs dem Westen erstreckten, waren nicht öde und trocken, sondern eine prächtige Vegetation bedeckte sie. Benicia, dem wir uns nun näherten, sah aus wie eine kleine Stadt aus dem Baukasten, die man auf grünen Sammet gesetzt hat. Im Gegensatz zu dieser munteren Farbe erschien die keinem Wechsel unterworfene Farbe der immergrünen Eichen finster, fast schwarz; im Verein mit dem wolkenlosen Himmel und dem blitzenden Blau der Bucht war der Effect des frischen Grünes unbeschreiblich trostreich und erquickend. Wir legten nur wenige Minuten bei Benicia an; diese Stadt hatte ein ungemein ruhiges Aussehen, wenn man aus den stets gedrängt vollen Straßen von Sacramento-Stadt kam. Die Häuser waren meistens aus Holz und sehr hübsch gebaut; eine Kirche mit einem kleinen weißen Thurme am oberen Ende der Stadt stach freundlich gegen das Grün der Hügel im Hintergrunde ab.

Jenseits dieser Hügel, in einer Entfernung von 35 Meilen, liegt die kleine hübsche Stadt Sonoma. Im Sommer erreicht man sie von Sacramento-Stadt ohne Mühe in einem Tage; aber wenn die Regenzeit kommt und der Moorboden, welcher sich von der Bai bis gegen das Gebirge erstreckt, aufgeweicht ist, muß man einen Umweg von 100 Meilen machen. Zwei Tagereisen nördlich von Sonoma liegt „der klare See", ein schönes Gewässer, sechszig Meilen lang, in einem Thale, das von einer großartigen Bergscenerie umgeben ist.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als wir die Meerenge erreichten, welche sich aus Pablo-Bai in die Bucht von San Francisco öffnet. Der wolkenlose Himmel tauchte allmälig in eine sanfte Rosafarbe, die seine ganze Wölbung bedeckte und zugleich die crystallene Fläche des Westens malte und die Gebirge gen Osten mit der ganzen Gluth ihrer lieblichen Schönheit umloderte. Die Farbe ward mit jedem Moment tiefer, und die Gipfel der Coast Range braunten in einem Purpurlicht, dem einer glühenden Kohle nicht unähnlich. Langsam schwand es in ein flimmerndes Violett und zuletzt in ein so gesättigtes Blau hinüber, wie es die See oft in schönen Nachmittagsstunden hat. Der erste Effect des Lichtes war höchst wundervoll; die Gebirge umgürteten den Horizont wie

ein Ring von wechselndem Feuer und Amethyst zwischen den beiden rosigen Tiefen von Luft und Wasser; die Küsten verwandelten sich für den bezauberten Blick in feste, die Luft in flüssige Edelsteine. Es schwand und schwand und es wechselte fast unmerkbar und mit einem so wunderschönen Verglimmen, daß man sich in den Genuß jedes der folgenden Reize verlor, ohne die zu beklagen, die schon vorüber waren. Das dunkle Blau der Gebirge ward tiefer und tiefer, bis zum düsteren Schatten, ohne daß sich jedoch jene todte Aschenfarbe hineingemischt hätte; und der Himmel zu unseren Häupten war besäet mit all' seinen Sternen lange ehe der glänzende Goldbogen im Westen unter dem Horizonte versunken war.

Die Stadt, der wir uns in der Dunkelheit näherten, erschien sehr imposant. Der Mastenwald streckte sich auf zwei oder drei Meilen ins Wasser hinaus; die dreifache Krone der Hügel dahinter zeichnete sich klar gegen den Himmel ab und nach der breiten mit funkelnden Lichtern, leuchtenden Zelten und weißen Gebäuden bedeckten Fläche und den Klängen thätigen Lebens hätte ich glauben können, daß eine Stadt, mehrere Jahrhunderte alt, vor mir läge. Bei der Landung, wiewohl ich nur wenige Wochen abwesend gewesen, hatte ich einige Schwierigkeit, die Oertlichkeiten wieder zu erkennen. Der Wechsel schien fast noch größer, als bei jeder früheren Ankunft, da ein großer Theil der alten Häuser hinweggeräumt und an deren Stelle größere und festere Gebäude errichtet worden waren.

Nach einigen Tagen noch einmal eintretenden heftigen Regens klärte sich der Himmel auf und wir hatten nunmehr das köstlichste Wetter, dessen ich je genossen zu haben mich erinnere. In Gesellschaft mit mehreren Freunden machte ich vor meiner Weiterreise nach Mexico während dieses köstlichen Wetters noch viele kurze Ausflüge in die benachbarten Hügel. Unser gewöhnliches Ziel war „der frische See" in der Nachbarschaft des alten Presidio. Mit einem grauen Esel — beiläufig, einem unschätzbaren Geschöpfe! — den wir vor einen leichten Karren gespannt hatten, fuhren wir, mit leichten Flinten bewaffnet, nach dem genannten Platze, einem kleinen Wasserbecken von Hügeln eingeschlossen, und nur durch einen schmalen buschigen Höhenzug von den Wassern des goldenen Thores getrennt. Verschiedene Zelte waren an seinem Rande aufgesteckt; Wäscher und Gärtner hatten sich daselbst niedergelassen und betrieben ihre beiderseitigen Gewerbe mit möglichstem Eifer. Ein klarer Streifen feuchten Bodens längs dem See war von dem Dickicht, das ihn früher bedeckt hatte, gesäubert worden und zeigte, zum Theil bereits gepflügt, einen fetten, schwarzen Lehmboden. Die Waschweiber, von denen es jedoch nur sehr wenige hier gab, hauptsächlich Mexicanerinnen und Indianerinnen, hatten sich auf der einen Seite des Sees etablirt, die Wäscher auf der anderen. Letztere trieben ihr reinliches

ins Große; sie hatten ihre eigenen Zelte für das Bügeln, ihre großen Kessel, um das schmutzige Zeug auszukochen und ihre Waschbänke auf einem Vorsprung im Wasser. Es war ein amüsanter Anblick solch einen großen, tölpelhaften, langbärtigen Mann, die Aermel bis an die Ellbogen aufgekrämpt, auf dem Boden knien und ein Hemd auf der Waschbank mit solchem Geschäftseifer reiben zu sehen, daß die Nähte rissen und die Knöpfe, wenn deren überhaupt noch vorhanden waren, herumflogen. Ihr Verfahren beim Stärken und Bügeln war noch viel sündhafter; aber sie florirten nichtsdestoweniger gerade so gut als die vorsichtigeren Weiber am anderen Ende des Sees und wurden von dem Gewinn ihres Geschäfts rasch reich. Wo man für das Waschen von zwölf Hemden acht Dollars bezahlt, und wenn man die Wäsche so besorgt, wie es die Männer vom frischen See thun, da kann man leicht an jedem Tage das Doppelte von dem verdienen, was ein Congreßmitglied erhält.

Die Sonnenuntergänge, die wir sahen, wenn wir langsam heimtrieben, waren alle von der gleichen Pracht. Die Luft hatte eine Reinheit und Milde, welche die langen Stunden der Dämmerung bezaubernd machten, und wir verzogen auf dem Wege nicht selten bis in die Dunkelheit hinein. Wir halfen unsern geduldigen Esel den Hügel hinauf, indem wir den Karren schoben, — eine Hülfe, die er sehr wohl zu schätzen wußte, denn er hörte in demselben Augenblicke zu ziehen auf, wo wir unsere Hände anlegten. Er hatte überhaupt mancherlei Eigenthümlichkeiten an sich, und das Eigenthümlichste war seine Verdauungsfähigkeit. Es gab auf der ganzen Welt und in allen Reichen der geschaffenen Dinge Nichts, was er nicht hätte verdauen können. Tuch, Leinwand und Hobelspäne schienen ebenso sehr sein natürliches Futter zu sein, als Heu oder grünes Gras. So oft er während der Nacht „ausrückte", was nicht selten geschah, so folgte diesem Ereigniß regelmäßig der Besuch irgend eines Auswanderers, welcher Schadenersatz für eine Zeltwand forderte, welche unser Esel aufgefressen hatte. Einmal, erinnere ich mich, wanderte ein Mann, der sich dem Genuß von schlechtem Branntewein mit etwas zu großer Selbstverleugnung hingegeben hatte, in der Dunkelheit zu dem Platze, wo unser Esel auf nächtliche Abenteuer ausgegangen war, legte sich zu seinen Füßen nieder und schlief ein. Als er des Morgens, durch die seltsame Kühle seines Bettes und die Nebeldecke darüber nüchtern geworden, aufwachte, fand er zu seinem äußersten Erstaunen und Schrecken, daß das gierige Vieh nicht nur seine Kappe verschlungen hatte, sondern auch fast alle Haare von der einen Seite seines Kopfes heruntergenagt hatte. Da das Haar des Mannes nun allerdings von Farbe röthlich und von Charakter spröde war, so darf man sich

über den Irrthum des Esels, der es wahrscheinlich für Heu gehalten hatte, nicht so sehr wundern.

Das Thal um die Mission Dolores war zu dieser Zeit entzückend grün und schön. Verschiedene der ehemaligen Goldgräber hatten in Voraussicht des großen Andranges von Emigranten in das Land und des im Zusammenhang damit steigenden Werthes von Lebensmitteln ihre Zelte an der besten Stelle längs der Mission Crik aufgeschlagen und fingen an den Boden gartenmäßig zu bebauen. Das Thal ward abgeschätzt und in einzelnen Grundstücken beinah bis zu den Gipfeln der Gebirge hinauf abgesteckt; und selbst die Bewohner von San Francisco kamen als Squatters hierher, d. h. sie ergriffen Besitz von dem bis dahin in keines Menschen Eigenthum gestandenen unangebauten Grund und Boden. Einige Herren von meiner Bekanntschaft kamen auf diese Weise in den Besitz von Steinbrüchen, Wiesenland und schönen Schaafstriften, worauf einer von meinen Freunden und ich selbst beschloß, den Versuch gleichfalls zu wagen. So ritten wir eines schönen Morgens nach der Mission, wo wir den Inspector auf einem Hügel damit beschäftigt fanden, neue Grundstücke abzustecken. Er empfing uns freundlich und fand mit einem Blick über seine Karte zwei aneinanderstoßende Grundstücke, die noch ohne Besitzer waren. Sie lagen auf der westlichen Seite des Thales, am Abhange der Gebirge. Wir eilten hinweg, kreuzten zwei gähnende Bergschluchten und klommen den steilen Abhang hinan, wo wir in der That die Pfähle fanden, welche die Grenze des noch herrenlosen Landes bezeichnen sollten. Ich wählte mir ein kleines Thal, welches zwischen den beiden Gipfeln des Höhenzuges lag, und von einem niederrieselnden klaren Bergflüßchen bewässert war. Mein Freund nahm sich einen breiteren Strich, der nicht so wohl bewässert war, als der meine; da wir jedoch den Boden prüften, kamen wir darin überein, daß er sich gut für Kohl und Rüben qualificire. Demgemäß schritten wir langsam über die Fläche dahin, erstiegen die Höhe und setzten uns auf ein Felsstück, welches genau auf der Grenze zwischen unsren beiden Gebieten stand. Das ganze schöne Thal lag uns nun zu Füßen, mit der Bai, dem Hafen und den Schiffen von San Francisco und dem Monte Diablo in der Ferne — eine schöne Aussicht für einen Squatter!

Während des Heimwegs nach der Stadt überlegten wir, ob wir uns nicht auf unsrem Gebiete ein Zelt bauen und daselbst in lustiger Höhe wohnen sollten; aber da es noch nicht ausgemacht war, daß man das Land, welches man in Besitz genommen, auch wirklich behalten dürfe und könne, oder daß es, wenn man es uns lassen würde, auch werth sei, angebaut zu werden, so gaben wir unsere Ansprüche auf. Wir wiederholten unsren Besuch nicht und

hörten bald nachher, daß heftige Streitigkeiten zwischen den Einwohnern der Mission und den Einwanderern, die sich auf Unkosten der Ersteren auf die Gärtnerei gelegt hatten, ausgebrochen seien. Ich, der ich in meinem Leben nicht eine Ruthe Landes mein eigen genannt habe, würde gar zu gern, wenn sie mir hätte verliehen werden können, die Grundherrlichkeit eines der schwarzen Gipfelhörner der Sierra Nevada angenommen haben, blos wegen des genugthuenden Gefühls, daß es einen Fleck auf der Erde gäbe, welchen ich — hinunter bis zu seinem flammenden Mittelpunkte — als mein Eigenthum betrachten dürfte!

Abenteuerliche Fahrten in Mexico.

I.

Mazatlan.

Der Abschied von meinen Freunden und Tischgenossen in San Francisco wurde durch mancherlei trübe Voraussagungen und Warnungen, die sie mir mit auf den Weg gaben, erschwert. Eine Reise nach Mexico schien den Meisten eine Reise in's sichere Verderben. Ich hatte mich nichtsdestoweniger einmal dazu entschlossen, und war bereit, meinen Entschluß auszuführen, allen Gefahren zum Trotz. Der Dampfer trug mich rasch und ohne bemerkenswerthen Zwischenfall von San Francisco nach Mazatlan, und hier betrat ich zuerst den gefürchteten Boden von Mexico. Der Empfang sah so schlimm nicht aus; und meine erste Sorge war, eine Wohnung zu finden. Da gab es eine Art von Caravanserai, Namens Méson, den Ballo de Oro, eine Taverne in mexicanischem Styl, und zuletzt die Fonda de Canton, ein chinesisches Etablissement, dessen Eigenthümer, Luen-Sing, einer der Stattlichsten und Würdigsten von allen Himmlischen war. Sein breites Angesicht, an Umfang der großen Pauke fast gleich, die Ching-Ling, der Kellner, dreimal des Tages vor der Thüre schlug, glänzte von natürlichem Wohlwollen für seine Kostgänger. Seine schiefen Augen drückten, trotz all ihres Blinzelns und Schielens, gutmüthige Zufriedenheit aus und sein geräumiger Leibgurt sprach zu sehr für gutes Leben, um über die Beschaffenheit seines Tisches den geringsten Zweifel zu lassen. Es war unmöglich, der Anziehungskraft von Luen-Sing's Hotel, wie er in seiner eigenen Person sich ankündigte, zu widerstehen, und dahin ging ich denn auch.

Der Ort war von unsern Passagieren überlaufen, und sie erschöpften den Vorrath des Marktes an Eiern, Milch und Gemüse beinahe gänzlich. Die Fonda de Canton war gedrängt voll; in allen Zimmern standen Tische und fröhliche Gruppen, gleich Kindern, die einen Festtag haben, tummelten sie sich in dem palmenschattigen Hofe. Chin-Ling konnte die an ihn ergangenen Bestellungen nicht zur Hälfte ausführen; er ward von allen Seiten gerufen und von Jedermann gescholten — aber Nichts war im Stande, den feierlichen Ernst seines gelben Gesichtes zu verändern. Die Sonne war drückend heiß bis gegen Abend, und mir ward fieberheiß zu Muthe, indem ich nach meinem Gepäck, Aufenthaltsschein und Passe lief. Es betrübte mich nicht, als beim Dunkelwerden die Kanone des Dampfers das Signal zur Abfahrt gab, und ich der Gastlichkeit und Geselligkeit meines Freundes Lueu-Sing zurückgelassen ward. Nachdem die Spieler ihre Bank in einem der Zimmer geschlossen, und die Besucher der Gesellschaft sich zurückgezogen hatten, führte mich Ching-Ling in einen kleinen Verschlag, woselbst er mir ein sehr gutes Bett bereitete, und ich schlief darauf fast ebenso gesund, als vormals auf den Planken von Californien.

In der klaren Kühle des folgenden Morgens machte ich einen Gang um die Stadt. Ihre Lage ist sehr eigenthümlich und schön. Am Fuße eines steilen Hügels erbaut, steht sie auf dem Nacken einer felsigen, vulkanischen Landspitze, mit der See auf jeder Seite, so daß ein Theil der Stadt den californischen Meerbusen hinaufschaut, und ein anderer Theil die Küste hinunter bis San Blas. Die Häuser sind aus Stein, von einer weißen, gelblichen oder rosa Farbe, mit schwarzgewölbten Portalen und kühlen Höfen im Innern. Der Contrast ihrer klaren hellen Wände mit den befiederten Spitzen der Cacao-Palmen, unter einem schimmernden Himmel, giebt der Stadt einen reichen orientalischen Charakter und erinnerte mich an Beschreibungen von Smyrna. Die Häuser sind meist nur einen Stock hoch, aber in der Hauptstraße giebt es auch verschiedene prächtige Gebäude von zwei Stockwerken mit massiven Karnießen und hohen Balkonfenstern. Die Straßen sind rein und heiter und die vorzüglichsten Läden ebenso groß, prächtig und geschmackvoll ausgestattet, als die von Paris und New-York. Bei Nacht besonders, wenn sie glänzend erleuchtet und alle Thüren und Fenster geöffnet sind und die ganze Fülle der Shawls, Schärpen und Mäntel im Innern entfalten. Wenn die ganze Bevölkerung auf den Straßen wogt, um der angenehmen Kühle zu genießen, die Männer in ihren weißen Hemden, und die Frauen in ihren bezaubernden Kopftüchern; wenn eine einheimische Musikbande gerade weit genug entfernt spielt, um die Mißtöne zu dämpfen; wenn die Papierlaternen der Fruchtverkäuferinnen an jeder Straßenecke leuchten und die aristokratischen

Sennoras ihre Papiercigarren auf dem Balkon hoch darüber rauchen: dann ist Mazatlan ohne Zweifel die fröhlichste und lebhafteste kleine Stadt auf dem Continent.

Aber ich wollte ja von meiner Morgenwanderung sprechen. Die Sonne schien bereits heiß in den Straßen und das weiche Rauschen der Brandung an der nördlichen Seite des Vorgebirges zog meine Schritte nach jener Richtung hin. Ich schritt durch die engen Gänge in die Vorstadt, die mit Cactushecken gesäumt waren, hinter welchen die strohgedeckten Bambushütten der Eingeborenen stehen. Haufen von Männern, nackt bis an den Leib, waren an der Arbeit und trugen auf dem Kopfe starke Bündel von Farbehölzern, mit welchen einige im Hafen liegende Schiffe befrachtet werden sollten. Ich erreichte eine beschattete Höhle unter dem Felsen, wo ich niedersaß und über die dunkelblaue Fläche des Meerbusens ausblickte. Die Luft war so durchsichtig wie Crystall, und die brechenden Wellen rollten mit Schaum und entzückender Frische heran, um den muschelreichen Sand zu meinen Füßen zu baden. Drei felsige Eilande wurden, bei der Reinheit der Atmosphäre, auf Kanonenschußweite von der Küste gesehen; aber ihre zerklüfteten Ufer und verwitterten Spitzen waren in den Purpur der Entfernung verhüllt. Die Gegend um den Eingang des Golfs von Californien genießt einer wandellosen Klarheit des Klimas, die auf der Erde nicht ihres Gleichen hat. Das Auge sieht hier die Sterne aufsteigen und untergehn. Zwei oder drei Jahre vergehen häufig ohne einen Tropfen Regen. Doch tritt in jedem Winter eine Zeit von etwa acht Tagen ein, wo der Boden von der Atmosphäre befeuchtet wird. Keine Wolke ist dann zu sehen; die Sonne ist dem Anschein nach so heiter wie immer. Aber ein feiner, leichter Hauch von Feuchtigkeit durchdringt die Luft, schlägt sich langsam auf die Oberfläche der Erde nieder und verrichtet so den Dienst des Regens.

Der Marktplatz bietet bei Tag und Nacht ein höchst malerisches Ansehen dar; er liegt, ein schmales Viereck, an der steilen Seite des Hügels, und man schreitet zu ihm auf schmalen Gängen empor, in welchen alle Artikel zu haben sind, die von der niedrigen Classe gebraucht werden: irdene Waaren nach der alt-aztekischen Mode, geflammte Calicos, Mäntel, Kopftücher und breite Decken. Der Platz selbst ist bedeckt mit viereckigen regenschirmartigen Palmblattdächern, unter welche alle Arten von Gemüsen, Früchten und Getreide, die in der Nachbarschaft wachsen, auf den Boden gebreitet sind. Die Nachbarschaft von Californien hat das Wachsthum und die Thätigkeit von Mazatlan in erstaunender Weise gesteigert.

Zuletzt jedoch dachte ich daran, meinen Paß in Ordnung zu bringen, wozu es der Unterschrift des Stadtraths bedurfte. Nach langem Umhersuchen fand ich den rechten Ort, wo eine Art von

spanischem Alkaden, welcher eben einen Streit zwischen zwei Indianern schlichtete, mir sein „Visto“ gab und mich dann bedeutete, dem Präsidenten Don Luis Abioli meine Aufwartung zu machen. Dieser zweite Besuch kostete mich mehrere Stunden, aber zuletzt war ich so glücklich Don Luis zu entdecken, der eifrig hinter dem Dresen seines Gewürzladens, einem kleinen Gebäude nahe bei dem Marktplatz, beschäftigt war. Er legte die Zuckerwage nieder, um seine Unterschrift unter den Paß zu setzen, nahm ein „mil gracias“ mit einem tiefen Bücklinge entgegen und kehrte zu seinen Kunden zurück.

Die Eingewanderten drückten ihr großes Erstaunen über meine Tollkühnheit — wie sie es nannten — aus, eine Reise nach Vera Cruz zu unternehmen. Diese Leute, von denen einige über Land von Chihahua und andere von Matamoras gekommen waren, bestanden eindringlich darauf, daß ich nicht allein reisen sollte. Die Mexicaner, sagten sie, seien Räuber bis auf den letzten Mann; man sei seines Lebens nicht sicher unter ihnen und ihre bittre Feindschaft gegen die Amerikaner würde mich unaufhörlichen Beleidigungen aussetzen. „Werden Sie es glauben?“ sagte ein langer, rohknochiger Yankee, „sie haben uns gesteinigt!“ Diese angenehme Procedur war, wie ich später erfuhr, dadurch veranlaßt worden, daß die Einwanderer ihren Contract mit ihren Führern gebrochen hatten. Ich beschloß daher, dem Plane zu folgen, den ich mir in Californien entworfen hatte, und Nichts zu glauben, was ich nicht mit Augen gesehen hatte. Um jedoch allen ferneren Warnungen und Rathschlägen zu entgehen, brachte ich meine Vorbereitungen rasch zu Ende und war am zweiten Morgen nach meiner Ankunft reisefertig. —

Luen-Sing, der den Weg bis Tepic schon einmal zurückgelegt hatte, sagte mir, er sei beschwerlich, aber sicher. Die Himmlischen halfen mir meinen schmächtigen Reisesack hinter den Sattel schnallen und ließen sich das Versprechen geben, daß ich der Fonda de Canton nicht vorübergehen würde, wenn ich nach Mazatlan zurückkäme. Ich trank die letzte Tasse Chocolade an dem alten Tisch im Corridor, hatte ein letztes Gespräch mit Chin-Ling über die Goldgräberei, verabschiedete mich mit Händedruck von der ganzen gelbgesichtigen, schlitzäugigen Dienerschaft, bestieg mein Maulthier und trabte auf der Hauptstraße dahin in der stillen Hitze der Nachmittagssonne. Ich bog um einen Hügelvorsprung, passirte die Plaza de Toros (eine Arena für Stiergefechte) und die zerstreuten Hütten der Vorstädte, bis ich das Zollhaus an der See erreichte. Hier zeigte mir einer von den Beamten, welcher im Schatten lungerte, den Weg nach der alten Präsidentschaft Mazatlan; ich schlug ihn

ein und fühlte mich ſehr erhitzt, ſehr einſam und ein wenig muthlos, wenn ich an den Ritt von zwölfhundert Meilen dachte, den ich anzutreten im Begriff war.

II.

San Francisco bei Tag und bei Nacht.

Es war ein wolkenloſer Nachmittag. Die Sonne brannte auf den Sand und die ſchillernde See hernieder und die drei Eilande im Golf ſchienen in dem heißen Blau der Luft zu verglaſen. Langſam ritt ich zu der dürren Fläche einer ausgetrockneten Marſch, über welche mein Weg führte, nieder und traf daſelbſt einen Arriero, welchen ich nach der Weite der Präſidentſchaft befragte. „No Elego hoy“ ſagte er, „la mula no anda nada; es muy flojo!“ (d. h. Ihr werdet heut nicht mehr hinkommen; Euer Maulthier läuft nicht gut — es iſt ſehr träge). Mein Muth ſank für einen Augenblick, denn ſeine Kritik meines Maulthiers war nur zu richtig; aber nachdem ich einen dicken Stock am Wege gebrochen hatte und es mit Hand und Fuß tüchtig zu bearbeiten anfing, ſah ich, daß mein Thier nur zu jener Claſſe gehöre, die zu jedem Fortſchritte ermuntert ſein will. Ich paſſirte einige Pflanzungen in der Nähe der Stadt und hielt mich darauf an dem Strande in der Nähe der See.

Das Laubwerk eines tropiſchen Winters iſt an dieſer Küſte nicht beſonders anziehend. Es giebt hier eine Zeit, wo das Wachsthum eine Weile ſtill ſteht, wo die Knoſpe ſich ſchließt, das Laub fällt und der Stamm Säfte für eine lange, glänzende Blüthenzeit ſammelt. Nur das firnißartige Grün der Lemone, des Mangobaumes und der Sycomore bleibt; ſonſt dehnen ſich grüne, winterliche Wälder ſoweit der Blick reicht. Buntfarbige Papageien flogen ſchreiend durch die Zweige; große braune Vögel mit krummen Schnäbeln ſaßen ſinnend am Wege und in den ſchattigen Flecken hörte ich das zärtliche Girren der Taube — das ſichere Zeichen des Friedens und der Liebe, welches keinem Klima fremd iſt, welches in allen Ländern und unter allen Zonen zu Hauſe iſt, wo das menſchliche Herz ſchlägt, deſſen ſanftere Regungen es ſcheu zu wiederholen ſcheint.

Mühſelig arbeitete ich mich in der Hitze dahin, und quälte mein Gewiſſen nicht minder als die Flanken meines Maulthieres,

als ein Paar Pflanzer, die hinter mir geritten kamen, sich mit freundlichem Gruße nahten und mir ihre Gesellschaft anboten. Der vorderste, ein lustiger alter Eingeborner von gemischtem Blute, begann seine Peitsche auf dem Rücken meines Maulthiers zu gebrauchen und ich fand auf's Neue, daß es nur der „Ermunterung" bedürfe, um zu laufen; und Dank dieser Lehre, die ihm und mir gegeben wurde, erreichte ich die Ufer des Mazatlan-Stromes, gegenüber dem Presidio, zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Der Alte lud mich ein, die Nacht in seiner Hütte, die in der Nähe sei, zu verbringen. Er stieg vor seiner Thür herunter und holte aus einer benachbarten Hütte einen Arm voll Oja (Maisfutter) für das meine. Ich ging inzwischen zum Strom, um zu baden. Die Schönheit der Aussicht hielt mich lange vom Wasser zurück. Auf dem entgegengesetzten Ufer ragten die alten Mauern des Präsidentschafts-Gebäudes über die Bäume; das Thal, welches sich gen Osten bis zu einer fernen Gebirgslinie erstreckt, aus welchem der Strom heranfloß, war mit Maisfeldern, Bananen- und Melonen-Pflanzungen bedeckt. Die Pflanzer waren bei der Arbeit, beim Pflügen und Säen. Die Hitze des Tages war dahin, und ein warmes, gemäßigtes Licht war über die Landschaft ergossen. Wie ich dalag, gewiegt von dem sanftfließenden Crystall des Wassers, kam der Gedanke an ein andres Bad, an demselben Tage vor vier Jahren, plötzlich in meine Seele. Es war mein Geburtstag; aber damals hatte ich meine Glieder in die funkelnde Brandung des Mittelländischen Meeres getaucht, an der Küste der Römischen Campagna. Ich ging zur Hütte mit jener Empfindung zwischen Schmerz und Freude zurück, welche wir haben, wenn die Seele und der Körper an verschiedenen Orten weilen.

Mein Maulthier war gefuttert und der alte Mann gab mir gebratenes Fleisch, wobei es aber an Gabel und Messer fehlte. Dann saßen wir im köstlichen Zwielicht nieder, in der schönen Ruhe der Natur und ich beantwortete so gut ich konnte die Fragen, die mir ihre kindliche Neugierde vorlegte. Ich erzählte ihm von meinem Vaterlande und seinem Klima und der langen Reise, die ich noch machen müßte, bis ich wieder zurück sei, und sie hörten mir mit großem Intresse und Antheil zu. Sie wollten wissen, wie ein Dampfschiff gegen den Wind fahren könne, denn sie hatten von ihren Freunden in Mazatlan gehört, daß dies der Fall sei. Die beste Idee, die ich ihnen davon geben konnte, war, daß ich ihnen einen Dampfer als einen See-Wagen beschrieb, mit breiten Rädern, die über das Wasser dahinrollen. Zuletzt ging das Zwielicht in die Nacht unter und ich breitete meine Tücher als Bett aus. „O!" sagte das alte Weib, „was für schöne Tücher! Ihr müßt besser darauf schlafen, als der Erzbischof!" Sie gingen dann in ihre Hängematten und ich legte mich auf die Erde nieder und dankte

Gott, daß die traurigen Prophezeihungen, die mich von Mazatlan begleitet hatten, ſich glücklicherweiſe als falſch erwieſen.

Mein freundlicher Wirth verlangte Nichts als Bezahlung, als ich am Morgen mein Maulthier ſattelte, obwohl ich darauf beſtand, daß er eine Kleinigkeit annehmen ſollte. „Reiſt mit Gott!“ ſagte er, als wir Abſchied nahmen, „und wenn Ihr nach Californien geht, ſo bringt mir ein kleines Stück Gold bei der Heimkehr mit!“ — Ich ritt durch den Fluß und paſſirte Alt-Mazatlan, ein elendes Dorf mit Hütten und einem maſſiven Präſidentſchafts-Gebäude und einer Kirche in Ruinen. Der Morgen war friſch und kühl und der Weg lag mehrere Meilen weit im Schatten. Mein Maulthier, da die ermunternde Peitſche fehlte, war faul wie immer und zog mir viel ſpöttiſche Bemerkungen von allen Eingebornen, die vorübergingen, zu. Mehrere Pflanzer, die mir mit Laſtpferden begegneten ſchlugen mir einen Tauſch vor. Zuletzt kam ein Arriero mit mehreren Pferden, die mit Mais beladen waren. Er machte mir denſelben Vorſchlag. „Dies Pferd“ ſagte er, indem er eines entlud, „iſt ein gewaltiger Renner.“ Der gewaltige Renner war lahm und hatte einen geſchundenen Rücken und ſeine Flanken waren ſo dünn, daß man ſie kaum ſah. Das ganze Thier ſah aus, als ob es aus Holz geſchnitten ſei, und ich fürchtete, es zu erdrücken, wenn ich es beſtiege. Nichtsdeſtoweniger hatte das Thier einen raſchen Schritt, und ohne viel Worte ging ich auf den Tauſch ein. Allein in Bezug auf die äußere Würde war Nichts dadurch gewonnen; denn mein flinkes, magres Pferd ward noch mehr verſpottet als mein faules, fettes Maulthier.

Gegen Abend, nachdem mein „gewaltiger Renner“ ſeinen Muth längſt verloren hatte und ſeinen Weg wie eine Schnecke machte, erreichte ich das Dorf Portrevillos. Ein Freund von Mazatlan hatte mir geſagt, ich könnte auf dem Wege bleiben, wo ich wollte, kein Pflanzer würde mir Obdach verweigern. Ich ritt demgemäß gleich zu der erſten Hütte und fragte: „kann ich hier über Nacht bleiben!“ „Si, Senor!“ (Ja, Herr) war die Antwort. Der Hüttenraum war eng und die Bewohner ſchienen arm; daher fragte ich, ob es keine „posada“ (Wirthshaus) im Dorfe gebe. „Geht zu Don Ipolito,“ ſagte der Mann, „dort wohnen die Fremden!“ Don Ipolito war ein Franzoſe; er empfing mich mit angeborner Höflichkeit, und richtete mir unter dem ſtrohbedeckten Portikus ein reichliches Eſſen an, welches ich genoß, während nicht weit von mir ein allerliebſtes Mädchen von fünfzehn Jahren und ein hübſcher junger Pflanzer auf einer niedrigen Mauer ſaßen und mit einander plauderten. Sie ſprachen vom Heirathen, das merkte ich ſogleich; aber ein anderer Pflanzer, Namens Pio, dem Anſcheine nach gleichfalls ein

Bewerber, bildete den Hauptgegenstand ihres Gesprächs. „Er ist ein schamloser Mensch, dieser Pio!“ wurde oft von Beiden wiederholt.

Meine Schlafstätte war bald hergestellt. Man sandte einen Jungen in den Speicher der Hütte, ließ ein Gestell von geflochtenem Rohr holen, setzte es auf die Flur und deckte eine rohe Matte darüber. Ich warf meine Tücher darauf, machte aus meinem Rock ein Kissen und schlief in fünf Minuten den Schlaf des Gerechten. Eine halbe Stunde mochte so verflossen sein, als ich plötzlich durch einen Lärm aufgeweckt ward, welcher dem Getöse von hundert Teufeln glich. Das Gestell, auf welchem ich lag, ward hin- und hergeschüttelt und war nahe daran, umzuschlagen; ich sprang erschreckt auf und fand, daß mein Bett inmitten einer schwarzen sich bewegenden Masse stand, von welcher der fürchterliche Lärm ausging. Es stellte sich heraus, daß es eine Legion von Schweinen war, welche ein Paar Getreidekörner in einem Sack ausgeschnüffelt hatten, worin das Futter meines Pferdes gelegen hatte, und welcher nun zur Erhöhung der nächtlichen Bequemlichkeit mit unter mein Bett gepackt worden war. Die Hüttenthüre öffnete sich und die Wirthin erschien mit einer Lampe. Kaum war sie in Sicht gekommen, so fing das Vieh plötzlich an zu grunzen, räumte den Platz mit fabelhafter Geschwindigkeit und war verschwunden. „Santa Maria!“ schrie das Weib — „son demonios — son hijos del diablo!“ ... es sind böse Geister — es sind Kinder des Teufels!“ Ich fürchtete für einen erneuten Angriff auf mein keusches Lager, warf deshalb den Versucher, den bösen Sack, auf den Hof und schlief fröhlich bis zum andern Morgen, wo ich in aller Frühe aufstand, mein Roß, den „gewaltigen Renner“ sattelte und davonritt. Die Stadt El Rosario war nur vier Meilen entfernt und der Weg wimmelte von jungen Pflanzern in Feiertagskleidern, die dorthin zur Messe ritten. El Rosario ist an wunderschöner Stelle in einem breiten, von blauen zackigen Berggipfeln umgebenen Thale erbaut. Die Stadt hat mehrere Straßen mit geräumigen Steinhäusern, die freilich zum größten Theile in Trümmern liegen, und einer Kirche mit einem schönen Steinthurm von 156 Fuß Höhe. Ich mußte über die Plaza reiten, die von den Pflanzern der Nachbarschaft voll war; sie erwarteten die Stunde der Messe und vertrieben sich die Zeit damit, zu spotten und zu lachen. Daß meine Rosinante ihre Aufmerksamkeit erregte, läßt sich denken, und ich war himmelhoch erfreut, als ich ihre geschundenen Beine erst in den Stall eines nahe liegenden Wirthshauses verborgen hatte. Die Herrinnen desselben waren gutmüthige alte Damen und drei große Papageien, welche (nämlich die Papageien) auf drei verschiedenen Stangen saßen und in einem fort: „chiquitto perriquito, bonito,

blanquito!“ schrieen — die einzige geistreiche Bemerkung, welche ich von allen Papageien in Mexico unaufhörlich wiederholen hörte, und welche zu deutsch den Sinn gäbe: „weißer kleiner, kleiner weißer, weißer kleiner Papagei!“ Ich bekam ein Frühstück von Bohnen und rothem Pfeffer und plauderte, während ich es verzehrte, mit der alten Dame, welche im Loben von Tepic, wohin ich zu reisen gedachte, unerschöpflich war. Aber sie machte mir gutmüthige Vorwürfe, daß ich mein Pferd so allein gelassen hatte; sie sagte, es wimmle hier von Dieben und sie wundre sich, daß man mein Pferd nicht schon längst gestohlen habe. Ich wunderte mich nicht; wer möchte ein solches Pferd stehlen? dachte ich.

Hierauf ritt ich durch den Rosariostrom und schlug den Pfad in's grüne Dickicht ein, durch dessen Zweige Schaaren von Maccaos und grau gefiederte Vögel mit großen Büscheln glitten. Gegen Mittag kam ich an ein liebliches Thal im Gebirge und folgte einem dahin rinnenden Flusse, der von prächtigen Sykomoren und Palmen beschattet war; und am späten Nachmittage, nachdem ich das sonnenverbrannte Oberland, wo die schlanken Fächerpalmen traurig im heißen Winde knisterten, durchpilgert hatte, nahm mich aufs Neue der Wald auf. Die Hügel lagen hinter mir, und weit in der Ferne sah ich zur Rechten das Blinken der See an den Rändern des Himmels.

Ungeachtet der unübertrefflichen Fruchtbarkeit des Bodens und des gesunden Klima's ist diese Gegend, mit Ausnahme der breiten Flußthäler, die sich gegen die See öffnen, doch nur spärlich bewohnt. Hier, unter dem Einfluß eines immerwährenden Sommers, wird der eingeborene Volksstamm träge und denkt nicht an die Zukunft. Die Natur thut Alles für sie; ein kleiner Fleck Erde bringt Mais und Bohnen genug für eine Familie hervor und außerdem brauchen sie fast nichts zum Leben. Die jungen Bäume des Waldes liefern ihnen das Baumaterial; die Palme und das Zuckerrohr Dach und Bett. Sorge kennen sie nicht; die blaue Wüste der Sierra Madre auf der einen Seite und der Silberstreif der See auf der andern schließen ihre Welt ein.

Mein Halteplatz in der dritten Nacht war das Dörfchen Esquinapa, woselbst ich in ein Wirthshaus einkehrte, welches von einer Dame gehalten wurde, deren Güte und Liebenswürdigkeit in genauer Proportion zu ihrer Gestalt standen; d h. sie war ungefähr so breit, als sie lang war. Sie war eine treue Freundin der Amerikaner und sprach mit Entzücken von der Genauigkeit, mit welcher alle von ihnen, die sie bewirthet hatte, die Rechnung bezahlt hatten. Ein alter Mann, der ihr Gemahl zu sein schien, saß in einer Hängematte und schaukelte sich, ohne an ihrem Gespräch oder ihrem Enthusiasmus großen Antheil zu nehmen. Das Essen, was die

korpulente Wirthin mir vorsetzte, war vortrefflich und sie krönte es durch eine vortreffliche Cigarette, welche sie mir selbst drehte. Zwei oder drei mexikanische Reisende kamen noch zur Nacht an und nahmen die Zuckerrohr-Bettstelle und die Bänke des Zimmers in Besitz, so daß mir nur der Fußboden zu verbleiben schien. „Wollt Ihr Euren Sattel und Zügel nicht aufnehmen?" sagte die alte Dame, „die Herren werden wahrscheinlich zu Bett gehen wollen." „Aber wo soll ich denn schlafen?" fragte ich. „Bei mir!" war die unmittelbar erfolgende Antwort. „Wie?" rief ich, bestürzt und erschreckt; ich war ganz niedergedonnert, und man mußte mir es auch wohl ansehen können, denn mein Erstaunen schien sie zu amüsiren. „Kommt nur!" erwiederte sie und nahm die Lampe auf. Ich schulterte den Sattel und folgte zu einem dunklen fensterlosen Verschlag hinten im Hause. Es war aber groß genug, um zwei Bettstellen zu fassen, welche mit Matten und einigen Mais- und Gerstensäcken bedeckt waren. „Dies ist Euer Bett," sagte sie, indem sie auf das eine wies, „und dies ist unseres. Ich hoffe, Ihr werdet meinen alten Mann heut Nacht nicht eifersüchtig machen." Es war kein Grund zur Annahme vorhanden, daß sie sich in ihrer Hoffnung täuschen würde; ich wenigstens schlief fest, bis der frühe Morgen durch die Ritzen der Thüre schien.

Als ich Esquinapa verlassen wollte, lag eine Tagereise von funfzig engl. Meilen durch einen unbewohnten Landstrich vor mir. Ich setzte in die Kräfte meines „Renners" einige bescheidene Zweifel, wollte es doch aber einmal auf den Versuch ankommen lassen; gab ihm daher ein tüchtiges Futter Korn, nahm selbst eine Tasse Chocolade, band eine Ananas an meinen Sattel und verließ das Dorf im Morgengrauen. Stunde auf Stunde verging; der Schritt meines „Renners" wurde immer langsamer und noch war mir keine Sterbensseele begegnet. Endlich, gegen Sonnenuntergang, kamen zwei Indianer auf zwei kleinen Pferden einen Hügelpfad heruntergeritten. „Fürchtet Ihr Euch nicht, so allein zu reisen?" sagte Einer von ihnen. „Warum sollte ich mich fürchten?" erwiederte ich. „Vor den Räubern!" „Ich gäbe etwas darum, einen zu sehen!" sagte ich. „Viel Courage!" raunte Einer dem Andern zu. Sie sprachen darauf von meinem müden Pferde und blickten mit Bewunderung auf meine Decken, baten mich zuerst, sie ihnen zu schenken, alsdann sie ihnen zu verkaufen und zuletzt zu erlauben, daß sie dieselben hinter ihre eigenen Sättel legten. Ich schlug ihnen Alles rund ab und sie trabten ein wenig voraus. Bei der nächsten Biegung des Weges jedoch sah ich sie hinter den Bäumen lauern, was mich natürlich stutzig machte. Ich zog daher mein Pistol, spannte den Hahn und setzte ein Zündhütchen auf. Diese Maßregel mußte ihnen nicht sehr gefallen haben, denn sie ritten im gestreckten Galopp davon und ich habe sie nicht wiedergesehen. Die Sonne ging unter und

noch immer kein menschliches Wesen, keine menschliche Behausung. Die tropische Dämmerung fand mich in einem wunderbar herrlichen Walde. Papageien und Maccaos, die ihre Nester suchten, schwirrten durch die grünen, kühlen Schatten; liebliche Durchblicke öffneten sich zwischen den Zweigen in das Feenherz der Wildniß. Von Baum zu Baum hingen prächtige Weinlaubgewinde; süße Gerüche würzten die Luft und große, gelbe, glockenartige Blumen schaukelten auf ihren langen Stielen wie goldene Becher, zitternd und klingend im Zuge des Nachtwindes. Hier und dort, am Rande der Gebirge zu meiner Linken bemerkte ich den Rauch Indianischer Lagerfeuer, welche, je mehr die Nacht herabsank, gleich Leuchtthürmen funkelten. Meine Absicht war gewesen, in einer Pflanzung, San Miguel genannt, zu übernachten; aber ich verfehlte sie und die Nacht fand mich noch auf dem Wege. Ein freundlicher Pflanzer zeigte mir einen Pfad, der zu einer Hütte leitete. Aber auch den verlor ich bald und wanderte auf gut Glück durch die finstern, nirgends eingehegten Wiesen. Zuletzt hörte ich einen Hund anschlagen — das sicherste Zeichen, daß diese Gegend bewohnt sei — und dem Laute folgend, kam ich zu einer kleinen Pflanzung.

Man erlaubte mir sogleich, zu bleiben, und die Frauen gingen, um mir Tortillas zum Abendbrod zu bereiten. Meine Müdigkeit schaukelte ich in einer Hängematte weg und aß bei Sternenlicht die Nahrung der Azteken — die unvermeidlichen Tortillas, kleine Kuchen, welche sehr nahrhaft sind und auch gar nicht übel schmecken, wenn man sie frisch vom heißen Steine, auf welchem sie gebacken werden, wegißt. Um die Pflanzung herum trieben sich verschiedene Hunde und der größte von ihnen zeichnete sich durch die unversöhnliche Feindschaft aus, die er mir zeigte. „El Chuco liebt Euch nicht," sagte der Pflanzer, „er wird Euch beißen, wenn er Euch zu fassen kriegt; Ihr thätet gut, dort hinaufzuklettern, wenn Ihr schlafen wollt," und er deutete auf ein Zuckerrohrgeflecht, welches zum Trocknen der Frucht gebraucht wurde und auf Stangen, zwölf Fuß über der Erde stand. Ich nahm meine Tücher, kletterte zu dem gebrechlichen Lager empor und legte mich unter den Sternen nieder, mit dem Taurus im Zenith. El Chuco nahm seine Station darunter ein; so oft ich mich während der Nacht in meinem luftigen Bett herumdrehte, begann das gemeine Vieh sein Geheul und die ganze Hundeheerde der Pflanzung heulte mit ihm.

Mit Tagesanbruch verließ ich meine erhabene Schlafstelle und ritt über die Hochebene dem Rio Santiago entgegen. Das Land zeigt mannigfache Spuren des Reichthums und der Kultur; die Häuser der Pflanzungen, von Bananen und Plantanen umrauscht, waren groß und wohlgebaut, und die Felder durch starke Palmenzäune umfriedet. Die breiten Gestade des Flusses auf und

nieder waren ganz mit Arrieros, Maulthieren und Reihen von Packpferden bedeckt, während ein halbes Dutzend großer Canoen mit ihren Ladungen über das Wasser hin und her fuhren. Ich sprang in das erste der leeren Fahrzeuge mit meinem Sattel, Zügel und meinen Tüchern, außer mir war nur noch ein Arriero darin. Der Strom ist ungefähr 60 Ellen breit und sehr tief und reißend. Unsere Pferde schwammen tapfer neben her und das Bad schien denselben äußerst wohl zu thun. Das meinige wenigstens wieherte sehr lebhaft — ein Ausdruck der Freude, den ich bisher von ihm noch nicht vernommen.

Ich faßte sogleich eine entschiedene Neigung für den Arriero, der mit mir im Boote war, und zwar aus zwei Gründen: erstlich hatte er ein dunkles, melancholisches, geistvolles Auge; und zweitens war er der einzige Reisende, den ich auf der ganzen Reise sah, dessen Pferd ein eben so wehmüthiges Geschöpf war, als das meine. Wir ritten zusammen weiter und wurden bald die intimsten Freunde. Im Dunkelwerden erreichten wir ein Dörfchen, Las Veritos genannt. Die Einwohner waren sammt und sonders nach Tepic gegangen, mit Ausnahme eines alten Mannes und eines kleinen Jungen, die einem Trupp von Maulthiertreibern, welche sich um ein Feuer in der Mitte der Straße gesetzt hatten, Oja verkauften. Zu essen gab es nichts, außer einigen Käsen, die einer von den Männern in einem Weidenkorbe hatte. Tortillas waren für Geld nicht zu haben, auch nicht einmal für Liebe; aber Mitleid kam mir in dieser großen Herzensnoth zu Hülfe. Das Weib von einem der Maulthiertreiber kam sacht zu mir, als ich bei meinem Sattel saß, und indem sie zwei Tortillas in meine Hand gleiten ließ, flüsterte sie mir zu: „Wenn Ihr nun den Käse kauft, so habt Ihr etwas dazu zu essen!" Ich kaufte mir Käse für zwei Realen und theilte ihn mit dem Arriero, meinem geschworenen Freunde. Nach der Mahlzeit legte ich mich auf die Erde, um zu schlafen; aber alle Flöhe des Dorfes, die zwei Tage ohne Zeitvertreib und Lebensmittel gewesen waren, stürzten sich nun in Schwärmen über mich. Außerdem ward jeder unbedeckte Theil meines Körpers durch ganze Legionen von Mosquitos angegriffen, so daß ich — mit solchen Feinden von unten und von oben, kaum eine schrecklichere Nacht in meinem ganzen Leben verbracht habe.

III.

Das Tafel-Land.

Ich lag noch auf meinem Rücken, das Schnupftuch über das Geſicht gedeckt, und verſuchte mir einzubilden, daß ich ſchliefe, als der Morgengruß des Maulthiertreibers in mein Ohr rief: „Ho! Placero! auf, und ſattelt, es will Tag werden, und wir müſſen heute noch Tepic erreichen!“ Wir futterten unſere Pferde und waren unterwegs, ehe die Morgenröthe kam. Nachdem wir drei oder vier Meilen durch reiches Wieſenland zurückgelegt hatten, waren wir am Fuße der erſten Erhöhung des Tafellandes. Unſere Pferde traten bei jedem Schritte fehl und wir zogen es vor, den ſteinigen Pfad zu Fuß zu erklimmen. „Ich glaube,“ ſagte mein Freund, „es iſt das Beſte, wenn wir uns recht dicht zuſammenhalten; dieſe Wälder ſind voll von Räubern und ſie könnten uns angreifen.“ Unſer Pfad war durch Dornendickicht und ſchlanke Cactusgruppen eingehägt und bei jeder Wendung hatten wir unſre Waffen in Bereitſchaft. Wir erklommen die erſte lange Anhöhe bis zu einer engen Ebene, von wo wir weiter ſtiegen, denn immer ſtanden höhere Rücken über uns. Von dem Abrandero, einer Art von Wirthshaus oder Hospitium, welches allein in den Wäldern ſteht, war das heiße Flachland, welches wir hinter uns hatten, faſt bis Acapoueta ſichtbar, und Jemand, der die Gegend kannte, hätte die dunkelblaue Ebene leicht für die See halten können. Die Silla de San Juan war nun weſtlich von uns und ſtand jetzt fünftauſend Fuß hoch da. Von der Spitze jedes folgenden Bergrückens überblickten wir auf's Neue eine große Fläche des Landes, gebrochen und zerſpalten in jeder Richtung niederwärts, von der Kraft irgend einer vor-Adamitiſchen Fluth, aber in manchen geſchützten Thalbecken Flecken von beſonderer Fruchtbarkeit und Schönheit einſchließend, welche das ganze Jahr hindurch von Bergciſternen bewäſſert ſind. Es war in der That, wie die alte Dame von El Roſario geſagt hatte, „ein köſtliches Land.“

Wir erreichten gegen Mittag ein Dorf, El Ingenio genannt, ungefähr zwölf Meilen von Tepic. Es liegt an einem warmen mit Bananen und Zuckerrohr bepflanzten Thale; die Bergſtröme ſetzen hier eine große Zahl von Mühlen in Bewegung. Wir gingen den ganzen Nachmittag hinter unſren Pferden her, aber da meines ſich ganz ungemein gut benahm, ſo war ich dem Maulthiertreiber bald voraus. Ich hielt mehrmals an, um ihn zu erwarten, aber da er nicht erſchien, ſo hielt ich es für gerathen, nicht länger zu verziehen, um noch eine Stätte für die Nacht zu erreichen. Mein Gaul war

nun am Rande dessen angekommen, was er möglicherweise zu leisten im Stande war, und noch ein Tag würde ihn zu Grunde gerichtet haben. Indessen hatte er mir treu gedient und, in Anbetracht seiner unglücklichen Lage, Wunder gethan. Ich trieb ihn vorwärts durch Schluchten, die im Laub begraben waren und von Blüthen schimmerten; die goldenen Kugeln der Orangen funkelten durch die balsamische Dämmerung, als das Zwielicht über die Berge sank. Zwei Meilen vor Tepic erreichte ich den Weiler La Meca, woselbst ich mich für die Nacht einquartirte. Einer von den Pflanzern wünschte mein Roß zu kaufen und nach einigem Handeln kamen wir dahin überein, daß ich es ihm in Tepic für einen Thaler überliefern sollte!

Die jungen Pflanzer des Weilers amüsirten sich sehr auf meine Unkosten. Sie schienen von einem Teufel des Spottes besessen und die einfachsten Redensarten aus meinem spanischen Reisehandbuch reizten sie zu gellenden Ausbrüchen des Gelächters. Besonders neugierig waren sie, meine Neigungen und meinen Geschmack kennen zu lernen, und da sie hörten, daß ich noch nie „Mescal" getrunken hätte, luden sie mich ein, mit ihnen zu gehen und das Getränk zu versuchen. Wir gingen die Landstraße bis zu einer kleinen Hütte hinunter, woselbst ein Brett mit einer Flasche und zwei Gläsern darauf, welches unter dem Strohdach hing, den vorüberziehenden Maulthiertreibern anzeigt, „hier ist Getränk zu haben." Wir traten ein und setzten uns zu der Familie, welche gerade bei ihrem dürftigen Abendessen von Reis und Tortillas waren.

Die armen Leute boten mir ihren eigenen Teller mit einer höchst aufrichtigen Gastfreundschaft an; die Pflanzer erzählten ihnen woher ich käme, und sie schienen neugierig, Etwas über mein Vaterland zu hören. Ich versuchte den „Mescal," der stärker als Branntwein ist und einen öligen Geschmack hat; ich halte seine Wirkungen für sehr unzuträglich, wenn man ihn oft trinkt. Keiner von der ganzen Gesellschaft konnte lesen und sie beklagten es bitterlich, daß es in Mexico für Leute ihrer Art so schwierig sei, Etwas zu lernen. Ich ward tief ergriffen von dem Ausruf eines alten Mannes, dessen Auge vor Thränen zitterte, als er sagte: „Ach, welch eine schöne Sache muß es doch sein, wenn man von Gott lesen kann!" Dann setzte er hinzu, in einem gedämpftern Tone, als ob er zu sich selber spräche: „aber ich kann nicht lesen — ich kann nicht lesen!" Ich fand viel solcher Personen unter diesen unwissenden Pflanzern — Männer, die sich ihrer Ungebildheit bewußt waren, und den ernsthaftesten Wunsch hatten, erleuchtet und gebessert zu werden.

Tepic ist auf der ersten Hochebene des Tafellandes gebaut, und ungefähr halbweges zwischen der Sila de San Juan und einem erlöschten Vulkan, Namens San Gueguey, der seine geschwärzte

Stirne hoch in den östlichen Himmel emporhebt. Die Ebene, ungefähr fünfzehn Meilen breit, ist zum größten Theile Wiesenland, durch welches mehrere kleine Flüsse rinnen. Die Stadt ist von anmuthigen Gärten umgürtet, die ihren Anblick dem Reisenden ganz verdecken, mit Ausnahme der Thürme und des Doms ihrer Cathedrale. Es ist eine feste, wohlgebaute Stadt, mit massiven Häusern, meist von einem Stockwerk, und ihre Straßen laufen in rechten Winkeln. Das allgemeine Aussehen des Ortes ist dumpf und eintönig, und nur die Plaza ist eine der schönsten in Mexico. Eine Reihe von Riesenplantanen läuft um die eine Seite und beschattet die steinernen Bogengänge, in welchen die Handelsleute ihre Früchte, Schmuckſachen und Kleidungsstücke verkaufen. In der Mitte ist ein alter Steinbrunnen, um welchen, unter Schutzdächern von Rasenstücken, Haufen gelber Bonanen, Orangen und die scharlachrothen Früchte der Chinesischen Pommeranzen aufgestapelt sind. Alle Fröhlichkeit der Stadt scheint sich in der Plaza zu concentriren, und es giebt auch in der That nichts weiter, was der Besichtigung des Reisenden werth wäre, wenn er sich nicht etwa für Manufaktur interessirt, in welchem Falle er die großen Baumwollfabriken von Barron und Forbes in der Nachbarschaft besuchen müßte. Hinsichtlich dieser Fabriken verdient Tepic, daß es in der Handelswelt bekannt ist.

Ich war in das Wirthshaus der Donna Petra gewiesen worden, aber Niemand schien die Dame zu kennen. So mußte ich auf gut Glück durch die Straßen wandern und bat zuletzt einen Knaben, der mir begegnete, mich in irgend einen Gasthof zu führen. Eine Gruppe von Schneidern, welche an einer Straßenecke saß, rief mir, als ich vorüber ritt, „Amerikaner“ nach; „ärgert Euch nicht darüber,“ sagte mein jugendlicher Führer, „sie haben keine Erziehung!“ Ich folgte ihm in den Hof eines großen Gebäudes und ward vom „Patron“ des Wirthshauses empfangen, mein Pferd ward in den Stall geführt und ich sagte ihm ein herzliches, tiefgefühltes Lebewohl. Kaum war ich einige Minuten ins Haus getreten, als ein schwerer Regenschauer begann und mehrere Stunden ohne Unterbrechung fortdauerte; es war der Anfang der cabanullos, d. h. der Woche regnichten Wetters, welche sich in der Mitte der trockenen Jahreszeit regelmäßig einstellt. Sobald der Regen vorbei war, suchte ich mir vor allen Dingen ein neues Pferd; denn die Reise von Mazatlan hatte mich acht Tage gekostet, und noch lagen neunhundert Meilen zwischen mir und Vera Cruz, wo ich am 16. Februar eintreffen mußte.

An einem klaren Sonntagmittag trat ich die Weiterreise an und verließ die Stadt auf den Guadelapera-Weg. Die Plaza war voller Menschen, alle im schmucken Sonntagszeug; ein Theil des Gottesdienstes ward in den Portalen der Cathedrale verrichtet, und

das ganze Viereck des Platzes auf diese Weise in eine Stätte der Andacht verwandelt. Sobald das Glöcklein läutete, sanken zehntausend Menschen auf die Knie und wiederholten ihr „Ave“ mit leisem Gemurmel, welches mit dem Plätschern der Fontaine angenehm zusammenklang. Ich hielt mein Pferd an und nahm den Sombrero ab, bis das Gebet vorüber war. Dann trabte ich wohlgemuth weiter und mein prieto (der Mexikanische Ausdruck für ein nußbraunes Pferd) schritt flink dahin und brachte mich in das Dorf San Lionel, zehn Meilen von Tepic, zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Ich brachte es in den Stall und der Schlüssel zu demselben, ungefähr vier Pfund schwer, ward mir für die Zeit, daß es darin stand, überliefert. Ich fand den ganzen Haushalt in einem Zustand vergnüglicher Vorahnung; ein kleines Mädchen, mit Flügeln von rother und weißer Gaze, saß auf einem Stuhl, dicht an der Thür. In der Mitte des kleinen Platzes und der Mitte des Dorfes saßen drei Pflanzer mit Purpurschärpen, weißen Seidenstreifen über der Schulter und ungeheuren Flittergoldkronen auf dem Kopfe, regungslos auf ihrem Pferde, deren Mähnen und Schwänze mit Rosetten von buntem Papier und farbigen Bändern aufgeputzt waren. Es war dies Alles, wie ich bald sah, ein Theil der Vorbereitungen zur Darstellung einer heiligen Comödie — eine Darstellung, welche hier von den religiösen Lehrern des Volkes sehr protegirt wird.

An einem Mauerflügel der Hacienda del Meyo, welcher das eine Ende der Plaza einnahm, war eine Plattform errichtet worden, auf welcher ein mit Scharlachtuch bedeckter Tisch stand. Eine rohe Laube von Zuckerrohrblättern stellte die Krippe von Bethlehem vor, während ein Seil, welches von der Spitze derselben quer über den Platz bis zu einem Loch in der Kirchenmauer gezogen war, einen großen Flittergoldstern trug. Auf dem Platz war ein großes Gedränge und bald erschien eine Procession, welche von dem niedriger gelegenen Theile des Dorfes heraufkam. Die drei Könige schritten voran; die Jungfrau saß auf einem Esel, der mit einem vergoldeten Sattel und rosenbestreuten Mähnen und Schwänzlein hinterherstolzirte und von dem Engel geführt ward. Verschiedene Frauen mit seltsamen Papiermasken beschlossen den Zug. Zwei Charaktere von der Sorte des Harlequins — der eine mit einem Hundekopf auf seinen Schultern, der andere ein kahlköpfiger Bruder, mit einem riesigen Hut über die Schulter herabhängend, führten alle möglichen Scherze zum Amusement des Haufens auf. Nachdem die Procession die Runde um den Platz gemacht hatte, ward die Jungfrau zu der Plattform geführt und begab sich an die Krippe. König Herodes nahm seinen Sitz an der Scharlachtafel nebst einem Begleiter in blauem Rock und rothem Leibgurt, den ich für seinen

Premierminister hielt. Die drei Könige blieben auf ihren Rossen, der Kirche gegenüber; aber zwischen ihnen und der Plattform unter dem Strick, an welchem der Stern hing, wandelten zwei Männer in langen weißen Gewändern und blauen Hüten, mit Pergamentblättern in ihren Händen. Das waren die weisen Männer aus dem Osten, wie man aus ihrer feierlichen Miene und den geheimnißvollen Blicken, die sie nach allen vier Himmelsgegenden warfen, leicht entnehmen konnte.

Ueber eine Weile sang eine Schaar hinter einer Gardine verborgener Frauen auf der Plattform einen Engelchor; und im geeigneten Moment wandten sich die Magier gegen die Plattform, von dem Stern begleitet, an dem ein Faden geheftet war, damit er am Stricke hinunter gezogen werden könne. Die drei Könige folgten dem Stern bis er über der Krippe angekommen war, dann stiegen sie ab und fragten nach dem König, den sie zu suchen ausgegangen seien. Man lud sie auf die Plattform und führte sie zu Herodes, als dem einzigen anwesenden König; dies jedoch schien sie nicht recht zu befriedigen, und nach einigem Hin- und Herreden gen sie sich zurück. Inzwischen war der Stern wieder bis zum dern Ende des Strickes hinaufgewandert, und begann aufs Neue seine Bewegung nach vorn. Die drei Könige folgten. Der Engel rief sie an die Krippe, woselbst sie niederknieeten, und man ihnen einen Holzkasten zeigte, der das heilige Kind enthalten sollte; darauf zogen sie ab und der Stern brachte sie nicht wieder zurück. Aber nun fing König Herodes gewaltig an über das, was er gesehen hatte, zu schreien und stellte sich sehr besorgt, daß dieser neugefundene König seine eigene königliche Macht verringern könnte. Nach einer Berathung mit seinem Premierminister ward der Mord der Unschuldigen, als das einzige Mittel der Rettung, beschlossen.

Da der Engel Solches gehört hatte, warnte er die Jungfrau, welche schnell von der Plattform herabstieg, sich auf ihren flittergoldenen Esel setzte und davon eilte. Der Premierminister des Herodes verordnete nun, daß alle Kinder zum Zwecke der Ermordung abzuliefern seien. Ein Knabe in einem zerrissenen Ueberwurf wurde ergriffen und vorwärts gestoßen; der Minister hob ihn, ungeachtet seines Zappelns, bei den Fersen auf und legte seinen Kopf auf den Scharlachtisch. Der kleine Bruder und die Schwester des Knaben, welche sich dachten, er sollte wirklich geköpft werden, schrieen in einem heftigen Anfall von Schrecken laut auf, was den Haufen seinerseits zu großem Gelächter anregte. König Herodes hieb mit seinem Schwert auf den Tisch und der Premierminister tauchte seinen Pinsel in einen Topf mit weißer Farbe, der vor ihm stand, und machte damit ein gewaltiges Kreuz auf das Gesicht des Knaben. Mehrere andere Knaben wurden ergriffen und in gleicher

Weise abgeschlachtet; und zuletzt wurde mit den Harlequins, deren Krämpfe und Zuckungen dabei das Gerüst beinahe umgestoßen hätten, derselbe Proceß gemacht. Alsdann zog die Procession den Hügel hinauf, und die ganze Dorfwohnerschaft folgte. Den ganzen Abend hindurch ward im Wirthshaus der Fandango getanzt, Freudenfeuer und Schwärmer erleuchteten die Plaza, die Glocken läuteten und in der Kirche wurde Hochamt gehalten und alles das bei der Begleitung von zwei Guitarren, welche lustige Polkamelodien hören ließen.

Ich verließ San Lionel früh am Morgen. Die Straße, sobald sie das Thal verläßt, führt in den Umkreis der Gebirge und kreuzt manch eine wilde, felsige „Barranca“ oder Bergschlucht. Eine schöne Gattung von Pinien erschien bereits, aber in den warmen Höhlen blühten noch kleine Bananenpflanzungen. Ich verlor San Gainguey aus Sicht und nach zweistündlicher beschwerlicher Reise kam ich auf einen Bergabhang heraus, welcher eine der überraschendsten Landschaften überblickte, die ich je gesehen habe. Gradeaus, quer über eine Fläche hohen Tafellandes, erhoben sich zwei gewaltige Vulkangipfel weit über den Rand der dürren Hügel. Links, gegen Osten, dehnte sich ein breites, liebliches Thal aus, das mit Dörfern und dem grünen Schimmer der Felder hier und da bedeckt und auf allen Seiten von Gebirgen eingeschlossen war, welche die Wolken berührten. Diese hohen Gebirgszüge — von denen einige mit Bäumen bis an den Gipfel bedeckt, andere grau und steinig, trotz ihres luftigen Purpurschimmers waren, — machen keinen plötzlichen Uebergang vom Bette des Thales, im Gegentheil das letztere schien erst aus der allmäligen Abplattung ihres Fußes entstanden zu sein. Die ganze Scene trug eine bestimmte, schattenlose, amethystne Färbung und der Vulkan von Zurubucco, wiewohl mehrere Meilen entfernt, zeigte jede Zacke in den kalten, stummen Lippen seines Kraters.

Ich ritt dreißig engl. Meilen bis zum Dorf Asabel, ehe ich zu einem Frühstück kam, und hatte noch einundzwanzig Meilen bis Ahuacatlan, wo ich über Nacht bleiben wollte. Die Sonne neigte zum Untergang, als ich den Fuß des Zurubucco erreicht hatte und ihr letzter Schimmer beleuchtete einen felsigen Pfad über eine vorgestreckte Felsplatte. Hier öffnete sich eine höchst wunderbare Gegend vor mir. Das anmuthige Thal verschwand mit Allem, was mich an das Leben erinnern konnte und ich war, so weit der Blick reichte, von den schwarzen Wogen eines Lavameeres umgeben. Es war schrecklich, wie an den Pforten der Unterwelt; ein wilder, unwirthlicher Platz mit keinem Schimmer von Licht auf seinen chaotischen Zügen. Der Weg war mit Schwierigkeit durch die wogenartig geformten Kämme des Felsens gehauen, welche zu

demantner Härte versteinert zu sein schienen, während einst, vor Jahrtausenden, die Lava in ihrem wildesten Flusse dahin zischte. Das Einzige, das wie Vegetation aussah, war ein Baum mit rothem aufgedunsenen Stamm, von dem die Rinde in Fetzen herabhing. Ich ritt durch diese Region mit einem Gefühl, das an Furcht gränzte und bewillkommnete das dämmrige Zwielicht der Landstraße jenseits derselben und den klaren Mond, bei dessen Strahle ich Dorf und Nachtquartier bald zu erreichen hoffte. Ich war nun auf der kalten traurigen Höhe des Tafellandes angelangt, und mein „Nußbrauner" begann die Wirkungen der harten Hügel und der dünnen Luft der obern Himmelsgegend bereits zu fühlen. Seelenfroh war ich daher aus diesen und andern Gründen, daß ich das Wirthshaus von Mochitilte erreicht hatte, denn ich befand mich nun an der Schwelle der verrufenen Räuberregion. Das Wirthshaus war ein ungeheures Gebäude, welches allein, gleich einer Festung, zwischen den Hügeln lag. Der Schlüssel eines großen, trostlosen Gemaches, dessen Wände mit Versuchen in der Frescomalerei beschmiert waren, ward mir überliefert, und ein Abendessen ward mir in einer kalten, finstern Halle aufgetragen. Der Wind blies frostig von den Höhen auf beiden Seiten und ich fand, daß meines „Nußbraunen" Decke keine unwillkommene Vermehrung meines Bettzeugs sei.

IV.

Die Räuberregion.

Ich schlief gesund in meiner Freskokammer, futterte den „Nußbraunen" und war bei Sonnenaufgang wieder auf dem Wege. Er stieg das Thal entlang mehrere Meilen aufwärts, bis zum Rand des Tafellandes, mit hohen, unfruchtbaren Gebirgen auf beiden Seiten. Bevor ich um ihre Ecken bog, wandte ich den Blick noch einmal in das Thal hinter mir zurück. Ein paar Streifen dunkelen Grüns zogen sich durch seine aschgraue Fläche; weit ab, in seiner fernsten Tiefe erschien die Front des Wirthshauses von Mochitilte wie ein weißer Flecken in der Glut des Sonnenaufgangs und die blauen Wälle der Bergschlucht dahinter schlossen die Perspective. Nun betrat ich eine breite, dürre Ebene, von steinigen Gebirgen begrenzt, mit einem flachen See in ihrer Tiefe, welcher in der Sonne rasch auszutrocknen schien. Die Scenerie erinnerte an einige Gegenden von Californien gegen das Ende der Regenzeit.

Die kleine Stadt Magdalena, woselbst ich frühstückte, liegt neben dem See am Fuße einer Schlucht, durch welche der Weg wieder in die Hügel führt. Das Gewässer eines klaren Stromes rinnt an den Wänden der Schlucht nieder und erhält die Gärten voll glänzender Orangenbäume grün, welche hinter den grauen Mauern leuchten. Der „Nußbraune“ ward hier köstlich verpflegt, erhielt auch zwei freie Stunden, um sich auszuruhen, bevor wir weiter nach der Stadt Tequila aufbrachen. „Wollt Ihr keine Bedeckung mit Euch nehmen? der Weg ist voller Räuber,“ sagte der Vaquero des Hauses. „Jeder Reisende“ fuhr er fort, „nimmt eine Bedeckung bis Tequila mit und bezahlt dafür jedem Mann einen Dollar.“ Ich erwiderte ihm, daß ich keine besondere Furcht vor Räubern hätte und es allein versuchen wollte. „Ihr seid sehr muthig“ bemerkte er, „aber Ihr werdet ganz gewiß angegriffen werden, wenn Ihr mich nicht zu Eurer Hülfe mitnehmt.“

Ich nahm den wackeren Mann aber trotzdem nicht mit. Nachdem ich zwei Stunden in der heißen Nachmittagssonne geritten war, enthüllte mir eine plötzliche Wendung des Weges einen überraschenden Anblick der Landschaft. Aus der Tiefe der sonneverbrannten Hügel kam ich plötzlich an die Ecke eines Vorsprungs, mehrere hundert Fuß hoch, an welchem der Pfad steil und vielfach gewunden hinunterging. Unter und vor mir breitete sich eine Ebene von zwanzig Meilen in der Länge aus, die ganz mit Maisfeldern bedeckt war. Gerade zu meinen Füßen lag die Stadt Tequila, so nahe, daß es schien, man könne einen Stein auf den viereckigen Thurm ihrer Cathedrale werfen. Die Straßen, die Gärten, die Häusergiebel und die bunten Gruppen der Bevölkerung waren meinem Blick so vollständig enthüllt, als ob Asmadeus selber, der Zaubergeist, mein Reisegefährte wäre. Rings um die, im sanften Lichte des sinkenden Tages sich sonnende Ebene lief ein Kreis mauernartiger Gebirge, welche, hoch und blau, wie sie waren, vor der gewaltigen Masse eines schwarzen vulkanischen Gipfels verschwanden, der sich hinter Tequila erhob. Die ganze Scene mit ihren warmen „Purpurfarben“ hätte, wenn nicht für den ersten Kreis von Dante's Paradies, so doch für den Theil des Purgatoriums dienen können, der ihm zunächst lag. Ich ritt in die Stadt nieder und fand in dem Gasthause de San José, dem einzigen der Stadt, eine große Anzahl von Soldaten, welche daselbst für die Nacht einquartirt worden waren. Der innere „patio“ oder Hofraum mit seinen, aus massiven Steinen wohl- und festgebauten Ställen war von ihren Pferden eingenommen und Gruppen dieser düstern Männer in staubigen blauen Uniformen füllten die Korridore. Ich erhielt ein dunkles Gemach für mich und einen Winkel der Ställe für den „Nußbraunen“; mußte jedoch daselbst bei ihm bleiben, bis er sein Korn unter vielfachen Angriffen seiner

militairischen Nachbarn verzehrt hatte. Die Weiber waren alle abwesend und ich verschaffte mir einige Tortillas und einen Becher voll Pfeffersauce mit Mühe. Der Ort sah nach dem Dunkelwerden traurig und trostlos aus, und mehr aus diesen Gründen, als wegen seiner gurgelgefährlichen Gewohnheiten machte ich der Plaza nur einen einzigen Besuch. Eine Anzahl von Rancheros saß neben ihren Frucht- und Getreidehaufen beim Licht rauchender Fackeln, die auf Pfähle gesteckt waren. Das Gasthaus war voller Flöhe, die Bürgerblut mehr zu lieben schienen als Soldatenblut, denn ich glaube, daß sie mir während der Nacht alle zusammen ihre Aufwartung machten.

Als ich mich erhob, stand die Sonne über den Hügeln und schien die lange Straße nieder, die nach Guadelajara führt. Ich hatte eine Reise von achtzehn Meilen vor mir, und es war Zeit, sich auf den Weg zu machen. Etwas mehr als eine Meile quer über die Ebene brachte mich nach der Stadt Amatitlan, wo ich, in einer elenden Lehmhütte, die mit dem Namen eines „Gasthofes" beehrt wurde, ein Frühstück für mich und Futter für mein Pferd forderte. Es war von beiden nichts im Hause vorhanden, und es dauerte lange, bis ich und mein hungriger Vierfüßler zu ihrem Rechte kamen. Als es zur Bezahlung ging, gab ich der Wirthin einen Dollar, welchen sie jedoch bald mit der Bemerkung zurückbrachte, man hätte in einem Laden gegenüber gesagt, er sei falsch. Ich gab ihr einen andern, den sie mir nicht lange darnach mit derselben Geschichte wiedergab, worauf ich ihr einen dritten gab, sie aber bedeutete, zum vierten Male würde ich nicht mehr auf ihr Geschwätz hören. Ein paar Stunden später sollte ich an diesen Umstand erinnert werden und zugleich den Grund desselben erfahren. Es war ungefähr zehn Uhr Morgens, als ich Amatitlan verließ. Der Weg zog sich in eine einsame Hügelkette, und aus der Seite des Vulkans ragte ein abgerissener Vorsprung herüber. Der Boden war mit hartem Gestrüpp und einem Wuchs langen gelben Grases bedeckt. Ich konnte den Weg eine halbe Meile vor- und rückwärts überschauen; es war Niemand in Sicht, nicht einmal ein Arrierojunge mit seinen zwei oder drei Eseln. Ich ritt lässig dahin, und in eine tiefe Schlucht zu meiner Rechten schauend, dachte ich: „das ist ein ausgezeichneter Platz für Räuber, um sich auf die Lauer zu legen — ich denke, es wird nichts schaden, wenn ich meine Pistolen lade." Ich hatte sie, kurz bevor ich Tequilla erreicht, abgefeuert. Kaum war dieser Gedanke in mir aufgestiegen, als ein kleiner Busch am Wege sich sacht zu heben schien; ich wandte mich um und in einem Athem waren die beiden Läufe einer Doppelflinte vor mir, so dicht und gut gezielt, daß ich beinahe die Kugeln auf ihrem Grunde sehen konnte. Das Gewehr ruhte in den Fäusten

eines wildaussehenden Eingebornen, der ein weißes Calicohemd und weiße Hosen anhatte; auf der andern Seite neben mir stand ein zweiter, der mir gleichfalls den Doppellauf seiner Flinte entgegenhielt, und ein wenig zurück erschien ein Dritter. Ich war wie eine unschuldige Maus gerade in die Zähne der für mich gelegten Falle gelaufen.

„Nieder mit Euren Pistolen!“ schrie der Erste. So still und plötzlich war dies Alles geschehen, daß ich noch einem Moment da saß, ohne meine Lage nur einmal recht zu erkennen. „Nieder mit Euren Pistolen und herunter vom Pferd!“ hieß es zum zweiten Male und die Musketenläufe näherten sich meiner Brust. Bei solcher Mahnung warf ich denn alsogleich meine Pistole von mir — um so bereitwilliger wegen ihrer rührenden Harmlosigkeit! — und stieg von meinem Pferd herunter. Nachdem sich die Räuber meines Pistols versichert und gesehen hatten, daß es mit dem besten Willen nicht abzufeuern war, zogen sie sich in ihre Schlupfwinkel zurück, ohne mich einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Alsdann befahlen sie mir, mein Pferd nach einer von ihnen angedeuteten Richtung vom Wege abzuführen. Wir stiegen den Abhang der Schlucht ungefähr fünf Minuten weit hinunter bis zu einem, von Büschen umgebenen Rasenfleck, wo sie, vor der Landstraße sicher, Halt machten und Einen von sich zurücksandten, wahrscheinlich um Wache zu halten. Der Andere, mit immer gegen mich gekehrten Läufen, befahl mir, mich niederzulegen, „Gesicht auf die Erde!“ Ich kann nicht sagen, daß ich mich beunruhigt fühlte, es war immer mein Glaube, daß der Tod seinen Schatten vorauswerfe, und daß der Mann, welcher durch Gewalt zu sterben verurtheilt ist, den Schauer fühlt, ehe der Streich gefallen ist. Da ich mich aber nie lebendiger fühlte, als in den Augenblick, wo ich vor den Mexikanischen Räubern mit dem Gesicht an der Erde lag, so glaubte ich nicht recht an meinen Tod. Ich zog demnach auf ihren weiteren Befehl Rock und Weste aus, warf beides auf das Gras und sagte: „Nehmt was Ihr wollt, aber haltet mich nicht lange auf!“ Der Mann im Calicohemde, welcher eine Art von Obergewalt über die beiden Andern zu haben schien, nahm meinen Rock auf und kehrte, eine nach der andern, alle Taschen desselben um. Ich empfand eine heimliche Genugthuung bei dem nichts weniger als befriedigten Gesichte, das er machte, als er meine Börse öffnete und die wenigen Dollars, die sie enthielt, in einen Sack warf, den er am Gürtel trug. „Wie kommt es,“ fragte er sehr mißmuthig, „daß Ihr nicht mehr Geld habt?“ „Ich besitze nicht mehr,“ erwiderte ich, „aber es ist doch genug für Euch, sollte ich denken!“ Ich hatte in der That nicht mehr Geld bei mir, als bis zur Reise nach Mexico durchaus nothwendig war; das Uebrige trug ich in einem Wechsel auf jene Stadt bei mir. „Wenigstens werdet Ihr mir doch,“ sagte

ich zu den Räubern, „meine Papiere nicht nehmen?“ Mein Wechsel war darunter. Aber von Papieren schienen sie keinen hohen Begriff zu haben. „Nein,“ sagte der Anführer, „Papiere sind nichts werth!“ So verlor ich denn kaum 25 Dollars bei diesem Angriff, und habe für dies Spottgeld nun das doppelte Vergnügen, ein Abenteuer erlebt zu haben und es meinen Lesern erzählen zu dürfen.

Nachdem er meinen Rock durchsucht hatte, nahm er ein Jagdmesser, welches ich trug, prüfte Heft und Klinge, setzte sein Gewehr in einen Busch hinter sich und kam wieder zu mir und sagte, indem er das Messer über meinen Kopf hielt: „Nun legt Eure Hände hinter Euch und rührt Euch nicht, sonst hau' ich zu!“ Der Andere legte alsdann seine Flinte gleichfalls nieder und schritt heran, um mich zu binden. Sie waren, ihrem ganzen Benehmen nach, sehr weise Männer in ihrer Kunst, jede ihrer Bewegungen war so sorgfältig nach der Zeit berechnet, daß Widerstand sehr gefährlich und nutzlos obendrein gewesen sein würde. Mein Verlust war außerdem nicht bedeutend genug, um ein verzweifeltes Wagestück gegen sie zu rechtfertigen, und so that ich, was sie befahlen. Mit dem Ende meines Pferdezügels banden sie mir die Handgelenke fest zusammen und da sie sich auf diese Weise meiner versichert hatten, setzten sie sich nieder, um ihre Besichtigung mit aller Muße zu vollenden. Meine Gefühle bei diesen Vorgängen wechselten aufs Mannigfaltigste — in einem Augenblick kochte ich vor Wuth und Aerger, daß ich die nächsten Vorsichtsmaßregeln versäumt hatte, im andern hätte ich über die entschiedene Neuheit meiner Lage laut auflachen mögen. Mein Wolltuch ward auf das Gras gebreitet, und Alles, was sie mir abnahmen, darauf gelegt. Die Räuber hatten einen anerkennenswerthen Blick für das Seltsame und Unbegreifliche sowohl als das Nützliche. Sie ließen mir alle meine Briefe, Bücher und Manuskripte (wo wäre sonst auch dieses, auf dem jetzt des Lesers Auge ruht, geblieben?) aber sie nahmen mir meinen Thermometer, Compaß, Kartenbehälter mit einer Anzahl von Bleistiften, Seife (ein Ding, was sonst die Mexicaner nicht eben gebrauchen) und was ich sonst an kleinen Toilettegegenständen bei mir führte. Ein Beutel mit Speisevorräthen, der am Sattelknopf hing, verschwand, als wäre er nie dagewesen, desgleichen was ich an Cigarren in meiner Tasche trug; doch ließen mir die Räuber ein Exemplar von den letztern als eine Art von Tröstung für meinen Verlust.

Zwischen Mazatlan und Tepic hatte ich ein paar Dublonen in jeden Strumpf gesteckt. Es war gut, daß ich sie für meinen „Nußbraunen“ ausgegeben hatte, sonst würden sie ganz gewiß entdeckt worden sein. Die Schurken schnallten mir meine Sporen ab, zogen mir meine Stiefeln aus und prüften die Enden meiner Unterhosen, gürteten den Sattel los und schüttelten die Decken aus,

kratzten an den Knöpfen des Gebisses, um zu sehen, ob es Silber sei, und alsdann, schließlich mit der Ausbeute zufrieden (welch' eine bescheidene Menschensorte doch die Räuber von Mexico sind!) banden sie Alles in meine beste Decke zusammen. „Nun," sagte der Anführer, als Alles gethan war, „sollen wir Euer Pferd nehmen?" Diese Frage war offenbar ein Scherz, aber ich muß sagen, daß der Räuberhumor anfing, mir fürchterlich zu werden. „Nein," sagte ich, „Ihr seid viel zu anständige Leute, um mir das letzte Mittel fortzukommen, rauben zu wollen. Seid Ihr nicht?" Das verstand sich von selbst, daß die Räuber von Mexico anständige Leute sind. Er antwortete mir auf meine Frage gar nichts, sondern nahm sein geladenes Gewehr, ging der Heerstraße zu und gab dem dritten Räuber ein Zeichen. Plötzlich kam er zurück und legte mit den Worten: „Ihr könntet vor Nacht hungrig werden, hier ist Etwas zu essen," eine von meinen Orangen und ein halb Dutzend Tortillas auf den Rasen neben mir nieder. „Tausend Dank," sagte ich, „aber wie soll ich ohne Hände essen?" So anständig, mich los zu binden indeß waren die Räuber nicht; sie ließen mich stehen, wie ich war, und verabschiedeten sich mit den Worten: „Nun gehen wir, wir haben mehr zu tragen, als wir hatten, ehe wir Euch begegneten; adios!" Bei allem Respekt vor ihrem Anstand, das war auch nicht anständig, mich so zu verhöhnen. Aber es giebt im Menschenleben Augenblicke, wo man sich auch verhöhnen lassen muß!

Ich wartete, bis der Letzte von ihnen verschwunden war, und wandte mich dann zu meinem getreuen Rosse, welches ganz getrost und gleichmüthig an dem einen Ende des Zügels stand, an dessen andrem ich fest gebunden war. „Nun, mein mußbrauner Freund," fragte ich, „wie kommen wir aus dieser Schlinge?" Er sagte Nichts, aber ich glaubte in dem Zucken seines Unterkiefers die Neigung zum Lachen zu entdecken. Indessen ging ich ans Werk der Selbstbefreiung, ein sehr schwieriges Werk, da der Riemen in mehrere Knoten geschlungen war. Nachdem ich lange Zeit gezerrt hatte, machte ich einen Sprung, um den mich jeder indische Gaukler und Gladiator beneidet haben würde: ich quälte nämlich, unter Todesgefahr für mein Rückgrad, meinen Körper durch meine Arme. In dieser Stellung löste ich die Knoten mit meinen Zähnen und war in einer halben Stunde wieder frei. Als ich dann ritt, sah ich die drei Räuber in einiger Entfernung auf der andren Seite der Schlucht.

Es ist erstaunlich, wie leicht man sich fühlt, wenn man ausgeplündert ist. Mir war, als habe mein Körper gar kein Gewicht mehr; selbst mein Roß schien munterer zu traben, nachdem es von seinen Decken erlöst worden war. Ich versuchte mich mit dem Gedanken zu trösten, daß es besser sei, ein paar Dollars verloren, als selbst eines Räubers Blut auf dem Gewissen zu haben. Aber der Trost

schlug nicht an. Die Empfindung der Beschimpfung und des unwürdigen Benehmens kam über mich und ich empfand einen sehr verwerflichen Durst — den Durst nach Rache. Es ist leicht zu philosophiren, wenn man hinter dem Ofen sitzt; aber wirkliche Erfahrung ist der beste Prüfstein der menschlichen Natur. Trotz der Drohungen der Räuber hatte ich mir ihre Gesichtszüge hinreichend eingeprägt, um sie wieder zu erkennen, wo immer ich ihnen auch im Weltall begegnen sollte. Auch hatte ich den Anführer schon einmal gesehen; ich erkannte den dicken, riesengroßen Mann mit dem kurzgeschorenen schwarzen Bart als eine der Personen wieder, die sich in Amatitla um das Wirthshaus herumgetrieben hatten. Jetzt auch fiel mir der Kunstgriff wieder ein, dessen man sich bedient hatte, um zu sehen, ob ich Geld bei mir führe; und mein unkluges Benehmen, mehr davon gezeigt zu haben, als nöthig gewesen. —

Ich jagte über breite, sandige Hügel, durch Schluchten und Thalabhänge dahin. Hier sind die gewöhnlichen Verstecke der Räuber und ich war scharf auf der Wacht und sah mir jeden Fels und jede Cactusgruppe mit ganz besonderem Interesse an. Ungefähr drei Meilen von dem Platze meines Abenteuers passirte ich einen Fleck, wo vor 18 Monaten ein verzweifelter Angriff gemacht worden war. Die Räuber machten einen nächtlichen Einfall in ein Lager von Soldaten und Kaufleuten, das hier aufgeschlagen worden war, und es erfolgte ein Kampf, in welchem eilf von den letzteren getödtet wurden. Sie liegen am Wege begraben und ein paar schwarze Kreuze bezeichnen die Stelle, während gerade über ihnen ein roher Galgen steht, an welchem die Leichen von dreien dieser Räuber, welche später eingefangen worden waren, noch in Ketten hingen und im Winde hin- und hertanzten, als ich einsam vorbeiritt. Ich gestehe, daß ich eine Art von Befriedigung empfand, als ich ihre schauerlichen Luftsprünge sah. Ihr langes schwarzes Haar hing über ihre Gesichter, ihr Zeug faulte ihnen vom Leibe herunter und die Knochen ihrer Gebeine drangen durch das in der Hitze verdorrte Fleisch. Die dünne reine Luft des Tafellandes hatte die Auflösung verhindert und die Geier und Stoßfalken waren durch die Nähe der Landstraße vom lockenden Fraß abgehalten worden. Außerdem sollen sich weder Wölfe noch Geier gern an das Fleisch eines Mexicaners machen, da es ihnen von dem vielen rothen Pfeffer, den er während seines Lebens verzehrt, zu gewürzreich ist. Ueber diesem gespenstischen Schauspiel war ein Brett befestigt, auf welchem in großen Buchstaben geschrieben stand: „So bestraft das Gesetz den Räuber und den Mörder."

Um die Mitte des Nachmittags erreichte ich eine Militairstation, La Venta genannt, sieben Meilen von Guadelajara. Dreißig oder vierzig müßige Soldaten lachten und spielten Karten im Schatten. Ich ritt zum Haus heran, theilte den Offizieren mit, daß ich ausge-

plündert worden und gab ihm mancherlei Einzelheiten, an denen man die Räuber wieder erkennen konnte. Aber der dienstfertige Mann zuckte nur seine Schultern und sagte Nichts. Eine richtige Vertheilung von nur halb so viel Soldaten als hier im Schatten herumlagen und lachten und spielten, würde hinreichen, den Weg sicher zu machen und Leben und Vermögen der Reisenden zu schützen. Ich mußte also weiter reiten, wobei ich jedoch eine tiefe Verachtung gegen dies Land und seine Gesetze nicht unterdrücken konnte, — eine Verachtung jedoch, beiläufig gesagt, die das Land weniger als mein Nußbrauner zu empfinden schien, denn unter meinem leidenschaftlichen Schenkeldruck griff er auf einmal aus und flog — Bauch an der Erde — über die sandige Fläche. Es dauerte jedoch nicht lange; denn er war von der anstrengenden Tagereise sehr erschöpft und schon kam die Nacht heran, kühl und unangenehm. Die Räuber hatten mir mein Halstuch und meine Weste genommen, und der kalte Gebirgswind, der auf meinen entblößten Nacken blies, verursachte mir einen heftigen Nervenschmerz und Zahnweh, das mich mehr schmerzte, als der Verlust meines Geldes. Auch mein edles Roß war halb krank; Schenkeldruck fruchtete Nichts mehr und die Sporen waren mir abgeschnallt worden. Meine letzten Ermunterungsversuche mußte ich demnach mit einem Stock machen, den ich mir am Wege brach. Ich hatte mir's einmal vorgenommen, Guadelajara um jeden Preis zu erreichen. In der Dämmrung passirte ich das Dorf Sepoja und das prächtige Kloster, welches daselbst steht. Hinter dem Dorfe überholte ich bei Mondenlicht die Familie eines Pflanzers, welche auf ihren Maulthieren dahin trottete und dabei ein Paternoster über das andere sprach, ob gegen Räuber oder die Cholera, weiß ich nicht. Nach anderthalb Stunden hatte ich Guadelajara erreicht und ritt nun auf's Geradewohl unter den dunklen Häusern herum, als ein alter Pater in schwarzem Talar und ungeheurem Schaufelhut mich ansprach. „Fremder?" fragte er. „Ja, Pater," sagte ich. „Aber," fuhr er fort, „wißt Ihr nicht, daß es sehr gefährlich ist, hier allein zu sein?" Mehrere Personen, die vorübergingen, blieben aus Neugierde stehen. „Macht, daß Ihr fortkommt!" sagte er, was habt Ihr da herum zu stehen und uns zu behorchen?" Alsdann, fügte er mit gedämpfter Stimme, fast flüsternd hinzu: „Guadelajara ist voll von Räubern; Ihr müßt vorsichtig sein, wenn Ihr bei Nacht reisen wollt. Wißt ihr schon, wo Ihr bleiben wollt?" Ich verneinte die Frage. „Dann," sagte er, „geht in die Méson de la Mercéd. Es sind ordentliche Leute in dem Hause und Ihr seid dort sicher. Kommt mit mir, ich will Euch den Weg weisen." Ich folgte ihm eine Weile, bis wir dicht bei dem Hause waren, dann befahl er mich der Sorge der „Ave Maria Sanctissima" und verschwand. Ich fand die Leute im

Wirthshaus, wie der Pater sie beschrieben hatte. Sie bezeigten großes Mitleid mit meinem Unfall und wunderten sich nur darüber, daß man meines Lebens geschont hatte. Das war kein großer Trost, in der That! Ich legte mich bald nieder, aber die Nacht war ein neues Martyrium für mich. Die Flöhe und das Zahnweh griffen mich wechselseits, zuweilen zusammen an und in den Pausen hatte ich Zeit zum Nachdenken und Philosophiren. „Also nun bin ich in Guadelajara!“ sagte ich mir. „Um so größer ist meine Narrheit. Wenn ich zu Haus wäre, würde ich an einem besseren Platze sein. Aber Reisende müssen zufrieden sein!“

V.

Guadelajara und die mexicanische Post.

Nachdem ich in der Méson de la Mercéd vom Pferde gestiegen war, erzählte ich dem Wirth, daß ich beraubt worden sei, kein Geld habe und vor den nächsten zwei oder drei Tagen keines erwarten dürfe. „Macht Euch keine Sorgen darüber“, sagte der Wirth, „Ihr könnt bleiben, so lange es Euch bei uns gefällt.“ Darauf ließ er meinem Pferde ein Bündel Mais und mir selber Tortillas und Pfefferſauce geben. Sein altes Weib war von halbcastilischem Blute; sie vereinte all die Höflichkeit ihrer weißen Vorfahren mit der Raschheit und Lebendigkeit der Indianer. Sie ward nicht müde, mir von den Fremden zu erzählen, die schon in diesem Hause gewohnt hatten, — namentlich von Einem, den sie Don Julio nannte und der, weil er wenig Spanisch verstand, sie häufig mit „Maulthier“ oder „Esel“ anredete, wenn er gerade kein anderes passenderes Wort finden konnte. Sie hatte drei Töchter: Feliza, Mariquita und Concepcion, von welchen die beiden ersteren sehr schön waren. Concepcion war verheirathet und hatte einen Sohn, Namens Zenobio, einen sehr hübschen, kleinen lebendigen Burschen mit schwarzen, feucht glänzenden Augen. Der Umstand, daß ich mir ihren Namen merkte und sie bei denselben rief, schien Allen höchlich zu gefallen und immer zur Essenszeit setzten sie sich rund um mich an den Tisch und thaten unzählige Fragen über mein Land und meine Reisen.

Mein erster Weg am andern Morgen war in das Diligencer-Office, eine Art von Postbüreau, um meinen Wechsel zu Geld zu machen, wenn es anging. „Er ist sehr gut“, sagte der Admini-

strator Don Lorenzo del Castano, dem ich meine Geschichte erzählte und meinen Wechsel zeigte. Ohne Mühe ward ein Kaufmann gefunden, der den Wechsel kaufte und mir den Betrag in lauter Viertel-Dollars und in mehreren kleineren Stücken auszahlte. Es dauerte eine volle Stunde, bis ich mit dem Nachzählen des Geldes fertig war, und ich hatte zwei große Säcke nöthig, um dasselbe zu transportiren. Da ich aber nach den gemachten Erfahrungen keineswegs glauben konnte, daß es sehr sicher sei, mit zwei großen Geldsäcken durch das Land Mexico zu reiten, so ging ich aufs Neue zu meinem Postadministrator, dem edlen Don, und klagte ihm mein Leid. Dieser wußte Rath. Er gab mir eine Art von Wechsel, auf welchen ich bei allen Agenten der ganzen Postlinie soviel bekommen konnte, als ich gebrauchte; die erhobene Summe würde von Jedem auf der Rückseite vermerkt werden, sagte er, und den Rest — wenn ein solcher bliebe — würde ich bei meiner Ankunft in Mexico erhalten. Mit neuem Muth und frischen Geldmitteln kehrte ich zu meiner Wirthsfrau und ihren drei Töchtern zurück.

Ich fand Guadelajara in einem Zustand voller Schrecken und Gebete. Denn schon einen ganzen Monat lang erwarteten die Einwohner die Ankunft der Cholera, und dieselbe war noch immer nicht gekommen, obschon sie in den nächsten Dörfern arg wüthete und hier auch schon Alles zu ihrem Empfang gethan und vorbereitet worden war. Abgesehen davon, wird Guadelajara für eine der schönsten Städte in Mexico gehalten. An einem Abhang des Tafellandes gelegen, zwischen drei- und viertausend Fuß über der See, genießt sie eines milderen Klimas als die Hauptstadt und während ihre Gebäude denen der letzteren wenig nachgeben, sind ihre Straßen ein Muster von Reinlichkeit und Ordnung. Aber ein bischen klein bürgerlich ging es doch in der guten Stadt her. Am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Guadelajara war ich fast allen Einwohnern als der „beraubte Fremdling“ bekannt. Dies sowie mein schon etwas zerreißender und staubiger Anzug (so viel mir nämlich nach jenem Raubanfall davon verblieben), erhöhte das Interesse, das man an mir nahm. Wenn ich die Straße entlang ging, so ward ich oft mit dem Worte „uistli“ von einigen Leuten aus den niederen Klassen begrüßt. Nach dem Klange zu urtheilen, glaubte ich, daß dies wahrscheinlich ein Aztekengruß sei; aber eines Tages begegnete mir ein Mann, der mit diesem vermeintlichen Gruß zugleich eine Flasche erhob. Nun merkte ich, daß die Leute „Whisky“ meinten, daß sie mich für einen Amerikaner hielten; und daß nach ihrem Begriff „Schnaps“ und „ein Amerikaner“ sinnverwandte Dinge sind.

Die Post sollte am Montag abfahren. Am Sonntag Nachmittag schied ich von meinem „Nußbraunen“, nicht ohne daß die

Trennung beiderseits wehmüthig empfunden ward. Am Wehmüthigsten sah freilich mein „Nußbrauner“ selber aus; er sah so wehmüthig aus, daß der Mann, dem ich ihn verkaufte, mir unter keiner Bedingung mehr als sieben Dollars dafür geben wollte. Noch schwerer ward mir der Abschied von meinen guten Wirthsleuten am andern Tage, und ich mußte aufs Bestimmteste versprechen, innerhalb der nächsten drei Jahre wieder zu kommen, ehe sie mich entlassen wollten. Nachdem ich ihnen die Rechnung bezahlt und die alte Frau den Betrag nicht ohne Zufriedenheit eingestrichen hatte, schwur sie bei Allem, was ihr heilig, sie wolle dann, wenn ich wieder käme, nur den halben Preis für jede Mahlzeit nehmen. Das war in der That verlockend genug, und wohl eine Reise in die Räuberregionen werth. Am Sonntag Abend rollte ich meine fahrende Habe in meine Decke und ging, um die Nacht in der Nähe des Posthauses zu verbringen. Die alte Wirthin umarmte mich aufs Zärtlichste und küßte mich; desgleichen Vater und drei Töchter, und ich hatte nichts gegen diese Beweise der Freundschaft einzuwenden, namentlich nicht bei den Töchtern, die in der That ganz reizend waren. Die Stimme der Mutter folgte mir: „Geht mit Ave Maria Purissima!“ sagte sie, „vergeßt Maria de la Ascension Hidalgo nicht!“

Am andern Morgen nach drei Uhr ward ich geweckt. Der einzige Passagier außer mir war ein Studiosus von Tepic, der ins Colleg nach Mexico zurückkehren wollte. Die Postkutsche wartete bereits auf uns, und wir hatten nicht sobald unsern Sitz auf dem Lederkissen eingenommen, als der Kutscher „Vamonos!“ rief, und die Räder donnerten bei Peitschenknallen über die stillen, monderhellten Straßen. Der Morgen war kalt, und es war nicht viel Sehenswerthes in der grauen Dämmerung umher. So legten wir uns in die Ecke zurück und holten den versäumten Schlaf nach.

Die Art der Postwagenreise in Mexico ist vorzüglich. Der Passagier wird des Morgens um drei Uhr geweckt, bekommt eine Tasse Chokolade (und wer nicht in Mexico Chokolade getrunken hatte, der kennt sie nicht!), nimmt seinen Sitz ein und hat das Ende der zweiten Station bei Sonnenaufgang erreicht. Die schwere Kutsche wird von sechs Pferden gezogen, welche in sausendem Galopp dahinfliegen, so lange der Weg eben ist. Gegen elf Uhr wird ein Frühstück von sechs oder acht Gängen aufgetragen und der Kutscher wartet, bis Alle gemächlich fertig sind. Da giebt es keine störende Hornsignale und kein Geschrei: „Einsteigen!“ wie bei uns, wo man in der Regel nur zum Hinsetzen und Bezahlen, aber keine Zeit zum Essen hat. Wenn man wieder sitzt, so gehts ohne Unterbrechung bis die Tagereise zu Ende ist, gewöhnlich gegen vier

Uhr Nachmittags, so daß man vor dem Mittagsfeste Zeit zum Spazierengehen und zum Besuche der Sehenswürdigkeiten hat.

Die zweite Station war in der Nähe des Rio Santiago, den ich schon einmal zwischen Mazatlan und Tepic gekreuzt hatte. Unser Weg lag quer über breite, steinige Striche mit einigen Cactusgruppen hier und dort. In der Entfernung war die Gebirgskante eines noch höheren Tafellandes zu sehen. Die dritte Poststation, dreißig Meilen von Guadelajara, war im Dörfchen Zapotlanejo, wo die Cholera stark wüthete. Der Stallknecht, der die Pferde umschirrte, erzählte uns mit höchst gelassener Miene, daß heut zwanzig Personen daran gestorben seien. Der Ort sah ruhig und halbverlassen aus; manche der Häuser waren mit kleinen Holzkreuzen besteckt. Auch in dem folgenden Dorfe herrschte die Krankheit. Wir galoppirten durch seine einsamen Straßen dahin und rollten ein dürres, bleiches Hochland empor, viele Meilen breit, in dessen Mitte die Rancho de la Tierra Colorado stand, woselbst wir frühstückten.

Am andern Tage ging unser Weg über das traurige Tafelland neben tiefen Abgründen und Steinschlchten, zuweilen auf einem engen Bergrücken, mit einem gähnenden Loch zu beiden Seiten. Die Rancheros pflügten an einigen Stellen, aber der größere Theil des Bodens schien Weideland zu sein. Die Felder waren durch Steinwälle getrennt, aber häufig, in den kleinen Dorfschaften, war eine Art von Cactus so gepflanzt worden, daß sie zugleich Gartenfassung und Pferdestall bildete. Ihre schlanken Säulen standen dicht nebeneinander, bis zu zehn Fuß Höhe, mit kaum einer Spalte dazwischen. Die Leute, die wir hier sahen, waren kräftiger und rauher als die aus der Terra Caliente. Wenn sie so neben der Postkutsche dahin galoppirten und die Hüte abziehend, mit dem Fuhrmann sprachen, glaubte ich nie elegantere und stärkere Körperformen gesehen zu haben. Wenn sie lachten, so schien ihr Mund von den beiden Reihen blendend weißer Zähne zu funkeln. Gegen Mittag sahen wir plötzlich weit in der Ferne zwei Thürme, wie wenn sie aus der Erde gewachsen wären. Sie gehörten der Kirche von San Juan de Los Lagos an, dem Platz, wo der große Jahrmarkt von Mexico abgehalten wird, eine Stadt von 5000 Einwohnern, in der Tiefe eines runden Tafelbeckens erbaut, dessen Rand nur auf einer Seite von einem Riß durchbrochen ist, welcher das Wasser, das sich dort in der Regenzeit sammelt, hinunterläßt. Wenn man die Stadt von dem Rande dieses Beckens aus, gerade ehe man die Hinabfahrt beginnt, betrachtet, so giebt es wohl kaum ein phantastischeres Gemälde. Die Thürme der genannten Kirche gehören zu den höchsten, die man in Mexico sehen kann. Während des Marktes ist das Thalbecken voll Lebens bis an den Rand und eine Zeltstadt, welche von dreimalhunderttausend bis zu einer halben Million Ein-

wohner enthält, ist alsdann darin aufgepflanzt. Von Sonora bis Oajaca ist das ganze Land Mexico daselbst versammelt, und auch Santa Fé, Texas und Californien schicken ihre Vertreter. Wir fuhren auf einem Zickzack-Weg, der prächtig ausgemauert war, hinunter, kreuzten die Wasserschlucht in der Tiefe auf einer stattlichen Brücke und hielten am Posthotel, um zu frühstücken. Die Stadt war wegen der Cholera in sehr frommer Stimmung. Fünfhundert Menschen waren schon gestorben. Ich sah mehrere von der abergläubischen Bevölkerung auf den Knien aus ihren Hütten kommen und so unter einem Paternoster nach dem andern ihren schmerzlichen Weg zu dem Hügel, woselbst die Cathedrale stand, emporklimmen. Zwei Männer gingen vorher, legte Decken auf die Steine, um ihre Knie zu schonen, und nahmen sie auf, wenn sie vorbei waren.

Nachmittags hatten wir Lagos erreicht und fuhren im Mondschein zu sieben in der Kutsche weiter. In der Nacht passirten wir die letzten Ausläufer des Tafellandes und als der Morgen sanft über uns aufgegangen war, hatte sich auf einmal die Gegend um uns vollständig verändert. Ueberall waren die Menschen auf üppigen Feldern beschäftigt und begossen Bäume und Gemüsepflanzen aus zahlreich vorhandenen Quellen. So erreichten wir die Grubenwerke von Guanojuato. Von allen Orten in Mexico ist die Lage dieser Stadt die malerischste. Sie liegt, wie eine verzauberte Stadt, in dem Herzen der Gebirge vergraben. Sobald man den felsigen Eingang passirt hat, dessen Tiefe eben Raum für den Weg läßt, fährt man durch hohe Mauern dahin, über welchen, den Abhang empor, sich Reihe nach Reihe von weißen, fensterlosen, sonneverbrannten Häusern erhebt, welche aussehen, als ob sie aus der Erde gewachsen wären. Man könnte sie für eine Art von viereckigen Crystallisationen des Bodens halten. Jeder Winkel in den Windungen des Weges ist mit den Gebäuden der Bergwerks-Gesellschaften ausgefüllt, riesige Steinfestungen mit Wällen, als ob man sie in Vertheidigungszustand gesetzt hätte. Die Scene wechselt mit jedem Moment: bald sieht man zu einer Kirche mit blauem Dom und bemalten Thürmen empor; bald erheben sich mit einer pyramidenförmigen Cypresse oder graciösen Palme hier und dort zwischen ihnen, die Mauern, hoch oben, längs der steilen Bergwand; und bald ist das Gebirge selbst, mit seiner Wüstenei von Fels und Cactus, Alles, was man sieht. Endlich scheint die Schlucht zu Ende zu sein. Ein Felsabhang, aus dessen Spalte der Strom fließt, schließt die Passage ab. Wenn man ihn auf dem gewundenen Weg hinabgestiegen ist, so befindet man sich in dem Herzen der Stadt. Die Straßen sind eng, winkelig und laufen nach allen Richtungen auf und nieder; für Marktplätze und dergl. ist kein Raum. Eine dreickige Stelle jedoch, der Cathedrale gegenüber, macht Anspruch auf den Titel eines solchen.

Ich mußte lebhaft an die Beschreibungen der alten maurischen Städte in Spanien denken, nicht wie sie heutzutage sind, sondern wie sie im 14. Jahrhundert waren.

Am Nachmittag machte ich einen Gang durch die Stadt und klomm einen der Hügel bis zu einem Kreuz hinan, welches auf einem schmalen Fels unter dem Fort San Miguel aufgepflanzt ist. Von da konnte ich auf die gewundenen Straßen und die platten Häuserdächer und die geschäftige Fluth des Lebens niedersehen, welche sich durch Alles hindurchdrängte. Die Kirche mit ihren bemalten Thürmen und Kuppeln gaben dem Anblick etwas bizarr Malerisches. Gegen Norden, an den Gebirgsabhängen, konnte ich die Eingänge zu den Silberminen und die Dörfer der Bergwerksgemeinde unterscheiden. Um Guanajuato sind mehr als hundert Bergwerke, die ungefähr 75000 Arbeiter beschäftigen. Der Arbeitslohn wechselt von 4 Realen bis zu 2 Dollars den Tag.

Vor Einbruch der Nacht besuchte ich die Cathedralen und die Kirchen von San Diego und San Felipe, letztere ein düstres altes Gebäude, das mit seltsamen halbgothischen Zierrathen bedeckt und dessen Portal von mehreren hohen Cypressen beschattet ist. Als ich nach dem Essen noch eine Weile umherwanderte und nach den Fruchtläden sah, welche von rauchenden Fackeln mit einem glührothen Schein übergossen waren, war ich Zeuge einer eigenthümlichen Procession. Ein Räuber, der gefangen und verurtheilt worden war, sollte am andern Morgen erschossen werden. Alle Glocken der Stadt fingen bei Sonnenuntergang zu läuten an und der unaufhörliche Kling-Klang, den sie zwei Stunden lang unterhielten, reichte hin, um Einen wahnsinnig zu machen. Auf einmal ließ sich Musik vernehmen, und man sah das Blinken von Wachskerzen; ich drängte mich daher durch den Haufen in die Mitte des dreieckigen Platzes, um eine gute Ansicht von der Procession zu gewinnen. Zuerst kam eine Compagnie Soldaten mit Militair-Musik, welche Todtenmärsche spielte; hierauf der Bischof der Stadt mit der Hostie, unter einem Baldachin von Weiß und Silber, welchen Priester mit Laternen von blauem Glas in der Hand trugen. Eine zweite Compagnie Soldaten folgte und hinter derselben eine lange doppelte Reihe von Bürgern, deren jeder eine ungeheure brennende Fackel in der Hand hatte. Unter dem Klang der Glocken und der Trauermelodie der Blasinstrumente nahten sie sich uns. Die Tausende, die auf dem kleinen Platz zusammengedrückt standen, fielen auf die Knie und ließen mich allein in der Mitte aufrecht stehen. Ich fühlte rasch, daß her keine Zeit zum Besinnen sei und ließ mich auch auf's Knie nieder zwischen einem Weibe mit einer sehr schmutzigen Reboſa und einem schwarzbärtigen Gesellen, der der Kamrad des verurtheilten Räubers hätte sein können.

Die Procession bewegte sich in einem langsamen und gemessenen Schritt nach dem Gefängniß, wo das Sacrament der letzten Oelung dem Schuldigen gereicht ward. Darauf kehrte sie zur Cathedrale zurück, die glänzend erleuchtet und dicht von Volkshaufen gefüllt war. Die Militairmusik war in der Mitte aufgestellt, unter der Domkuppel, und mischte ihre Harmonien mit denen der mächtigen Orgel. Ich konnte nicht weiter als bis zum Portal gelangen, von wo das ganze Innere wie ein erleuchtetes Gemälde erschien, welches in den dunklen Bogen, unter welchem ich stand, eingerahmt sei. Die Hebung und Senkung der Choralstimmen, das tiefe, erschütternde Dröhnen der Glocken im Thurm, die feierliche Haltung der Menge und der Schimmer des Lichts, unter welchem all' diese imposanten Ceremonien gesehen wurden, machten einen mächtigen Eindruck auf mich. Das Volk um mich herum wiederholte unermüdlich seine Paternosters und schien tiefes Mitleid mit dem Verurtheilten zu fühlen. Ich erinnerte mich, daß ich am Nachmittag einen schon etwas bejahrten Mann in der Cathedrale mit einer Innigkeit des Kummers und der Zerknirschung beten sah, die ihn für Alles außer ihm unempfindlich gemacht hatte. Sein Seufzen und Stöhnen war so heftig gewesen, daß es seine ganze Gestalt erschüttert hatte. Ich hatte nie einen heftigeren Ausdruck der Herzensangst gesehen. Da ich dachte, es könnte der Vater des Räubers sein, begann ich einiges Mitleid für ihn zu empfinden, obwohl dann und wann mich ein Gefühl der Befriedigung überkam, daß bald einer von diesem verruchten Geschlecht ausgerottet werden sollte. Der seltsamste Zug des ganzen Schauspiels war eine Schaar kleiner Knaben, welche Flugblätter umhertrugen, auf welchen die „letzten Worte und Bekenntnisse des Räubers" in Versen gedruckt waren. Diese Jungen waren in der Menge zerstreut und schrien: „Hier habt Ihr mein Todesurtheil, mein Bekenntniß, meinen Tod, mein Lebewohl von Guanajuato — Alles in Versen, Alles für eine Cuertilla!" (kleine Münze). Der Gottesdienst dauerte so lange, daß ich zuletzt müde ward und zu Bett ging, aber noch im Schlaf und Traum hörte ich die schauerlichen Todtenglocken läuten. —

VI.

Scenen in der Mexicanischen Hauptstadt.

Endlich war die Hauptstadt Mexico erreicht. Fröhlich, am sonnigen Morgen nach meiner Ankunft, sprang ich aus dem Bett, um sogleich die Stadt anzusehen. Der Himmel war wolkenlos, ausgenommen am Horizont in der Richtung nach dem Popocatepetl, und die Luft war entzückend kühl und frisch. Die meisten Läden waren noch geschlossen und das Landvolk aus den benachbarten Dörfern kam zur Morgenmesse an. Die Straßen sind breit, erträglich rein und haben ein solideres Ansehen und festere Bauart als die der meisten andren modernen Städte. Die Häuser sind alle von Stein, haben wenige Fenster nach der Straße zu, jedoch einen runden Thorweg in der Mitte, welcher zu einem Hofraum leitet, wo man den einzig richtigen Ueberblick über ihre Gestalt und Größe gewinnen kann. Die Blicke durch diese Thorwege sind, wenn man vorübergeht, oft sehr schön, der reich verzierte Steinbogen umschließt das sonnige Gemälde eines Springbrunnens, einer Gruppe von Orangenbäumen, oder die schlanken, graciösen Säulen des Corridors. Die Gebäude sind mit einer leichten, frischen Farbe bemalt, in welcher gelb und weiß vorherrscht; einige derselben sind sogar ganz mit Fresko-Arabesken bedeckt. Die Straßen laufen in rechten Winkeln, aber das System, nach dem sie benannt sind, ist für den Fremden verwirrend. Ein Name reicht nicht über eine zusammenhängende Häusermasse hinaus, so daß eine und dieselbe Straße oft zwanzig verschiedene Namen hat. So ist, während es in der Stadt mehrere tausend Straßennamen giebt, die wirkliche Anzahl der Straßen sehr klein.

Ich irrte eine Zeit lang herum, ehe ich die Grande Plaza (den großen Platz) finden konnte, und schloß mich zuletzt dem Haufen der in die Messe gehenden Menschen, als dem sichersten Wegweiser, an. Sie liegt gerade im Mittelpunkt der Stadt, obwohl das Quartier des Handels sich fast ganz auf der westlichen Seite befindet. Der Platz bildet eins der großartigsten Vierecke, das man sich denken kann, obwohl er bei Weitem noch nicht das ist, was man daraus machen könnte. Er bedeckt ungefähr vierzehn Acres (das Acre ist 40 Ruthen lang und 4 Ruthen breit, welche ganz offen und unbebaut daliegen, und dem Auge nichts bieten, als eine doppelte Reihe von Orangenbäumen vor der Cathedrale. Die prächtige Steinstatue Carls IV., welche früher in der Mitte stand, ist seit dem Unabhängigkeitskrieg entfernt worden und die Regierung hat bis jetzt keinen republikanischen Ersatz dafür finden können. Der

Nationalpalast, mit einer Front von 500 Fuß, nimmt fast die ganze östliche Seite des Platzes ein, während die Cathedrale, nebst einer daran stoßenden Kirche, die nördliche ausfüllt. Um die andere Seite läuft ein Cortal oder Bogengang, welcher fast ganz von Kaufläden und den bunten Dingen, die dort ausliegen, eingenommen ist. Eines der Häuser, welches in diesem Bogengang steht, wurde von Cortez erbaut und steht noch im Eigenthum seiner Nachkommen. Wie in unsren Städten, ist eine Reihe von Miethswagen auf der einen Seite der Plaza aufgefahren, deren Kutscher den Vorübergehenden mit ihren Einladungen und Anerbietungen verfolgen.

Die Cathedrale ist großartig und von kolossalem Umfang; aber der Effekt der Vorderseite ist durch den unzusammenhängenden Baustyl sehr beeinträchtigt. Sie war, als ich sie besuchte, bis an die Thüre gedrängt voll von Pflanzern, Indianern, stattlichen Damen in Seide und Juweln, Soldaten und Bettlern, welche friedlich nebeneinander knieten. Der Schall der Orgel, der in seiner vollen Fluth die Stimme der Andächtigen mit sich dahin trug, wogte prächtig durch das Schiff.

Am Nachmittag war ein großer Markt zu Tacabuya, und die halbe Bevölkerung strömte hinaus. Die Kutsche, vor dem Diligence Hotel, welche an der Seite die Inschrift: „Nach Tacabuya für 2 Realen" trug, hing buchstäblich voll Passagiere. Ich zog einen ruhigen Spaziergang in der Alemada der erstickenden Fahrt in der Hitze und dem Staube vor. Die Alemada ist ein entzückender Ort, vollständig von hohen Bäumen beschattet und ganz melodieerfüllt von dem Plätschern der Fontainen. Durch die langen Laubgänge rollen die lustigen Equipagen der vornehmen Welt auf und nieder; dort sah ich auch den Präsidenten von Mexico in einem leichtem offenen Wagen, von einer Ehrenwache begleitet. Ich schweifte durch die kühlen und schattigen Baumhallen, und fand hinreichende Unterhaltung in den seltsamen Gruppen und Figuren, denen ich unaufhörlich begegnete, bis der Nachmittagsschatten lang wurde und die Sonne fast die Nevada von Tolnca erreicht hatte. Alsdann schloß ich mich dem wachsenden Haufen an und folgte der Wagenreihe einem Wachthause vorüber, woselbst eine aufgestellte Trompeterschaar durch fortwährende Musikfalven die Luft beinahe ganz wegblies und die Pflastersteine nahezu aufgerissen hätte. Ein mit Bäumen bepflanzter und mit Steinbänken zu beiden Seiten versehener Weg erstreckte sich fast eine Stunde weit und endete in einen Halbkreis, in welchem die Wagen umbogen und ihre Stelle unter den heimkehrenden einnahmen. Ich setzte mich auf eine der hier angebrachten Bänke und genoß der Stille des Sonnenuntergangs und der belebten Scene vor mir. Die Thürme von Mexico stiegen hinter mir aus den Gärten, welche die Stadt umgeben, auf;

der Felsen von Chapultejac war gerade gegenüber sichtbar und fern, gen Südosten, deutete ein schneeiger Schimmerstreifen in der Mitte eines Vulkanhaufens die Spitze des Popocatepetl an. Die Mischung aller möglichen Fahrzeuge war höchst amusant; da waren einige von französischer, andere von englischer und amerikanischer Bauart. Die mexikanischen Familien setzen ihren höchsten Stolz darin, eine Equipage zu besitzen, in der sie sich bei allen öffentlichen Gelegenheiten zeigen, und es giebt Hunderte, welche sich kümmerlich mit Tortillas ernähren und kaum den Genuß einer Cigarito gönnen, blos um die Miethe eines Wagens bezahlen zu können.

Eines Abends ging ich in das Theater de Santa Anna, welches für eines der schönsten in der ganzen Welt gehalten wird. Das Theater ist ungemein geräumig und hat fünf Ränge, die an dem Abend, wo ich es besuchte, bis auf den letzten Platz gefüllt waren. An kostbaren Toiletten und blitzenden Diamanten fehlte es nicht; aber ich sah weniger wirkliche Schönheit als auf der mondbeschienenen Plaza von Guadelajara. Die natürliche Neigung der mexicanischen Frauen zur Corpulenz zerstört sehr bald die Blüthe und Anmuth der Jugend; in der That ist die Zeit ihrer Schönheit noch viel kürzer als bei den Frauen der Vereinigten Staaten. In dem Zwischenakte fingen die Zuschauer regelmäßig an, zu rauchen. Die Herren zündeten ihre „puros“ an, die Damen holten ihre zarten Cigarito-Dosen und Schwefelhölzchen hervor, und einige Minuten lang, nachdem der Vorhang gefallen war, hörte man aus allen Rängen und Logenreihen ein unaufhörliches Auf- und Zuklappen, Reiben und Streichen, bis zuletzt eine ambrosische Rauchwolke sich in feiner Schicht über das ganze Haus verbreitete; bis der Vorhang sich wieder hob, war die Luft sichtbar verdunkelt und die Kerzen flimmerten matt durch eine blaue Nebelwand. Bei sich zu Hause macht es sich ganz allerliebst, die Damen rauchen zu sehn; die feine Papier-Cigarre wird mit einer Eleganz gehandhabt, welche noch von den kleinen Künsten und Capricen des Spanischen Charakters zeugt und sich gleichfalls im Gebrauch der Fächer und Bouquets bemerkbar macht. Aber eine ganze Versammlung von Frauen zusammen rauchen zu sehn: das, ich muß es gestehen, nimmt den Zuschauern Einiges von der Ehrfurcht, mit der man sonst das schöne Geschlecht betrachtet. Wenn eine Dame auch eine Juno ist, so hat sie darum noch kein Recht sich in eine Wolke zu hüllen; auch ist der Geruch von abgestandenem Tabak gerade nicht sehr das, was man sich sonst wohl unter olympischen Wohlgerüchen vorstellt.

Die Straße von Mexico bietet immer ein interessantes Studium. Gesichter von dem reinen Aztekenblut werden auf den Plätzen und Märkten noch gefunden und der Canal, welcher den Chalco und Tezcucosee mit einander verbindet, wimmelt von ihren mit Früchten,

Gemüsen und Blumen beladenen flachen Canoen. Sie sind in jeder Beziehung verkommen, nur ihr Haß gegen die Spanier ist so stark geblieben, wie er es in den Tagen von Montezuma war. Die Bettler bilden eine andere und noch ekelhaftere Klasse; kein Theil der Stadt ist frei von ihnen. An jeder Straßenecke bitten sie mit gebeugten Knien und gefalteten Händen um ein Almosen; sie führen im hellen Sonnenlicht Taschendiebstähle aus und entwenden dem Vorübergehenden, wo sich eine Gelegenheit bietet, die Mäntel; und wenn Jemandem daran gelegen ist, einen Andern aus der Sphäre allgemeiner Thätigkeit zu entfernen, so werden sie ihm für eine kleine Erkenntlichkeit diesen Gefallen thun. Die zweite Nacht, die ich in Mexico verbrachte, wurden mir die Taschen geleert, während ich an einer Ecke vorüber ging, wo zwei oder drei von ihnen zusammenstanden. Ich entdeckte den Verlust ehe ich zehn Schritte weiter gegangen war; aber obgleich ich sofort umdrehte, war doch Niemand mehr zu sehen. Die Aguadores oder Wasserträger sind eine andere interessante Klasse, sie gehen mit schweren irdenen Krügen herum, welche über ihren Rücken an einem um die Stirn geschlungenen Bande hängen, während ein kleinerer Krug vorne schwingt, um die andern im Gleichgewicht zu halten. Die Priester, in ihren schwarzen Talaren und Schaufelhüten mit Rändern eine Elle lang, sind seltsame Figuren; die Klöster in der Stadt senden große Schaaren von fetten und sinnlichen Brüdern aus, deren Aufführung selbst an öffentlichen Plätzen ein Scandal für den respectableren Theil der Bevölkerung ist. In allen Zügen seines Straßenlebens ist Mexico ganz so bunt und malerisch als irgend eine von den alten Städten Spaniens. Die Republik scheint die alte Ordnung in keiner Weise verändert zu haben, außer daß sie alle Zeichen des Königsthums niedergerissen und den Adler und Cactus an ihre Stelle gesetzt hat.

Nach einem achttägigen Aufenthalt in Mexico schickte ich mich zur Weiterreise nach Vera-Cruz an. Wieder rollte ich meine Sarape um mein immer dünner werdendes Reisegepäck, nahm Abschied von meinen Freunden und legte mich nieder, um meine letzte Nacht in der Stadt der Montezumas zu verbringen. —

VII.

Am Fuße des Popocatepetl.

Als wir am andern Morgen um vier Uhr geweckt wurden, war die Luft finster, feucht und frostig; kein Stern war zu sehen. Die Reisenden, welche sich versammelten, um ihre Chokolade zu trinken, trugen schwere Mäntel und Sarapen, um die Schulter geworfen und den Mund bedeckend. Ich kletterte zu meinem Sitz in dem „pescante“ über den Kutscher hinauf, und wartete auf die Abfahrt. Endlich war das Innere gefüllt, und dahin donnerten wir durch die schweigenden Straßen, über die große Plaza, nun dunkel und einsam, die Thürme der Cathedrale waren in Nebel verloren. Wir kreuzten den Canal und fuhren durch dichte Baumgruppen zu der Stadtbarrière, wo eine Escorte von Lanciers in den dämmrigen Höfen wartete und sich schweigend auf beiden Seiten um uns in Bewegung setzte.

Ein kalter Nebel hing über dem ganzen Thale. Die Luft war schneidend, und ich fand zwei Röcke noch ungenügend, um mich warm zu halten. Auf dieser Seite der Stadt sind weder Gärten noch Felder. Nur eine Maispflanzung unterbricht hier und da die Eintönigkeit der dürren Grasebenen.

Nun begann der Weg zu steigen und langsam erreichten wir die erste Station, welche schon auf einer Anhöhe gelegen ist. Der Rückblick in das Thal war bezaubernd. Der Penon stand vor uns; südwärts, gegen Ameco und Tenango erstreckt sich eine große Ebene, von grünen Weizenfeldern umgürtet und von den weißen Thürmen der Dorfkirchen hier und da bedeckt. Die Gewässer von Chelco waren zu unsern Füßen und nordwärts, durch einen Einschnitt in den Hügeln, funkelte die breite Fläche des Tezcuco-Sees in der Sonne. Aber nicht eher als wir die Höhe unter den Fichtenforsten erreicht hatten und unter den Schleiern der Wolken hinausschauten, entfaltete sich die erhabene Pracht dieser berühmten Aussicht vor uns. Das Auge schien mit einem Blick eine ganze Welt zu umfassen. Das Thal von Mexico, fast einhundert Meilen in Umfang, lag unten, seine Bergwälle in Wolken begraben, welche gleich einer Gardine über dem ungeheuren Gemälde hingen. Aber durch einen Riß in diesem Baldachine wanderte ein breiter Streifen Sonnenscheins langsam über das Thal, nun auf dem See schimmernd, und das Grün der Felder und Gärten erhellend, nun mit wunderbarem Effect die gelben Seiten der Hügelreihen beleuchtend. Wenn der Morgen klar gewesen wäre, so würde die Aussicht noch ausgedehnter gewesen

sein; aber ich glaube, daß ihr breitester und heiterster Umfang an Wirkung das mysteriöse Halblicht, Halbdunkel, in welchem ich sie sah, nicht übertroffen haben würde.

Die Wolken rollten um uns, als ich niedersah, und der kalte Wind blies traurig durch die Fichten. Unsere Escorte, die nun zu 12 Lanziers angewachsen war, sah sehr malerisch aus. Sie zogen Einer hinter dem Andern durch den Forst; ihre langen blauen Mäntel hingen bis zu den Flanken ihrer Pferde nieder und ihre rothen Federn flatterten im Nebel. Die felsigen Schluchten, durch welche sich unser Weg zog, sind die verrufensten Räuberschlupfwinkel in ganz Mexico. Minuten lang fuhren wir durch eine ununterbrochene Kette derselben hin, und häufige Kreuze unter den Felsen deuteten auf dunkle Geschichten von Raubanfall und Mord. Unsre tapfren Lanziers hielten sich immer in gemessener Entfernung hinter dem Wagen und die Entfernung wurde immer weiter, je höher die Felsen, je dichter die Fichten wurden. Ich würde nicht einen Augenblick auf ihren Beistand gerechnet haben, wenn wir angegriffen worden wären. Ich glaube, daß ich die wilde Schönheit des Passes wegen seiner Gefahren um so mehr genoß. Das ahnungsvolle Dunkel des Tages und das Sausen des Windes, welcher die ziehenden Wolken durch die Fichtenwälder jagte, steigerten das Gefühl zu einer Art wirklichen Wonnegefühls.

Als wir das Wirthshaus von Rio Frio, ein wenig unter dem Gipfel des Passes erreicht hatten, war unsere größte Gefahr vorüber. Das kleine Thal von Rio Frio ist durch hohe Fichtengipfel eingehägt; unter demselben öffnete sich ein anderer weit gefährlicherer Paß von zwei oder drei Meilen Länge gegen das furchtbare und schöne Tafelland von Puebla. Der erste Gegenstand, welcher beim Heraustreten aus den Wäldern das Auge fesselt, ist der Gipfel von Malinche, einsam steht er in der Ebene, ungefähr in der Mitte zwischen der Bergkette, welche auf der mexicanischen Seite im Popocatepetl, und auf der Seite von Vera-Cruz im Orizaba ausläuft. Ich sah in den Himmel über die Baumwipfel hinaus, nach dem Gletscher des Iztaccihuatl und Popocatepetl, aber nur einige weiße Streifen auf der Seite des erstgenannten Vulkans waren sichtbar. Ein heftiger Schneesturm raste an seinem Gipfel entlang gegen den Popocatepetl, welcher ganz im Dunkel verschwand.

Das Tafelland, welches wir nun betraten, senkt sich auf eine Entfernung von vierzig Meilen gegen Puebla. Seine Fläche, ohne Gehäge und für das Auge fast grenzenlos, ist mit Weizen und Mais bedeckt. Schöne Fahrstraßen kreuzen sie und die weißen Mauern einzelner Häuser, halb im Laub ihrer Gärten begraben, bieten am Fuße entfernter Gebirge dem Auge angenehme Ruhepunkte.

Den ganzen Nachmittag bedeckten Wolken den Gipfel des Vulkans und breit wie ein Dach sich über das Tafelland ausstreckend, ruhten sie auf den Schultern des Malinche. Bei Sonnenuntergang lüfteten sie sich ein wenig, und ich konnte die Abhänge des Popocatepetl bis zur Schneegrenze sehen; aber sein Haupt blieb bedeckt. Zuletzt, durch einen Riß gerade über der Spitze seines Kegels, strömte das Licht in voller Fluth hindurch und versilberte die inneren Säume der Wolken mit einem überraschenden Glanze. Die schneeige Spitze des Berges, in vollem Schimmer gebadet, erschien heller, als die Sonne selbst, ein Fleck so reinen Lichtes, so unfaßbaren Gefunkels, daß das Auge, wiewohl ich es nicht abwenden konnte, dieses Uebermaß kaum noch ertragen konnte. Darauf, als die Wolke wieder zusammenrollte, warf die Sonne, durch zahlreiche Risse emporklimmend, Lichtstreifen in die dunsterfüllte Athmosphäre, welche von den Abhängen des Popocatepetl bis hinaus in die Ebene, mehrere Meilen weit, reichten. Es war, als ob die Berggeister, welche den Vulkan bauten, eben ihr Werk vollendet und diese Streifen, die goldenen Stangen ihres luftigen Gerüstes, zurückgelassen hätten, um seine wunderbare Größe und Herrlichkeit zu bezeugen.

Den imposantesten Anblick des Popocatepetl hat man von dem Abhang aus, der sich gegen Puebla erstreckt. Hier sieht man ihn nicht, wie vom Thal von Mexico aus, über die Ränder ununterbrochener Gebirgszüge, sondern der Kegel erweitert sich hier niederwärts, mit einem majestätischen Umriß, bis er das sanft gewellte Tafelland erreicht. Zur Rechten, aber durch eine tiefe Schlucht in der Bergkette getrennt, ist der breite, unregelmäßige Gipfel des Itzaccihuatl, der von Schnee erglänzt. Seine Name bedeutet die „weiße Frau," und die Azteken haben ihm denselben gegeben, weil sein Umriß der Gestalt eines sich beugenden weiblichen Wesens gleicht. Auf der andern Seite, zwischen mir und dem Sonnenuntergang, stand ein noch interessanteres Andenken der Aztekenzeit. Da — in voller Sicht, ihre ruhigen Terrassen klar gegen den Himmel abzeichnend und die oberste derselben mit einer Cypresse gekrönt, stand düster die Pyramide von Cholula. Die Linien dieses ungeheuren Werkes sind meist sehr scharf und bestimmt geschnitten; nur auf der östlichen Seite sind sie leicht durch Pflanzenwuchs unterbrochen. Obwohl sie mehrere Meilen entfernt war und sich aus der Fläche der Ebene, ohne den Vortheil einer natürlichen Anhöhe, erhob, setzte mich der Umfang der Pyramide dennoch in Erstaunen. Sie sieht wie ein abgerissener Hügel aus, an Höhe und imposanter Form der langen Bergreihe ihr gegenüber, oder dem schwarzen Hügel am Halor hinter ihr gleich. Selbst mit dem Popocatepetl im Hintergrund verringert sich der Effect nicht. Die Spanier mit

all ihrer Verschwendung von Gold an schwere Cathredalen und gefängnißartige Paläste haben diesen Ueberrest des barbarischen Reichs, das sie bezwangen, nie erreicht. —

Cholula verschwand in der Dämmerung, als wir den Tlascalafluß kreuzten und das flache Becken betraten, in welchem Puebla liegt. Die vielen Thürme seiner Kirchen und Klöster zeigten sich malerisch und herrlich. Die Straßen waren mit lustigen Haufen der von der Alameda Heimkehrenden erfüllt. Bunte Masken, zu Pferde und zu Fuß, erinnerten uns, daß die Zeit des Carnevals beginne. Die große Plaza, auf welche wir fuhren, war voll Fruchtbuden, und vor jeder derselben flackerte auf hohem Pfahle eine große Kerze.

Nach dem Essen, welches im Hotel de Diligencas auf uns wartete, machte ich eine kurze Wanderung durch die Stadt. Der Wind blies scharf und kalt von den Gebirgen, er pfiff durch die Bogen der Kaufhütten und jagte die offenen Lichter des Marktplatzes hin und her. Nichtsdestoweniger blieben die Fruchthändler auf ihren Plätzen und trieben mit den vorüberziehenden Masken, die zuweilen abscheuliche Costüme trugen, ihre Scherze. Ich fand zuletzt in einer alten Kirche, nahe bei der Plaza, Schutz vor dem Winde. In der Kirche selbst war nichts was mich interessiren konnte, außer ihrer Größe und der Dunkelheit in den hintern Räumen; aber die Cherubmusik, die ich dort vernahm, werde ich nie vergessen. Ein Chor von Knaben, der mit einem von prächtigen Männerstimmen abwechselte, übertönte den vollen Klang der Orgel und füllte das Schiff mit köstlicher Harmonie. Da war in den Pausen des Chorals eine Solostimme, welche aus der Luft zu kommen schien, und die ihre vollen mächtigen Klänge gerade in's Herz sandte. So lange der Gottesdienst dauerte, stand ich an der Thür, ganz gefesselt von diesen himmlischen Tönen. Zuletzt schwand der Glanz dahin: die Kerzen wurden ausgelöscht, eine nach der anderen; die Gemeinde erhob sich, besprengte sich mit einem Tropfen aus dem geweihten Becken und verlor sich in der Nacht. Und auch ich ging zu dem Gasthof zurück und versuchte unter einer Sarape warm zu werden und einzuschlafen. —

V.

Fegfeuer, Paradies und Schluß dieſer Reiſe.

Morgens vor drei Uhr aufſtehen iſt keine angenehme Sache auf der Höhe des Tafellandes von Puebla; zumal wenn man auf dem Kutſcherbock einer Diligence der Küſte entgegenfahren ſoll; allein ich bemühte mich, die frühe Fahrt um ihre Mühſeligkeit zu betrügen, indem ich rückwärts zum Popocatepetl ſchaute, der ſich kalt und unbewölkt in das Zwielicht des Morgens erhob. Wir eilten über fruchtbare Ebenen am Fuße des Malinche vorbei und ſahen den Sonnenaufgang in der Stadt Amozoqua, einem andern berühmten Räuberneſt. Von hier aus erhebt ſich der Weg mit kaum wahrnehmbarer Anſteigung bis zum Gipfel der letzten Hügelkette hinter Perote. Der Inſelberg Acajeta birgt eine Räuberbande in ſeinen Schluchten und die Straße, die ſich um ſeinen Fuß zur Linken biegt, iſt mit Hinterhalten der paſſendſten Art ringsum verſehen. Der Kutſcher zeigte mir einen Fleck im Dickicht, wo einer von der Bande neulich erſchoſſen ward. Halbwegs den Abhang empor ſtieg ein Faden blauen Dampfes durch die Bäume, dem Anſchein nach von einer ihrer Lagerſtätten. Außerdem ſahen wir Nichts, was auf ihre Nähe hätte deuten können.

Hinter Nopaluca, wo wir frühſtückten, änderte ſich der Charakter der Landſchaft mit einem Mal. Wir ſahen nichts mehr von den grünen Weizenfeldern und ſtattlichen Villen von Puebla. Der Weg lief über eine ungeheure Haide mit kurzem braunen Gras bedeckt und von einem wilden Wind durchſtrichen. Gegen Norden dürr, felſig und einſam in ihrer Erſcheinung, erhoben ſich hier und da Bergſpitzen, in kurzer Entfernung von unſerer Straße. Auf der andern Seite erſtreckte ſich die Haide viele Meilen weit und bildete einen Horizont für das Auge, bevor es den Fuß der Gebirge erreichte. Der Wind wuchs zuweilen zu ſolch einer Gewalt, daß alle Spuren der Landſchaft verloren waren. Staubſäulen, die ſich eine neben der andern aus der Ebene erhoben, vermiſchten ſich und umgaben uns mit Finſterniß, wie ein Nebel in Neufundland. Die Sonne ward zuweilen ganz verfinſtert. Aber kein Nebel ohne einen guten Beiſatz; derſelbe Wind, der mich faſt ganz ſteif machte, fegte zuletzt den Nebel von den ſanften Umriſſen des Cofre de Perote, und enthüllte das glänzende Haupt des Orizaba.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir eine noch wildere vulkaniſche Gegend, wo die einzige über die rauhen Betten ſchwarzer Lava verſtreute Vegetation die Yucca und der ſtachlige Cactus war. Die Gegend war nicht bewohnt, einige Hütten hier und da, ſtan-

den in Ruinen und die einsame Wache, die uns begleitend wie ein Schatten über die Lavahügel zog, erhöhte nur die Abgeschiedenheit und fügte ihr den Eindruck der Gefahr hinzu. Ich habe manche wilde und düstre Orte gesehen, aber keinen, der so etwas durchaus Unterweltliches an sich gehabt hätte. Dabei wurde es Nacht, indem wir uns langsam fortbewegten, und Alles hüllte sich in düstere Schatten, außer der wüsten Masse des Cofre de Perote, der zwischen mir und den südlichen Sternen stand. Zuletzt erschien Lichterschimmer; wir bogen in einen Weg ein, mit elenden Häusern zu beiden Seiten und fuhren über eine enge und schmutzige Plaza in einen zerfallenen Hofraum. Das schlechteste Mittagsessen, das wir auf der ganzen Reise gehabt hatten, ward uns in dem trostlosesten Zimmer, das wir bis dahin gesehen, vorgesetzt. Dies war Perote.

Ich wollte nach Tisch noch einen Spaziergang machen, aber ich kam nicht weit. Das schnurrige Aussehen der Häuser und der schuftige Ausdruck der Gesichter, bei dem Schein einiger kümmerlich brennenden Lampen gesehen, bot nichts Anziehendes, und der Wind war inzwischen heftiger als vorher geworden. Perote hat einen schlechten Ruf in jeder Beziehung; seine Lage ist die traurigste in ganz Mexico und seine Bewohner sind in ihrer Schlechtigkeit die Schamlosesten. Die Post wird oft dicht vor den Thoren der Stadt beraubt. Halb zwei Uhr am andern Morgen fuhren wir weiter. Die Region blieb trübe und freudlos, wie sie gewesen; zehntausend Fuß über der See und sehr kärglich bewohnt. Mit Sonnenaufgang hatten wir die Höhe des Passes erreicht. Wir konnten Alles überschauen, was von hier bis an den Golf von Mexico lag. Die Thalbecken, wild, zerrissen und in einer selten besuchten Wildniß begraben, verloren sich in der dicken Luft, die sie wie ein Dunst erfüllten. Ausgehend von den Lavaschichten und verkrüppelten Fichtenstand, wandert das Auge niederwärts von Gipfel zu Gipfel, erhascht in Zwischenräumen Blicke auf Gärten, grüne Kornfelder, Orangenhaine, Palmenwälder, bis es zuletzt auf den entfernten Schimmer der See, unter der Morgensonne, rastet. Bildet Euch ein, Ihr führet an den Wällen einer Festung dahin, zehntausend Fuß hoch, mit allen Klimaten unter Euch, Zone neben Zone, und das Ganze am fernsten Horizont, den der Blick erreichen kann, begrenzt von der unbegrenzten See! So ist die Aussicht, welche man beim Hinuntersteigen nach Jalapa hat.

Der Weg war breit und sanft, und unsere Maulthiere wirbelten uns in sausendem Galopp hinunter. Eine halbe Stunde, nachdem eben noch der Rauhfrost auf schwarzen Lavahügeln gelegen und die Spitze der Fichtenäste gefärbt hatte, sahen wir die Orange und Banane in dem Schimmer einer Region leuchten, welcher Frost unbekannt war. Wir waren nun an der Grenze des Paradieses.

Die Bäche, welche krystallisch klar vom Schnee des Cofre de Perote niederhüpften, suchten rauschend ihren Weg durch Rosenhecken und blühenden Wein; der Boden, zu Gartenland benutzt, zeigte eine sammetartige Sanftheit, der Rasen hatte einen Schein gleich frischgeschliffenem Smaragd und die Palme, dies wahre Kind des Lichtes, hob ihren schlanken Schaft und breitete ihre majestätischen Blätter gegen das heitere Blau des Himmels. Hier erhob sich das Haupt des Orizaba, so weiß, so schimmernd, so rein in seiner frostigen Klarheit, die der eines arktischen Morgens glich, daß das Auge den Sinn für die luftige Schicht zwischen sich und dem Berge verlor, und man seine Hand hätte ausstrecken mögen, um ihn zu berühren. Kein Gipfel kann sich mit diesem vergleichen. Aus einer nicht über den Meeresspiegel erhabenen Ebene, aus dem ewigen Sommer der Tropen mit einer ungebrochenen Linie zur Höhe von 18000 Fuß ansteigend, steht er einsam über den anderen Bergketten mit seiner fleckenlosen Schneekrone, wie ein riesenhafter, silberhaariger Nordlandskönig unter einer Schaar der weichen, weibischen Sybariten des Südens stehen mag. Der Orizaba wohnt allein in meiner Erinnerung als das einzig vollkommne Bild eines Berges auf Erden.

Am Abhange der Hügel liegt Jalapa, eine Stadt von ungefähr 20,000 Einwohnern, halbwegs zwischen der See und dem Tafelland, die eine überschauend und von der andern beherrscht. Die Straßen sind so rein, wie ein holländisches Haus; die einstöckigen mit Ziegeln bedeckten Häuser, in der Sonne funkelnd, sind in Gärten begraben, welche mit den Hesperiden wetteifern könnten. Zwei Meilen vor der Stadt füllt schon der Duft ihrer Orangenblüthen die Luft. Ich blieb zwei Tage in dieser bezaubernden Stadt. Oft saß ich auf dem Dache unsers Hotels. Die ganze Landschaft lag dann wie ein Garten unter mir; vier Meilen in der Runde eine unaufhörliche Abwechslung von Feld-, Wald- und Blumenpartien, die Felder voll frischesten Grüns, die Wälder weiß von Blüthen und schallend vom Gesang der Vögel, und die Gärten die Luft mit dem köstlichsten Parfüm durchwürzend. Die Zeit verging mir hier oben wie ein einziger Pulsschlag des Entzückens. Neben mir saß ein Portugiese, Don Antonio, dessen Bekanntschaft ich auf der Reise gemacht hatte. Zwanzig Jahre waren es gerade jetzt, daß er zum ersten Mal durch Jalapa kam, damals ein feuriger hoffnungstrunkner Jüngling, welcher sein Glück hier in drei, vier Jahren machen zu können glaubte, um alsdann in seine Heimath, jenseits des Meeres zurückzukehren. Aber ach! zwanzig Jahre hatten kaum zur Erfüllung seiner Träume hingereicht, — zwanzig Jahre voll Mühsal unter den unfruchtbaren Gebirgen von Guanajuato. Nun, sagte er, schwinde all' die Zeit aus seinem Gedächtniß; der Anblick

Jalapa's, wie er ihn damals als Knabe gehabt, sei ihm, wie von gestern; und das halbvergessene Leben seiner frühern Heimat liege dicht dahinter.

Nach Tische machten alle Reisegefährten zusammen einen Spaziergang nach der Alameda, welche in einem kleinen Thal zu Füßen der Stadt liegt. Auch Spaziergänger aus der Stadt, welche das lange Zwielicht und die balsamische Luft genossen, gingen hin und her. Wir waren alle in der freudigsten Stimmung und meine Reisegefährten von drei oder vier verschiedenen Nationen drückten ihr Entzücken in ebenso vielen Sprachen mit einem amüsanten Gegensatz des Ausrufs aus. „Ah, que joli petit pays de Jalape!“ rief die kleine Französin, welche sich in einen beständigen Redestrom ergossen hatte, seit wir Mexico verlassen, obwohl sie nach Frankreich zurückkehrte „wegen angegriffener Lungen.“ „Siente usté el aroma de las naranjas?“ fragte eine schwarzäugige Andalusierin.

„Himmlische Luft!“ rief ein entzückter Deutscher, welcher nicht ahnte, daß er mit diesen Worten im fernen Mexico den Götz von Berlichingen citire. Don Antonio wandte sich zu mir und sagte auf Englisch: „Mein Puls geht rascher und mein Blut ist wärmer als seit zwanzig Jahren; ich glaube, meine Jugend kehrt zurück!“ So sprachen wir, bis die Sterne kamen, und die würzereiche Luft kühl ward vom unsichtbaren Thau.

Am andern Morgen, als wir erwachten, regnete es und hörte den ganzen Tag nicht auf. Aber kein träges, trauriges Geriesel, auch kein Strom schwerer Tropfen, wie der Regen bei uns kommt, sondern ein feiner, ätherischer, durchsichtiger Schleier von Feuchtigkeit, welcher kaum das Gras bog, auf welches er fiel, oder die hellgoldenen Staubfäden der Orangeblüthen bewegte. Alle zwei oder drei Tage kommt solch ein Schauer auf den Boden von Jalapa nieder —

„Ein ewiger April dem Grunde,
Der ihn ganz zum Smaragd umschafft.“

So verging der Tag und mit einbrechender Nacht begaben wir uns frühzeitig zur Ruhe, denn früh am andern Morgen um drei Uhr verließen wir Jalapa, das Paradies von Mexico.

Noch zwei Meilen weit roch ich die Orangeblüthen im sternigen Morgen, aber als das erste Tageslicht über dem entfernten Golf zu schimmern begann, waren wir wieder zwischen traurigen Hügeln, mit Unterholz bedeckt; der Weg blieb so den ganzen Tag, nur hier und da erschienen Palmen und blühende Bäume. Aus der Linie der Bergregen waren wir in die Hitze des tropischen Winters hinabgestiegen. Das Land ist von Natur fruchtbar, aber nicht besser angebaut, als die Wüste. Die einzigen Einwohner sind ein

Stamm halbnackter Wilden, welche in elenden Hütten leben und sich von dürftigem Maisanbau und der Jagd im Dickicht nähren.

Bei Sonnenuntergang hatten wir endlich die Seeküste erreicht. Ein kalter Nordwind blies und die Wogen donnerten über die Korallenriffe mit winterlichem Klang. Vera Cruz stand auf der grünen Küste, eine Meile weit vor uns, seine Dome und Kirchthürme malten sich auf dem dunkelnden Himmel. Die weißen Mauern von San Juan d'Ulloa stiegen vom Wasser, jenseits der ruhenden Schiffe, empor. Nicht ein Baum, nichts Grünes war auf Meilen weit rings um die Stadt zu sehen, und sie sah ganz so trostlos aus, als ob sie mitten in die Sahara gebaut sei. Nichtsdestoweniger segnete ich den Anblick derselben und fühlte eine kaum beschreibliche Freude, als unser Wagen in ihre Thore einrollte, denn die lange Reise von zwölfhundert Meilen quer durch den Continent von Amerika war nun mit Gottes Hülfe sicher beendet.

Die Cannibalen des Feuerlandes.

Vorbemerkung. Wir verdanken die nachfolgende Schilderung der bisher faſt ganz unbekannten und noch nie beſchriebenen Südſpitze Amerikas, des durch ſeine wilden, menſchenfreſſenden Bewohner berüchtigten Patagoniens, auch das Feuerland genannt, den Mittheilungen eines engliſchen Steuermannes, Namens Benjamin Franklin Bourne, welcher in die Gefangenſchaft dieſer ſchrecklichen Rieſen gerieth und dadurch in die Lage kam, ſie ganz in der Nähe zu beobachten. Er iſt der Erſte, der dies gethan; denn freiwillig würde ſich Niemand, auch der kühnſte und wißbegierigſte Forſcher nicht, unter ein Volk begeben, von dem es Zehn gegen Eins anzunehmen iſt, daß es ihn nebſt ſeiner Reiſebeſchreibung eines Tages — auffreſſen würde! — Doch wenden wir uns nunmehr zu unſerem Gewährsmann, und geben wir ihm das Wort! —

I.

Landung und Gefangennahme.

Am 30. April 1849 ſegelten wir um das Cap Virgin und drehten das Steuer nach der Magellanſtraße. In Geſellſchaft mit uns fuhren die Barke Hebe von Baltimore und der Schooner J. B. Gager von New-York. Windſtille hielt uns mehrere Stunden am Eingange der Straße auf und unſer Capitain beſuchte die Hebe. Er kehrte kurz vor Einbruch der Nacht zurück. Ein guter Wind kam von Oſten und wir brachen wieder auf, der J. B. Gager, als mit der Schifffahrt in dieſer Gegend am beſten bekannt, ſegelte voran. Die drei Schiffe warfen gegen Mitternacht Anker, ungefähr zwölf (engl.) Meilen von dem Anfang der Meerenge.

Am nächſten Morgen, da es ruhiges Wetter war, gingen einige

von unsern Leuten auf dem kleinen Boot an's Land, um zu schießen. Sie kehrten früh am Vormittag zurück mit einer reichen Beute von Seevögeln. Nicht lange darauf verkündete auch unser Capitain seine Absicht, gleichfalls an's Land zu gehen, und traf seine Vorbereitungen. Bald jedoch änderte er seinen Entschluß und bat mich, an seiner Stelle frische Vorräthe an Bord zu besorgen. Ich wußte durch die Wallfischfänger und andere Schiffer, wie wild der Charakter der Eingebornen sei, die diese Küste bewohnen, und weigerte mich. Allein auf wiederholtes Ansuchen des Capitains gab ich zuletzt nach.

Neun von uns brachen also, mit Flinte, einem Stock nebst Brod und etwas Taback beladen, auf. Als wir der Küste nahten, kam ein Haufe schwarz aussehender Riesen an die letztere, um uns anzustaunen. Wir erwiderten längere Zeit ihre Blicke nicht, sondern lagen um so eifriger auf unseren Ruder. Die Erinnerung an die vielen gräßlichen Geschichten, die wir von den Patagoniern, ihrem barbarischen und grausamen Charakter gehört hatten, erhöhte unser Vertrauen grade nicht sehr, noch machte sie den Wunsch nach einer persönlichen Bekanntschaft mit ihnen rege. Wir sprachen sie demgemäß, als wir nahe genug waren, aus unserem Boot an und fragten auf Spanisch, ob sie Eier, Vögel und Rindfleisch hätten. Sie erwiderten im gebrochenen Spanisch, sie hätten viel davon zu Haus. Ich sagte, sie sollten ihre Vorräthe hierher bringen und wir wollten ihnen viel Brod dafür geben. Wir parlamentirten mit ihnen so lange, bis unser Boot die Küste berührt hatte. Ich stand am Stern des Fahrzeugs, die Flinte in der Hand, hatte ein wachsames Auge, damit uns die Wilden nicht bestehlen möchten, und bat meine Begleiter, sich nicht von der Stelle zu rühren. Nichtsdestoweniger sprangen diese an's Land, versprachen mir aber, sich nicht zu entfernen. Die Eingebornen boten mir einige Felle zum Kauf an, und ich bezahlte sie ihnen mit Brod. Während meine Aufmerksamkeit dadurch ein wenig abgelenkt wurde, hatten die Indianer schon meine Leute fortgelockt. Ich sah mich um und fand nur noch einen Mann in meiner Nähe. Ich sandte ihn ab, um den Andern zu folgen und sie schleunigst zurückzurufen. Das Wasser steigt und fällt an dieser Küste beinahe 42 Fuß. Es war um Ebbezeit, das Boot saß fast auf dem Grund, und da es groß und schwer beladen war, so sah ich mich außer Stande, es fortzuschaffen. Der alte Häuptling und verschiedene andere Indianer drängten sich hinein, und da sie einmal darin waren, konnte ich sie nicht wieder los werden. Jede Bitte war fruchtlos und Gewalt hätte noch weniger genützt. Kurz ich war in ihren Händen, und war mir sogleich der Schwierigkeit und Gefahr meiner Lage bewußt. Das Boot saß nun ganz fest, ein Haufen Wilder stand

darin, während faſt ein Tauſend des Stammes auf der Küſte verſammelt war. Was ich zu erwarten hatte, konnte ich nach den Berichten anderer Reiſende errathen. Es waren ſchreckliche Geſchöpfe die mich, wie Teufel, umgaben.

Nach einer langen Zeit kam einer meiner Leute herunter und bat um die Erlaubniß, das Indianerdorf, das ganz in der Nähe liege, beſuchen zu dürfen: man habe ihnen Fleiſch, Eier und Vögel verſprochen. Ich befahl ihm, ſogleich in's Boot zurückzukommen und nicht in das Dorf zu gehen. Aber er beſtand auf ſeine Bitte und ſagte zuletzt, dann wolle er wenigſtens ſeinen Kameraden meine abſchlägliche Antwort mittheilen und dann ſogleich zurückkehren. Er ging, und kam nicht zurück; auch von den Andern ſah ich Nichts. Müde auf ſie zu warten und nicht frei von Argwohn, bat ich einen der Indianer um ſein Pferd, und ritt ſo raſch als möglich hinter den Flüchtlingen her. In der Eile ritt ich an ihnen vorbei und verſuchte nun, mein Pferd umzulenken. Aber es war unmöglich, ſeine Neigung kämpfte gegen die meinige, und noch arbeitete ich mich mit ihm ab, als ich auf einmal meine drei Leute luſtig mit den Wilden daherſprengen ſah. Umſonſt, daß ich ihnen noch einmal gebot, umzukehren; ihnen wäſſerte der Mund nach den verheißenen Eiern und Vögeln. So wollte ich allein gehen, ſagte ich, und es gelang mir endlich, mein Pferd herumzuwerfen.

Nun aber warfen auch die Indianer ihre Masken ab. Sie fielen mir in die Zügel und hielten mich feſt. Raſch ſprangen wir vier von unſern Pferden, um ſo zu flüchten, aber ſchon hatten ſie einen von uns ſeiner Flinte beraubt. Ich zog mein Piſtol, aber ehe ich noch den Hahn geſpannt hatte, fiel mir ein halb Dutzend dieſer Ungeheuer in den Rücken. Ich drückte los, aber — Gott ſei Dank! der Schuß verſagte. Wäre er losgegangen, ſo würde ich den vorderſten Angreifer getödtet, zugleich aber auch die ganze Bande entfeſſelt und auf uns ſelber losgehetzt haben.

Nun kam der alte Häuptling und erklärte mir, wir wären ſchlechte Menſchen und Lügner; wir hätten verſprochen, mit ihnen in ihr Dorf zu gehen und weigerten uns deſſen nun. Ich wußte nichts zu erwidern, als: wir wollten mitgehn, wohin ſie uns führen würden, wenn er ſeine Leute abhalten wollte, uns Gewalt zuzufügen. Sie unterdeſſen nahmen ihre Meſſer und ſtürzten auf mich, um mich zu plündern. Der Alte hatte Mühe ſie zurückzutreiben, während ich um Freiheit und Leben bat. Ich verſprach ihm ſo viel Rum, Taback, Brod, Mehl, Erz und Perlen, als er wünſche, wenn er uns nur wieder an das Boot bringen wolle. Er machte Miene, meinem Wunſche zu genügen, und befahl mir, hinter ihm aufs Pferd zu ſteigen. Ich gehorchte mit Bereitwilligkeit, a da ich

mir einbildete, es gehe nun auf den Weg zum Ufer und zur Rettung zurück.

Aber nur zu bald ward es klar, daß ich mich getäuscht hatte. Einer von den Grausamsten des Trupps fiel unserem Pferd in den Zügel, und sagte, ich sei der Capitain des großen Schiffs, welches im Meere liege, und wenn sie mich zurückgehen ließen, so würden sie um den versprochenen Rum und Taback betrogen. Der alte Häuptling ward von dieser Mittheilung betroffen und hielt an. Wir stiegen ab, er führte mich einen Hügel hinauf und hieß mich niedersitzen. Von hier aus sah ich das Boot und etwas ferner, aber in voller Sicht, unser Schiff vor Anker liegen. Und nun begann eine ernstlichere Unterhandlung. Wir — denn meine beiden Leidensgefährten waren inzwischen auch auf den Berg gebracht worden — boten ein großes Lösegeld an, und nach vielem Hin- und Herreden kamen sie darin überein, daß drei von uns abgesandt und Einer als Geißel zurückbehalten werden sollte. Und ich sollte die Geißel sein. Ich bat, daß noch ein Zweiter meiner Kameraden mit mir bleiben möge. Aber Keiner von den Dreien wollte, und auf den Pferden der Patagonier, Jeder mit einem Wilden vor sich, sah ich sie der Küste zueilen und bald entschwinden — ach! für eine lange, qualvolle Zeit die letzten europäischen Gesichter, die ich sehen sollte. — Wie ich viel später erfuhr, gelang es selbst diesen Dreien nur durch Gewalt, den hinterlistigen und wortbrüchigen Kannibalen zu entkommen; ich aber blieb in ihrer Hand und mit welchen Gefühlen — das kann sich Jeder wol selbst ausmalen. Sogleich wurden von unserem Schiff zwei Böte voll Rum und Taback zu meiner Auslösung abgesandt. Aber anstatt mir zu erlauben, an die Küste zu gehen, um die Güter in Empfang zu nehmen, gaben sie mir ein altes Fell, welches ich vom Hügel herunter den Ankommenden entgegenschwenken sollte. Es war offenbar darauf abgesehen, auch diese in ihre Gewalt zu bringen. Ich weigerte mich entschieden und zuletzt nahm der alte Häuptling mich auf sein Pferd, und wir ritten an die Küste. Hier wurden die Güter abgeladen und die Wilden fielen gierig darüber her. Aber der alte Schurke sagte, das wäre noch lange nicht genug, und hielt mich dabei mörderisch fest, so daß an ein Entkommen nicht zu denken war. Ich bat die Männer im Boot, am andern Morgen wiederzukommen, und mich — bei allen Heiligen beschwor ich sie! — nicht zu verlassen. Sie versprachen es und fuhren ab.

Ich wurde nun fünf oder sechs Meilen weit in's Land hineingeschleppt, bis wir zuletzt ein Indianisches Dorf erreichten, wo ich in des alten Häuptlings Wigwam abgesetzt ward. Ich mußte mich dort auf die Erde setzen, und während meine Augen die seltsame Umgebung musterten, wurden sie plötzlich durch irgend Etwas angezogen,

was aus einer dunklen Ecke wie mehrere Paar unheimlich glänzender Augen hervorschien. Lange war ich ungewiß, ob sie menschlichen Wesen oder wilden Thieren angehörten. Endlich, nachdem sich meine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten, entdeckte ich, daß sie die Augen dreier riesiger Weiber seien. Nach weiteren Forschungen entdeckte ich noch eine Anzahl schwarzhäutiger Knaben und Mädchen von verschiedenem Alter und Gestalt, welche in einem Zustand völliger Nacktheit am Boden herumkrochen. Alsdann trat der Häuptling, der Patriarch des Stammes, in seine Wohnung und begann mit seinen drei Weibern eine Unterhaltung in ihrer wilden Sprache, von der ich natürlich nicht ein Wort verstand. Obendrein dämpfte er seine Stimme noch sehr, als fürchte er, daß ich Etwas davon erhasche.

Alsdann wurden ein paar trockene Reiser und ein Bündel trockenen Grases hereingebracht, mein Wirth nahm von einem Wandbrett eine metallene Zunderbüchse, schlug Feuer und bald loderte eine Flamme auf, welche den Raum glänzend erleuchtete. Bei dem Schimmer derselben ward ich in den Stand gesetzt, die ersten Proben Patagonischer Baukunst, mit denen mein Blick je beglückt worden, zu bewundern. Der Wigwam war in einem, freilich nicht sehr schulgerechten, Spitzbogenstyl ausgeführt; er bestand aus einer Reihe von etwa 8 Fuß hohen Pfählen, deren jeder oben in einer Gabel endigte, in welcher eine Stange zum folgenden lag. Zwei Parallelreihen solcher Pfähle auf jeder Seite, ungefähr zwei Fuß hoch, mit ähnlichen Spitzen und ähnlichen horizontalen Stangen, einer Bedeckung aus Guanacohäuten, mit Straußensehnen, dem einzigen Bindemittel, daß diese Wilden kennen, zusammengenäht, vollendeten den Hüttenbau. Diese Decke ist über dem Holzwerk befestigt, und zum Durchzug der Luft sind einige Löcher angebracht; diese aber sind halb wieder von Häuten bedeckt, welche die Außenseite des Daches bilden; so daß die Luft von Oben, und der Rauch von Unten viele Anstrengungen machen müssen, um durch diese Löcher zu kommen. In kurzer Zeit hatte ich ungefähr das Gefühl, welches ein Schinken haben muß, wenn er sich im ersten Stadium des Geräuchertwerdens befindet. So lange ich auch — leider! gezwungen war mich hier aufzuhalten: meine Augen, Nasenlöcher und Lungen konnten sich doch nie an diese Atmosphäre gewöhnen. Oft kam ich mir halb erstickt vor, und fühlte mich gezwungen, mich mit dem Gesicht auf die Erde zu legen, als dem einzigen Mittel, dem unerträglichen Rauch in Etwas zu entgehen. Der Häuptling und seine zahlreiche Weiber- und Kinderwirthschaft schienen eines ungeheuren Vergnügens zu genießen; und schwatzten, und lachten und tanzten und schnitten Grimassen so glückselig, als ob sie das göttlichste Klima von der Welt athmeten.

Vorbereitungen zur Mahlzeit unterbrachen meine Beobachtungen und Gedanken. Des Häuptlings bessere Hälfte — ich sollte eigentlich sagen: sein besseres Viertel, — denn er hatte vier Weiber — überwachte die Küchenoperation, welche so roh und einfach war, als die Hütte, in welcher sie in Scene gesetzt wurde. Und nun begann meine Phantasie Erscheinungen von Ochsenfleisch, Vögeln und Eiern heraufzubeschwören, jene schönen Dinge, deren Verheißung meine Leute von ihrem Boot fortgelockt und mich zum Gefangenen gemacht hatte. Aber diese Leckerbissen — wenn sie überhaupt irgendwo, soweit das Gebiet meines ehrsamen Wirthes reichte, vorhanden waren, wurden uns diesmal doch vorenthalten. Die alte Hexe warf von der Spitze eines der Pfähle, welche das Zelt trugen, das Viertel irgend eines Thieres herunter — ob Hund, Katze oder was sonst, lag außer der Grenze der Einbildungskraft. Sie schlitzte es rechts, links, oben und unten mit einem alten Kupfermesser auf, bis das Fleisch in mehrere Stücke zertheilt war. Dann nahm sie eine Anzahl gespitzter Stäbe, ungefähr zwei Fuß lang, spießte das Fleisch darauf, und befestigte die andern Enden in der Erde, dicht beim Feuer, welches — obwol hinreichend, um es zu verräuchern und höchstens etwas zu wärmen — doch bei Weitem zu schwach war, es zu braten. Auf alle Fälle war die Zeit zu kostbar oder ihr unsophistischer Appetit zu groß, um auf dergleichen civilisirte Operationen zu warten. So wurden denn die rohen Stücke schnell aus dem Rauch geholt, von ihren schmutzigen Fingern in Bissen zerrissen und auf die Erde vor einen Jeden der Mitspeisenden geworfen. Die Indianer griffen mit krampfhafter Schnelligkeit nach ihnen, und warfen auch mir einen Fetzen vor. Aber was sollte ich damit? In solch einer Stunde und solch einem Ort würde ich zu dem Mittagsmahl eines Epicur keinen Appetit gehabt haben; geschweige denn, daß ich meine Zähne bewegen konnte, nur die entfernteste Bekanntschaft mit einem Fleischstück zu machen, das in so räthselhafter Gestalt zu mir kam. Während ich es mit schlechtunterdrücktem Ekel ansah, bemerkte ich, daß die Wilden, gleich einer Horde halbverhungerter Wölfe, ihre Portionen mit dem größten Wohlbehagen verschlangen, wobei sie vor Freßgier stöhnten und schrien. Der alte Häuptling bemerkte die verächtliche Behandlung, die ich seinem Mittagstisch angedeihen ließ. „Warum frißt Du nicht?“ fragte er mich in schlechtem Spanisch. „Dieses Fleisch sehr gut — sehr gut! Friß, Mann, friß!“ Ich will hier bemerken, daß meine Kenntniß des Spanischen nicht viel besser war, als die des Alten; wir hatten sie beide von den Spanisch redenden Südamerikanern hier und da aufgegriffen. Da ich ihn so wüthend sah und nicht wußte, welche Handgreiflichkeiten folgen könnten, wenn ich ihn durch Verachtung seiner Speisen noch mehr

erzürnte, so glaubte ich, das Beste sei, den Versuch mit dem Fleisch zu machen. So zwang ich mich, einen Bissen zu versuchen. Sein Geschmack war bei Weitem nicht so schrecklich als sein Aussehen, und es ging mit dem Essen über Erwarten gut. Dies war meine erste Mahlzeit mit den Wilden und das Bild und Muster vieler andern, obgleich bessere Lebensmittel dann und wann ihre Eintönigkeit unterbrachen.

Nachdem das Essen verzehrt, ward ein großes Horn, welches den Kopf eines spanischen Bullochsen geschmückt hatte, in einen ledernen Eimer getaucht und ging alsdann von Hand zu Hand. Auf der Zwischenstation vom Eimer zum Horn hatte die Flüssigkeit einen Geruch angenommen, welchen Adam bei seinen ersten Brauversuchen nicht erfunden haben kann, denn er war in der That von erstickender Natur. Allein, gut oder übel — ich trank, als die Reihe an mich gekommen war, wie die Andern getrunken hatten, und dann waren die Ceremonien des Mahles geschlossen. Dankbar für dasselbe so wie für alle anderen Gnaden legte ich mich in meinen Winkel dicht am verlöschenden Feuer, und überließ mich meinen Gedanken. Die seltsame und plötzliche Wendung meines Schicksals, die Ungewißheit des Entkommens, die drohende Gefahr des Schlimmsten von Seiten meiner „Gastfreunde," — Alles das drängte auf meinen Geist ein und umgab ihn mit nie gefühlten Schrecken.

Diese peinlichen Vorstellungen wurden durch den Befehl, sich zur Nachtruhe anzuschicken, unterbrochen. Eine alte Haut, ungefähr zwei und einen halben Fuß im Geviert, ward über die kalte Erde gebreitet, in deren Hintergrund unsre Rauchanstalt, und mir zum Lager angewiesen. Ich nahm hierauf von demselben Besitz und die ganze Familie streckte sich neben mir hin. Die dicke Atmosphäre klang bald von ihrem Schnarchen. Mein Gehirn war zu thätig, um an Schlaf zu denken. Fieberphantasien hielten mich wach. Ich machte tausend Fluchtpläne. Konnte ich nicht unbemerkt mich aus der Hütte stehlen? Konnte ich meinen Weg zum Strande finden? Ich bezweifelte das Eine und noch mehr das Andere; und selbst wenn ich an's Wasser gekommen sein würde, so war doch kein Boot da, um mich von dem verwünschten Land fortzutragen. Und wie konnte ich mich vor den Indianern verbergen, bis ein Boot angekommen wäre? Sie würden mich sogleich vermißt haben, und ehe ich noch mit meinem Fahrzeug in die geringste Verbindung getreten sein konnte, würden sie mich mit ihren Pferden und Hunden gejagt haben. Kein Gehölz, kein Dickicht hatte mein Auge auf der traurigen Einöde, die ich Tags zuvor durchwandert, entdeckt. Ich versuchte, einen andern Plan zu machen; aber es bot sich keiner. Es gab keinen als diesen; und dieser war

ſo gut wie keiner. In meiner Verzweiflung beſchloß ich zuletzt einen Verſuch zu machen.

Nachdem ich eine Zeit lang gelegen, den ſchweren Athem der Schläfer belauſcht, und mich überzeugt zu haben glaubte, daß Keiner von der Geſellſchaft mehr wach ſei, erhob ich mich ſo geräuſchlos als möglich und ſtahl mich an die Oeffnung des Wigwams. Als ich von hier einen flüchtigen Blick zurückwarf, konnte ich ſehen, daß der alte Häuptling munter ſei; entweder hatte er ſich nur ſo geſtellt, als ob er ſchlafe, oder ein böſer Geiſt hatte ihn grade zur unrechten Zeit wieder geweckt. Es würde mein Vorhaben nur zu bald verrathen haben, wenn ich nun ſogleich wieder zurückgegangen wäre; ſo wandelte ich ganz ruhig und überlegt in's Freie, und ſtand, als ob ich die Sterne anſähe, während der Alte, wie ich ſehr wol bemerken konnte, mich die ganze Zeit über von ſeinem Lager aus beobachten konnte. Kurz darauf ſchritt ich ruhig zu meiner Stätte zurück, und fand ihn, wo ich ihn verlaſſen hatte, ſtill daliegend, als ob Nichts geſchehen wäre, was ſeinen Schlummer nur im Mindeſten hätte ſtören können. Ich ſtreckte mich alſo wieder auf mein Schmerzenslager und lag zwei Stunden, immer daſſelbe ungelöſte Problem bei mir erwägend. Zuletzt, da Alles ſich eines geſunden Schlafes zu erfreuen ſchien, beſchloß ich einen zweiten Verſuch zu machen; und für den Fall, daß ich wieder Unglück haben ſollte, mich ſo gut als möglich aus der Affaire zu ziehen. So leiſe ich nur konnte ſtahl ich mich daher fort, glitt aus der Thüre und kroch über das Gras. Konnte ich mich aber geirrt haben? Nein — dieſe teufliſchen Augen hafteten auf mir wie zuvor. Es war unmöglich, ihre Wachſamkeit zu täuſchen. In demſelben Augenblick hörte man ein Geheul wie von hundert Wölfen ſich nähern und ungefähr eine gleiche Anzahl von Hunden ſtürzte ſich in wilder Menge auf mich. Ich eilte zum Wigwam ſo ſchnell als mich die Füße tragen wollten, zurück und ſtolperte auf meiner Flucht über einen etwa acht Fuß langen Stock. Ich ergriff dieſe mir in der äußerſten Noth vom Schickſal dargebotenen Waffe und vertheidigte mich gegen die bellenden Ungeheuer damit, indem ich wüthend um mich ſchlug. So kam ich zum zweitenmal zu meinen Lager zurück und diesmal dankte ich Gott, daß ich unter den verhaßten Zeltbewohnern mich wenigſtens für den Augenblick ſicher befand. Der ſchlaue Alte — welcher von ſeinen Stammesgenoſſen Silberkopf genannt ward — hatte ſich wieder auf die Erde neben ſeinen Weibern und ſchmutzigen Kindern hingeſtreckt und ſchien feſt zu ſchlafen, wie vorher.

Das war mehr als ich ertragen konnte. Qual über meine vergeblichen Verſuche, zu entkommen — Furcht über die unausgeſetzte Wachſamkeit und ruhige Sicherheit des Häuptlings — mar-

ternde Zweifel über die am andern Tage verheißene Ankunft der Lösesumme — Alles spannte meinen Geist auf die Folter und trieb den Schlummer von meinen Augen bis zur Morgendämmerung, wo ich in einen unruhigen Halbschlaf fiel. Schreckliche Träume folterten mich, und als ich erwachte, glaubte ich immer noch zu träumen; aber das Lager, die Asche von dem Feuer der letzten Nacht, der Häuptling und seine buntscheckige Familie, die Thür, durch welche mir die entsetzlichen Augen des Alten gefolgt waren und in welche mich die zähnefletschenden Hunde zurückgetrieben hatten, zeigte meinen noch halbbefangenen Sinnen, daß Alles doch sei, wie es vor meinem Einschlafen gewesen — ach, ein Zustand den ich gern gegen die wildesten Schrecken meines Traumes vertauscht haben würde!

Mit dem Tageslicht kamen ruhigere Gedanken. Ich dachte aufs Neue an die Bewerkstelligung meiner Befreiung. Das Erste war, den Häuptling dazu zu bewegen, mit mir an den Strand zu gehen, um dort die Verhandlungen erneuern zu können. Da ich also sah, daß er wach sei, so versprach ich ihm das Menschenmögliche an Rum und Taback, wenn er mich freigeben wolle. Er erwiderte gelassen, daß er später mit mir an den Strand gehen wolle. Ich versuchte, sein Aufstehen zu beschleunigen; aber es half mir Nichts. Er nahm seinen kleinen Hirschfänger von der Wand herunter, zog ihn aus der ledernen Scheide und begann ihn auf einer rostigen Feile zu schärfen, wobei er, indem die Arbeit ihren Fortgang nahm, die Spitze mit dem Finger prüfte und Seitenblicke auf mich warf. Ob diese Ceremonie die Vorbereitung zu einem Act der Gewaltthätigkeit oder nur eine Effectscene war, um mich mit einem zuträglichen Schrecken vor seiner Macht zu erfüllen, konnte ich nicht errathen; aber mit dem Entschluß, keine thörichte Angst zu zeigen, hielt ich es für das Beste, ein dreistes Gesicht zu machen und meinen Muth und Geistesgegenwart auf eine gleich überzeugende Weise zu zeigen. Ich näherte mich ihm daher, untersuchte die Spitze der Waffe, pries ihre Schönheit und entwickelte ein warmes Interesse an der Schärfung derselben. Alsdann machte ich einen Angriff auf seine Eitelkeit, pries ihn als einen der besten Männer und versprach ihm, daß wenn er mit mir an die Küste gehen wolle, ich ihn reichlich für seine Freundlichkeit belohnen würde; versäumte auch nicht, ihm die Vortheile eines frühen Aufbruchs dahin recht lebhaft vor die Augen zu stellen. Diesen Punkt erläuterte ich ihm besonders dadurch, daß je weniger Leute mit an die Küste gingen, um so mehr von der Beute auf seinen Theil fallen würde.

Dies mußte ihm wohl einleuchten. Genug, er holte seinen alten Gaul hervor, ich stieg hinter ihm auf und wir ritten (lang-

sam genug!) vorwärts. Als wir an die Küste kamen, wehte ein förmlicher Sturm. Ein Boot konnte sich unter keinen Umständen in die Wellen wagen. Alle drei Schiffe hatten ihre Anker gelichtet und schienen mit Mühe aus der gefährlichen Gegend der seichten Felsgegend herauszukommen.

Ich machte meinem „Gastfreund" die Gründe klar, warum kein Boot gekommen war, und er sowohl wie die inzwischen hinzugekommenen Wilden schienen damit zufrieden. Wir kehrten zurück, wie wir gekommen waren. Vermittelst des gebrochenen Spanisch, welches sie von Matrosen und auf ihren Zügen nach den Niederlassungen in Chili aufgeschnappt hatten, sowie durch Zeichen, die zuweilen den Charakter einer Pantomime annahmen, war ich im Stande, ihre Fragen und Befehle zu verstehen und meine Wünsche meinen Wirthen zu erkennen zu geben.

Früh am andern Morgen besuchten wir das Gestade wieder und ängstlich schweifte mein Auge nach dem Ankerplatz, an welchem alle meine Hoffnungen auf Befreiung hingen. Nicht ein Schiff war in Sicht! Ob sie gescheitert oder auf den Sand getrieben und sitzen geblieben oder als Wracks in die See hinausgeschleudert worden waren; oder ob gar meine Schiffgenossen, nachdem die Stürme schwächer geworden, mit Vorbedacht ihre Reise fortgesetzt und mich den grausamen Wilden als Beute und allen Gefahren dieser unwirthlichen Küste zurückgelassen hatten — das konnte ich nicht enträthseln. Ich wußte nur, daß sie fort waren und daß ich mich auf Gnade und Ungnade in den Händen der Patagonier befand. Kein Mittel der Flucht bot sich dar! Die Zukunft, welche eine gütige Vorsehung mir verhüllt hatte, zeigte keines. Ich suchte meinen Kerkermeistern das Schlimmste einzureden, daß die Schiffe nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach im Sturme zu Grunde gegangen seien und daß sie die Schuld davon trügen. Ueber diese Nachricht schienen sie hocherfreut zu sein und lachten übermäßig, als ob solch ein Unglück das Einzige wäre, was sie über den Verlust ihres Lösegeldes trösten könnte. Ihr grausames Freudengeschrei konnte meine Trostlosigkeit kaum noch erhöhen. Mein vergangenes Leben schien vor einem neuen Zustand der Dinge gänzlich zu versinken. Ich sah ringsum auf eine dunkle, freudenlose Region und vorwärts auf ein Leben so leer an allem menschlichen Glück, so ganz zusammengesetzt aus Hunger, Frost, Ermüdung, Beschimpfung, Marter, so in jedem Augenblick der Laune meiner Quälgeister ausgesetzt, und so elend, daß der Tod selbst, und wäre er auch von aller cannibalischen Ungeheuerlichkeit begleitet gewesen, seine Schrecken im Vergleich verlor. Das Leben schien am Ende zu sein. Und dann wandten sich meine Gedanken zu weit verschiedenen Scenen — zu glücklichen Gesichtern in der Heimath, zu bekannten Stim-

men und trauten Familienkreisen — zu Herzen, die ohne Furcht vor dem nächsten Augenblick schlugen und Nichts von der Gefahr ahnten, in der ich verzweiflungsvoll schwebte, einst aber durch die Geschichte meiner Leiden jach aufgeschreckt werden würden ... Gott helfe mir, denn ich bin jetzt hülflos! — —

II.

Hoffnung auf Hoffnung geht verloren.

So kehrte ich in mein Lager zurück und mir blieb Nichts übrig, als auf neue Mittel zur Flucht zu sinnen. Ein Marsch von vier, fünf Tagereisen westwärts würde uns nach Port Famine, an die Meerenge gebracht haben, eine Strafcolonie von Chili, und die einzige Ansiedlung in der Nähe, durch welche ich in die civilisirte Welt zurückzukehren hoffen durfte. Eine Reise dorthin beschrieb ich den Indianern als das beste Mittel, meine Gefangenschaft auf eine nützliche Weise auszubeuten; aber sie wollten Nichts davon wissen, waren vielmehr in ihrer Ablehnung von äußerster Entschiedenheit, die mir lange unerklärlich blieb, bis ich erfuhr, daß sie diesen Theil des Landes jüngst bei Gelegenheit einer großen Pferdediebstahl-Expedition besucht hatten, und daß ihr Erfolg ein zu guter gewesen sei, als daß es ihnen hätte wünschenswerth scheinen können, sich daselbst so bald wieder sehen zu lassen. Geld, Flinten, Pistolen, Hirschfänger, Erz, Perlen, Alles was ihre Habsucht nur reizen konnte, ward umsonst angeboten. Ich fühlte keine Versuchung, mit meinen Versprechungen zu geizen; aber umsonst. Nach Port Famine waren sie entschlossen nicht zu gehen; aber der alte Silberkopf versicherte mir, zum Ersatz dafür, daß er mich mit nach „Holland" nehmen wolle, welches „ein viel besserer Ort" sei. In welcher Gegend der Erde dieses südamerikanische Holland gelegen sei, — wenn es überhaupt etwas dergleichen gab, denn meinem Gastfreund kam es auf eine Lüge mehr nicht an — konnte ich nicht einmal ahnen. Ich fragte nach der Entfernung. Er konnte es „so genau" nicht sagen. War es von Amerikanern oder Engländern bewohnt? Es wären „zwanzig oder dreißig weiße Männer da und viel Rum und Taback." Sie versprachen mir, am andern Tage mit mir nach „Holland" zu reisen. Nach welcher Richtung? Sie wiesen auf den atlantischen Ozean. Mir war es im Grunde einerlei, wo es war, und wer daselbst lebte, wenn es

nur keine Patagonier waren. Aber am folgenden Morgen ward die Abreise verschoben, denn es war eine unerwartete Zeitung angelangt.

Einer von dem Stamme, welcher an der Küste gewesen war, berichtete, daß mein Schiff zurückgekommen sei. Diese willkommene, aber unwahrscheinliche Nachricht, veranlaßte mich mit etwa einem Dutzend von meinen edlen Freunden aufzubrechen und an's Meer zu gehen. Als wir einen Ueberblick über das Gewässer hatten, war ein Schiff vollständig in Sicht, aber es war ein fremdes Segel. Es kam auf die Höhe der Bai und ankerte etwa 15 (engl.) Meilen von uns. Ich gab mir Mühe, meinen schmutzigen Gesellen begreiflich zu machen, daß sie, da die Ebbe eben eingetreten, nicht eher heran kommen könnten, bis die Fluth wieder eintrete, was erst gegen Abend geschehen werde. Sie warteten auch beinahe so lange; dann aber, als sie hungrig und durstig wurden, gaben sie den Befehl zum Aufbruch. Ich widersprach diesem unzeitigen Befehl heftig und inständig, und nach einigem Streit kamen wir dahin überein, daß der Häuptling mit mir hier übernachten solle. Der Rest kehrte zum Lager zurück, und wir zündeten ein gutes Feuer an, welches wir bis gegen Morgen unterhielten. Der alte Silberkopf legte sich unter ein Gebüsch nieder, während ich beim Feuer wachte. In der Dämmerung sah ich wie das Schiff die Segel hißte und die Bai hinauffuhr. Hierauf begann ich Feuerbrände in der Luft zu schwingen, um Aufmerksamkeit zu erregen, und ging stundenlang an der Küste auf und nieder. Das Schiff nahte langsam, bis seine weiße Leinwand durch die umgebende Dämmerung erkennbar ward. Frisches Reisig ward auf das Feuer gehäuft, eine helle Flamme stieg in die Höhe; ich stellte mich grade vor dasselbe, hielt meinen Rock empor und drehte mich häufig um, damit man meine Gestalt und Züge besser erkennen möge. Und nun durchzuckte mich ein Funken der Freude, da ich sah, daß man ein Licht auf Deck setzte, welches mir ein Zeichen zu sein schien. Es konnte nicht länger bezweifelt werden, daß das Schiff grade uns gegenüber Anker geworfen hatte. Wiewol hungrig und müde vom langen Wachen lief ich dennoch umher und sammelte Reiser und dürres Laub um das Signalfeuer noch heller in Brand zu setzen, und in dem Lichte und der Wärme desselben verwandelte sich die Angst in Hoffnung. Als mit Tagwerden der Horizont sich aufhellte, konnte ich sehen, daß das Schiff ungefähr eine Meile entfernt, ruhig wie ein Seevogel auf der glatten Fläche lag. Jetzt begann es auch sich auf dem Deck zu regen, der Anker ward gehoben, Vor- und Hauptsegel wurde gehißt und der Gegenstand, an welchem meine Hoffnung und heißen Gebete die lange kalte Nacht hindurch gehangen hatten, schwankte langsam fort, die Meerenge

hinunter, ohne Zweifel nach Californien bestimmt. Mit feuchten Augen folgte ich den rasch verschwindenden Segeln; und der alte Häuptling, als er endlich erwachte, stand auf, um sein Pferd zu holen, welches in der dürren Vegetation sein kümmerliches Futter suchte.

Ehe ich mich noch von meiner ersten Täuschung erholt hatte, erschien ein zweites Fahrzeug, ein Topsegel-Schooner, bei Cap Dungeneß. Im Vertrauen darauf, daß ich bemerkt werden würde, machte ich neue Signale. Keine Ruthe von hinreichender Länge war zu finden; aber nach vielem Suchen war eine Anzahl kurzer, gekrümmter Stöcke gefunden. Um sie zusammen zu binden, riß ich meine Hosenträger ab und nahm noch obendrein meine Schuhbänder zu Hülfe. Mein Flannellhemd ward als Flagge aufgehißt und nachdem ich auch das Feuer noch einmal geschürt hatte, schritt ich mit fliegender Fahne am Ufer auf und ab, aber mit immer mehr sinkendem Muthe, je näher das Schiff kam. Endlich war es mir gegenüber. Schwarze Gegenstände bewegten sich an Deck — die Einbildungskraft machte Männer aus ihnen. Werden sie mich nicht durch das Fernrohr erkennen und durch meine Nothsignale aufmerksam gemacht werden? Nein. Vorwärts schwamm das Schiff — die Meerenge war bald passirt und meine zweite Hoffnung verschwand in dem Dufte des Weltmeers.

Nach diesem letzten Todesstreich all' meiner gegenwärtigen Hoffnungen kehrte ich mich verzweiflungsvoll um. Von Hunger, Kälte und Mühsal erschöpft und von der stundenlangen Angst aufgerieben, sank ich hülflos zu Boden und weinte gleich einem Kinde. Zum ersten Male fühlte ich mich gänzlich verlassen und bejammerte mein Loos als ein unbegrenzt elendes. Jede Anstrengung schien nutzlos; ich hatte weder so viel Willenskraft, noch so vielen Seelenantrieb, um einen neuen Versuch zu machen. Mir blieb nichts, als Schweigen und Dulden. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich mich nicht in's Wasser gestürzt und mein Leben wenigstens in einem Versuch, das Schiff durch Schwimmen zu erreichen, auf's Spiel gesetzt habe. Aber dieser Sturm in mir legte sich gemach. Eine innere Stimme flüsterte mir zu, daß es unmännlich sei, dem Mißgeschicke solche Uebermacht über den Willen einzuräumen; und ein neuer Mann stand ich mit dem festen Entschluß auf, mit Gottes Hülfe dem Kommenden fest und muthig entgegenzugehen.

Die Hoffnung auf unmittelbare Erlösung war freilich zu Ende; es schien mir, als müsse ich meine wilden Kerkermeister für eine lange Zeit als meine Herren und Genossen anerkennen, und daß es daher zunächst das Beste sei, mich durch ein Studium ihres Charakters, ihrer Sitten und Gebräuche zu zerstreuen, um dadurch zugleich die Mittel meiner einstigen Befreiung um so rascher er-

kennen und anwenden zu können. Jetzt, da ich mich wieder der Freiheit und des Umgangs civilisirter Menschen erfreue, blicke ich mit Genugthuung auf jene „Studien“ zurück, und ich kann es mir nicht versagen, auch meinen Lesern das Interessanteste davon mitzutheilen.

Patagonien, so weit ich es kennen lernte, ist ein graues, nacktes, über alle Beschreibung trauriges Land. Von der Magellanstraße aus gesehen, erhebt es sich in sanften Terrassen. Gegen Westen wird es hügeliger und lange Bergketten trennen den westlichen von dem östlichen Strand. Niedriges Buschwerk und Unterholz und ein rauhes, drahtartiges Gras in den Thälern ist Alles, was daselbst wächst. Flüsse sind selten. Die Eingebornen nehmen ihr Trinkwasser aus kleinen Quellen und Sümpfen, und der Geschmack desselben ist höchst unangenehm. An Thieren ist ein ebenso großer Mangel als an Pflanzen. Das Guanaco ist das nützlichste Thier in Patagonien. Sein Fleisch wird gegessen, seine Haut zur Kleidung, zum Lager und zu allerlei Geräthschaften gebraucht. Aus den Hufen machen sie Schuhe. Der Feind des Guanacos ist der Cougar, der sogenannte amerikanische Löwe, und die Jagd auf diesen ist ein Hauptvergnügen der Patagonier. Die hauptsächlichsten Vögel sind der Condor und der Cassawary, eine Straußenart.

Das Clima ist rauh; es war dort im Mai so kalt, wie bei uns im November. Plötzliche Winde, die oft orkanartig anschwellen, lassen eine Vegetation nicht aufkommen und fegen mit fürchterlicher Wuth über die Küste.

Die Lebensweise der Patagonier, oder wenigstens des Stammes, unter den ich geworfen worden war, ist nomadenhaft; sie wandern über das Land, um Wild zu suchen oder um sich eine Veränderung zu machen. Sie leben ausschließlich vom Fleische der Thiere und der Vögel, die sie erlegen. Ihre Kleidung besteht aus Guanacohäuten, welche mit Straußensehnen zusammengenäht sind; dies einem Mantel ähnliche Kleidungsstück, das einzige, dessen sie sich bedienen, außer im Winter, wo sie jene Guanacohufe als Schuhe anziehen, reicht vom Nacken bis auf die Knie.

Ihre Statur ist riesenhaft. Sie sind größer, als ich jemals Menschen gesehen habe. Meine Größe ist 5 Fuß 10 Zoll. Die Kleinsten von ihnen aber überragten mich um einen Kopf; und die Größten waren so viel länger als ich, daß ich bequem unter ihren Armen, wie unter einem Schlagbaum, hingehen konnte. Dickes, rauhes und steifes Haar umgiebt ihr Haupt in solcher Fülle, daß jede weitere Kopfbedeckung überflüssig ist. Ihre Augen sind schwarz oder dunkelbraun und insgemein sehr glänzend, obwohl ohne jeglichen Ausdruck. Nach hinten ist das Haar in zwei Flechten abgetheilt, welche ihnen gravitätisch um den Nacken tanzen. Ihre Zähne

sind weiß, gesund und von einer außerordentlichen Schönheit. Sie haben tiefe, schwere Stimmen und sprechen, als ob sie immer heißen Pudding im Munde hätten. Sie sind fast so nachahmungssüchtig, als die Affen; Falschheit ist ihnen allesammt, Männern, Weibern und Kindern, angeboren, und wenn man sie auf einer Lüge ertappt, so sind sie weit davon entfernt, sich zu schämen. Schmutzig sind sie bis zu einem unglaublichen Grade. Sie leiden alle an der Wasserscheu und waschen sich unter keiner Bedingung. Hände und Füße sind mit Schmutz bedeckt, so dick und alt, daß die natürliche Farbe derselben nur an einzelnen Flecken erscheint. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß solch ein Zustand der Haut dem Wachsthum und der Vermehrung jener hüpfenden Geschöpfe, von welchen ihr Körper buchstäblich wimmelt, sehr förderlich ist.

Die Weiber sind verhältnißmäßig kleiner als die Männer, aber sie haben Anlage zur Wohlbeleibtheit. Der alte Häuptling hatte vier Weiber, wiewohl er wahrscheinlich niemals Etwas von Mahomed und seinen häuslichen Gesetzen gehört hatte. Die übrigen Stammesmitglieder begnügten sich Jeder mit einem Weibe. Die Frauen bauen den Wigwam, suchen Brennholz und besorgen die Küche — wenn man ihre Wirthschaft so nennen kann; kurz, alle Mühe des Lebens fällt auf ihren Theil. Sie werden als Sklavinnen behandelt, aber in ihrer Dienstbarkeit können sie sich's sonst so bequem machen, als die Laune ihres respektiven Herrn und Gemahls es ihnen erlaubt. Die Männer malen und beschmieren Brust und Gesicht mit einer Art rother Erde. Auch Holzkohle wird als ein Verzierungsmittel gebraucht. Ihr Lieblingsstyl bei dieser Selbstdecoration besteht aus fantastischen Linien, wo eine rothe mit einer schwarzen abwechselt. Die Weiber machen sich womöglich noch häßlicher durch eine Schminke von Erde, Blut und Fett. Einige von ihnen würden gar nicht so übel sein, wenn sie ihr Aussehen durch diese widerlichen Schönheitsmittel nicht mit Gewalt verdürben.

Dieses Volk ist eben so sehr in seiner Moral, als in seiner Bildung zurück. Ihre Ausschweifungen halten mit ihrer Grausamkeit gleichen Schritt. Ich sah keine Person von beiden Geschlechtern, die ein hohes Alter erreicht hatte; der älteste Indianer, dessen ich mich erinnere, konnte nicht sechszig Jahr alt sein. Ihre grenzenlose Unmäßigkeit in jeder Art von Genuß tödtet sie rasch.

Ihr einziger Reichthum, außer ihren Hütten, besteht aus Pferden, von denen sie die meisten aus den benachbarten Spanischen und Chilienischen Niederlassungen gestohlen haben. Es sind kleine, halbwilde Thiere, mit rauhem, zottigem Haar, mager und elend und rechtes Rabenfutter.

Der Stamm, unter welchem ich mich befand, zählte etwa

tausend Mitglieder; der Häuptling ist der anerkannte König des Volks. Ob seine Macht erblich ist oder von Wahl abhängt, konnte ich nicht erfahren. In allen wichtigen Fragen ist seine Stimme entscheidend; aber seine Unterthanen nehmen sich große Freiheiten gegen ihn heraus und thun oft gerade das Gegentheil von dem, was er ihnen befiehlt. Bei dem Auftreten solcher democratischer Gelüste muß er dann oft zur Peitsche und nicht selten sogar zum Messer greifen, um sie einzuschüchtern. Arbeit und Mühe scheuen sie, wie den Tod. Sie gehen erst auf die Jagd, wenn nichts mehr zu essen da ist, oft auch erst dann, wenn der Hunger sie zu quälen beginnt. Dann ereignet sich's nun gelegentlich bei einer solchen Krisis, daß ein Sturm es ihnen unmöglich macht, auszugehen; und es ist in solchen Fällen nicht ungewöhnlich, daß sie zwei oder drei Tage leben müssen, ohne das Geringste über die Lippen zu bringen. Sie lernen nichts durch die Erfahrung, und bleiben ihr Lebenlang so dumm, wie die Kinder. Dabei sind sie feig und hinterlistig, begegnen ihrem Feind ungern im offenen Felde, sondern erstechen ihn am Liebsten hinterrücks und in der Dunkelheit, wenn er sich nicht wehren kann. Obgleich sie sehr abergläubisch sind und große Furcht vor Zauberei, Zeichen und Vorbedeutungen haben, so konnte ich doch nicht die geringste Spur von einem Götzendienst oder einer Idee von einem höheren Wesen, vor dem sie sich beugten, entdecken.

Ich gerieth unter dies Volk nicht mit den besten Vorbereitungen, um das rauhe Clima und die Drangsale der Gefangenschaft zu ertragen. Ich ging an's Land in meinem gewöhnlichen Matrosenanzug: dickem Oberrock, Hose, Schuhen und glasirtem Hut. Aber nun zu leben, ohne je das Zeug zu wechseln, ohne andere Bedeckung als ein Stück Guanacohaut auf dem kalten Erdboden zu schlafen und dazu all' die anderen Entbehrungen eines Lebens unter Wilden — das war in der That ein herber Gegensatz zu dem Leben auf meinem guten Schiffe. Allein ich härtete mich nach und nach ab, bis ich Kälte, Nässe und Sturm mit derselben stoischen Gleichgültigkeit, wie meine schwarzen Gesellen, ertragen konnte.

III.

Leben unter den Wilden.

Nach jener doppelten Täuschung, die ich im vorhergehenden Capitel geschildert, erhob ich mich, noch sehr angegriffen. Mein erstes Verlangen war frisches Wasser, denn ich spürte einen brennenden Durst. Nach langem, fruchtlosem Suchen ging ich an die Küste nieder, und schöpfte einen Trunk aus den salzigen Wogen. Auf's Neue wandelte mich die Lust zu einem Fluchtversuch an, doch ich war noch nicht weit gelangt, als plötzlich — der alte Häuptling vor mir stand. Ich sagte ihm (Gott verzeih' mir die Sünde!) ich hätte mich gerade nach ihm umgesehen. Seine einzige Antwort war, ich sollte mich hinter ihm auf's Pferd setzen. Ich bat um die Erlaubniß, ein wenig länger hier verweilen zu dürfen, aber sie ward mir verweigert. Alsdann bat ich, man möge mich nach Port Famine bringen. Nein; ich sollte nach „Holland" gebracht werden. Ich stieg hinter ihm zu Pferde und wir ritten den ganzen Tag lang in der Richtung von Cap Virgin. Zweimal vierundzwanzig Stunden hatte ich nun schon Nichts gegessen und Nichts getrunken, als Seewasser. Wir langten mit anbrechender Nacht auf einer Anhöhe an, von wo wir einen Blick über den neuen Lagergrund des Stammes hatten. Hier hielten wir, um die neue Anlage zu überschauen. Für sie mußte der Anblick wohl sehr schön sein; mir that das Herz dabei weh, doch gab ich mir Mühe, fröhlicher auszusehen, als ich war. Unten in einem Thale oder vielmehr in einer tiefen, marschigen Niederung, die mit langem Gras und Binsen bedeckt war, weidete eine unabsehbare Pferdeheerde; und weiter hinaus, in geringer Entfernung, war der Erdboden dicht mit Hütten bedeckt, welche schon aufgerichtet waren oder erst von weiblichen Architekten aufgerichtet wurden. Kinder in Schwärmen, gleich Sommerfliegen, und mit nicht viel künstlicheren Bedeckungen, als diese Insekten tragen, tummelten sich schreiend umher. Endlich stiegen wir in das rohe Dorf hinab; nachdem wir hin- und herlavirt hatten, erst zur Rechten und dann zur Linken, wie ein Schiff gegen den Wind, liefen wir glücklich an und warfen vor des Häuptlings Quartier Anker. Ich war froh, vom Pferd herunterzukommen, denn dies Skelett von einem Thier hatte mich ganz wund gerieben.

Jetzt nahm ich mir auf's Neue die Freiheit, einen Ausflug nach Port Famine vorzuschlagen, wobei ich ihnen anbot, allein zu gehen, wenn Niemand mich begleiten wollte. Der Häuptling sagte mir mit ungemeiner Würde, ich solle darüber kein Wort mehr ver-

lieren. Er würde mich mit nach „Holland" nehmen und dort Rum und Tabak bekommen.

Am dritten Tage, nachdem wir unser Lager hier aufgeschlagen, wurde der Stamm getheilt, und ich wurde mit einem von den Unterbefehlshabern des Häuptlings fort gesandt. Ein blutdürstigerer Schurke konnte in dem Stamm nicht gefunden werden. Wahrscheinlich hatte der Häuptling mich ihm übergeben, um von meinen oft erneuten Vorschlägen, Port Famine zu besuchen, befreit zu werden. Mein neuer Wächter ergötzte meine Ohren von Zeit zu Zeit mit der Geschichte seiner bis dahin ausgeführten Mordthaten, wahrscheinlich, um mir eine heilsame Furcht vor seiner Macht einzuflößen und meinen Respect vor seiner Gewalt zu erhöhen. Die Einzelnheiten seiner blutigen Abenteuer sind zu schrecklich, als daß ich sie hier wiederholen möchte.

Mit diesem Schuft reiste ich ungefähr zehn Tage. Er war ein harter Herr, obgleich ich nicht sagen könnte, daß er mich persönlich grausam behandelt hätte. Unser Leben war einförmig genug. Den größten Theil der Zeit, wo wir Rast machten, verschliefen wir; tranken reines Wasser, wenn wir solches bekommen konnten, aßen, was uns in den Weg kam und hungerten, wenn wir Nichts zu essen fanden. Am Ende dieser zehn Tage versammelte sich der ganze Stamm wieder an einem zuvor bestimmten Orte. Hier blieben wir mehrere Tage. Die Eingebornen beschäftigten sich ausschließlich mit Spielen, denn das war zugleich ihre Arbeit und ihre Erholung. Wenn die Forderungen ihres Magens zu laut und zu dringend wurden, um länger hinten angesetzt werden zu können, so gingen sie auf die Jagd und begannen ihr Spiel auf's Neue, wenn sie zurückgekehrt waren.

Ihre Spielkarten bestehen aus Stücken von Guanacohäuten, auf welche Hunde und eine große Menge anderer Thiere nebst verschiedenen mystischen Zeichen und Kritzeleien gemalt sind, wobei ein Stock als Pinsel und ein Gemisch aus Thon, Blut und Fett als Farbe gebraucht wird. Verschieden von den Spielern in mehr erleuchteten Ländern wird blos auf einer Seite gesetzt; und auf diese Weise verspielen sie ihre Sättel, Zügel, Messer und was sie sonst an tragbaren Gegenständen zum Hazardiren bei der Hand haben. Ja, ich habe sie oft in solcher Leidenschaft gesehen, daß sie die Mäntel von den Schultern ihrer Weiber rissen, und ihnen sagten, sie möchten sich gegen die Kälte schützen, wie sie könnten.

Aber wo war nun „Holland" geblieben? Sie sagten mir zuerst, daß wir es in vier Tagen erreicht haben würden, und schon waren mehr als zehn vergangen. Auf weitere Anfragen erwiderten sie, daß die Reise in sechs Tagen zu Ende sein würde. Wir brachen wirklich auf, aber wir waren sechzehn Tage unterwegs und noch

immer hatten wir es nicht erreicht. Je mehr wir vorwärts reisten, um so mehr schien es zurückzuweichen. Ich hatte längst bemerkt, daß kein wahres Wort daran sei; aber ich ward nicht müde, durch neue Fragen immer neue Lügen hervorzurufen, welche sie mit wunderbarer Leichtigkeit vorbrachten.

Nachdem der ganze Stamm sich vereinigt hatte, bat ich den alten Häuptling, mich wieder in seine Hütte und unter seine Obhut zu nehmen, worauf er einging. Ich fühlte mich bei ihm sicherer, als bei allen Anderen, und gab mir die größte Mühe, sein Wohlwollen zu erwerben. Zu diesem Ende machte ich ihm große Versprechungen von Dingen, die seine Begierde wecken oder seinen Appetit reizen konnten, ebenso verhieß ich ihm einen Ueberfluß von Zierrathen für seine Weiber und Kinder, wenn er mich nur zu irgend einem Orte, der von weißen Leuten bewohnt sei, bringen wolle. Auch auf seinen übrigen Haushalt dehnte ich diese Politik aus; unangenehm, wie mir die Arbeit auch war, zwang ich mich doch, seine schmutzigen Kinder zu liebkosen und ihnen zu erzählen, was für hübsche Sachen ich ihnen schenken wolle. Durch diese und ähnliche Demonstrationen schmeichelte ich mir, daß es möglich sei, mit dem alten Silberkopf auf friedlichem Fuße zu leben und seine Autorität für den Fall zu gewinnen, wo es vielleicht nöthig sein könne, sie anzurufen.

Und dieser Fall ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Es gab eine große Partei im Lager, die stets feindliche Gefühle gegen mich gehegt hatte; und ich fand es immer auf's Neue nothwendig, den Ausbruch ihrer Unzufriedenheit sowohl durch große Geschenke, „fällig und zahlbar" bei der Ankunft in irgend welcher weißen Ansiedelung, als auch durch die wunderbarsten Geschichten, gegen welche Münchhausen's Abenteuer harmlose Dinge waren, zu beschwichtigen. Man hatte ihnen bei unserer ersten Landung gesagt, daß ich der Capitain des Schiffes sei, und sie sahen mich demgemäß als eine um so werthvollere Bürgschaft an. Da ich ihnen die Capitains-Idee nicht aus dem Kopfe bringen konnte, so war es nothwendig, daß ich nicht aus der Rolle falle, meine eigene Wichtigkeit erhöhe und ihre Erwartungen steigere, so oft ich fand, daß ich in ihrer Gunst sank; kurz, daß ich ihnen begreiflich machte, welch' ein ungeheures Interesse sie hätten, mein Leben zu bewahren und mich nach „Holland" zu bringen. Außerdem aber mußte ich stets auf neue Unterhaltung für sie bedacht sein. Da ich gegen jede Entdeckung gesichert war, so erzählte ich ihnen die tollsten Geschichten aus Tausend und einer Nacht, als ob sie mir selber passirt seien, wodurch sie zuweilen einen großen Respect, ja etwas wie eine abergläubische Furcht vor mir bekamen. Sie saßen Stunden lang um mich herum, so aufmerksam wie die Kinder und hingen mit Ohr

und Auge an mir, während ich in gebrochenem Spanisch mit einigen aufgeschnappten indianischen Phrasen und ungeheuren Gesticulationen ihnen erzählte, wie ich durch die Luft geflogen sei, oder auf dem Meeresgrunde einige vergnügte Tage verlebte oder im feuerspeienden Berge Gold gesucht habe.

Aber das Alles war doch nicht von Dauer, ich hatte das feindselige Gefühl, welches gegen mich herrschte, wohl beschwichtigt, aber nicht vertilgt. Ich sollte dies leider bald gewahr werden.

Um die gewöhnliche Ruhestunde, als ich jeden Augenblick erwartete, daß man mir, gleich einem Hunde befehlen werde, mich in meinen kalten Winkel zu legen, erschien ein gigantischer, übelgelaunter Mann und tauschte, in einem gedämpften Tone, einige Worte mit dem Häuptling. Ohne ein Wort von ihrer Unterredung zu verstehen, konnte ich es doch an ihren Blicken sehen, daß sie mich betraf. Der Riese verschwand bald. Der Häuptling saß einen Augenblick schweigend, erhob sich dann und befahl mir, ihm zu folgen. Auf die Frage, wohin er mich denn führen wolle, gab er mir keine andere Antwort, als: „Komm mit!" Wir hatten nur eine kurze Strecke zurückgelegt, als ich eine Gruppe Indianer im Kreise herum sitzen sah. Der Anblick machte mein Blut gerinnen. Die schrecklichsten Ahnungen ergriffen mich. Es bedurfte keines Weisen, um mir die Bedeutung der Scene zu erklären. Der Todesring, von denen, welche an die Gestade der Wilden geworfen sind, so sehr gefürchtet, saß für mich. Das Unerwartete des Schlages machte ihn um so härter. Meine Gedanken schienen gelähmt und die Kräfte versagten mir. Während ich mich zu dem gefürchteten Ort hinschleppte, sandte ich ein stilles Gebet zum Himmel, mich zu beschützen, wenn es sein Wille sei, oder mir einen raschen Tod zu senden.

Als ich am Ring angekommen war, fand ich die Indianer niedergekauert auf dem Eis und Schnee; sie erwarteten uns mit ihren großen Messern und Hirschfängern unter ihren Tüchern — Waffen, welche sie nie tragen, außer wenn sie davon Gebrauch zu machen hoffen. Man hieß mich in den Ring treten und gab mir einen Platz in der Nähe des Häuptlings. Sogleich, als Alle sich gesetzt, begannen sie sich in ihrer Sprache zu unterhalten. Ihre Worte waren mir zum großen Theil unverständlich; aber der tödtliche Haß, der aus ihren Augen funkelte und sich in ihren Handbewegungen zu erkennen gab, ließ mir keinen Zweifel über den Sinn derselben. Ein Theil der Versammlung verlangte mein Leben; Andere schienen unentschlossen und sagten wenig; aber so viel ich unterscheiden konnte, ward kein Wort zu meinen Gunsten geäußert. Zuletzt begann der Häuptling seine Meinung zu entwickeln; ich hing an seinen Lippen und prüfte ängstlich sein Gesicht und seine Bewegungen.

Ich merkte, daß er dafür war, mich noch eine Weile länger am Leben zu lassen und mich als ein Mittel zu gebrauchen, um noch mehrere Andere meines Stammes in ihre Gewalt zu locken; er erinnerte sie an meine Versprechungen, an die Vorräthe von Rum und Taback, welche sie von mir erhalten würden, sowie an die Zierrathe für ihre Frauen und Kinder. Er war dafür, daß man erst die Beute zu erlangen suche, ehe man mich ein- für allemal abthue. Seine Bemerkungen waren anscheinend von vielem Gewicht für den Rath und übten einen besänftigenden Einfluß auf Alle. Jetzt, dachte ich, sei der Augenblick gekommen, wo ich ihnen begreiflich machen müsse, daß ich von einigem Gewicht in der Welt sei; ich bat darum, mir das Wort zu gestatten und bekam es. Darauf hielt ich eine Rede, welche, aus Spanisch, Englisch und Indianisch zusammengewürfelt, ihnen durch den Häuptling verdolmetscht ward, und deren Sinn war, daß ich eine Person sei, welche zu Haus nicht weniger bedeute, als ein Präsident, daß ich eine Menge von Dampf- und Segelschiffen, große und kleine Feuergewehre, Pistolen und Messer in beträchtlicher Anzahl besäße. Daß, wenn sie sich gut gegen mich benähmen, die Meinigen es gut vergelten; daß aber, wenn sie mir ein Leides thäten, so viel Männer aus Nordamerika kommen würden, als sie Haare auf dem Kopfe hätten, und einer jeden Mutter ihren Sohn tödten würden. Daß, wenn sie mich zu irgend einer weißen Niederlassung bringen wollten — ob es nun eine Amerikanische, Spanische, Englische oder Französische sei, — ich den Weißen befehlen würde, ihnen Rum, Taback, Mehl, Reis, Zucker und Thee zu geben. Alle weißen Männer müßten mir gehorchen und sie würden dadurch zu einem grenzenlosen Ueberfluß von schönen Dingen aller Art gelangen.

Es war auf einen Blick zu sehen, daß meine Rede einen großartigen Eindruck auf sie machte. Ihre Augen schienen sich vor Erstaunen zu vergrößern und die Grausamkeit ihrer Gesichtszüge verringerte sich. Sie beschlossen, mein Leben mir noch für einige Zeit zu lassen und sagten mir, sie wollten mich in einigen Tagen nach „Holland" bringen. Sie schmachteten nach den guten Dingen, die ich ihnen in Aussicht gestellt hatte; und ihre Gier konnte nicht anders befriedigt werden, als indem sie mich zu einer weißen Niederlassung brachten. Auf der andern Seite fürchteten sie, ich würde ihnen entlaufen, wenn sie das thäten, und obendrein beunruhigten die großen und die kleinen Feuergewehre ihre Einbildungskraft. Kurz, ich war ihnen ein lästiger Kunde, schlecht zu behalten und schlecht loszuwerden; sie zögerten daher, versprachen und schoben auf, und versprachen aufs Neue. Es half Nichts, sie zu drängen, und mir blieb Nichts übrig, als ihnen immer wieder zu sagen,

welch' ein mächtiger Mann ich sei, was sie durch schlechte Behandlung meiner Person wagten, durch gute Behandlung aber zu gewinnen vermöchten.

IV.

Patagonische Ehestandssachen und Tabacksmysterien.

Um diese Zeit sollte sich mir das Leben der Patagonier auch von einer neuen Seite zeigen. Eines Abends, da ich beim Dunkelwerden aus unserem Wigwam heraussah, bemerkte ich einen ungewöhnlichen Zusammenlauf von Indianern, ungefähr zweihundert Ellen weit entfernt. Es mochten ihrer fünfzig sein, die unter Anführung eines der größten Schurken vom ganzen Stamm sich befanden, und in der Richtung unserer Hütte vorwärts marschirten. Ich sprach mit dem Häuptling darüber, worauf er sich sogleich in den hintern Theil der Hütte begab und auf sein Bett niedersetzte, über welchem — an einem Holznagel — sein Hirschfänger hing. Er nahm diesen herunter, legte ihn quer über die Knie und faltete seine Arme. Ich sah, daß nicht Alles war, wie es sein sollte. In Voraussicht des Schlimmsten, was mir begegnen könnte, hatte ich — kurz zuvor — den Griff eines alten Messers, den ich unter den weggeworfenen Sachen des Häuptlings gefunden, mit einer gleichfalls aufgelesenen Klinge zusammengefügt; und diese Waffe trug ich seitdem mit des Häuptlings Erlaubniß. Ich legte mich nun neben ihm auf die Knie, und beschloß und bereitete mich vor, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, wenn der Haufe mit bösen Absichten gegen mich eintreten sollte. Inzwischen hatte sich die bunte Menge, von neuen Ankömmlingen vermehrt, der Hütte genähert, und umgab sie. Einige legten sich auf den Boden nieder, andere lugten durch die Ritzen der Wände. Alsdann redete Einer den Häuptling an und die Beiden unterhielten sich eine Zeit lang in einem gedämpften und unverständlichen, aber bestimmten und würdevollen Ton. Der Haufe da draußen schien sehr erregt und unterhielt ein fortwährendes Gesumme leiser aber rascher Unterhaltung. Ich fragte und sah um mich, mit einem aus Angst und Neugier gemischtem Gefühle, während der Häuptling einen einzigen Satz mehrmals in einem festen, befehlerischen, fast zornigem Tone wiederholte. Unruhig zu entdecken, um was es sich handle, ohne länger den Zweifel zu ertragen, der mich quälte, pochte ich

ihm vertraulich auf seine nackte Schulter, sagte, er habe ein gutes Herz und bat, er möge nicht leiden, daß die Indianer mir Böses thäten. „Geh Du schlafen," war seine Antwort, „kein Indianer kommt in dieses Haus heut Nacht!" Ich fragte, was sie denn wollten; aber keine Antwort erfolgte, er nahm seine geheimnißvolle Unterhaltung mit den Außenstehenden wieder auf. Der Gedanke an Schlaf war unter solchen Umständen eine Unmöglichkeit; ich lag mit offenen Augen, staunend über die seltsamen Vorgänge und nicht wenig erschreckt, aber die Hand an meine einzige Vertheidigungswaffe gelegt und eine günstige Gelegenheit abwartend, noch einmal eine Frage zu thun. Der Häuptling wandte sein Haupt, und da er meine Wachsamkeit bemerkte, wiederholte er in einem ärgerlichen Tone, ich solle schlafen. Das war zu viel; und indem ich meine Arme um seinen schmutzigen Nacken schlang, seine Brust streichelte und mit einem so unschuldigen Blicke, als möglich, ihm in die Augen sah, bat ich ihn, mir zu sagen, was diese Männer wollten? „Wollen sie mein Leben?"

„Die Männer wollen Dir Nichts zu Leide thun," sagte er. „Indianer will ein Mädchen zum Weibe; armer Indianer, sehr armer; hat keine Pferde, noch sonst Etwas. Ich will ihm nicht geben das Weib."

So rasch jedoch konnte ich meinen Argwohn nicht aufgeben; es war mir unmöglich, eine solche Schreckensscenen mir also zu erklären. Ich fürchtete, es sei eine reine Erdichtung, um mich zu beruhigen; aber da er jetzt mehr zur Mittheilung geneigt schien, so verschluckte ich meinen Zweifel und fragte ihn weiter. „Was sagt der arme Indianer?"

„Sagt, er will stehlen viele Pferde, wenn wir dahin kommen, wo Pferde sind; sagt, er will geben den Weibern viel Fett. Sagt, er ist ein guter Junge — guter Dieb."

Dieses hohe Selbstlob schien jedoch von den Andern nicht anerkannt zu werden; der Häuptling nannte ihn im Gegentheil einen schläfrigen Milchbart von einem Jungen — er sei durchaus kein Dieb; er sei Einer, der in seinem ganzen Leben kein Pferd stehlen würde. Diese Meinung, die der Häuptling mir mittheilte, wiederholte er den Andern, und schloß damit, daß der betreffende Indianer ein armer Taugenichts sei, der das Weib nicht haben solle. Nach einigem Hin- und Herreden und Murren zerstreute sich der Haufe und verlief sich.

Ich erfuhr, auf weitere Nachfrage, daß ohne die Einwilligung des Häuptlings keine Heirath gestattet sei; und daß, nach seiner Meinung kein Indianer, der nicht ein vollendeter Schuft, ausgelernter Pferdedieb und erfahrener Jäger sei, sich ein Weib nehmen dürfe. Er sagte, daß wenn überhaupt noch Etwas aus einem solch

Ende der Hütte warf. Dieser letztere Meinungsausdruck war entscheidend und sie hielt ihren großen Mund für den Rest der Nacht. Es folgte eine lange Pause, und ohne ein weiteres Wort legten wir uns nieder. Aber das Gewissen des alten Heiden schien ihm keine Ruhe zu lassen. Sein Schlaf war unruhig und früh am anderen Morgen begab er sich zu der Hütte des jungen Paares und hatte eine lange Unterredung mit ihnen, deren Ende war, daß dasselbe noch an demselben Tage mit Sack und Pack zu dem älterlichen Wigwam zurückkehrte und in demselben seinen Wohnsitz aufschlug.

Wie schon früher bemerkt, konnte ich nie wahrnehmen, daß die Indianer ein höheres Wesen anerkannten oder verehrten. Der einzige Gebrauch, welcher eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Religionsübung hatte, hing mit einem Ding zusammen, von welchem wir nicht denken sollten, daß man es für anbetungswürdig halten könnte, nämlich mit einer Tabackspfeife! Die einzige Gelegenheit, bei welcher die Indianer einen Anschein von Andacht entwickelten, war beim Rauchen. Es mag vielleicht eine Folge der Berauschung gewesen sein, die der Genuß von starkem Taback hervor bringt; aber der Leser mag selber urtheilen.

Eine Gruppe von einem Dutzend oder mehr versammelt sich, zuweilen in einem Wigwam, zuweilen in der freien Luft. Eine Steinpfeife wird mit den Abschnitzeln eines Holzes, welches gelbem Ebenholz gleicht, und etwas fein geschnittenem Taback gefüllt. Dann legt sich die Gesellschaft im Kreis herum, platt auf ihre Gesichter, wobei die Mäntel bis über den Kopf gezogen sind. Die Pfeife wird angezündet. Einer nimmt sie in den Mund und athmet so viel Rauch ein, als er schlucken kann. Dann nehmen sie die Andern nach der Reihe, bis Alle befriedigt sind. Während aber nun der zweite Raucher seinen Zug thut, beginnt der erste ein Grunzen und Stöhnen, welches eine Art von grauenhafter Melodie bildet, nickt dabei mit dem Haupte und läßt den Dampf langsam aus den Nasenlöchern wieder entweichen. Das Stöhnen wird, je weiter die Pfeife wandert, um so allgemeiner und lauter, bis es in ein schreckliches Geheul ausartet, welches Menschen und Vieh erschrecken könnte. Der Lärm stirbt allmählig dahin. Sie bleiben eine Weile still und Jeder thut einen Zug Wasser. Dann folgt eine andere Pause, welche mit dem tiefsten und ehrfurchtsvollsten Ernste eingehalten wird. Zuletzt stehen Alle auf und entfernen sich langsam. Ich fragte nie nach einer Erklärung dieser eigenthümlichen Scene. Das Geheimniß, mit welchem wilde Stämme ihre religiösen Gebräuche umgeben und ihr Unwille bei jeder unheiligen Neugier schreckte mich ab, Forschungen anzustellen; und so kann ich nur erzählen, was ich gesehen habe, nicht aber sagen, was es bedeutete, obgleich ich nicht zweifle, daß es eine religiöse Tendenz hatte.

drein ein ausgezeichneter Jäger, dessen Weib niemals Fleisch zum Essen und Fett zur Bemalung des Leibes entbehren solle. Der unerbittliche Häuptling wurde jetzt ärgerlich und sagte ihm, er sei ein armer Teufel und sollte machen, daß er fortkomme. Er wollte Nichts mehr von der Sache hören.

Der Bittsteller, als ein letztes Mittel, wandte sich an die Schönen selbst und bat sie, ihn und seine Bewerbung anzulächeln unter Zusicherung einer großen Quantität von Fett, wenn er mit seinen Hoffnungen reussiren würde. Dieser letzten Aussicht war sie unfähig zu widerstehen; sie ersuchte nunmehr ihren Vater, ihre Verbindung zu segnen. Aber der hartherzige Cannibale ward sehr wüthend und schimpfte entsetzlich, sowohl auf den Bewerber als auf seine Tochter. Nun legte sich die Mutter in's Mittel und bat ihn, nicht so zornig gegen das junge Volk zu sein, sondern sich artiger und besonnener gegen sie zu benehmen. Sie ließ sogar ein Wort darüber fallen, daß er den jungen Mann Unrecht gethan habe. Er möchte vielleicht doch ein brauchbarerer Mensch sein, als man von ihm glaube. Er möchte — denn wer kann für die Zukunft bürgen? — vielleicht doch noch ein ganz guter Dieb werden, viele Pferde besitzen und sich als eine durchaus würdige Parthie für ihre Tochter zeigen. Der alte Häuptling hatte sich bis jetzt beherrscht, nun aber übermannte ihn die Wuth. Er stand auf, ergriff das Lager seiner Tochter und warf es nebst Allem, was ihr gehörte, zur Thür hinaus. Dann befahl er ihr, ihren Gütern auf der Stelle zu folgen, und mit diesem Segen schied sie von ihrer väterlichen Hütte, lächelnd, — wahrscheinlich im Vorgenuß des Fettes und der andern Luxusgegenstände, welche ihr Freier ihr in so verschwenderischer Fülle verheißen. — Nachdem sie aus der Hütte getreten war, las sie ihre Sachen auf und begleitet von der Mutter, verschwand der Brautzug.

Der Häuptling saß auf seinem Pferdehautlager mit untergeschlagenen Beinen, und sah wüthend genug aus. Alsbald kehrte die Braut mit ihrer Mutter zurück und nun begann die zweite Scene. Der Häuptling sah sie nicht so bald wieder, als ein Laut — Etwas zwischen einem Grunzen und einem Heulen, aber mehr das Letztere und in einem entschiedenen crescendo — einen frischen Wuthausbruch anzeigte. Als das Heulen des Häuptlings seine Höhe erreicht hatte, sprang er auf, und sein Weib an den Haaren ergreifend, schleuderte er sie heftig auf den Boden und schlug sie mit beiden Fäusten, bis ich glaubte, er würde jeden Knochen in ihrem Leibe zerbrochen und sie in eine Masse von Gallerte verwandelt haben. Die Prügelscene endete und sie erhob sich mit einem Gemurmel, das ihm nicht gefiel. Allsogleich hatte sie wieder einen Schlag an den Kopf, der sie taumelnd an das entgegengesetzte

Ende der Hütte warf. Dieser letztere Meinungsausdruck war entscheidend und sie hielt ihren großen Mund für den Rest der Nacht. Es folgte eine lange Pause, und ohne ein weiteres Wort legten wir uns nieder. Aber das Gewissen des alten Heiden schien ihm keine Ruhe zu lassen. Sein Schlaf war unruhig und früh am anderen Morgen begab er sich zu der Hütte des jungen Paares und hatte eine lange Unterredung mit ihnen, deren Ende war, daß dasselbe noch an demselben Tage mit Sack und Pack zu dem älterlichen Wigwam zurückkehrte und in demselben seinen Wohnsitz aufschlug.

Wie schon früher bemerkt, konnte ich nie wahrnehmen, daß die Indianer ein höheres Wesen anerkannten oder verehrten. Der einzige Gebrauch, welcher eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Religionsübung hatte, hing mit einem Ding zusammen, von welchem wir nicht denken sollten, daß man es für anbetungswürdig halten könnte, nämlich mit einer Tabackspfeife! Die einzige Gelegenheit, bei welcher die Indianer einen Anschein von Andacht entwickelten, war beim Rauchen. Es mag vielleicht eine Folge der Berauschung gewesen sein, die der Genuß von starkem Taback hervor bringt; aber der Leser mag selber urtheilen.

Eine Gruppe von einem Dutzend oder mehr versammelt sich, zuweilen in einem Wigwam, zuweilen in der freien Luft. Eine Steinpfeife wird mit den Abschnitzeln eines Holzes, welches gelbem Ebenholz gleicht, und etwas fein geschnittenem Taback gefüllt. Dann legt sich die Gesellschaft im Kreis herum, platt auf ihre Gesichter, wobei die Mäntel bis über den Kopf gezogen sind. Die Pfeife wird angezündet. Einer nimmt sie in den Mund und athmet so viel Rauch ein, als er schlucken kann. Dann nehmen sie die Andern nach der Reihe, bis Alle befriedigt sind. Während aber nun der zweite Raucher seinen Zug thut, beginnt der erste ein Grunzen und Stöhnen, welches eine Art von grauenhafter Melodie bildet, nickt dabei mit dem Haupte und läßt den Dampf langsam aus den Nasenlöchern wieder entweichen. Das Stöhnen wird, je weiter die Pfeife wandert, um so allgemeiner und lauter, bis es in ein schreckliches Geheul ausartet, welches Menschen und Vieh erschrecken könnte. Der Lärm stirbt allmählig dahin. Sie bleiben eine Weile still und Jeder thut einen Zug Wasser. Dann folgt eine andere Pause, welche mit dem tiefsten und ehrfurchtsvollsten Ernste eingehalten wird. Zuletzt stehen Alle auf und entfernen sich langsam. Ich fragte nie nach einer Erklärung dieser eigenthümlichen Scene. Das Geheimniß, mit welchem wilde Stämme ihre religiösen Gebräuche umgeben und ihr Unwille bei jeder unheiligen Neugier schreckte mich ab, Forschungen anzustellen; und so kann ich nur erzählen, was ich gesehen habe, nicht aber sagen, was es bedeutete, obgleich ich nicht zweifle, daß es eine religiöse Tendenz hatte.

V.

Lagerleben und Löwenjagd.

Bei unſerem nächſten Halt lagerten wir in einem tiefen ſumpfigen Thale. Das Wetter war kalt und ſtürmiſch; Regen, Schnee, Schloſſen und Hagel fielen wechſelweis, aber ohne daß ſie ſich lange über der Erde hielten. Furchtbare Windſtöße fegten zuweilen das Lager, ſo daß die Wigwam's zitterten. Unſer altes Quartier hielt dem Sturme tapfer Stand; aber es regnete gewaltig durch. Ich ward mehrfach durch einen Strom kalten Waſſers, welcher unter meinem Bette hinlief, aufgeweckt. Vergeblich ſchüttelte ich das Dach, um es von ſeiner Waſſerbürde zu erleichtern, und die Haut, auf welcher ich lag; ehe ich mich noch wieder hingeſtreckt hatte, war ſchon eine neue Ueberſchwemmung da. So ging die Nacht hin, naß, kalt und ſchlaflos. Nach Tagesanbruch ſtand ich auf und verſuchte zwei Stunden lang mich durch Hin- und Hertraben wieder zu erwärmen. Alsdann wurde Feuer angezündet, und die Dinge bekamen ein freundlicheres Anſehen.

Gleich im Anfang meiner Gefangenſchaft hatten ſowohl der Häuptling, als verſchiedene andere Indianer ein Auge auf meine Kleider geworfen und mich zu einer Theilung derſelben zu veranlaſſen geſucht. Sie brauchten keinen Zwang, aber alle Arten von Liſt. Es ſchien, als bildeten ſie ſich ein, ein weißer Mann könne ganz ohne Kleidung gehen. Ich erklärte ihnen, daß es für mich, der ich von Jugend auf gewohnt ſei, Kleider zu tragen, ganz unmöglich ſei, mein Zeug gegen ihre Felle zu vertauſchen, ohne Gefahr für mein Leben. Wenn ich aber, ihren Wünſchen nachgebend, mein Leben verlieren ſollte, ſo würden ſie zugleich ihr Löſegeld einbüßen. Dieſer Grund erwies ſich als ſchlagend; ſo ſehr ſie auch eine Neigung für meine Garderobe hatten, ſo war doch ihr Verlangen nach Rum und Taback noch größer und ſo ließ man mir den dürftigen Reſt meiner, mit jedem Tage ſchlechter werdenden Kleidung.

Der Sturm hörte zwei Tage und zwei Nächte lang nicht auf; am dritten klärte ſich der Himmel. Gegen Mittag nahm ich eine Verſammlung von Indianern wahr, welche in ihrem Kauderwelſch lebhaft mit einander discurſirten, und beim Nähergehen erfuhr ich, daß man ein Pferd tödten wolle, und das war jedesmal etwas Außerordentliches und erheiſchte viel Feierlichkeiten. Als ich den Platz erreicht hatte, ſtand ein armes, altes Vieh, dünn und lahm, mit einem Strick um den Hals, von fünfzig Indianern umgeben.

Die Indianerinnen sangen in einem tiefen Tone: „Ye! Ye! Yup! Yup! Lar lapuly, hapuly!“ mit Wiederholungen, die unerträglich wurden und mich in einige Ferne verscheuchten. Die Vorderbeine des Kleppers wurden fest zusammengebunden, ein gewaltiger Stoß warf ihn zu Boden, und mit einem Messer wurde er darauf rasch vom Leben zum Tode gebracht, von dem er, nach dem Gesetze der Natur, so wie so nicht mehr sehr weit entfernt gewesen. Bald nach unserer Rückkehr in den Wigwam wurde eine starke Portion des Leichnams in unser Quartier gesandt und aufgehängt, um unsere nächsten Mahlzeiten zu gewähren. Nachdem die Frauen, mit Hülfe der Zähne, es gehörig zugerichtet und gedörrt hatten, ward es aufgetragen — meine einzige Wahl, wenn ich nicht verhungern wollte.

Früh am anderen Morgen rissen wir unsere Zeltpflöcke aus dem Boden, machten uns auf den Marsch und schlugen, nach einer Tagereise unser Lager in einer Gegend auf, die nicht besser war, als die andere, welche wir verlassen hatten. Die Indianer verbrachten, wie immer, ihre Zeit mit Spielen und kämmten einander, zur Abwechselung, die Haare mit einem Instrumente, welches aus steifen, trockenen Wurzeln zusammen gebunden ist. Der Operateur bekam zur Belohnung das Wild, welches auf dieser Jagd gewonnen wurde.

Eines Abends saß unser Familienzirkel rund um ein Feuer, welches große Rauchwolken, von denen jede einzelne hingereicht hätte, einen civilisirten Menschen zu ersticken, entsendete, die mich in den hinteren Theil der Hütte trieben, wo ich — wie gewöhnlich — platt mit dem Gesicht auf dem Boden lag. Eine von des Häuptlings Frauen schimpfte auf mich, wie sie dies gewöhnlich that, wenn sie Nichts besseres zu thun hatte, und eine zweite stimmte als Chorus mit ein. Eine Dritte zerbrach die Knochen eines Guanaco, damit ihr Sohn Cohanaco das Mark essen könne. Die vierte und letzte von den Frauen bereitete ein Stück Fleisch für das Abendbrod zu, indem sie es auf eine Gabel in den Rauch pflanzte. Zwei Söhne waren, wie gewöhnlich, mit Nichtsthun beschäftigt, außer daß sie gelegentlich um ein Bischen Mark bettelten und ihre schmutzigen Beine, zur Zerstreuung, mit einem Messer schabten. Etliche Zwischenspiele und mancherlei Unfug füllte die Pausen aus. Der alte Häuptling, welcher schweigend bis dahin der Scene zugeschaut hatte, begann nun in einem leisen, murmelnden Tone mit einem seiner Weiber zu sprechen. Sie war eifrig mit der Röstgabel beschäftigt und studirte den Proceß des Durchräucherns; aber auf die Bitte ihres Gemahls verließ sie das Feuer und nahm aus ihren Geräthschaften einen scharfen Nagel, der gleich einer Schusterahle in einem hölzernen Griff befestigt war. Der

Häuptling streckte sich auf den Grund, das Gesicht niederwärts, — eine wundärztliche Operation war im Anzuge. Aber was sollte geschehen? War der Häuptling aufgeborsten, gleich einer reifen Frucht, und sollte nun zugenäht werden? Ich hob mich langsam in die Höhe, um besser sehen zu können. Das große, schwarze, von Fett glänzende Ungeheuer lag in voller Länge ausgestreckt, und sein Weib stach ihm mit dem Instrument in die Haut und durchbohrte ihn so lange, bis eine Anzahl von Löchern gemacht war, aus welche Blut tröpfelte. Ich fragte nach der Bedeutung dieser Operation, und der Häuptling erwiderte mir, daß er Rückenschmerzen habe, und daß dieses das beste Mittel dagegen sei. Blutlassen ist, wie es scheint, kein Monopol der Facultät. Ich sagte ihm, daß wir in unserm Lande eine Flüssigkeit anwendeten, die Opodeldoc heiße, und versprach ihm, solche zu geben, wenn wir nach „Holland" kämen. Dies ward sogleich auf die Liste meiner Reizmittel, um ihm zur Reise in jenes mysteriöse Land zu bewegen, gesetzt.

Auf dem nächsten Halteplatz wurden meine Dienste in einem mir bis dahin ganz neuen Departement verwendet. Eines Vormittages, als ich zwischen den Wigwams herumspazirte, rief der Häuptling mich bei dem Namen, welchen er mir mit schwachem Anklang an meinen wirklichen beigelegt hatte: „Arke-Bony!"

Beim Eintreten schien er sich in leisen, gurgelnden Tönen mit seiner jüngst verheiratheten Tochter zu unterhalten, welche während des Gesprächs mit ihrer Hand durch das zottige Haar ihrer jungen vorhochzeitlichen Hoffnung fuhr. Es mußte mit den Haaren dieses Jünglings nicht ganz richtig sein, und es ward mir augenblicklich klar, daß mir aus diesen Quartieren etwas Unangenehmes drohe. Der Häuptling löste meinen Zweifel auch sogleich durch den Befehl, einen Theil des Haarzottels abzuschneiden. Ich machte den Einwand, daß es mir an einem Instrumente fehle, worauf die Mutter eine alte Scheere zum Vorschein brachte, welche zuvörderst durch eine Pfeile geschärft werden mußte. Alsdann machte ich mich an meine Arbeit und verrichtete sie so rasch und mit so freundlichem Gesicht, als möglich; und so ward ich Friseur bei den Patagoniern und dachte darüber nach, welche Prüfung weiter kommen würde?

Bald darauf brachen wir die Lager wieder ab und zogen über den Gallego-Fluß, ein leichtes Gewässer, durch welches unsere Pferde wateten. Der Strom in der Mitte war reißend und führte viel Treibeis mit sich. Halbweges stutzte mein Pferd, stellte sich auf die Hinterbeine und warf mich ins Wasser. Das größte Unglück dabei war, daß das Glas meiner Uhr zerbrach. Diese hatte ich bis jetzt aufs Sorgfältigste verheimlicht, als mein letztes Mittel,

die Wilden zu amüsiren, wenn alles Andere erschöpft sein sollte und Erinnerung und Erfindung keine Geschichten mehr aufbieten konnten, wenn die Versprechungen fadenscheinig von Wiederholungen geworden seien, und die steten Befürchtungen von Größe und Macht in der Heimath ihren Zauber durch die factischen Beweise gegenwärtiger Schwäche und Demüthigung verloren haben würden.

Wir — d. h. ich und mein alter Gaul — strauchelten eine Weile im Wasser herum, bis das Pferd, welches auf mir lag, sich erhob und ich seinem Beispiel folgen konnte. Wir gingen von Wasser triefend und vom unbändigen Gelächter des ganzen Trupps empfangen, ans Land. Nachdem ich auf meiner Rosinante wieder festen Fuß gefaßt, ging die Reise weiter. Unser Weg ging den Fluß hinunter zum Atlantischen Ocean. Die Jagd fiel unglücklich aus und so mußten wir ohne Abendessen und ohne Hoffnung auf ein Frühstück schlafen gehen. Ein kleines Feuer ward angezündet, aber meine Kleider froren mir fast am Leibe fest. Der nächste Morgen war stürmisch. Erst gegen Nachmittag ward es heller, und nun zogen die Indianer aus, um etwas Nahrung zu suchen. Meine einzige Erfrischung, bis sie heimkamen, war ein bischen Fett, welches uns von den Weibern mit ihren schmutzigen Daumen aus einer Straußenhaut herausgekratzt wurde. Diese Haut war so schwarz, daß ihr Stammbaum — ob Strauß, Guanaco oder Pferd — ein unlösbares Räthsel für Den gewesen sein würde, der sie recht sehen gekonnt hätte; aber Hunger kennt wie Noth kein Gebot, und gierig verschlang ich, was ich vor ein paar Monate wohl noch für zu schlecht gehalten haben würde, um meine Schuh damit zu schmieren. Die Männer kamen mit einigen erlegten Straußen und Stinkthieren heim. Der Häuptling empfing als seinen Antheil am Jagdertrage eines von den letztgenannten Vierfüßlern. Die Eigenschaften, welche — durch den Namen des Thieres angedeutet — auf die Nase wirken, sind nicht geeignet, günstige Vorurtheile für dasselbe als Nahrung zu erwecken; aber ich war glücklich über meine Portion und ließ Nichts von derselben übrig.

Während der drei Tage, welche wir hier lagerten, brachte ich endlich die lang verheimlichte Uhr ans Licht. Ich sah, daß es nicht möglich sei, sie noch zu verbergen, und gab dem Häuptling die Uhr. Sein Vergnügen daran war sehr groß. Ich zog sie auf und hielt sie an sein Ohr. Er war bei dem unerwarteten Klang so entzückt, wie es bei uns die Kinder zu sein pflegen, wenn wir ihnen eine Uhr zeigen. Ich erklärte ihm den Gebrauch und Nutzen derselben, aber er hatte für nichts Sinn, als für ihren Tick-Tack. Das Zerbrechen des Glases ward erklärt und ich sagte, es solle ein neues darauf gemacht werden, sobald wir „Holland" erreicht hätten —

ein anderes Reizmittel, um unsere Reise dorthin zu beschleunigen.

Als der Häuptling endlich sein Vergnügen an dem tickenden Spielzeug gehabt hatte, gab er mir die Uhr zurück. Ich wickelte sie sorgfältig in die Haut eines Füllens, welche zu ihrer Aufnahme bereitet ward, nachdem ich sie meinem gütigen Gastfreunde zum Geschenk gemacht hatte, und so ward sie, neben andern Werthsachen an einen Pflock in der Hüttenwand aufgehängt, dicht bei dem Platz, wo seine Hoheit zu ruhen gewohnt ist. Sie sollte jedoch nicht lange daselbst verbleiben. Ich mußte sie wieder herunter langen und an die Ohren eines jeden Indianers halten, die unsere Wigwam beehrten. Vierzigmal jeden Tag mußte sie mindestens ihren Platz verlassen, bis ich meines Amtes als Taschenspieler und Guckkastenmann so überdrüssig ward, daß ich die Uhr auf den Grund der See wünschte. Die Indianer, während sie auf ihren Klang lauschten, nahmen jede Stellung schweigenden Erstaunens ein, ihre Augen erweiterten sich, ihre Gesichter klärten sich in jeglichem Zuge von Wundern des Entzückens auf, und dann brachen sie in ein Gebrüll heiseren Gelächters aus, dessen Ton seltsam mit der kindlichen Einfalt ihres Benehmens contrastirte. Das Geschäft war überaus langweilig, und doch ward es mir dabei klar, daß eine neue und fast unbegrenzte Macht über mein künftiges Schicksal in dieser kleinen Maschine verborgen sei. Es hatte den Häuptling ganz befangen gemacht und erfüllte den ganzen Stamm mit einem Grauen, als wäre es die Ruthe eines Zauberers. Ob es nun aber Gutes oder Schlimmes für mich bedeute, war noch die Frage. —

Unser nächster Marsch ging in einer west-nord-westlichen Richtung; und während desselben hatten wir nicht blos eine große Fülle von gewöhnlichem Wild, sondern begegneten auch einen jungen Löwen und erlegten ihn. Es war der erste lebendige, den ich in diesem Lande sah, obwohl ich Löwenhäute genug im Besitz der Indianer gesehen und viele Geschichten von der Löwenjagd gehört hatte. Dieser Löwe war noch ganz jung und von der Größe eines sechs Wochen alten Kalbes. Ich ritt an der Seite des Häuptlings über ein Stück niedrigen Buschlandes, als die Hunde ein Zeichen gaben, daß sie etwas Ungewöhnliches witterten. Wir machten Halt und der Häuptling rief den Hunden zu: „Tschju! Tschju!“ Sie waren wie der Wind fort, jagten durch die Büsche hin und her, bellten wüthend und jagten das Thier bald aus seinem Versteck. Andere Indianer, etwas entfernt, nachdem sie sich überzeugt hatten, was vorgehe, hetzten ihre Hunde gleichfalls auf das Wild. Die Jagd begann. Pferde, Reiter und Hunde von allen vier Weltgegenden eilten zu dem Schauplatz derselben heran mit einem Halloh,

Gebell und Geheul, das hingereicht hätte, jeden unsophistischen Löwen um seinen Verstand zu bringen. Einige jagten in gestrecktem Galopp dahin, um ihm den Rückweg abzuschneiden, während die Andern, baarhäuptig, in ihren Sätteln vorwärts gelehnt, die „Bolas" um ihren Kopf schwenkten und den Löwen dazu trieben, sich in Verzweiflung gegen die Hunde zu kehren. Einige von diesen ergriffen die Flucht, Andere aber — die Gelegenheit abpassend — sprangen ihm auf den Rücken und hauten ihre Zähne ihm ins Fleisch. Er fegte sie mit einem einzigen Streich seiner Tatze hinweg, als ob sie Fliegen seien, und begann aufs Neue seinen Rückweg zu versuchen. Ab und an ward die „Bolas" nach ihm geschleudert, ohne daß man ihn gefesselt oder seine Wildheit gebändigt hätte. Die Indianer drängten mittlerweile sich enger um ihn zusammen; die Schlacht ward heftiger; seine ganze Kraft mußte das Thier aufbieten. „Tschju! Tschju!" brüllten die Wilden; die zerstreuten Hunde und Pferde erneuten den Angriff, und nach einem harten und ungleichen Kampfe ward das Thier endlich bezwungen und durch die Masse der Indianer getödtet. Ich hatte mich in der Nähe gehalten und ritt nun zu dem erlegten Löwen, welcher unter dem Geheul der verwundeten Hunde und dem prahlerischen Gelächter der Indianer verendete. Es war ein schönes Thier, mit sanfter, glatter, silberhaariger und schwarzgesprenkelter Haut. Der Kopf hatte eine allgemeine Aehnlichkeit mit der einer Katze, das Auge war groß und voll und blitzte von Wildheit.

Nachdem die Indianer ihr Wild hinlänglich besehen, beschwatzt, belacht, sich selber Glück zu der Beute und dem raschen Siege gewünscht hatten, ward der Körper auf ein Pferd gebunden und die Jäger zerstreuten sich wieder über das Land. Auch einige Strauße wurden noch aufgetrieben. Der Häuptling zog seine Bolas hervor, gab seinem Pferde die Sporen und jagte davon. Sein Mantel fiel ihm von den Schultern; sein langes, schwarzes Haar (so steif, daß jedes für sich nach einer andern Richtung hin stand) rauschte im Winde, sein scheußlich bemaltes Gesicht sah dem eines Teufels nicht unähnlich, und rasend über seinem Haupte schwang er sein tödtliches Wurfgeschoß. Plötzlich schleuderte er es gegen einen der aufgeschreckten Vögel, wobei er aufrecht im Sattel sitzen blieb, um die Wirkung des Wurfes abzuwarten. — Plötzlich blieb sein Pferd stehen. Er stieg rasch herab, faßte den gefesselten Vogel an den Hals, und drehte ihn so lange um sich herum, bis derselbe todt war. Als ich herankam, legte er den großen Vogel auf mein Pferd, stieg wieder auf und machte auf einen zweiten Jagd. Auch dieser wurde erlegt und auf mein Pferd geworfen, während Andere Guanaco's verfolgten, bis wir Beute genug hatten. Dann ritten wir in ein Dickicht, machten ein Feuer und brieten und verzehrten einen

Theil des Raubes. Die Ueberbleibsel des Mahles und der Rest des Wildes wurden zusammengepackt und der ganze Trupp setzte sich auf's Neue in Bewegung.

VI.

Aerztliche Studien und der verhängnißvolle Ring.

Der Häuptling hielt gelegentlich von seiner Wigwamthür aus Reden an seine Unterthanen, in welchen er ihnen unveränderlich die Pflicht einschärft, zu jagen und ihren Frauen Fleisch und Fett zu verschaffen. Es war bei diesen Thronreden niemals ein Zuhörer sichtbar; denn seine Lieben und Getreuen betrachteten dieselben als eine entschieden langweilige und überflüssige Unterhaltung, und wenn Einer von ihnen zufällig vorbeiging, so versteckte er sich ganz gewiß in die nächste Hütte, bis die Plage vorbei war. Aber die lederartigen Lungen des Redners konnten nicht verfehlen, seine Stimme in den benachbarten Wigwams hörbar zu machen. Kurz, seine oratorische Vorstellung glich mehr den offiziellen Anreden republikanischer Präsidenten, als denen seiner königlichen Vettern in Europa; sie währte niemals unter einer Stunde. Im Styl glich sie den Straßenrufen eines Kärrners. In monotonem Gerassel brachte er seine langen Sätze zu Ende, um darauf jeden Widerspruch durch mehrfach wiederholtes: „Camole! Camole! Camole!“ herauszufordern, worauf er eine Pause machte. Aber Niemand dachte daran, ihm zu widersprechen, und so begann er seine Geschichte wieder von vorn in endlosen Wiederholungen. Nachdem ich einmal seinem Vortrage sehr geduldig gefolgt war, applaudirte ich in meiner Seele dem Geschmack seiner Unterthanen, so weit als möglich aus dem Bereich seiner Stimme zu entfliehen.

Eines Nachmittags, als ich mich sehr darnach sehnte, aufzubrechen — denn jede Vorwärtsbewegung fachte den glimmenden Funken der Erlösung an — benachrichtigte mich der Häuptling, daß wir heute liegen bleiben würden. Das Kind seiner Tochter war krank geworden, und sogleich ward ein Bote abgesandt, um einen Heilkundigen zu rufen. Der Arzt kam bald an, bewaffnet mit zwei kleinen Paqueten, welche in ein Stück Fell gewickelt waren, etwa einen Fuß lang und drei Zoll im Durchmesser. Ich dachte, es seien seine Medizinkasten. Er trat gravitätisch ein, legte die Paquete nieder, und kauerte neben der Mutter, welche den kleinen

Patienten auf dem Arme hatte, auf dem Boden nieder. Was seine Krankheit auch sein mochte, seine Lungen schienen nicht affizirt zu sein; er schnaufte wie ein junger Büffel. Eine Zeit lang ward kein Wort gesprochen, während der Doctor ihm immer ins Auge sah. Dann verordnete er eine Waschung — nicht mit heißem Wasser, sondern mit einem aus Lehm gemachten Mörtel. Der Lehm ward gebracht, die besorgte Mutter bereitete ihn mit beiden Händen zu, spuckte hinein, um ihm die erforderliche Feuchtigkeit zu geben; und nachdem er auf diese Weise zu einer Art dicker Farbe zugerichtet worden war, beschmierte sie den kleinen Kerl damit, der davon ein höchst originelles Ansehen bekam. Diese Salbung war offenbar nicht nach seinem Geschmack; denn er stieß ein so schrilles und anhaltendes Geschrei aus, daß er bald außer Athem war. Dann wurden die Medizinkästen geöffnet, aber an Stelle von Heilkräutern ward blos ein Bündel von Straußensehnen und eine Rassel darin gefunden, acht bis zehn Zoll lang. Der Arzt begann die Sehnen zu entwirren und murmelte dabei kaum hörbar. Dies währte ungefähr fünf Minuten, worauf er die Rassel ergriff, mit welchen er zwei Minuten einen Höllenlärm machte, um alsdann seinen Platz bei dem Patienten wieder einzunehmen, und ihn so eifrig anzusehn, wie vorher. Danach wandte er sich mit großer Wichtigkeit an den Häuptling, welcher mit gekreuzten Beinen auf seinem Lager gesessen und mit gefalteten Armen den Proceduren des Heilkünstlers gefolgt war. Dieser brach endlich das Schweigen und sagte: „Ich denke, es geht ihm besser — was denkst Du?“ Der Häuptling grunzte Beifall. Dieselbe Anrede ward an die Mutter gerichtet, und dieselbe Antwort erfolgte. Ein neues Pflaster von Lehm ward verordnet, eine Wiederholung jenes kaum hörbaren Gemurmels erfolgte, die mysteriösen Sehnen kamen wieder zum Vorschein und die Rassel machte ihren vorschriftsmäßigen Lärm. Die Mutter und die Großmutter stimmten aufs Neue der Ansicht bei, daß das Kind besser sei; der Häuptling nahm ein Stück Taback, schnitt davon für zwei Pfeifen voll ab und gab es dem Doctor als Honorar. Die Sehnen wurden wieder zusammengerollt und in ihren Behälter gelegt, und die Rassel ward noch einmal geschwungen, ob als Finale zu der großen Heilmethode, oder als eine Bezeigung der Dankbarkeit für das Honorar, oder aus Freude über den Erfolg, konnte ich nicht errathen. Aber kaum hatte der praktische Arzt den Wigwam verlassen, als das Kind noch viel heftiger schrie als zuvor. Ich fürchtete, daß dieses den Glauben an die Wunderkur Etwas erschüttern dürfte. Aber nein, ihr Zutrauen zu ihrem ärztlichen Rathgeber war so groß, daß es nicht einmal durch einen Sturm weggeblasen werden konnte. Sie betrachteten ihn als unfehlbar. Sein Heilmittel war zwar mehr auf die Einbildung

seiner Patienten, als auf ihre kranken Organe berechnet, aber es schien doch zu helfen. Der kleine Wechselbalg ward zu unserem großen Troste ruhig und schien bald ganz hergestellt zu sein.

Der Stamm setzte sich hierauf rasch in Bewegung, um den Zeitverlust wieder gut zu machen. Unser Marsch ging eigentlich nach keiner bestimmten Richtung, aber er ward mit der größten Eile betrieben. Dann kam wieder ein längeres Lagerleben. Feste wechselten mit Fasttagen, und Spiel mit Streit und Prügelei. Der Häuptling war in einer verdrießlichen Stimmung; ich heiterte ihn dadurch auf, daß ich ihm von der Art unserer Doctoren erzählte, die den Puls fühlten. Er hörte mir mit großem Interesse zu, und nachdem er über die Sache reiflich nachgedacht hatte, kam er zu einem unerwarteten und beunruhigenden Schlusse. Dies und meine Geschichte vom Opodeldoc zusammenreimend, fing er auf Einmal an zu glauben, daß ich selber ein Arzt sei. Ich protestirte gegen diese Annahme, aus Furcht, daß nichts Gutes aus der Verantwortung, die er mir auflegen könnte, folgen würde. Aber es war umsonst; er hielt seine Meinung fest. Und bald ward es im ganzen Stamme ruchbar, daß ich ein ausgezeichneter Doctor sei.

Nun ereignete es sich in dieser kritischen Lage, daß eine gewisse Wittwe von ziemlich reifem Alter, plötzlich krank ward. Ihr Gemahl war vor langen Jahren von einem Mitglied des Stammes ermordet worden. Sie besaß mehrere Pferde und nahm, kraft dieses Reichthums, eine bevorzugte Stellung in der patagonischen Gesellschaft ein. Ein Bote brachte dem Häuptling die Nachricht von ihrer Krankheit; dieser befahl mir allsogleich, meine Uhr zu stellen, und mit ihm zur Wohnung besagter Wittwe zu gehen. Ich versicherte ihm noch einmal, daß ich Nichts von Krankheiten und Medizin verstände. Er sagte mir, er wisse das besser, ich sollte mich ohne Verzug aufmachen. Widerspruch war unnütz; ich bewaffnete mich daher mit der tickenden Maschine" und begab mich auf meinen ersten ärztlichen Besuch. Sobald wir der Hütte der Patientin näher kamen, wurden wir mit einem gräßlichen Hurrah begrüßt, das mit jedem Augenblick wuchs, jemehr wir vorschritten. Ein großer Haufen von Indianern, beiderlei Geschlechts, umgab den Wigwam, und machte einzeln und zusammen den grausamsten Lärm, den ich je gehört. Die Menge stand dicht, drinnen und draußen, aber sie machte Platz für den Häuptling und den großen fremden Arzt. Der erste Befehl, den ich gab, war, daß sie aufhören sollten zu singen, worauf sofort eine Stille erfolgte, daß man eine Nadel hätte fallen hören können. Mit so großer Würde, als mir überhaupt zu Gebote stand, ging ich zu meiner Patientin. Sie lag auf einem Stücke Pferdehaut, so welk, so zusammengeschrumpft und contract, daß es schien, als könne ein Waschkorb sie

mit sammt ihrem Lager zudecken. Ich kniete an ihrer Seite nieder, zog die Uhr heraus, faßte die Kranke am Handgelenk und fühlte nach ihren Puls. Aber zu meinem Erstaunen konnte ich diesen nicht fühlen. Ich tappte und tastete eine Weile herum, bis ich denn zuletzt zu der beschämenden Ueberzeugung kam, daß ich nicht wußte, wo er eigentlich war. Die Patientin gerieth außer sich vor Schreck bei einer so ungewöhnlichen Procedur; aber es gelang mir, ihre Furcht zu beschwichtigen, nicht aber auch, ihren Puls zu finden. Indeß, da es zwar ganz gleichgültig, ob ich finde oder nicht, so fuhr ich fort, mit weiser Miene nach der Uhr zu sehen und dabei ihr Handgelenk in tiefem Schweigen zu halten. Als ich glaubte, daß der nothwendige Eindruck auf die furchtergriffenen Zuschauer hervorgebracht sei, verordnete ich — nicht ein Lehmpflaster, denn die Patientin war ohnehin schon schmutzig genug; auch keine Arzneien, denn ich hatte keine, und was Wurzeln und Kräuter anlangte, so wagte ich ihrem Magen keine Substanz von unbekannten Wirkungen zu geben — sondern nach einigem Nachdenken befahl ich einiges lauwarme Wasser zu besorgen und die Patientin damit von Kopf bis zu Fuß zu waschen und zu scheuern. Das Mittel war neu; die Patientin war von ihrem ersten Tage bis zu dem heutigen nicht so gründlich gewaschen worden. Außerdem ward sie auf eine strenge Diät gesetzt. Fett und alle andern Luxusartikel wurden ihr verboten, und langsam entfernten wir uns aus dem Krankenzimmer.

Meine Würde war behauptet. Ein Fortschritt vom Barbier zum Tausendkünstler und Arzt war ein Ding, das man nicht leicht behandeln durfte. Die Angst trieb den Schlaf aus meinen Augen, und inbrünstig betete ich für die Genesung der Wittwe, weil ich nach Allem, was ich von dem Aberglauben der Indianer wußte, fürchtete, man werde mich für ihren Tod verantwortlich machen. In diesem Falle jedoch, wie ich bald erfahren sollte, hatte ich mich geirrt.

Der Wittwe ging es besser; meine Verordnungen wirkten wie ein Zauber. Aber ihre Tage sollten dennoch bald zu Ende sein. Spät eines Nachts, nachdem wir uns Alle zur Ruhe begeben hatten, kam ein wild aussehender Mann in den Wigwam des Häuptlings und flüsterte diesem einige Worte zu, worauf er sich erhob und in Begleitung des Fremden vor die Thür ging. Mit gedämpfter Stimme unterhielten sie sich mehrere Minuten lang und trennten sich darauf, anscheinend mit gegenseitiger Befriedigung. Ich sondirte den Häuptling über das Vorgefallene mit Vorsicht. Ruhig und ohne Rückhalt, als ob es eine ganz gewöhnliche Verhandlung sei, sagte er, daß die Wilden die Wittwe zu tödten wünschten, um in den Besitz ihrer Pferde, die sie essen wollten, zu kommen. Ich fragte nicht

weiter, da ich vollständig überzeugt war, daß er gegen die schwarze That Nichts einzuwenden habe, welche denn auch unverzüglich vollbracht wurde.

Seltsames Fleisch ward um diese Zeit von den Indianern gegessen; man sagte mir, es sei Löwenfleisch, aber lud mich nicht ein, daran Theil zu nehmen. Dasselbe beobachtete ich mehrere Male, auch zu Zeiten, wo ich ganz genau wußte, daß sie kein wildes Thier, geschweige einen Löwen erlegt haben konnten. Die Beschaffenheit meiner Ahnungen kann leicht errathen werden; aber ich that keine Fragen, denn es war zu peinlich für mich, an die Grausamkeiten zu denken, die nur zu wahrscheinlich unter dem Geheimniß dieser Vorgänge verborgen waren. Bei einer Gelegenheit jedoch erzählte mir ein junger Indianer, der ein paar Worte Englisch und Spanisch sprechen konnte, daß sie drei Menschen getödtet und gefressen hätten. Ob er mir mittheilen wollte, daß dies ein Ausnahmefall oder die Regel sei, wußte ich nicht und hatte auch keine Neigung, es zu erforschen.

Auf's Neue setzten wir uns in nordwestlicher Richtung in Bewegung, erlegten eine ziemliche Menge Wild auf dem Wege und schlugen das Lager an einem elenden, sumpfigen Fleck auf. Der Wind war hoch und unsere Zelte zitterten, wie Schiffe in einem Orkan; Nachts wuchs er zu einem Sturm an, der die Dächer durchschlug und mich in einen halberfroreuen Zustand versetzte. Am Abend des zweiten Tages begegnete mir hier ein Zufall, welcher meinen Entschluß, der Arzneikunde zu entsagen, in schrecklicher Weise befestigte. — Als ich an den glimmenden Kohlen eines kleinen Feuers saß, von unserm buntscheckigen Haushalt umgeben, und mannhaft an einem Bissen halbrohen Fleisches nagend, welches mein Abendessen vorstellte, während ein größeres Stück über dem Feuer kochte, wurden wir auf einmal durch einen fürchterlichen Schrei: „Mord! Mord!" aufgeschreckt. Der Häuptling zog sich in den Hintergrund seines Wigwams zurück, nahm seinen Hirschfänger von der Wand und befahl mir, vom Feuer fortzugehen, das von zweien seiner Frauen sogleich ausgelöscht ward, während die beiden anderen vor die Thür rannten und ein lautes Klagegeschrei erhoben. Alle Frauen des Lagers kamen nach und nach zum Vorschein und erfüllten die Nacht mit ihrem gräßlichen Geheul, und eine Stunde oder länger wagte kein männlicher Indianer sich zu zeigen. Es war für mich eine Stunde furchtbaren Harrens, deren Qualen ich nicht beschreiben kann. Zuletzt kam ein Mann und erzählte dem Häuptling, daß ein Doctor ermordet worden sei. Er hatte einem Weibe seinen ärztlichen Besuch abgestattet, und sie mit Zauberei und Geheimsprüchen behandelt, aber seine Mittel schlugen nicht an; worauf der Mann jener kranken

Frau voll Grimm zu seinem Wigwam ging und ihn mit seinem Messer erstach. Es war ein sonderbarer Umstand, daß Leute, welche überlegter Mordthaten fähig waren und erst jüngst ein altes, krankes Weib getödtet hatten, um sie ihrer Pferde zu berauben, bei dieser Gelegenheit solchen Lärm bei dem Ruf: „Mord!“ machten. Das Schlachtopfer war ein ungeheuer fetter Mann, der nach meiner Ansicht 400 Pfund wiegen mußte. Ein grauenhafter Anblick zeigte sich am andern Morgen: der Schnee rings um die Hütte des Doctors war mit seinem Blute ganz gesättigt. — Wir brachen gegen Mittag auf, ließen den Todten liegen, wo er lag, und zogen bis in die Nacht hinein.

Eine meiner Zerstreuungen war, die Kinder bei ihren Spielen zu beobachten. Das beliebteste Spiel derselben besteht darin, Straußenfüße, welche an Sehnen festgebunden sind, in die Luft zu werfen und zu fangen, während sie dahinfliegen. Cohanaco, des Häuptlings jüngster Sohn, übertraf alle andern in diesem Spiel, welches sie für das Werfen des Bolas vorbereitet; er ward als ein besonders kräftiger und tüchtiger Knabe angesehen, aber, obgleich er schon sechs bis acht Jahr zählte, war er doch noch nicht entwöhnt! Der ganze Schwarm schmeichelte ihm und verzog ihn; er tummelte sich mit den andern Jungen herum, oft ganz nackt in Sturm und Regen, bis er müde und hungrig war, dann lief er in die Hütte, legte sich an die Brust der Mutter, sog, bis er genug hatte, und kehrte zu seinen Spielkameraden zurück.

Während dieser Zeit ward „Holland“ keineswegs vergessen, denn ich erinnerte den Häuptling und seine Unterthanen beständig an die dringenden Gründe, mich unverzüglich dorthin zu bringen, an die Geschenke, welche nur dort zu haben seien, an die fürchterlichen Folgen, wenn mir Etwas gethan würde, an die großen Schiffe mit den großen Feuerwaffen, die mich sicher an dem ganzen Stamm rächen würden. Aber trotz alledem wollte „Holland“ noch immer nicht erscheinen, ja, meine Lage fing auf's Neue an, gefährlicher als je zu werden.

Wir waren nach einer Tagereise an einen Hügel, in der Nähe eines Sumpfes angekommen, welcher uns das Wasser lieferte — und schlecht genug war es. Die Frauen schlugen die Wigwams auf. Der Erdboden war gefroren, und eine große Eisenstange, ohne Zweifel von irgend einem Wrack, diente als eine Schaufel, um Löcher für die Zeltstäbe zu wühlen. Die Männer kehrten von der Jagd heim, welche so gut wie gar keine Ausbeute geliefert hatte, und mißvergnügt legten sich Alle nieder. Indianerhaufen lagen in murmelndem Gespräche zusammen, und ihre Blicke verriethen, worüber sie sich unterhielten. Sie waren meines Lebens auf's Neue überdrüssig geworden, und Schmeicheleien und Ver-

sprechungen konnten die wachsende Fluth nicht hemmen. So ging es mehrere Tage lang; am Abende des dritten endlich ward ich von dem Häuptling aus dem Wigwam gerufen. Ich folgte ihm schweigend mit einem zitternden Vorgefühl des nahenden Unheils. Er brachte mich nach einem Ort, wo zwanzig oder dreißig von den Leitern des Aufruhrs gegen mich in einem Kreis zusammen saßen. Das war wieder der verhängnißvolle Ring, dem ich schon einmal mit genauer Noth entgangen war. Ob ich ihm diesmal wieder entgehen würde, das war zweifelhaft. Denn Alles, was ihre Gier reizen, ihren Schrecken erregen, sie von dem Werth meiner Person überzeugen konnte, hatte ich gesagt und erschöpft. Ich konnte nichts Neues mehr erfinden und die wachsende Gefahr benahm mir obenein jeden Gedanken.

Nachdem ich mich in die Nähe des Häuptlings gesetzt hatte, begann der Rath und nahm denselben Gang an, wie das erste Mal, zeichnete sich aber durch größere Heftigkeit aus. Ihr Betragen war beunruhigend, aber zu meiner Freude äußerte der Häuptling dieselben Ansichten, wie in der früheren Versammlung. Seine Macht war groß, aber sie hatte doch auch ihre Grenzen, und ich fürchtete. Ich ließ es an neuen Versprechungen nicht fehlen; aber die Versammelten zauderten und waren offenbar unschlüssig. Alsdann begannen sie mich zu examiniren, meine Versprechungen waren nicht deutlich genug. Was beabsichtigte ich ihnen zu geben? Die Antwort befriedigte sie nicht; sie wollten mehr haben. Mehr oder weniger machte für mich keinen Unterschied, und ich verhieß ihnen alle und jede guten Dinge, die sie verlangten, sobald wir nur in „Holland" angekommen sein würden. Eine neue Berathschlagung erfolgte und brachte sie zu dem einmüthigen Beschluß, daß sie erst die Geschenke haben und dann mein Schicksal weiter bestimmen wollten, eine Schurken-Politik, in der diese Wilden trefflich erfahren schienen.

Die Eingeborenen hatten keine Idee davon, daß ich ihr Gespräch ziemlich gut verstehen konnte, und ich hütete mich wohl, ihnen dies zu zeigen. Obgleich ich unfähig war, ihr Kauderwelsch zu sprechen, so hatte ich doch mein Ohr daran gewöhnt, es leidlich zu interpretiren, während meine halb spanischen Brocken mich in den Stand setzten, ohne Argwohn viel von ihrer Unterhaltung zu hören und zu merken. Ein englisches Wort, welches dem alten Häuptling ganz besonders gefiel, war der Titel „Old boy!" (alter Junge), mit welchem ich ihn oft beehrt, und über welchen er sich mehr zu freuen schien, als wenn ich ihn „Eure Majestät" genannt haben würde.

Der Rath brach zuletzt, zu meiner großen Erleichterung auf, und ich kehrte zu meinem elenden Lager zurück. Der Häuptling

wies mich zur Ruhe, und gebot mir, mich niederzulegen. Ich gehorchte, nicht um zu schlafen, sondern um die Vorsehung anzubeten, die mich zweimal schon aus den Klauen des Todes gerettet hatte; um über die Vergangenheit nachzudenken und für die Zukunft Pläne zu entwerfen. Die Aufregung des Abends hielt mich wach, die Nacht verging und der Morgen tagte, ohne daß Schlaf nur für einen Moment in meine Augen gekommen wäre.

VII.

Stromfahrten.

Von diesem Punkt aus bewegten wir uns in nordwestlicher Richtung, wobei wir viel Wild fanden, unter Andern eine Art von Fuchs, das erste Exemplar, welches ich in diesem Lande gesehen hatte. Das Lagergebiet war diesmal eine Wüste, traurigeralsmein Auge je eine gesehen, selbst in Patagonien; eine niedrige Marsch, von Sandhügeln umgeben, die selbst von den Spuren einer vergangenen Vegetation gänzlich entblößt war. Die Pferde wurden losgelassen, um das Problem einer Existenz zu lösen, so gut sie könnten; während meine Wirthinnen, mit Beistand ihrer Hunde, aus einem Stinkthier und zwei Straußenbeinen das Abendbrod zubereiteten. Ich schätzte mich glücklich, ein so reiches Mahl in Aussicht zu haben, da ich die Tage vorher auf sehr knappe Diät gesetzt war.

Hier ward mir eine neue Tortur auferlegt. Es war im Stamm Haß genug gegen mich gewesen, wie ich meinen Lesern schon mehrfach zu erzählen Gelegenheit gehabt hatte; aber er trieb sein Wesen gewissermaßen hinter meinem Rücken. Nun aber, da man glaubte, ich verstände ihre Sprache nicht, begannen sie ihre blutdürstigen Gedanken in meiner Gegenwart zu äußern. Des Abends, bevor wir uns zur Ruhe legten, fingen die Frauen wie gewöhnlich gegen mich zu reden an; aber es machte mich nicht besonders ängstlich, da weibliche Ansichten in Staatsdingen niemals viel Gewicht gehabt haben. Zwei dieser Weiber schienen immer einen tödtlichen Haß gegen mich genährt zu haben, aus welchem Grunde, konnte ich nicht errathen, wenn es nicht deshalb war, weil sie dachten, ich nähme zu viel von Seiner Hoheit Zeit in Anspruch, oder übe einen zu großen Einfluß auf ihn aus. Aber bei der gegenwärtigen Gelegenheit ward die Conferenz durch den Eintritt von zwei oder drei Besucherinnen vermehrt, deren einziger Zweck zu

ſein ſchien, dem Häuptling einen guten Rath in Bezug auf meine Perſon zu geben. Obgleich ich die Beſchaffenheit ihrer Bemerkungen nur zu gut begriff, ſo ſah ich ſo dumm wie möglich aus und bemühte mich dem alten Burſchen mit mehr als gewöhnlicher Unterwürfigkeit zu ſchmeicheln, ſtreichelte ſeine Bruſt, nannte ihn meinen „Gevatter“ und mich ſein Kind, ſein „piconine,“ ſein „muchacho.“ So tief war meine Erniedrigung! Von der Güte eines Herzens zu ſprechen, das voll Grauſamkeit und ſchwarz von Verbrechen war! Dieſes wilde, fettige, ſittenloſe Ungeheuer meinen Vater und mich ſeinen gehorſamen Sohn zu nennen! — Schlaf kam in jener Nacht wieder nicht in meine Augen, und das geſegnete Licht des Tages ſtahl ſich durch die Spalten des Daches wie eine Wohlthat vom Himmel.

Ich erhob mich, eilte in die Luft, um mich durch Bewegung zu erwärmen, und ſetzte mich darauf an das Feuer, als es entzündet worden war. Aber der Tag war trübe und brachte die alten, blutdürſtigen Klatſchſchweſtern auf's Neue in den Wigwam. Sie ließen ihrem Haß gegen mich wiederum freien Lauf und drängten darauf, daß ich ſo raſch als möglich abgethan werden müſſe. Stürmiſche Gedanken und ſchlafloſe Nächte hatten meinen Körper gänzlich entkräftet. Ich kam dem Wahnſinn nahe; ſtarke Leidenſchaften, welche bisher geſchlummert hatten, erhoben ſich nun wild in mir. Ich ſprang auf, warf meine Kappe heftig auf den Boden, ſtampfte, zeigte ihnen meine Zähne und fluchte ohne Rückhalt. Ich ballte meine Fäuſte gegen ſie, forderte ihren Zorn heraus und wüthete mehrere Minuten lang, ohne Rückſicht auf die Folgen. Was galt mir mein Leben noch? Sie tödteten mich zollweiſe. Der Häuptling war bei dieſem Ausbruch zuerſt erſchreckt, und ſtarrte mich mit einer dunklen, umwölkten Stirn lange an. Glücklicherweiſe war meine Wuth zu ſtürmiſch, um ſich in den Grenzen meines Indiſch-Spaniſchen Wörterbuchs zu halten, ſie äußerte ſich vielmehr im reinſten Engliſch, ſo daß die Sprache mich nicht verrathen konnte. Mit der zurückkehrenden Vernunft fiel mir auch ſogleich das Mittel ein, mein Unrecht zu verbeſſern. Ohne erſt auf Fragen zu warten, ſah ich mit einem bemitleidenswürdigen Blick auf den Häuptling und zeigte alsdann auf meinen Kopf, als ob er mich furchtbar ſchmerze. Ich könne für meine Handlungen Nichts. Es thäte mir leid, daß ich mich ſo gezeigt hätte, aber mein armer Kopf ſei an Allem Schuld; und indem ich ihn mit der einen Hand hielt, ſchlug ich ihn vorwurfsvoll mit der andern. Der alte Häuptling ſah bei dieſem Wechſel der Scene etwas zweifelhaft aus und fragte mich, ob ich meine Fäuſte gegen ſie geballt hätte? Gegen ſie? Nein, nein! ſie hätten mich gänzlich falſch verſtanden. Mein Herz wäre gut, wie das ſeine, aber mein Kopf wäre an Allem Schuld, meine

arme, nichtswürdige „cabezza.“ Ein neuer Schlag gegen meinen Hirnschädel und eine zweite Anklage meines Schmerzensgeschreis reichte hin, ihn von der Wahrheit meiner Behauptung zu überzeugen. Ich athmete hoch auf, als ich mich wieder sicher fühlte, aber mir war immer noch, als ob Alles ein Traum gewesen. Traum oder nicht — es war vorüber und meine Lage hatte sich weder verbessert noch verschlechtert. Nur meine weiblichen Feinde waren noch nicht überzeugt und fügten diese letzte Handlung zu der ohnehin schon langen Liste meiner Missethaten.

Am nächsten Tage brachen wir in nördlicher Richtung auf und näherten uns dem Santa-Cruz-Fluß so, daß wir nur eine Achtelmeile von seinem marschigen Ufer lagerten, welches sich hier in eine breite hufeisenförmige Curve bog. Mit Ausnahme der Flußseite waren wir von hohen jähen Sandbänken, zum Theil mit niedrigem Unterholz bedeckt, umschlossen. Der Strom war eng, aber tief und reißend. Die Indianer sagten, es sei der Santa Cruz er führe direct nach „Holland“; aber ihre Lügen über dieses Land hatten schon lange jeglichen Glauben an ihre Worte bei mir zerstört. Daß es der Santa-Cruz sei, war allerdings wahrscheinlich, denn ich wußte von keinen anderen Strömen in dieser Gegend; wir hatten die Corny-Bucht und den Gallegos passirt. Den Rest der Geschichte konnte ich zu glauben nur *versuchen*. Ich gab mir Mühe, sie vorwärts zu bewegen; aber sie waren nicht von der Stelle zu bringen. Einige von ihnen murrten, ich hätte gar nicht die Absicht, ihnen Etwas zu geben, sondern wollte ihnen bei der ersten besten Gelegenheit nur entwischen. Kein Wunder, daß sie so dachten; sie hatten mir keine besonders große Pflichten der Dankbarkeit auferlegt. Was sie in aller Welt nur von mir wollten, außer mich zu mästen und dann zu verzehren, war mir unklar. Sie sagten, sie wollten von mir, ich solle ihnen beim Pferdestehlen helfen. Ihr Weg ginge nach dem Rio Negro, wo sie beabsichtigten, einige siebenhundert Pferde zu stehlen, von welcher Anzahl ich alsdann zwei als Provision erhalten solle. Gewiß, sagte ich, das sei nicht mehr als recht und billig, und ich wolle ihnen gern behülflich sein; und das sei die allerbeste Veranlassung, um nach „Holland“ zu gehen. Sie würden sehen, daß ich ein ausgezeichneter Dieb sei; aber wie dem auch bei ihnen sei: ich, für meine Person, könne nicht stehlen, ohne vorher Rum und Taback genoßen zu haben.

Drei oder vier Tage waren auf diese Weise schwankend vergangen; zuletzt brachen wir wieder auf und zogen den Fluß entlang. Mittags machten wir an einem Punkte Halt, wo die Ufer sich sanft zum Wasser abdachten, das in der Mitte eng und tief dahinfloß. Es wurden Vorbereitungen gemacht, ihn zu kreuzen.

Ein Theil der Pferde wurde quer durch den Strom getrieben, während ein Theil des Stammes Böte für ihre Familien und Güter baute. Ihre Böte sind nach einem einfachen Muster construirt. Eine Anzahl von Büschen wird abgehauen und ans Wasser geschleppt, woselbst sie vier Zeltpfähle nehmen und so hinlegen, daß sie einen Raum von 8 Quadratfuß einschließen, und an den Ecken fest zusammenbinden. Dann heben vier Indianer die Pfähle vom Boden auf, während andere die Zeltdecke von Fell darüber breiten und mit ihren Zipfeln an den Pfählen befestigen. Die Büsche werden hineingelegt, mit den Spitzen nach unten und gleichfalls an den Pfählen festgemacht, bis das Boot ganz fertig ist. Ich legte keine Hand an bei der Modellirung dieses Wasserhexenwerks, sondern that, gleich einem Lehrling, was mir befohlen ward. So ward es zuletzt vollendet, gleich dem Tempel Salomo's, ohne den Schlag einer Axt, eines Hammers; weder Nägel, Bolzen noch Klammer waren dazu nothwendig. Wir trugen die Barke nieder und machten sie flott im Wasser. Zwei Ruder wurden verfertigt, indem zwei Guanaco-Schulterblätter an Stöcke gebunden wurden. Weiber, Kinder und Bagage wurden darauf gestapelt, bis das Boot zum Versinken tief ging. Mir ward befohlen, mich zur Familie und den Geräthschaften des Häuptlings zu halten, ich setzte mich in die Mitte des schwerbepackten Fahrzeugs. Das Ende eines Wurfseils ward an das Boot befestigt und das andere an den Schwanz eines Pferdes. Ein Wilder saß auf, zwei andere gingen aufs Schiff und ergriffen die Ruder, und ein Weib ward an die Back postirt, um durch Singen glückliche Ueberfahrt zu sichern. Alles war fertig. Das alte Pferd watet, bis das Wasser so tief ist, daß es schwimmen muß, und das Boot geht dahin. Der Reiter schwimmt über dem Rücken des Pferdes, stößt das Wasser mit seinen Füßen, hält das Seil mit der einen Hand und die Mähne mit der andern. „Tschju! Tschju!“ schreit er dabei. Der schwarze Schwarm auf der Bark öffnet seinen geräumigen Mund und singt:

Yek yah! youri miti!
Yek yah! youri miti!

Die beiden Ruderführer schlagen ins Wasser nach Leibeskräften, während die junge Brut den Chorus mit einem „Yah! Yah! Yah!“ schwellt. Das Boot legt sich einigemal auf die Windseite, dann auf die Leeseite, weil die beiden schwarzen Argonauten nicht zu steuern verstehen. Am Ende, nach mannigfachem Hin- und Herwerfen, erreichten wir das andere Ufer und wateten zum trocknen Land hinauf.

Mehrere andere Böte wurden nach dem gleichen Muster ver-

fertigt und kreuzten den Strom. Mehrere Pferde, welche ſich auf das Schleppen beſonders gut verſtanden, wurden zurückgeſchwemmt und auch unſer Boot ward zweimal belaſtet. Ich beobachtete das Verfahren von der andern Küſte und dachte über die möglichen Folgen eines Unfalls nach. So groß war ihr Aberglaube, daß wenn ihnen ein Unglück widerfahren ſein ſollte, ſie mir die Schuld beigemeſſen und mich ſchlechter behandelt haben würden, als Jonas von ſeinen Schiffskameraden behandelt ward. Der reißende Strudel und die Rohheit ihrer Schiffahrt war ſo gefahrdrohend, daß es mir weiſe erſchien, vorzubeugen. Ich machte mich demgemäß an zwei der allerübelſten Geſellen vom ganzen Stamm, und ſuchte mir ihr Wohlwollen zunächſt dadurch zu erwerben, daß ich ihnen ganz beſondere Geſchenke bei unſrer Ankunft in „Holland“ verſprach. Während ich ſo beſchäftigt war, und dabei ängſtliche Blicke über das Waſſer und die hin- und hertreibenden Kähne warf, bemerkte ich auf Einmal eine große Bewegung unter den Leuten, welche dichter am Waſſer ſtanden. Einige ſprangen auf ihre Pferde, Andere, welche ſchon ſaßen, jagten wüthend am Ufer hinunter. Bei näherem Hinſehen bemerkte ich, daß ein Boot in Gefahr ſei. Das Wurfſeil, welches daſſelbe zuſammenhielt, war losgegangen, und der Druck von Innen, ſowie der Zug von Außen, hatten den vorderſten Pfahl zerbrochen. Das Pferd, von ſeiner Fracht erlöſt, arbeitete ſich nach der Küſte hin, und konnte weder durch Schmeicheleien noch durch Drohungen zur Umkehr bewogen werden. Die Reiter am Ufer warfen ſich in den Strom und ſchwammen nach dem Wrack, welches unter andern Paſſagieren ein kleines Kind trug. Das Boot war ſchon mit Waſſer gefüllt, und lag bereits auf der Seite. Die Oberfläche des Flußes war mit ſchwarzen Geſtalten bedeckt, welche mit der tollen Strömung kämpften; ein Reiter nach dem andern griff ſolch ein ſchwimmendes Weſen und brachte es ans Land. Das Fahrzeug war faſt eine halbe (engl.) Meile weit getrieben, und Nichts mehr, was auf demſelben war oder mit ihm geſchah, konnte deutlich bemerkt werden.

Die Weiber, als ſie das Unglück zuerſt ſahen, beobachteten das Wrack und ſangen eine laute klagende Weiſe, während welcher ſie unfreundliche Blicke auf mich warfen, und ſich allmälig dem Platze näherten, wo ich ſtand. Meine Befürchtungen wurden durch dieſe Bewegungen ſo weit beſtätigt, daß ich John (dieſen Namen gab ich einem von meinen gegenwärtigen beſondern Freunden) bat, wenn er Rum und Taback liebe, ſo ſolle er mich nicht verlaſſen. John ſah auf einen Blick, was in der Luft ſei, und ſchätzte Beides, die nahende Gefahr und die außerordentliche Belohnung, wenn er ſie abwehren würde, mit ruhigem Auge ab. Er ſagte mir, ich ſolle in ſeine Hütte gehen, und zeigte mir den entlegenſten Winkel

derſelben als Zufluchtsſtätte an; und als ich daſelbſt angelangt war, pflanzte er ſich, mit dem Meſſer in der Hand, als Poſten vor mir auf. Der Geſang ward lauter, und die Stimmen zahlreicher an der Thür; die Melodie war diejenige, welche unveränderlich bei ihnen der Tödtung eines Pferdes vorauszugehen pflegt. Die Indianer fingen an, in die Hütte einzutreten, und bald war der Wigwam mit ihnen gefüllt. Sie drängten ſich bereits nach dem Orte hin, wo ich verſteckt lag, als John ihnen eröffnete, ſie ſollten ſich ſchämen, in ſolch einer Weiſe hereinzukommen. Sie wüßten ja noch gar nicht, was geſchehe und ob ein einziges Leben verloren ſei. Sie ſagten, das Kind ſei todt; aber John bedeutete ſie, das könnten ſie nicht wiſſen, ſie ſollten es abwarten, ehe ſie einen ſolchen Aufruhr machten. In dieſer Weiſe parlamentirte er eine Weile mit ihnen, bis ſie beſchloſſen, ſich zurückzuziehen, wobei ſie die entſetzlichſten Laute ausſtießen. Ich fühlte wenig Erleichterung durch ihren Abzug; hatte doch John ſelber darin mit ihnen übereingeſtimmt, daß *wenn* das Kind verloren ſei, mein Leben dafür auch geopfert werden müſſe. Zum Glück kam bald die Nachricht, daß das Boot zwar verloren, das Kind aber gerettet ſei.

Sogleich veränderte ſich die Scene. Das Feuer ſchien gedämpft zu ſein; allein ich fürchtete jeden Augenblick, es möge auf's Neue losbrechen. Da ich ihre Verräthereien kannte, ſo bewachte ich jede ihrer Bewegungen aufs Aengſtlichſte; der Häuptling kam bald über den Strom, beſchleunigt vielleicht durch die Gefahr, welche er von der andern Küſte aus geſehen hatte. Nachdem er mit John geſprochen und ihm einige Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte, ſchiffte er ſich wieder ein, da er es zu ſeiner Pflicht machte, für die Sicherheit der Ueberfahrenden zu ſorgen. Gegen Abend hörte die Stromfahrt auf; es war wahrſcheinlich, daß der Häuptling auf der andern Seite des Waſſers übernachten würde, da noch ein ganzes Tagewerk zu thun war, ehe Alle herübergeſchifft waren. Ich hatte gehört, wie er Befehle gegeben hatte, mich während der Nacht nicht aus dem Auge zu laſſen. Dennoch fühlte ich eine ängſtliche Anwandlung bei dem Gedanken an ſeine Abweſenheit; er war mein mächtigſter Beſchützer geweſen, da er mich mindeſtens zweimal vom drohenden Tode errettet hatte.

Ich begann die Möglichkeit einer Flucht zu überlegen; der Gedanke kam mir, eins ihrer Böte zu ſtehlen und den Fluß hinunter zu treiben. Ich war der Gefangenſchaft müde; meine Lage, beſonders wenn ich als eine Geißel der Vorſehung für die glückliche Ueberfahrt dieſer ſchlechten Schiffer betrachtet werden ſollte, war ganz verzweifelt. Aber bei weiterem Nachdenken war ich noch keineswegs ganz ſicher, daß das wirklich der Santa-Cruz ſei; und wenn er es wirklich war, ſo wußte ich doch nicht, wie weit wir

noch von der See entfernt waren. Ich wußte von keiner weißen Ansiedlung an oder nahe dem Strom; keine war, so viel ich mich erinnerte, auf der Karte angezeichnet. Und wenn eine solche Ansiedlung nicht vorhanden, und „Holland" blos das patagonische Wort für „Utopien", so würde meine einzige Chance, wenn ich in meinem ledernen Sack ins Meer getrieben wäre, sein, an einer Insel zu landen. Und wovon sollte ich dann leben! Beeren hatte ich nie gesehen. Außerdem konnte ich bei dem Fahrzeug, wenn ich es nun wirklich glücklich gestohlen hätte, doch die Ruder nicht gebrauchen, da die Indianer dafür viel zu gute Ohren hatten. Ich hätte also dem Strom durch alle seine Windungen und Wirbel folgen müssen. Alles in Allem war es so zweifelhaft, daß ich irgend einen bestimmten Platz erreichen würde, und daß ich — wenn ich ihn erreicht haben würde — nicht vor Hunger umkommen müßte, daß ich den Plan für höchst gewagt halten mußte. Aber war mein Leben hier sicher? fragte ich mich. Und wer weiß, wiederholte ich mir, ob sich solch eine Gelegenheit so bald wieder einstellen wird — kurz, ich beschloß, den Versuch zu machen.

So geräuschlos als möglich kroch ich von meiner Lagerstelle, stahl mich fort und eilte nach dem Ufer. Ach! bei der Berechnung der Möglichkeiten hatte ich nicht an die vierfüßigen Feinde gedacht, und sie waren hinter mir her, ehe ich nur auf halbem Wege zum Ufer war, — ein halb Dutzend Hunde, welche laut genug bellten, um das ganze Lager zu wecken. Ich zog mich umgehend in meine Hütte zurück, und war glücklich, sie zu erreichen. Es war gewiß das Beste; aber ich konnte mich dennoch nicht gleich beruhigen; und nach einiger Zeit stahl ich mich daher aufs Neue aus der Hütte und versuchte das Ufer auf einem andern Wege zu gewinnen; aber auch hier waren die Hunde sogleich hinter mir her und bellten noch toller als zuvor. Ich fluchte den Hunden, ihren Herren und meiner eigenen Thorheit und gab den Versuch auf.

Die Ueberfahrt fing am nächsten Morgen wieder an; und vor dem Abend war der ganze Stamm auf unsrer Seite des Wassers, und ihre Wigwams waren alsbald aufgeschlagen. Unsre Provision ging auf die Neige; aber das war nichts Neues und ich hatte mich bereits daran gewöhnt. Ich bekam ein Stück Fett, gerade hinreichend, um den Hungertod abzuhalten; aber Unwohlsein, verbunden mit schlechter und unzureichender Nahrung, hatten mich abgezehrt, bis ich einem Skelette glich. Doch die Hoffnung in mir lebte noch; ich war fest entschlossen, nicht eher nachzugeben, bis Alles erschöpft sei. Am folgenden Tage setzten wir unsere Wanderung in westlicher Richtung fort, und erschlugen jedes Thier, das in unseren Bereich kam, vom Stinkthier bis zum Guanaco. Dies war eine große Enttäuschung für mich, da ich hoffte, wir

würden stromab gehen, der Richtung nach, in welcher, wie sie sagten, „Holland“ liege, und die einzige jedenfalls, in welcher eine weiße Ansiedlung zu erreichen war, wenn überhaupt eine an der atlantischen Küste existirte. Meine Gegenrede in Bezug auf diesen Punkt war unnütz; „sie wollten gehen, wohin es ihnen gefiele, und ich müsse mit ihnen gehen.“ Die Zeit verging langsam; Stunden schienen Tage, und Tage Wochen. Aber Ungeduld ist in allen Lagen des Lebens keine Tugend; und hier war sie es am wenigsten. —

Das Land hier umher war mehr gebrochen und gebirgig, als irgend eins, das wir zuvor durchwandert; auch waren mehr Gebüsche vorhanden und einige Gruppen stämmiger Bäume. Je weiter wir kamen, stets in nordwestlicher Richtung, um so mehr Wild begegnete uns. Wir kamen an zwei Sümpfe oder kleine Seen, der eine von nicht mehr als 4 Acres im Umfang, der andere bedeutend größer; der letztere war flach, wenigstens am Gestade, so daß die Indianer einigen Straußen, die hinein liefen, folgen konnten und sie fingen.

Hier bemerkte ich zufällig eine lange Schmarre in der Wade des Häuptlings — das Merkmal einer Wunde, die ihm schon vor langer Zeit beigebracht worden sein mußte. Als ich danach fragte, sagte mir der alte Knabe, daß er die Wunde einst von den Alanagros empfangen habe, einem Stamme, welcher nordwärts wohne. Der Name, den er ihnen gab, bedeutet „die Schwarzen,“ und nach der Art, in welcher er von ihnen sprach, schloß ich, daß sie den Patagoniern überlegen sein müßten. Er sagte mir, sie seien mit Hirschfängern und sehr langen Messern bewaffnet, hätten Tabak und sehr viele Pferde, und ich vermuthete, daß sie vielleicht ein Theil spanischer Amerikaner oder eine von den gemischten Racen von spanischer Herkunft sein möchten.

Unsere Marschlinie ging von hier aus nördlich und bog sich demnächst gegen Norden — eine Bewegung, die meine sinkenden Hoffnungen wieder etwas aufrichtete. Es schien wieder einige Aussicht vorhanden, daß wir die atlantische Küste berühren und in den Bereich weißer Menschen kommen würden. Auf unserm Wege bemerkte ich die Spuren einiger Thiere, dergleichen ich bisher nicht gesehen. Der Häuptling sagte, es sei der „Limerer“, mit welcher glänzenden Erklärung ich mich begnügen mußte; und, da mir keine Beispiele vorkamen, so muß auch der Naturforscher, welcher diese Blätter liest, in Bezug auf das Uebrige sich an seine Phantasie wenden.

VIII.

Holland in Sicht und Abschied von Patagonien.

Meine Hoffnungen waren bald genug wieder niedergeworfen; denn die Bewegung des Stammes sprang plötzlich wieder nach Westen um. Jeder Schritt, ich wußte es nur zu gut, vermehrte die Entfernung zwischen mir und dem Flecke, auf dem meine heißesten Wünsche sich gipfelten; denn wiewohl ich von keiner Ansiedlung in dieser wüsten Gegend wußte, so war es doch ziemlich gewiß, daß, wenn ja eine vorhanden sein sollte, sie in der Richtung des Santa-Cruz liegen müsse. Von Länge und Breite unseres Aufenthaltes konnte ich mir allerdings keine genaue Vorstellung machen; aber mit Hülfe der Sonne, von der ich gelegentliche Strahlen erhaschte, konnte ich leicht die verschiedenen Richtungen unserer Marschbewegungen ausmitteln, und ich begab mich nie zur Ruhe, ohne mich nach den Landmarken umzusehen und mich über unseren jedesmaligen Aufenthaltspunkt so genau als möglich zu unterrichten. Am Abend wiederholten sich die Discussionen, welche mich vor Kurzem so sehr aufgebracht und beunruhigt hatten. Aber müde und elend, wie ich war, empfahl ich mich der Gnade des Himmels und sie errettete mich auch diesmal vor der Blutgier der Wilden.

Am andern Tage ging es nordwärts, und darauf wieder entschieden gegen Ost, wobei denn meine Hoffnungen, die jetzt ganz mit dem Compaß gingen, wieder auflebten. Wir schlugen unser Lager in einer Niederung, am Rande einer Gebirgsschlucht auf, und am Ende des folgenden Tages, da wir immer ostwärts gegangen waren, erreichten wir eine Anhöhe, von welcher der Häuptling in südwestlicher Richtung wies und dabei sagte, daß „Holland" dort liege. Ich strengte mein Auge in der angegebenen Richtung an, konnte aber Nichts entdecken und dachte, der alte Knabe habe mich zum Besten. Mit Dunkelwerden zogen wir einen stark gesenkten Abhang nieder und schlugen unsere Zelte an dem Rande einer ausgedehnten Marsch auf, die mit Eis bedeckt war. Hier erneuten sich meine Gründe zur Eile in das verheißene Land, und verweilte dabei so eindringlich bei den Eigenschaften des dort vorhandenen Rums, daß die Freunde und Beförderer der Mäßigkeitsvereine mich dafür wohl sehr ungnädig angesehen haben würden, wenn sie's hätten hören können. Meine Patagonischen Zuhörer aber waren davon im höchsten Grade entzückt; sie sahen und hörten mit offenem Munde und heiserem Gelächter zu und gaben mir alle möglichen Zeichen ihrer Zufriedenheit. So gewaltig war der Eindruck, den

ich auf ſie gemacht hatte, daß eine Art von Enthuſiasmus in ihnen erwachte, nach jenem Ort zu ziehen, wo alle dieſe guten Dinge zu haben ſeien. Ja, ich hatte die Genugthuung, ſchon am andern Abend zu einem feierlichen Concil geladen zu werden, welches dieſerhalb abgehalten wurde.

Es war eine friedliche Verſammlung — ſie hatten ihre Waffen zu Hauſe gelaſſen — aber ſie beſchäftigte ſich nur mit dem einleitenden Verfahren. Die Patagonier wußten ihre Verhandlungen grade ſo langweilig zu machen, als es nur unſere formellſten Gerichtshöfe verſtehen. Sie examinirten mich hin und her, unterſuchten meine Geſchichte mit einer Weitläufigkeit, der man es wohl anſah, daß ſie alles im Ernſt meinten, aber dennoch das Mißtrauen nicht ganz überwunden hatten. Es war für mich nothwendig, auf meiner Hut zu ſein, und wenn ſie beſſere Rechenmeiſter geweſen wären, und für Zahlen und Verhältniſſe nur den geringſten Sinn gehabt hätten, ſo würde es in der That ſchwer genug geweſen ſein, ſie zu befriedigen.

Während wir uns an dieſer Lagerſtätte befanden, bemerkte ich an der Erde ungefähr ein Dutzend großer Auſternſchaalen, die erſt kürzlich geöffnet worden zu ſein ſchienen. Dies waren die erſten und einzigen Schaalen dieſer Art, welche ich in dem Lande ſah. Ich fragte, ob es deren viele in der Nähe gäbe. Sie ſagten, nein. Kein Menſch ſchien zu wiſſen, woher ſie kämen. Der Häuptling ſagte mir, daß er und ſeine Leute Auſtern nicht liebten; andere Indianer äßen ſie. Dies und mehrere fernere Unterhaltungen überzeugten mich, daß andere Indianerſtämme in der Nähe ſein müßten. Bei einer Gelegenheit hatte ich einige Plätze bemerkt, wo ein Stamm, dem Anſcheine nach eben ſo zahlreich, als der unſere, campirt haben mußte. Ihre Lagerfeuer ſchienen erſt ganz vor Kurzem ausgelöſcht worden zu ſein. Unſer Stamm gerieth bei dieſem Anblick in eine ſichtbare Beſtürzung. Es war gewiß, daß meine Kerkermeiſter ſchon harte Kämpfe mitgemacht hatten, von denen ſie die Spuren an ihrem Leibe trugen. Einer von ihnen hatte eine tiefe Narbe auf der Bruſt, von welcher er ſagte, ſie rühre von einem Bogenſchuß der Yamaſchoner her, einem Indianerſtamme, welcher Pfeil und Bogen gebraucht. Seine Beſchreibung ließ mich vermuthen, daß er die Terra-del-Fuego-Indianer meine; die fragliche Schmarre war ſehr tief, und während ich ſie prüfte, bemerkte der Häuptling, daß der Pfeil durch ſeinen Körper gegangen und hinten beim Rücken wieder heraus gekommen wäre. Die einzige Erklärung für dieſe wunderbare Geſchichte wäre allenfalls in dem Umſtand zu finden geweſen, daß das Herz des durchſchoſſenen Indianers härter geweſen ſei, als die Pfeilſpitze, und daß dieſe darum von ihm abgeglitten wäre. Ich hatte ſchon genug von dieſen wilden Burſchen geſehen

und gehört, um von der ungewöhnlichen Zähheit ihrer Herzen einen hohen Begriff zu haben und sie für Alles fähig zu halten, wozu eine undurchdringliche Masse nothwendig ist: aber die Geschichte von diesem wunderbaren Pfeilschuß erhöhte meine Meinung in jeder Beziehung und gab dem Helden derselben den Anspruch darauf, unter hartherzigen Wilden der hartherzigste zu sein. Ich gab vor, ihn wegen seiner früheren Leiden aufrichtig zu bedauern, und ging so weit, zu versprechen, daß — für den Fall wir des Feindes Gebiet betreten sollten — ich einige von ihnen bei lebendigem Leibe zerhacken, andere hängen und viertheilen wolle. Dieser Beweis von Sympathie und Großherzigkeit mußte für Alle, besonders aber für den Häuptling, sehr angenehm zu vernehmen sein; denn sie heulten vor Freude und der Alte schwang sein Messer.

Der Leser wird ohne Zweifel bis hierher schon bemerkt haben, daß der „Stamm" immer anonym geblieben ist. Die Erklärung kommt hier etwas spät, aber in der That hatte ich nie Gelegenheit mich zu überzeugen, daß sie überhaupt irgend einen Eigennamen hatten, sie brauchten niemals einen solchen. Selbst im Gespräch wendeten sie zur näheren Bezeichnung dritter Personen in der Regel nur Geberden und Winke an. Das Einzige, was einem Eigennamen glich, war das Wort „Silberkopf", mit welchem sie zuweilen ihren Häuptling bezeichneten.

Eines Tages, auf der Jagd, erreichten wir eine mäßige Anhöhe, welche eine Aussicht über eine weite Ebene gewährte. Plötzlich riß der Häuptling sein Pferd zurück und sah gespannt vorwärts. Ich richtete mein Auge gleichfalls dahin, und sah zwei oder drei Indianer, welche sich nach einem bestimmten Punkte hin bewegten. Es war nichts Ungewöhnliches zu sehen, aber der alte Knabe schien Etwas zu entdecken. Ich fragte, was es sei. Er antwortete mir, sie wären dabei, ein wildes Pferd zu fangen, und sogleich galoppirte er fort und befahl mir, ihm zu folgen. Rasch nahten wir uns der Stelle, während die Beiden vor uns auf das einsame Pferd losstürzten, das hinter einem Gebüsch stand. Plötzlich rannte es vor seinen Verfolgern dahin, von zwei Füllen, welche ein oder zwei Jahre alt zu sein schienen, aus dem Dickicht gefolgt. Ein Indianer faßte sich die Stute und der andere das Füllen ins Auge. Der Häuptling und ich folgten im Galopp nach, bei welchem jeder Fehltritt tödtlich gewesen sein würde. Aber die Stute war immer weit voran und gewaltig wühlte sie den Boden mit ihren Hufen auf. Plötzlich warf ein Indianer seinen Lariat über seinen Kopf; aber das Pferd machte eine Wendung in seinem Laufe und sprang aus der Tragweite des Strickes. Noch einmal nähert sich der Verfolger, noch einmal schwingt er den Lariat —

er wirft ihn durch die Luft, die Schlinge faßt den Nacken des Thieres. Des Jägers Pferd wendet sich jählings um, und das Seil, sicher an den Sattel befestigt, wirft das arme gefangene Geschöpf über Kopf zu Boden. Die Füllen theilten das Schicksal der Mutter, und mußten sich daran gewöhnen, dem Stamme nützlich zu werden.

Die Scenen und Vorfälle, welche ich geschildert habe, verhinderten mich nicht, an „Holland" zu denken und zu erinnern. Nach dem oben beschriebenen Rath kam der Häuptling voll davon nach Haus. Er war in einer wahrhaft königlichen Laune und sprach die halbe Nacht davon; aber verschiedene Einwände tauchten allmälig auf, die ich alle einzeln zu beseitigen hatte. Einer der ernsthaftesten war die Furcht, daß die weißen Männer die Ermordung des Capitäns Eaton an ihm rächen würden. Ich gab ihm die Versicherung, daß so lange ich bei ihm wäre, er in dieser Beziehung nichts zu fürchten haben solle; die Leute gehorchten mir alle sammt und sonders, und würden thun, was ich ihnen befähle. Sie würden nicht wagen, ihre Hand gegen ihn zu erheben, wenn es meinem Befehl zuwider liefe, noch würden sie Etwas von dem verweigern, was ich von ihnen verlangte. Ich sah, daß Nichts bei dem alten Häuptling einschlug, außer der Versicherung meiner unbeschränkten Oberherrschaft über alle weißen Männer auf der ganzen Erdoberfläche; weniger als das konnte das Zutrauen dieser Wilden mir nicht sichern, und ich war leider gezwungen, meine Worte nach der Noth, und nicht immer ganz genau nach der Wahrheit einzurichten. Der Häuptling fragte mich ein halbes Dutzend mal, was ich den weißen Männern denn nun sagen wollte, und ich mußte jedesmal eine ganze Adresse an eine fingirte Versammlung richten. Zuletzt schien seine Neugierde erschöpft zu sein und er schlief ein.

Früh am andern Morgen war er schon wieder wach, und nachdem er seine Toilette mit größerer Sorgfalt als gewöhnlich gemacht hatte, ward ein gutes Frühstück bereitet. Nach der Einnahme desselben erhob sich Seine Hoheit und hielt von der Thür seines Wigwams aus eine offizielle Anrede an seinen Stamm, in welcher er die Vortheile einer Reise nach „Holland" auseinandersetzte und die vortheilhafteste Weise, wie sie zu unternehmen sei, angab. Er schlug vor, daß nur Einige vom Stamm — ihn selber eingeschlossen — mich begleiten und die Vorräthe von Rum, Tabak, Reis, Thee, Butter, Perlen, Erz, Kupfer, so wie alle die künstlichen Dinge in Empfang nehmen sollten, welche meine Dankbarkeit für die gastliche Aufnahme und ausgezeichnete Behandlung, die sie mir hätten angedeihen lassen, ihnen gewähren würde. Obwohl königliche Redner selten die Eifersucht des Plagiats erregten, und

es von mir ganz besonders eitel scheinen kann, daß ich solch eine Beschuldigung mache, so bin ich es doch der historischen Wahrheit schuldig zu erklären, daß der alte Silberkopf mit diesen Worten blos einen Rath wiederholte, den ich ihm selber gestern Abend gegeben. Ich hielt es nicht für nothwendig, Seiner Hoheit alle die Gründe anzugeben, welche mir eine so kleine Begleitung, als möglich, wünschenswerth machte. Im Gegentheil, der Regel treu, daß ein triftiger Grund so gut ist, als ein Dutzend fraglicher, rieth ich ihm, nach der Erfahrung, welche Capitän Eaton und Andere von der Brutalität der Patagonier gehabt hätten, daß der Anblick von zu vielen Wilden die Weißen wegschrecken und allen freundlichen Verkehr mit denselben unmöglich machen würden, während die Anwesenheit einer kleinen Deputation ein Pfand für ihre friedlichen Gesinnungen wäre. Diese Thronrede machte weniger Eindruck, als es die übrigen gethan hatten; seine Unterthanen lauschten mit großem Interesse, aber es folgte eine lange Debatte, und es bedurfte vieles Hin- und Herredens, bis man zu dem Schlusse kam, daß der Häuptling mit vier andern Indianern und deren Weibern meine Leibgarde sein und der Rest des Stammes in größerer Entfernung folgen sollte. Noch ein altes Weib bat, mit uns gehen zu dürfen, und man gab ihr die Erlaubniß. Das Pferd, welches ich bisher geritten, war lahm und dienstuntauglich; so erhielt ich ein anderes.

Unsre einfachen Vorbereitungen zur Abreise waren bald gemacht; und da wir nun endlich aufbrechen wollten, begannen sie alle ihre schmutzigen Kinder zu mir zu führen und mich zu bitten, daß ich ihnen Erz und Perlen mitbringen sollte. Zu ihrer großen Befriedigung gab ich ihnen mein Wort darauf. Die letzte Scene in der Comödie, in welcher ich so lange mitgespielt hatte, und von der ich noch immer nicht wußte, ob es nicht zuletzt doch noch eine Tragödie werden würde, blieb übrig. Schon früh war mir der Gedanke gekommen, daß es vielleicht von Vortheil für mich sein könne, wenn ich mir einen Gegenstand wählte, für welchen ich mich besonders anhänglich zeigte; die Indianer würden denselben alsdann vielleicht während meiner Abwesenheit als eine Bürgschaft für meine Wiederkehr betrachten. Eine Schönheit von den Weibern des Stammes würde vielleicht das sicherste Mittel gewesen sein; aber wenn mich auch keine strengen Tugendbegriffe von dieser Auskunft abgehalten hätten, so würde dies doch der Schmutz gethan haben, in denen sie Alle bis über die Ohren steckten. Ich wählte mir deshalb einen kleinen weißen Hund zum Favoriten — ein schmutziges, diebisches, kleines Vieh; aber ich liebkoste ihn, als ob ich nicht einen Tag mehr ohne ihn leben könnte. Es ist wahr, daß

wenn ich ihn an den Fleiſchſtücken herumlecken ſah, welche für unſer Mahl beſtimmt waren, ich mich ſchwer zurückhalten konnte, ſein nichtswürdiges Gehirn einzuſchlagen; aber dies war doch nur eine Kleinigkeit gegen alles Andere, was ich ſonſt zu ertragen hatte, und ich ſtellte mich deswegen ſo vernarrt in ihn, daß man an der Aufrichtigkeit meiner Geſinnung nicht zweifelte. Dann und wann allerdings hielt ich mich ſchadlos an ihm, indem ich ihm — wenn es Niemand merkte — einen tüchtigen Stoß für ſeine Miſſethaten verſetzte, obgleich dieſe Züchtigung auf ihn gar keinen Eindruck machte. Da wir nun auf unſre Expedition ausziehen wollten, fragte man mich, ob ich meinen Hund mitnehmen wolle. Ich ſagte, nein; er würde bei ihnen beſſer aufgehoben ſein, und wenn ich zurückkäme, ſollte er etwas Brod und andre Leckereien haben. Die Liſt entſprach ihrem Zweck in einem ungeahnten Grade; jeder Argwohn ſchien beſeitigt.

Endlich machten wir uns auf den Weg. Die große Kriſis, auf welche meine ganze Diplomatie und meine äußerſte Erfindungsgabe hingearbeitet hatte, näherte ſich. Eine ſtarke Hoffnung auf Befreiung belebte meinen Muth, obwohl es auch an Schatten nicht fehlte, wenn ich an das Fehlſchlagen meines Planes und die Folgen, wenn dies geſchehen ſollte, dachte. Mit keinem großen Jubel alſo, ſondern mit einer ernſten und ſtrengen Zuſammenfaſſung all meiner Energie, ſagte ich der verfluchten Bande von Räubern, welche mich ſo manche traurige Woche lang gepeinigt hatte, mein Lebewohl. „Adieu Patagonien!“ rief ich in Gedanken aus, und trabte mit den Uebrigen fort; aber wir hatten noch nicht eine Achtelmeile gemacht, als die Parthie ſich umdrehte und mir befahl, wieder ins Lager zu folgen. Ich ſprach dagegen, aber umſonſt; und mit ſchwerem Herzen befand ich mich wieder in dem ſchmutzigen Winkel meines Wigwams. Die Pferde wurden abgeſchirrt ohne ein Wort der Erklärung, und die Indianer ſetzten ſich zum Kartenſpiel, mit ſolcher Gleichgültigkeit für Alles, als ob die Verhandlungen der letzten achtunddierzig Stunden Nichts geweſen ſeien, als ein Fiebertraum. Was konnte das bedeuten? Ich fragte den Häuptling. Er antwortete gelaſſen, er würde ſpäter ſchon gehen. Später, das hieß, ſo weit ich ihn kannte, ungefähr ſo viel, als „wenn es ihm belieben würde“, und dieſe glückliche Zeit konnte möglicherweiſe nie kommen. Nachdem ich ihm längere Zeit geſchmeichelt hatte, führte er mich an die Thüre des Wigwams, und indem er auf den Fluß zeigte, ſagte er, daß es dort „nicht gut“ ſei, daß es aber heut Abend „gut“ ſein würde. Was der Zuſtand des Stromes, welcher — ein Arm des Santa-Cruz — flach und halbtrocken war, mit unſrer Angelegenheit zu thun hatte, konnte

ich unmöglich errathen und glaubte schon beinahe, daß der alte Knabe mich zuletzt noch überlistet habe.

Der Tag — ach, er war endlos lang! — ging zuletzt doch zu Ende und mit dem Dunkelwerden setzten wir uns aufs Neue in Bewegung. Wir kreuzten die gefrorne Marsch, wateten durch den Strom und machten, nachdem wir zwei Meilen zurückgelegt hatten, Halt. Wir hatten keine Lagerstücke mit uns genommen, mußten uns daher vor dem Winde in einem Gebüsche decken. Wir streckten unsere Füße in's Dickicht, während unsre Köpfe gleichsam vor der Thür lagerten. In dieser interessanten Stellung mußte ich das ermunternde Detail meiner Versprechungen wiederholen und meine beabsichtigte Rede an eine imaginäre Versammlung weißer Leute noch einmal hersagen, worauf wir dann glücklich einschliefen. Als ich früh am andern Morgen erwachte, fand ich meinen Kopf und meine Schultern mit einem Schneemantel bedeckt. Ich schüttelt ihn ab, zog meinen Rockkragen in die Höhe und meine arme, halb abgetragene Kappe über die Ohren, und so zum Theil von dem Sturm beschützt, drehte ich mich herum und schlief weiter. Mit Tagesanbruch hörte der Sturm auf. Ich erhob mich und suchte Brennholz, während meine schwarzen Genossen weiter schliefen. Eine oder zwei Stunden später erwachten sie und zündeten das Feuer an. Etwas Fleisch von unserm Reisevorrath wurde gekocht und zum Frühstück verzehrt, worauf wir unsere Rosse einfingen und weiter ritten. Nach drei Meilen wurde aufs Neue Halt gemacht, ein Feuer angelegt und die Pferde bekamen Wasser. Die weitere Ordnung der Reise ward berathen, eine neue Auflage der Versprechungen verlangt, und der bewußten Rede an die weißen Leute wieder einmal aufmerksam gelauscht. Wir änderten die Richtung unsrer Reise ein wenig nach Rechts und kamen bald an den Vera-Cruz. Die Indianer zeigten stromab und sagten: „Dort ist Holland!" Ich strengte mein Auge an und glaubte nun auch wirklich ein Eiland entdecken zu können, mit verschiedenen kleinen Hütten auf demselben. Eine Meile oder zwei weiter nordwärts brachte uns an die Mündung des Stromes, Angesichts des Atlantischen Oceans. Das Eiland war der Mündung gerade gegenüber und nur der niedrigere Theil desselben schien bewohnt zu sein. Wir hielten. Die Indianer wiesen darauf hin und riefen: „Das ist Holland! Viele Häuser, viele, viele Menschen, sehr vielen Rum, vielen Taback, Brod, Thee, Mehl, Reis!" Schweigend übersah ich den Ort, welcher ungefähr auf zwei Drittel Entfernung in der Mündung des Flusses lag, und dessen Oberfläche mit kleinen Erdhügeln besäet war. Sollten dies etwa die Wohnungen weißer Menschen sein?

Unsere Pferde wurden jetzt von der Küste abgelenkt und wir

ritten etwa eine Achtelmeile zurück zu einem dichten Buschwerk, sattelten unsere Pferde ab und erwarteten den Rest unserer Gesellschaft, welcher zurückgeblieben war. Sie kamen endlich; unsere Pferde wurden auf die Weide getrieben, ein Feuer ward angemacht, und da der Tag beinahe zu Ende war, so wurden die Vorkehrungen zum Abendessen getroffen. Dann folgte eine Wiederholung — die letzte, wie ich dachte — der großen Geschenke, welche von den „Holländern" erhoben werden sollten, und der Rede, mit welcher ich sie zu begrüßen hatte. Die Indianer beschlossen, daß ich die englische Fahne — welche sie von einem gestrandeten Schiffe hatten — hißen und dann an der Küste auf- und abgehen sollte, um die Aufmerksamkeit der Weißen zu erregen. Sollte sich nun ein Boot nähern, so würden sie mich zurückführen, damit ich nicht entwische; denn sie waren von meiner Glaubwürdigkeit und meinem guten Willen noch immer nicht recht überzeugt.

Nachdem wir bis tief in die Nacht hinein gesprochen hatten, legten sich die Indianer auf die Erde, streckten ihre Füße in's Gebüsch und schliefen bald tief und fest. Ich berieth mit dem Häuptling, ob wir diese Ordnung nicht verändern könnten, indem wir unsern Kopf lieber als unsere Füße in's Gebüsch steckten, wenn denn doch einmal beide zugleich nicht unterzubringen wären. Er lehnte entschieden alle Neuerungen ab und sagte, ich solle schlafen gehen. Ich legte mich deswegen auch nieder, aber an Schlafen war nicht zu denken. Wir hatten weder ein Boot, noch irgend welche Materialien, aus welchen ein Floß herzustellen gewesen wäre, und es war unmöglich, irgend einen Plan zu ersinnen, welcher Erfolg versprechen konnte; so daß, nachdem ich mir den Kopf vergeblich zerbrochen und die ganze lange Nacht tausend Qualen ausgestanden hatte, ich einzig den Entschluß fassen konnte, den Gang der Ereignisse abzuwarten und die erste Gelegenheit zu ergreifen, welche eine Hoffnung auf Erlösung aus dieser schmählichen Gefangenschaft gewähren möchte. Schnee, Schlossen und Regen fielen während der Nacht; und ich stand früh auf, durch und durch erfroren und mit den Zähnen klappernd. Ein Feuer ward angezündet und das letzte Stück Fleisch, welches uns geblieben, ward gekocht und verzehrt. Das Wetter blieb feucht bis zur Mitte des Nachmittags.

Nach dem Frühstück ging der Häuptling mit mir an die Küste, wobei ich die Flagge tragen mußte. Am Strande fand ich ein Stück von einem Brette, an welches ich die Flagge band und so in den Sand steckte. Die Büsche ringsum, welche eine Art von öligen Blättern haben, und leicht entzündbar sind, wurden in Brand gesteckt. Dann ging ich an der Küste auf und ab; aber kein Boot kam. Als es sich so weit aufgeklärt hatte, um in die Ferne sehen zu können, bemerkte ich kleine Gegenstände, die sich auf dem Eiland

hin- und herbewegten. Der Tag verging in nutzlosen Versuchen, die Aufmerksamkeit derselben zu erregen. Mit bekümmertem Herzen kehrte ich beim Dunkelwerden zu der Lagerstätte zurück. Alle meine Hoffnungen hatten sich so lange auf dem Eiland concentrirt, daß ich es nicht hätte ertragen können, wenn sie sich nun als nichtig erwiesen hätten.

Die Indianer sprachen davon, sich mit dem Reste des Stammes am andern Tage wieder zu vereinigen. Ich widersetzte mich diesem Plane mit allen möglichen Mitteln der Beredsamkeit, indem ich ihnen auf das Eindringlichste vorstellte, daß die Insulaner sicher auf einem Boote kommen würden, sobald sie die Flagge gesehen, und daß — wenn sie sich nur eine Weile gedulden wollten — sie selber nach dem Eiland hinübergehen, sich dort nach Herzenslust an Allem laben könnten, was ihnen gefiele, daß es aber sehr lächerlich und thöricht wäre, wenn wir nach allen diesen Vorbereitungen und Versprechungen am Ende mit leeren Händen zu unserm Stamme zurückkehrten. Sie sagten nicht Nein noch Ja. Unsere Unterhaltung zog sich bis spät in die Nacht hinein, wo wir uns hungrig und müde auf den Boden legten. Stundenlang war ich unfähig zu schlafen. Die Unsicherheit meiner Lage bedrückte mich, und ich lag ruhlos mit unaussprechlicher Angst — es waren Stunden voll tiefen, unterdrückten, schweigenden Elends, in welchen das Herz nur darin Erleichterung fand, daß es sich stumm an Den wandte, der allein fähig war, zu befreien. Gegen Morgen, erschöpft von der Aufregung, schlief ich ein wenig, erwachte aber mit dem Morgengrauen bereits zu dem frischen Bewußtsein meiner kritischen Lage.

Das Wetter war während der Nacht gut gewesen, aber jetzt kamen Anzeichen eines neuen Schneesturmes. Ich wartete lang und ungeduldig auf das Erwachen meiner Gefährten, und ging zuletzt aus, um Brennholz zu suchen; sie rührten sich erst, als ich damit zurückkam, und ein Feuer anmachte, welches unsere halberstarrten Gliedmaßen langsam wieder erwärmte. Da lag das kleine Eiland — schön für Augen, die gleich den meinen nach dem Wohnsitz gleichgesinnter Menschen schmachteten — ungefähr anderthalb Meilen (englische) entfernt. Es schien beinahe, als ob es zurückwiche, je mehr ich nach ihm hinsah; so tief waren meine Hoffnungen unter dem Druck von Enttäuschung und bitterer Ungewißheit gesunken. Ein heftiger Schneesturm, welcher jetzt losbrach, verhüllte es; Alles schien gegen mich zu sein. Langsam ließ das Gestöber nach und zuletzt klärte sich der Himmel wieder auf. Dann kam ein neues Unwetter, welches die Lüfte füllte und den Blick in die Ferne abschnitt. So ging es fort bis Mittag; in Zwischenräumen, wenn der Himmel klar war, nahm ich einen Feuerbrand, legte Feuer an die Büsche der Küste und hißte die Flagge wieder auf, wobei ich

traurig hin- und herging, bis der Sturm nachließ und der Himmel heiter ward. Der Häuptling verbarg sich in ein Gebüsch und saß dort, die Bewegungen der Insulaner mit der Gier einer Katze bewachend. Nach einiger Zeit sagte er, es käme ein Boot; ich wagte kaum in die angedeutete Richtung zu schauen, um nicht eine neue Täuschung zu erfahren. Aber zuletzt sah ich doch hin, und erblickte zu meiner unaussprechlichen Freude ein Boot, welches mit vier oder fünf Männern an Bord so eben von der Insel abstieß. Sie kamen heran; der Häuptling theilte den Anderen seine Entdeckung mit und diese kamen gleichfalls an die Küste, wo ich noch immer hin- und herging. Das Boot nahte sich, nicht direct dorthin, wo ich war, sondern etwa eine Achtelmeile weiter windwärts, und blieb dann auf seinen Rudern liegen.

Die Indianer befahlen mir hierauf, zum Lagergrund zurückzukehren; aber ohne mich um sie zu kümmern, lief ich so schnell ich konnte, nach der Richtung des Bootes vorwärts. „Halt! Halt!“ kreischten sie. Ich aber sagte: „Nun, meine Beine, wenn ihr mir je geholfen habt, jetzt ist es Zeit!“ Ich hatte einen Vortheil vor meinen Verfolgern voraus: meine Schuhe, obgleich schon abgetragen, schützten meine Füße gegen die scharfen Steine, welche die ihrigen auf jedem Schritt verletzten. Aber dennoch, trotz aller Nachtheile, fand ich, daß sie ziemlich so schnell liefen, als ich. Als ich einen Punkt, dem Boote gegenüber gewonnen hatte, verminderten die Indianer ihre Eile und sahen etwas unruhig auf mich. Der Mann im Sterne des Bootes grüßte mich mit lautem Zuruf und fragte mich, was für Indianer dies seien, wie stark sie seien und wie ich unter sie gerathen. Ich erwiderte in so wenig Worten als möglich und sagten ihm, wir wünschten zu dem Eiland zu gelangen. Er schüttelte seinen Kopf; sie wären schlechte Kerle, sagte er, er könne mich mit den Indianern nicht aufnehmen.

Sie begannen das Boot wieder abzustoßen! Ich machte Zeichen der Hülflosigkeit, winkte ihnen umzukehren und schriee ihnen in meiner Hand nach. Sie drehten das Boot wieder, so daß wir auf's Neue mit einander sprechen konnten. „Wollt Ihr mich aufnehmen, wenn ich allein komme?“ „Ja!“ war die umgehende Antwort.

Die Indianer hatten sich während dieser ganzen Zeit auf fünfzehn Schritte in meiner Nähe gehalten, mit ihren Händen an ihren Messern, und ihren Befehl, daß ich zurückkommen solle, von Minute zu Minute wiederholend, wobei sie die Messer gegen mich schwangen.

„Ja, ja!“ rief ich, „in einem Augenblick!“ Aber ich hielt mein Auge fest auf das Boot und suchte unbemerkt die Entfernung zwischen mir und meinen Verfolgern zu vergrößern. In dem Augen-

blick, wo ich die Zusicherung erhalten hatte, daß ich allein aufgenommen werden sollte, zog ich die Uhr heraus, welche ich laut Verabredung mit nach „Holland" genommen hatte, damit ein neues Glas drüber gemacht werde, und warf sie in's Gebüsch; das Salzwasser würde sie verderben, und wenn ich wieder eingefangen werden sollte, so würde das ein Verlust gewesen sein, den Nichts mehr hätte gut machen können. In demselben Moment warf ich mich kopfüber in's Wasser; meine Kleider und Schuhe belästigten mich, und die Brandung, von einem hohen Winde aufgewühlt, rollte in schweren Wogen gegen die Küste. Das Boot war vierzig oder fünfzig Ellen entfernt und trieb, da der Wind seitwärts herüberkam, noch mehr ab. Ich konnte nicht unterscheiden, ob es mir entgegenkam oder nicht; mein Kopf war eine Zeit lang unter Wasser gewesen, meine Augen waren von der Brandung geblendet, und die höchstmögliche Kraft war nothwendig, um in solch einer See sich nur oben zu halten. Als ich dem Boote nun endlich nahte, konnte ich mehrere Flinten sehen, welche gegen mich gerichtet waren. Vielleicht hatten wir einander falsch verstanden, vielleicht sahen sie mich als einen Feind an. In der That aber waren sie nur darauf berechnet, die Indianer davon abzuhalten, mich zu verfolgen; aber diese Feiglinge dachten nicht einmal daran! Meine Kraft verließ mich rasch; der Mann am Helm, welcher es bemerkte, streckte eine Flinte auf Armeslänge aus, mir entgegen. Der Lauf berührte das Wasser und hielt meine immer schwächer gewordenen Blicke fest. All' meine Lebenskraft rief ich noch einmal munter, griff danach und ward nach dem Boot gezogen — ein Gefühl der Erlösung rieselte durch meinen Körper und belebte mich, erweckte aber auch zugleich solch eine Furcht, daß die Indianer mich verfolgen und noch jetzt wieder einholen möchten, daß ich bat, sie möchten abstoßen, ich wolle mich an dem Flintenlauf festhalten. Aber der Mann langte hinunter, faßte mich am Kragen und befahl den Anderen, die Ruder rasch auszulegen. Sie hatten erst wenige Schläge gemacht, als ein einstimmiger Ruf von ihren Lippen kam: „Zieh' den Mann herein! Zieh' den Mann herein!" Sie ließen ihre Ruder fallen, faßten mich Alle zusammen und bei ihrer Anstrengung, mich über Bord ihres Bootes zu ziehen, erhielt ich einige Verletzungen. Ich bat sie, mich nur allein gewähren zu lassen, mit dem Aufgebot meiner letzten Kraft kletterte ich an der Wand empor und lag im nächsten Augenblick halbtodt vor Ermattung im Kiel des Fahrzeugs. Sie boten mir sogleich auf's Freundlichste trockene Kleider an; aber ich sagte ihnen, sie sollten vor Allem das Boot weiter von der Küste abbringen; ich wolle selber für mich sorgen. So ruderten sie weiter, während ich vorwärts kroch, meinen Rock aus- und einen andern anzog, den mir einer

von der Mannſchaft gab. Unterhaltung war unmöglich; mich fröſtelte durch und durch, ich konnte Nichts hervorbringen, als unzuſammenhängende Sylben. Etwas Getränk, Brod und Taback, welches zu meiner Auslöſung mitgenommen worden war — denn man hatte geglaubt, daß dieſes die Bedeutung des Signals geweſen ſei — ward zu meiner Erfriſchung hervorgebracht. Die See war ſchwer, mit einem ſtarken Gegenwind, ſo daß, obwohl die Männer hart arbeiteten, unſere Fortſchritte doch nur langſam waren. Ich war bald durch die Lebensmittel wieder erwärmt und erbot mich, Hand an die Ruder zu legen; aber meine Hülfe ward abgelehnt. Das Geſchrei und Geheul der Indianer, welche mir in's Waſſer gefolgt waren und das mir gräulich in den Ohren geklungen hatte, ſo lange ich in der Brandung um mein Leben gekämpft hatte, wurde ſo lange wiederholt, bis die Entfernung es unhörbar machte. Ob ſie die Uhr fanden, und ob ſie dieſelbe an ihren Staatsplatz in den Wigwam zurückgebracht haben, oder ob ſie im Sand an der Seeküſte verroſtet, weiß ich nicht zu ſagen.

Endlich lief das Boot an der Nordküſte des Eilandes an. Mr. Hall, der Mann, welcher das Boot commandirt hatte, unterſtützte meinen wankenden Körper bei der Landung, und hieß mich auf dem Eiland willkommen, ſobald mein Fuß es betreten. Ich ergriff ſeine Hand, ſtammelte meinen Dank für die Rettung und erhob mein thränenfeuchtes Auge zu ſchweigender Anbetung zum Himmel. Alsdann ward ich in eine Cabine geführt, woſelbſt ein helles Feuer zu meinem Empfang bereit war.

„Nun," hörte ich Mr. Hall ſagen, „laßt uns für den Fremden einen Salutſchuß abfeuern. Fertig — legt an — Feuer!"

Alle Musketen gingen los und ein herzliches Willkommen ſchien es mir. Er folgte mir alsbald und nahm mich in ſeine eigene Wohnung mit, gab mir trockene Kleider und vor Allem wärmte er mich an der Gluth eines ſo edlen Herzens, als je eines in einer menſchlichen Bruſt ſchlug.

Ich ward von den Wilden gefangen am 1. Mai, und landete auf dem Eiland am 7. Auguſt.

IX.

Die Colonie.

Nachdem ich genügend aufgethaut war, gab ich einen kurzen Bericht von meinen Abenteuern. Der Koch bereitete die Tafel und brachte Abendbrod herein. Ich aß mit unbeschreiblicher Freude Brod und frisches Schweinefleisch und trank Thee dazu aus Brasilien. Der Vergleich mit dem gleichnamigen chinesischen Produkt mag nicht zum Vortheil des brasilianischen ausfallen, mir aber war es ein köstliches Getränk. Ich war, wie der Leser nachrechnen kann, 97 Tage in Gefangenschaft gewesen. Obgleich ich stark am Abendbrod Theil nahm — zu stark vielleicht für Einen in meinem angegriffenen Gesundheitszustand — so erhob ich mich doch von dem Mahle mit einem eben so großen Hunger, als mit dem ich mich zu demselben niedergesetzt hatte. Mr. Hall, mein neuer Gastfreund, erzählte mir, daß auch er einmal Gefangener unter den Patagoniern, wenngleich nur für einen Tag, gewesen sei; aber er habe in der kurzen Zeit genug gesehen, um überzeugt zu sein, daß eine Gefangenschaft, wie ich sie durchgemacht, schrecklich sei über alle Beschreibung.

Nach dem Abendessen ward das Boot aufs Trockene gezogen. Pfeifen und Taback wurden gebracht und ich verbrachte in der Gesellschaft meiner Erlöser einen der glücklichsten Abende meines Lebens. Der Wechsel von dem elenden und fast hoffnungslosen Zustande, in welchem ich so lange geschmachtet hatte, war so groß, daß meine Freude alle Grenzen überstieg. Mein Herz floß von Dankbarkeit über. Worte konnten damals und können heut noch nicht meine Gefühle beschreiben — die Gefühle der Freiheit und der Freude, daß ich nun von Gefahren, Entbehrungen und Feinden befreit und in einem Augenblick in die Gesellschaft von Freunden, und zur Sicherheit und gutem Leben zurückgeführt worden sei. Es erschien mir Alles wie ein Traum, der Wechsel war so plötzlich und überraschend.

Das kleine Haus, das ich für den Augenblick meine Heimath nannte, und daß in der That mir die anmuthigste Wohnung schien, die ich jemals gesehen, war ungefähr 12—15 Fuß lang, aus Brettern gebaut und inwendig mit blauem Kentucky-Leinen als Tapete bekleidet. Der Feuerheerd war in der Mitte der einen Breiteseite, und die Thür befand sich in der andern gegenüber. Zwei geräumige Verschläge waren abgesondert, der eine als Garderobe und der andere als Vorrathskammer. Jede Seite hatte ein

Fenster mit kleinen Glasscheiben. Zwei bequeme Divans, wahrscheinlich von irgend einem Schiffswrack, standen an den Seiten und die Mitte nahm ein Holztisch ein. Das Schlafzimmer enthielt zwei kleine Hängematten, eine für Mr. Hall, die andere für Morrison, den Schottländer. Das Häuschen, oben mit Theerleinwand und Holz bedeckt, stand auf einem kleinen Guanohügel, etwa vier Fuß hoch. Eine Schiffsglocke war an der Vorderseite des Hauses aufgehängt, um den Arbeitern Signale damit zur Arbeit und zum Essen zu geben. Seelöwen-Insel, — so hieß das Eiland, und „Holland" war von den Indianern offenbar daraus gebildet, weil sie das Ganze nicht sprechen konnten — ist etwa 1¼ Meile (engl.) lang und auf seiner Oberfläche mit immergrünen Büschen bedeckt. Die Colonie war von einer englischen Gesellschaft angelegt, um Guano zu bereiten und diesen zur Ausfuhr fertig zu machen; sie lag am Südende der Insel.

Unser geselliger Abend dauerte bis spät in die Nacht. Einer von den Divans ward mir als Lagerstätte angewiesen. Bettzeug ward herbeigeschafft und ein Sack mit Schiffsfahnen ausgestopft diente mir als Kissen. Bevor wir uns jedoch zur Ruhe legten, erörterten wir die Möglichkeit eines Einfalls der Wilden vom Festland herüber, und kamen zu dem Schluß, daß vor Tagesanbruch in diesem Quartier Nichts zu fürchten sei. Der alte Häuptling und seine Gefährten mußten offenbar erst zu dem Haupttheer zurückkehren, um sich zu verstärken und Schiffsgeräth zu verlangen, bevor sie die Verfolgung wagen konnten. Wir ließen daher den Gegenstand ruhig fallen, und Mr. Hall und der Schottländer, nachdem sie für meine Bequemlichkeit mit der herzlichsten Güte gesorgt, verschwanden mit friedlichem „Gute Nacht!" hinter der Thür ihres Schlafgemachs. Die kleine Hütte war warm; mein Lager war die Vollendung aller Bequemlichkeit im Vergleich mit dem, welches 97 elende Nächte lang mein Loos gewesen. Vor Allem aber konnte ich, zum ersten Mal seit so vielen Wochen, mich ohne Furcht vor Verräthern und Gewaltthat niederlegen. Ich war sicher vor den Wilden. Ich schlief gesund, und wetteiferte förmlich mit jenen unsterblichen Sieben bis tief in den Morgen hinein. Tageslicht erhellte den Raum, als ich erwachte. Es war kein Traum. Ich war frei in der That. Rohe aber unverkennbare Zeichen der Civilisation umgaben mich. Die Abenteuer des vorhergehenden Tages brachen wie Lichtstrahlen durch mein verdunkeltes Gemüth — die Furcht, das Wagstück, der Kampf, die zeitige Rettung, das Willkommen, die herzliche Aufnahme, und ein warmes Empfinden der Dankbarkeit erfüllte meine innerste Seele. Ich sprang von meinem Lager, so gut wie neugeboren, und jünger als je. Ein helles Kohlenfeuer knisterte bald hinter dem Eisengitter des Heer-

des, das Zimmer ward gefegt, Frühstück bereitet, die Glocke läutete und die Männer gingen an ihre Arbeit, während ich mich anschickte, meinen neuen Aufenthalt anzusehen.

Das Eiland ist niedrig und flach, und bei Hochwasser steht es nur acht bis zehn Fuß über dem Wasser. Fünfundzwanzig Fuß von unserm Hause war ein kleines Vorrathshaus, ein Schober, ein Schweinestall und ein Backofen. Ungefähr ebenso weit von diesen Anlagen befand sich ein Haus für die Arbeiter, aus Zimmerholz gebaut und mit Buschwerk und Erdschichten. Fenster hatte es nicht; die Bewohner, und was an Licht und Luft ein- und ausging, nahm seinen Weg durch die Thüre. Das Haus war zum Gebrauch und nicht zum Luxus gebaut; innen aber fehlte es ihm nicht an allen Bequemlichkeiten, hatte Hängematten, Bänke, Tisch und Kochheerd. Seine Bewohner waren an Zahl acht; drei Franzosen, zwei Spanier, ein Engländer, ein Mann aus Wales und einer aus Irland.

Außer diesen menschlichen Wesen hatte die Colonie noch einen Hund, zwei Schweine und eine beträchtliche Anzahl von Ferkeln. In der Nähe des Hauses war ein großer Guanohaufen, welcher fertig zum Ausschiffen nach England und den Vereinigten Staaten lag. Das Geschäft ward vom Capitän Matthew S. White besorgt, einem Engländer, welcher seit einigen Monaten nach Monte Video gereist war, um Schiffe für den Export anzuschaffen. Die für seine Rückkehr bestimmte Zeit war seit einem Monat verstrichen, Mr. Hall war seinetwegen schon ängstlich geworden, und ängstlich wegen seiner und seiner Leute Sicherheit dazu, da die Vorräthe nur noch für kurze Zeit ausreichten. Das Eiland ward selten von Schiffen besucht, und ihr einziges Mittel, einen Hafen zu erreichen, wenn Alles fehl schlüge, waren zwei Böte, welche aber zu klein waren, um die lange Seereise mit einiger Hoffnung auf glückliche Ankunft, zu wagen.

Die Möglichkeit, daß meine ehemaligen Gastfreunde vom Festlande durch ihre Theilnahme an meinem Schicksal vielleicht dazu getrieben werden könnten, „Holland" en masse zu besuchen, hielt uns den ganzen Tag lang in einiger Besorgniß. Mr. Hall, der in Abwesenheit des Eigenthümers die Sorge für die Colonie übernommen hatte, machte die Vorbereitungen, sie mit den schuldigen Ehren zu empfangen, wenn sie kommen sollten; denn er sagte mir, daß Capitän White oft seine Befürchtung darüber ausgedrückt habe, die Indianer möchten auf das Eiland kommen, wenn er fort sei, und alle Bewohner desselben ermorden. Meine Flucht von ihnen war nicht geeignet, sie von dem Versuche abzubringen, oder ihre Gründe, die sie dafür hatten, zu entkräften. Es waren zwei kleine Kanonen vorhanden, die wir auf Räder setzten, damit sie als flie-

gende Artillerie dienen könnten. Ich schliff eine alte Wallfisch-Harpune, machte einen Griff daran und hängte sie über mein Lager auf; ein langes Messer in einer Scheide legte ich unter mein Kissen. Die Indianer lungerten am andern Ufer herum, wahrscheinlich begierig, mich zurückkehren zu sehen mit dem Rum und Taback, dessenwegen sie gekommen waren und die sie auch wohl verdient hatten, da sie mir so lange Kost und Logis gegeben, auch mich mehrere Monate so äußerst liebenswürdig behandelt hatten.

Ehe wir uns am Abend zur Ruhe begaben, luden wir unsere Geschütze und feuerten sie ab, damit unsere Nachbarn erführen, daß sie in jedem Fall auf einen warmen Empfang zu rechnen haben würden, wenn sie uns ihren Besuch machen wollten. Dann luden wir die Stücke auf's Neue, jedes mit einem Dutzend oder mehr großen Flintenkugeln, stellten sie an der Thür in Bereitschaft und deckten sie zu, um das Pulver trocken zu halten. Auch sechs bis acht Musketen hatten wir fertig gemacht und an Schießmunition fehlte es uns nicht. Der Hund wurde an die Thür gebunden und diese dann sorgfältig verschlossen. Gerade als wir uns niederlegen wollten, fing der Hund an mächtig zu bellen, aber bei näherer Untersuchung war es nur ein blinder Lärm gewesen. Alles war ruhig und mit momentanem Zweifel an dem Scharfsinn und der Unterscheidungsfähigkeit unserer Schildwache, legten wir uns beruhigt nieder, und schliefen bald ein. Die Nacht verging ohne weitere Lärmsignale unseres Wächters, eines Hundes von englischer Race, der übrigens besser zum Aufspüren des Wildes, als für die verantwortliche Stellung, die er einnahm, befähigt war.

Nach dem Frühstück ging ich aus, und warf einen ängstlichen Blick durch das Fernrohr nach der nördlichen Küste des Festlandes, um zu sehen, ob die Indianer ihre Stellung noch einnähmen, und ob sie Böte bauten oder sonst eine Vorbereitung zur Invasion machten. Da waren sie noch — die geduldigen Creaturen! — unserm Eiland gegenüber, und die englische Flagge wehte an der Küste. Auch verschiedene Hunde trieben sich daselbst herum, und unter ihnen erkannte ich meinen eigenen; ich bildete mir fast ein, ich könnte ihr Bellen hören. Da wir ursprünglich keine Hunde mitgebracht hatten, so schloß ich, daß sie zum Hauptcorps zurückgezogen seien, eine Verstärkung nebst Material zum Bootbauen geholt und zugleich meinen Hund, zur besondern Freude seines wohl affectionirten Herrn mitgebracht hätten. Und nun bellte er am Ufer herum, als wollte er mich dadurch zurückrufen. Nachdem ich meine Neugier genugsam befriedigt hatte, drehte ich mein Glas seewärts, um ein sich nahendes Segel zu entdecken; aber die breite Fläche war klar, — kein Fahrzeug zu sehen. Auf den Strombänken nagten einige Guanacos an dem kümmerlichen, lan-

gen Gras, während andere mit ihren Jungen an den sonnigen Abhängen der Hügel lagen. Die Ruhe dieser Thiere versicherten mich, daß ihre abgesagten Feinde, die Indianer, nicht in der Nähe seien.

Ermüdet endlich von dieser Sorte von Fernsichten, kehrte ich in das Haus zurück und mit unsern Flinten bewaffnet, machten Mr. Hall und ich einen Gang auf das Eiland in der Hoffnung, einige Seevögel zu schießen; kamen aber gegen Mittag leer zurück. Den Nachmittag verbrachten wir mit zwecklosen Streifereien über das Eiland, um die Zeit zu tödten. Die Indianer waren am entgegengesetzten Ufer noch immer sichtbar; ich schlug meinem Wirthe, Mr. Hall, vor, hinüberzugehen, und ihnen eine Lection zu geben. Rache, ich weiß es, soll nur in kleinen Seelen wohnen; wenn dem so ist, so muß die meine während des Aufenthalts unter den Patagoniern zwerghaft zusammengeschrumpft sein, denn es dürstete sie nach Rache. Aber Mr. Hall, ohne den Antrieb dieser Leidenschaft, hielt die Expedition für ein großes Wagestück; er fürchtete sich, den Indianern näher zu kommen, als durchaus nothwendig war. Ich selber hätte mich lieber erschießen lassen, als zum zweiten Mal in ihre Hände zu fallen; aber ich konnte den Gedanken nicht los werden — trotzdem ich ihre Feigheit kannte — daß sie doch einen nächtlichen Ueberfall versuchen würden. Wir besprachen die Möglichkeit eines solchen bis tief in die Nacht und machten alsdann unsere Vorbereitung, wie am Abend vorher. Als wir nach unsrer Schildwache, unserm Hunde, dessen Platz, in treuer Erfüllung seiner Pflichten, an der Thüre hätte sein sollen, sahen, war der Schurke desertirt und hatte sein Nachtquartier bei den Schweinen aufgeschlagen. Er war bald aus seinem warmen Neste aufgejagt und an die Thür getrieben, wo er — wie gestern — an die Klinke gebunden ward. Während wir noch damit beschäftigt waren, sahen wir an der nördlichen Seite ein Licht; es sah aus, als ob es von Stelle zu Stelle getragen würde, und es befand sich in einiger Entfernung von den Wigwams der Indianer. Dies hatte den Anschein von Vorbereitungen für einen nächtlichen Besuch — es war ein Symptom, daß sie mit dem Bauen von Böten beschäftigt seien.

Nach den Beobachtungen, die ich während meines Aufenthalts unter ihnen gemacht hatte, sah ich sogleich, daß Etwas vorgehe; sie pflegten sich nach Dunkelwerden nicht viel zu bewegen, weder mit, noch ohne Licht, und nur eine ganz außergewöhnliche Veranlassung konnte es sein, die sie jetzt, so spät noch, auf den Beinen hielt. Wir nahmen die Decke von unseren Kanonen fort und schmierten ihre Mündungen, damit sie in einem lauteren Tone der Warnung und des Trotzes mit den Feinden reden möchten. Als-

dann wurden sie entladen, daß das Eiland dröhnte und das Echo weit hinüber zum feindlichen Strande donnerte. Hierauf wurden die Geschütze wieder geladen und an ihre gewöhnliche Stelle vor die Thür gefahren. Die Lichter, derentwegen wir diese Demonstration unternommen, verschwanden sogleich; die Indianer hatten, dem Anschein nach, den Wink verstanden und ihr Unternehmen entweder verschoben oder aufgegeben. Ich kannte ihre Furcht vor Schießgewehren. Als ich, während der ersten Zeit meiner Gefangenschaft, sie zu einer Reise nach Port Famine zu bereden versuchte, war des Häuptlings Hauptgrund dagegen, außer den größern Vorzügen von „Holland", daß dort große Gewehre seien, welche „nicht gut für Indianer" wären.

Die Nacht verging ohne Störung, und auch am andern Morgen, obgleich wir alle Schlupfwinkel und Verstecke der Insel durchsuchten, fanden wir noch Nichts, was uns hätte beunruhigen können. Auch auf der entgegengesetzten Küste bemerkten wir nichts Besonderes, außer daß die Indianer noch in ihren Quartieren waren, und daß ihre Anzahl sich außerordentlich vermehrt hatte.

Am Abend erschienen die Lichter nicht wieder; nachdem wir unsere gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln getroffen hatten, beschlossen wir, daß wenn die schwarzen Schurken nicht bald Miene machten, sich zu entfernen, wir unsern Kreuzzug gegen sie doch unternehmen müßten. Mr. Hall sah die Sache von der patriotischen Seite an. Er sagte, es sei zu viel für einen Engländer, unter solch' einem Gesindel die britische Flagge wehen zu sehen, welche ihn auf's Neue an die Ermordung seiner Landsleute gemahne. Ich bestärkte ihn in seinem Verlangen, den Cannibalen diese Trophäe zu entreißen, und das Unternehmen ward auf den folgenden Tag festgesetzt, wenn sie es bis dahin nicht vorgezogen haben sollten, zu verschwinden. Der Tag graute mit einem wolkigen Himmel und einer dicken Atmosphäre, welche es unmöglich machte, auf die geringste Entfernung deutlich zu sehen. Gegen Mittag klärte es sich auf und wir entdeckten, daß unsere unruhigen Nachbarn noch dort waren. Wir machten darauf die nöthigen Vorbereitungen zu der Expedition, welche gleich nach dem Essen unternommen werden sollte. Waffen und Munition wurden herbeigeschafft, Messer wurden geschliffen, Gewehre geputzt; die Glocke läutete zum Mittagsmahl und wir aßen mit einem durch Aufregung erhöhten Appetit. Aber als wir hinausgingen, um einen letzten Blick auf unsere Feinde, ehe wir sie angriffen, zu werfen, sahen wir, daß sie ihre Pferde einfingen. Sie bestiegen ihre Thiere in großer Hast und ritten davon. Es schien mir, als ob ihr Abmarsch blos eine List, und eine Vorbereitung zum heimlichen Ueberfall sei.

Aber sie waren aus unsern Blicken entschwunden, ehe wir noch Zeit hatten, dies Alles zu überlegen.

So verging die Zeit, und das Ausbleiben des sehnlichst erwarteten Capitän White machte, daß sie langsam genug verfloß. Ich hatte daran gedacht, in einem der Guanoschiffe nach Rio Janeiro oder irgend einem andern südamerikanischen Hafen zu gehen, um von dort weiter nach Californien zu reisen. Aber nun blieben die Schiffe aus, und es drohte uns eine Hungersnoth. Um unsere Leiden noch zu erhöhen, brach der Scorbut unter den Leuten der Colonie aus, da sie so lange Zeit von gesalzenem Fleisch ohne alle Vegetabilien gelebt hatten. Um dieselbe Zeit, um das Maß unserer Sorgen voll zu machen, ward Mr. Hall von dem Waliser unterrichtet, daß Morrison, der Schottländer, versuche, die Franzosen und die Spanier gegen ihn einzunehmen und sie zur Meuterei zu verleiten. Der Mann hatte in dem Hause gelebt und war auf's Anständigste behandelt worden, wofür er sich dann in der angegebenen Weise dankbar bezeigte. Mr. Hall aber machte kurzen Prozeß mit ihm, ließ seine Sachen zum Hause hinaus werfen und ihm befehlen, er solle fortan mit den Uebrigen essen und wohnen. Er nahm sich seine Erniedrigung sehr zu Herzen und ward auf meinen Rath, um ihn desto sicherer bewachen zu können, wieder ins Haus aufgenommen. Er versprach, seinem Herrn nicht wieder treulos zu werden und that ihm in der That bei einer späteren Gelegenheit, wo Unzufriedenheit der Leute auszubrechen drohte, wesentliche Dienste.

Die Indianer lungerten indessen nach wie vor in der Nachbarschaft herum, wie der Rauch ihrer Lagerfeuer anzeigte, und wir waren gezwungen, unsere Vorsichtsmaßregeln fortzusetzen. Uns schützte eigentlich Nichts, als ihre eigene Feigheit. Aber da ich ihr rachsüchtiges Gemüth kannte und wußte, wie zäh sie an ihren Plänen festhielten, so war es mir auf der andern Seite nicht unwahrscheinlich, daß sie aus Aerger über meine Flucht und die gescheiterten Hoffnungen in Bezug auf Rum und Taback doch ihre angeborene Feigheit überwinden möchten. Im Verfolg dieser Betrachtungen machte ich mir die schwersten Vorwürfe über einen Wink, den ich ihnen gegeben hatte, während wir auf den Weg nach „Holland" waren. Da wir uns nämlich vier Meilen von der Küste entfernt befanden, nahm ich ein Stück Planke auf und sagte den Indianern, daß wenn wir noch zwei oder drei ähnliche Stücke fänden, ich sie zusammenbinden und ein Fahrzeug daraus machen würde, auf welchem wir uns nach „Holland" hinüberrudern könnten. Obendrein belehrte ich sie noch über die passendste Zeit und den besten Wasserstand für das Unternehmen, sowie über die Art, wie man am Vortheilhaftesten landen könne. Damals fanden wir keine

weiteren Materialien zum Bau des angegebenen Floßes und glücklicherweise war auch, durch meine anderweitige Rettung, keine Gelegenheit dazu. Aber möglich war es doch, daß sie, was ich ihnen zu meiner eigenen Rettung vorgeschlagen, nun für sich selber und zur Rache gegen mich anwenden könnten, besonders da es nicht unwahrscheinlich war, daß solcher Holzstücke sich noch mehrere am Ufer fänden. Doch verschwand auch diese Furcht allmälig, und die Indianer ließen Nichts von sich hören.

Da, eines Nachmittages, als ich mich mit dem Ausbessern des Bootes beschäftigte, kam Mr. Hall eilends und mit frohem Lächeln zum Strand hernieder. „Seht hinaus in die See!“ rief er, „Capitän White kommt!“ Ich blickte in der angegebenen Richtung hinaus und sah deutlich zwei Segel sich nähern. Es war ein großes Schiff und ein Schooner. Je näher sie kamen, desto deutlicher sahen wir, daß es amerikanische Fahrzeuge waren. Ihr Einfahren in den Strom und die Unsicherheit, mit der sie Ankergrund suchten, zeigte, daß sie mit der Schifffahrt in dieser Gegend nicht bekannt seien. Der kleine Schooner gerieth auf den Sand und fuhr sich fest. Mr. Hall bemannte sein Boot, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Wir erfuhren, daß der Schooner Washington, und das Schiff Hudson, Capitän Clift, heiße, und daß sie Wallfischfänger seien, die eben von den Falklands-Inseln zurückkämen. Wir befreiten den Schooner aus seiner ungünstigen Lage und holten am andern Tage auch das große Schiff sicher herein.

Capitän Clift war durch den Steuermann und Mr. Hall von meinem Unglück und abenteuerlichen Leben unter den Patagoniern benachrichtigt worden, und sandte mir am andern Tage eine Botschaft, um mich am Bord seines Schiffes zu laden. Er empfing mich aufs Herzlichste und bestand darauf, daß sein Schiff meine Heimath sein solle, so lange ich wolle. Ich nahm dies freundliche Anerbieten an, nachdem auch Mr. Hall mich zugeredet hatte. Ich konnte ihn nicht ohne meinen innigsten, wärmsten Dank verlassen; er war mein Lebensretter gewesen, er hatte mir die Freiheit zurückgegeben. Er wollte auch nicht das geringste Zeichen meiner Dankbarkeit annehmen, ja er bestand darauf, daß ich auch die Kleider behalte, welche er mir gegeben hatte. Und so sagte ich diesem echten, treuherzigen englischen Mann unter Thränen Lebewohl und fuhr mit Capitän Clift in's offne Meer hinaus, das mich nach mehrmonatlicher glücklicher Reise in meine Heimath zurücktrug!

Eine Caravanenfahrt durch die Prairie.

I.

Die Ausrüstung.

Bevor ich den Leſer einlade, mich auf dem langen Wege von Miſſouri nach Chihuahua zu begleiten, will ich verſuchen, ihm einen allgemeinen Begriff von der Einrichtung und der Art der Fortbewegung einer Caravane auf einer Reiſe durch die Wildniſſe im Weſten des nordamerikaniſchen Continents zu geben.

Die Wagen, deren man ſich bedient, tragen gewöhnlich zwiſchen fünf- und ſechstauſend Pfund, und ſind, wenn ſie wie die unſrigen durch Maulthiere gezogen werden, mit fünf Paar derſelben beſpannt. Ein einziger Fuhrmann lenkt ſie, indem er bald auf einem geſatteten Maulthier ſitzt, bald nebenher zu Fuß geht. An ſchwierigen Stellen kommen die Fuhrleute einander zu Hülfe, und das Geſpann muß verdoppelt werden, d. h. die drei oder vier vorderſten Paare des einen Wagens werden zu den andern geſpannt, um die Wagen über irgend eine Höhe oder durch einen tiefen Moraſt zu ſchaffen. Bei ſolcher Gelegenheit ſind manchmal acht bis zehn Menſchen um einen einzigen Wagen beſchäftigt. Da die Caravane beiſammen bleiben muß, ſo kann ſie unter ſolchen Umſtänden zuweilen nur wenige engliſche Meilen in einem Tage machen. Ich werde Gelegenheit haben, zu erzählen, wie es einmal voller vierzehn Tage bedurfte, um ſechsundzwanzig Wagen über die kurze Strecke von zwölf engliſchen Meilen zu ſchaffen. An andern Stellen dagegen ſind die Wege durch die Prairien ſo gut, daß man ſiebzig bis achtzig engl. Meilen in vierundzwanzig Stunden zurücklegt, namentlich wenn, wie es hier oft der Fall iſt, der Mangel an Waſſer Eile gebietet.

Die Wagen sind sehr stark gebaut und von einer fast unbegreiflichen Dauerhaftigkeit. Am meisten leiden sie von der Trockenheit der Luft, wenn sie die höheren westlichen Regionen erreichen, und deshalb müssen die Räder begossen werden, so oft sich irgend eine Gelegenheit dazu darbietet. Ohne einen besonderen unglücklichen Zufall kann dagegen ein guter Fuhrmann seinen Wagen quer durch den Continent bringen, ohne daß ihm auch nur einmal etwas zerbricht. Demungeachtet führt eine Caravane die wichtigsten Artikel des Gespanns und die einzelnen Bestandtheile eines Wagens noch extra mit sich, so daß eine zerbrochene Achse, ein abgenutztes Kummet, eine zerrissene Kette oder dgl. augenblicklich ersetzt werden kann.

Ein Vorrath von Hufeisen für die Maulthiere, welche nicht immer beschlagen sind, wenigstens selten vollständig, muß ebenfalls mitgenommen werden; desgleichen sind Geräthschaften zum Radbeschlagen, Schaufeln und Hacken, Winden, Hebel, Aexte zum Holzschlagen u. s. w. unentbehrliche Gegenstände.

Der Mundvorrath besteht aus Mehl, Speck, getrockneten Bohnen, Kaffee und Zucker. Spirituosen giebt es niemals auf diesen Reisen, wenn nicht der Herr oder Conducteur der Caravane bei großen Beschwerden oder besonderen Entbehrungen sich veranlaßt fühlt, sein Allerheiligstes zu erschließen und seinen Leuten eine Portion zu ihrer Erfrischung zu lassen. Branntwein wird nur als Arznei gebraucht, wohingegen Kaffee ein unentbehrlicher Artikel ist und täglich zweimal in großer Menge genossen wird. Die erfrischende und stärkende Wirkung dieses Getränks bei großer Anstrengung, bei Hitze sowohl als bei Kälte ist außerordentlich. Die getrockneten Bohnen bilden ein Hauptnahrungsmittel — die unentbehrlichen Frijoles der Mexikaner und aller andern spanischen Amerikaner. Es kommt indessen sehr auf die Sorte der Bohnen und die Art der Zubereitung an. Man kocht sie in Wasser bis sie weich sind, gießt dann einen Theil desselben ab, setzt eine Pfanne mit Fett aufs Feuer, thut die Bohnen dazu, salzt sie, und nachdem sie noch ein Weilchen geschmort haben, ist die nahrhafteste und wohlschmeckendste Speise, die ein hungriger Reisender nur wünschen kann, fertig. Es ist bekannt, daß dieses Gericht niemals auf der Tafel selbst des reichsten Mexikaners fehlt, wo es stets das Mahl beschließt, ehe das Dessert aufgetragen wird. Brod wird täglich im Lager frisch gebacken und gewöhnlich warm verspeist.

Für den ersten Tisch unsrer Caravane, zu welchem zu gehören ich den Vortheil genoß, hatten wir eine Auswahl von Delikatessen bei uns — gepökeltes Fleisch, eingemachte feine Gemüse, Blumenkohl, Spargel, Austern und Hummern, Sardinen in Oel, köstlichen Schinken, eingekochte Früchte, Thee und Chokolade, Rothwein und

Champagner. Diesen Luxus verdankten wir einer Dame, die zu unsrer Caravane gehörte; aber auch die Herren einer solchen Reisegesellschaft sind in der Regel mit derartigen Artikeln versehen. Besonders Sardinen sind eine Lieblingsspeise, und ihr Verbrauch in den Prairien ist so groß, daß die Blechbüchsen, welche den Weg entlang zerstreut liegen, allein eine hinreichende Spur bilden, den Weg von Independence nach Santa Fé zu bezeichnen.

Die Caravane muß auch reichlich mit Waffen und Munition versehen werden. Jeder Fuhrmann und Maulthiertreiber ist darauf angewiesen, sich selbst mit einer Flinte, Büchse oder Muskete in bester Ordnung zu versorgen, die er stets zur Hand haben muß, und Manche führen außerdem noch Pistolen mit sich. Ich selbst hatte ein Paar sechsläufige Revolver und eine Doppelflinte, so daß mir immer vierzehn Schüsse zu Gebote standen. Mr. Mayer, der Eigenthümer unsrer Caravane, und unser Wagenmeister waren ebenso bewaffnet.

Auch mit einem Vorrath von Kleidern, Schuhen, Hüten, Messern, mit Taback und andern Artikeln des täglichen Bedarfs wird die Caravane ausgerüstet. Gewöhnlich übernimmt der Eigenthümer oder Conducteur die Herbeischaffung aller dieser Gegenstände, deren die Gesellschaft zu ihrer Equipirung benöthigt ist. Jedem Treiber und Diener wird dafür eine von seinem künftigen Lohn zu bezahlende Rechnung aufgesetzt. Die Preise sind sehr hoch, und mit Recht, weil Verluste unvermeidlich sind. Da nun während der Fahrt eine große Menge dieser Artikel verbraucht wird, so bleibt am Ende derselben einem Mann von seinem Lohn, (etwa zwölf bis zwanzig Dollars monatlich) selten mehr, als um sich ein paar lustige Tage damit zu machen, wie ein Matrose, wenn er am Lande ist. Nachher ist er genöthigt, einen andern Dienst zu suchen, und entweder auf demselben Wege zurück-, oder auf einem andern weiter zu reisen. So finden wir auf den Prairiepfaden und auf den Grenzstationen eine rege Bevölkerung von Fuhrleuten und Maulthiertreibern, die sich nur mit den Matrosen zur See und im Hafen vergleichen läßt, und immer, wenn man in diesen Gegenden reist, in Independence oder Westport am Missouri, in Santa Fé oder El Paso am Rio Grande, in Chihuahua in Nord-Mexiko, in San Antonio in Texas, in Los Angelos in Californien, oder in der Mormonenstadt am großen Salzsee — immer wird der Reisende von Zeit zu Zeit denselben Burschen wieder begegnen, wenn sie umherlungern wie müssige Matrosen am Landungsplatze eines Hafens.

Der Befehlshaber einer Caravane ist der Wagenmeister. Die Mexikaner geben ihm den Titel: „Mayor Domus". Der Eigenthümer, wenn er nicht selber den Befehl übernimmt, verhält sich

(wenn er überhaupt die Reise mitmacht) wie der Supercargo zum Capitän eines Schiffes. Dies war bei unsrer Caravane der Fall, und Mr. Mayor, obwohl unzufrieden mit seinem Wagenmeister, vermied doch jede entschiedene Streitigkeit mit ihm. Der Erstere war von Geburt ein Anglo-Amerikaner; ich habe nie einen trägeren und weichlicheren Menschen gesehen. Obwohl er die Reise schon mehrmals gemacht, pflegte er gegen das Ende derselben, wo wir viel von kalten Nächten zu leiden hatten, des Morgens stets unter seinen acht oder zehn Decken hervorzukriechen, während ich unter einem einzigen Paar schlief; er ließ sich wenigstens dreimal rufen, ehe er sich erhob, um die Nachtwache zu übernehmen. Dennoch ist es ein gewöhnliches Vorurtheil, daß nur ein Anglo-Amerikaner zum Wagenmeister tauge. Die Wahrheit ist, daß wenn die Mannschaft aus Anglo-Amerikanern besteht, kaum ein Wagenmeister von irgend einer andern Nation mit ihr fertig werden wird. Besteht sie dagegen aus Mexikanern, so wird ein Deutscher, der die Sprache und sein Geschäft versteht, seinen Dienst vollkommen gut versehen. In einem aus Anglo-Amerikanern und Mexikanern gemischten Corps werden fortwährend Uneinigkeiten stattfinden, und die letzteren selten ohne Mißhandlung von Seiten der erstern davonkommen, weil in diesen die Idee eingewurzelt ist, ein Mensch von dunklerer Hautfarbe sei von gleichen Rechten mit ihnen ausgeschlossen. „Schieß ihn nieder!" „Häng' ihn!" „Hau' ihn!" das sind Ausrufungen, welche man aus dem Munde seiner Anglo-Amerikanischen Gefährten hört, so oft ein Mexikaner ein geringes Versehen macht; und „ich habe nie einen weißen Mann getödtet", gilt dem letzteren als eine vollständige Reinigung seines Charakters von jedem ungünstigen Verdacht. Bei Anglo-Amerikanern, die längere Zeit in Mexiko gelebt, ist dieses Vorurtheil indessen meist verwischt, und eine menschlichere Denkweise an seine Stelle getreten. Hierzu bildet der Umgang mit den mexikanischen Frauen in der Regel den ersten Schritt. So übt die moralische Corruption der mexikanischen Grenzstädte gewissermaßen einen kultivirenden Einfluß aus, und man kann dabei beobachten, durch welche seltsamen Kanäle die Civilisation der Menschheit oft rinnt.

Auch das Maulthier spielt in der Caravane seine originelle Rolle. Eine der auffallendsten Eigenthümlichkeiten desselben ist seine Abneigung gegen den Esel und der Stolz, den es dagegen in seine Verwandtschaft mit dem Pferde setzt. Wenn ein Esel, angestachelt durch die Eitelkeit, welche ihm die Verwandtschaft seiner Race mit dem Maulthier einflößt, sich unter eine Anzahl derselben begiebt, so wird er aller Wahrscheinlichkeit nach von seinen stolzen Anverwandten gemißhandelt und lahm geschlagen werden. Ein Pferd dagegen nimmt in einem Trupp von Maulthieren eine bevorzugte

Stelle ein; sie drängen sich um dasselbe, folgen seinen Bewegungen und zeigen eine heftige Eifersucht, indem jedes dem hochgebornen Verwandten am nächsten stehen will. Diesen Instinkt benutzt man, um die Maulthiere auf der Reise oder auf der Weide zusammenzuhalten; man giebt ihnen eine Stute bei, die von der Glocke, die sie um den Hals trägt, die „Bell-mare", die Glockenstute heißt. Die Mexikaner nennen sie „la yegua madre" — Mutterstute. Dieses Thier wird Tag und Nacht an einer Leine geführt, und der ganze Trupp auf diese Weise unter Controlle erhalten. Der Mann, der die Stute führt, ist angewiesen, sich im Fall eines Angriffs von Indianern augenblicklich auf den Rücken des Thieres zu schwingen und nach dem Lager der Wagen zu fliehen, wohin der ganze Trupp dann sicher nachfolgt. Selbst wenn es den Indianern gelingt, einige von dem Haufen abzuschneiden, wird es ihnen schwer, sie fortzuführen. Die Thiere versuchen unaufhörlich umzukehren, und die Reisenden sind dann oft im Stande, die Räuber einzuholen und die gestohlenen Thiere wieder zu bekommen. Die Indianer wenden daher jedes Mittel an, in Besitz der Stute zu gelangen, und wenn ihnen dies gelingt, so ist der ganze Trupp für den Eigenthümer verloren.

Unter einem großen Trupp von Maulthieren findet sich gewöhnlich das eine oder andere demokratische Individuum, welches zu dem Bewußtsein seiner natürlichen thierischen Würde und angebornen Rechte gelangt ist, und demnach eine Art von Unabhängigkeit anstrebt. Wir hatten z. B. unter unsrer Heerde ein weißes Maulthier, welches sich zur Zeit des Anschirrens regelmäßig von den andern trennte. Sobald die Thiere von der Weide in das Lager getrieben wurden, wo man sie mit dem „laso" einfängt, begleitete das weiße die andern bis zum Eingang; hier aber machte es einen plötzlichen Sprung zur Seite, lief wohl eine halbe engl. Meile weit davon, und beobachtete von da das Lager mit gespannter Aufmerksamkeit, bis die Caravane in Bewegung war. Dann kehrte es ruhig zurück und schloß sich dem Relais an. Zuweilen, um ihm zu zeigen, wer der Herr sei, wurden zwei Mexikaner ausgesandt, um den Flüchtling einzufangen, und dann ward das Thier natürlich für diesen Tag angeschirrt. Der Zeitverlust jedoch und die Ermüdung der Sattelpferde ließen eine Wiederholung dieser Maßregeln vermeiden. Das Thier hatte einmal seine eigene Weise, und während seine Brüder hart mitgenommen wurden, machte es lediglich eine Vergnügungsreise vom Missouri nach Chihuahua.

Ein unterrichteter Mexikaner erzählte mir ein Seitenstück hierzu. In einem gewissen Kloster wurden sechs Maulthiere gehalten, und der Reihe nach täglich eins davon benutzt. Eines dieser Thiere kannte seinen Tag in der Woche so gut, daß es des Morgens

regelmäßig versuchte, das Hofthor zuzuhalten, indem es sich dagegen stämmte, um so den Knecht zu verhindern, es zur Arbeit abzuholen.

Es ist unmöglich, die Scene zu schildern, wenn ein paar hundert Maulthiere zum ersten Mal aufgeschirrt werden, die bis dahin ganz wild waren und niemals weder ein Gebiß im Maul, noch einen Sattel auf dem Rücken hatten. Die Wagen werden so aufgefahren, daß sie drei Viertel eines Kreises bezeichnen, während der offen gebliebene Raum den Eingang zu dem Hofe dieses Lagers bildet. Ueber die Zwischenräume zwischen den Wagen wird, um diese mit einander zu verbinden, ein Thau von Rad zu Rad geknüpft. Die Maulthiere werden in den Hof getrieben, und der Eingang gleichfalls durch ein quer vorgezogenes Tau geschlossen. Zwei mit Peitschen bewaffnete Männer werden an diesem Eingang aufgestellt, um jedes Maulthier zurückzujagen, welches den Versuch macht, das Tau zu überspringen, oder unter demselben fortzuschlüpfen. Die Mexikaner nennen diese Wagenumzäunung, welche ebensowohl als Hürde für das Vieh, wie als Zufluchtsort vor den Indianern dient, einen „corral", ein Wort, welches einen eingeschlossenen Platz bedeutet, wo man Vieh hält. Die Anglo-Amerikaner haben das Wort in „Carrel" umgewandelt.

Der Leser mag sich nun zwei- bis dreihundert wilde Maulthiere an diesem Ort zusammengedrängt vorstellen, und zehn bis funfzehn Mann darunter, die den Versuch machen, einem Thier nach dem andern den „laso" über den Kopf zu werfen, ihnen das Gebiß ins Maul zu zwängen. Die Maulthiere kennen den „laso" wohl, und suchen ihm auf alle nur mögliche Weise zu entgehen. Alle Kriegslist ist indessen unnütz. Während der ganze Haufen von einer Seite des „corral" zur andern stürmt, fühlt auch ein Maulthier nach dem andern den „laso" um seinen Nacken gewunden. Dann stürzt es sich wie toll in die Mitte seiner Gefährten und schleppt den Mann, welcher den Strick hält, von einer Seite des Hofes zur andern. Ein zweiter und dritter müssen ihm nun zu Hülfe kommen. Das laute Schnaufen des halb erstickten Thieres übertönt das Getöse und die Verwirrung dieser Scene. Endlich gelingt es den Männern, das Ende des Strickes durch die Speichen eines Rades zu ziehen, und so wird das Thier diesem Punkt allmälich näher und näher gebracht. Sobald es dicht am Rade ist, wird der Strick um seinen Körper geschlungen und abermals durch die Speichen gezogen, so daß der ganze Körper sich nun in einer Schlinge befindet. Hierauf versuchen die Männer, ihm das Gebiß zwischen die Zähne zu zwängen. Das verzweifelte Thier macht eine letzte Anstrengung; es wirft sich auf die Erde, befreit, indem es sich überschlägt, die Beine von dem Strick, springt auf,

und den Hals noch immer in der Schlinge, verschwindet es im dichsten Haufen. Die Jagd beginnt von Neuem, bis eine zweite Schlinge um den Hals des Thieres liegt; halb erwürgt wird es nun zu Boden geworfen und durch Gewaltmittel gebändigt, bis es das Gebiß ins Maul hat und eine zweite Schlinge um seine Nüstern befestigt ist. Jetzt führt man es aus dem „corral“ hinaus, sucht es vor den Wagen zu bringen und aufzuschirren. Das Thier macht wieder die heftigsten Anstrengungen, und wenn man bedenkt, daß in dieser Weise zehn Thiere vor jeden Wagen geschafft werden müssen, und daß diese Operation zur selben Zeit an verschiedenen Punkten des „corral“ und vor zwanzig bis dreißig Wagen vor sich geht, so kann sich der Leser eine Vorstellung von der Verwirrung der ganzen Scene machen.

Wenn endlich alle Wagen in Bereitschaft sind, so wird der „corral“ geöffnet, die überzähligen Thiere läßt man mit der Glockenstute hinaus, und die Caravane kann sich in Bewegung setzen. Zum ersten Mal sollen die Maulthiere nun ziehen, zum ersten Mal fühlen sie den Zügel und die Peitsche des Fuhrmanns, der seinen Platz auf dem gesattelten Thiere einnimmt.

Neue Verwirrung! Hier ist es unmöglich, das Gespann zum Ziehen zu bewegen, — dort versucht ein anderes, mit dem Wagen davon zu laufen. Hier macht das eine Paar eine verzweifelte Anstrengung vorzugehen, während ein anderes zurückhält — dort wenden die Leitthiere plötzlich um, reißen das nächste Paar mit fort, und drohen die Achse zu zerbrechen. Hier stürzt ein Thier, dort reißt eine Kette. Mitten unter dem Geknall der Peitschen, unter dem Rufen und Fluchen der Fuhrleute kommt endlich ein Gespann in regelmäßigem Schritt, bis es mit einem Mal von dem gebahnten Wege fortstürmt, den Wagen in einen Morast schleppt oder zwischen ein paar Bäumen festkeilt. Das beschädigte Geschirr muß ausgebessert, die Wagen aus dem Morast gezogen und die im Wege stehenden Bäume müssen gefällt werden. Ehe das Alles ausgeführt ist, befindet sich ein anderer Wagen schon in einer ähnlicher Lage. So geht der Tag in der höchsten Aufregung und Abmattung für Menschen und Vieh vorüber, bis Abends mit großer Mühe ein neuer „corral“ aufgestellt wird, vielleicht kaum tausend Schritt vom vorigen entfernt. Die Thiere werden ausgespannt, zur Weide und zur Tränke getrieben, und die Menschen setzen sich um ihr Feuer, ihren Hunger und Durst zu stillen.

Am nächsten Morgen stehen die Sachen schon etwas besser; in vielen der Thiere ist die widerspenstige Natur gebrochen, und die Menschen haben ihre Gemüthsart einigermaßen kennen gelernt. Das Anspannen und Aufschirren ist in drei oder vier Stunden vollbracht, und die Caravane rückt um einige Meilen vorwärts.

Die Wagen haben ihre bestimmte Ordnung im Lager sowohl als auf dem Wege. Die Gefahr eines Angriffs durch die Indianer nöthigt die Caravane, so viel als möglich zusammen zu halten, und aus diesem Grunde bildet sie zuweilen zwei Colonnen; auch hat ein großer Theil des Weges nach Santa Fé schon doppelte Spuren. Ich muß hier bemerken, daß die Wege durch die Prairien zum größten Theil vollkommen deutlich bezeichnet sind, und daß es ganz irrthümlich ist, zu glauben, man mache diese Reisen durch eine spurlose Wildniß. Ab und zu allerdings versucht ein kühner Caravanen-Conducteur einen neuen Weg, in der Absicht, einen Bogen abzuschneiden, einen Wasserplatz zu finden, oder einen Hügel zu umgehen, und in diesen Fällen muß er sich natürlich einen eigenen Pfad bahnen. Die Räderspuren einer Wagencaravane sind mehrere Jahre lang in der Prairie zu unterscheiden: eine andre Vegetation sproßt darauf — krautartige Pflanzen z. B. überwuchern die Gräser, und nicht selten kann man die Richtung, die eine Caravane manches Jahr zuvor verfolgte, an einer Linie von großen Sonnenblumen erkennen, die sich meilenweit über die grasige Fläche dahinzieht.

Die Caravane bewegt sich meist von früh des Morgens bis gegen elf Uhr; dann wird Rast gehalten, um zu kochen, zu speisen, die Maulthiere zu tränken und sie weiden zu lassen. Nachmittags wird eine zweite Strecke zurückgelegt; das Nachtlager wird womöglich vor Dunkelheit aufgeschlagen, und die Heerde zur Weide für die Nacht hinausgelassen. Bei der Auswahl eines Lagerplatzes muß man Rücksicht nehmen auf die verschiedenen Grasarten, ferner auf Nähe des Wassers, auf Sicherheit endlich vor den Indianern. Der Wagenmeister reitet voran, um die Gegend zu diesem Zwecke zu recognosciren, eine Aufgabe, die nicht selten mit Gefahr verknüpft ist. Die ganze Marschordnung ist jedoch auch häufig eine umgekehrte, indem man bei Nacht reist und am Tage ruht.

Sobald die Thiere abgeschirrt sind, wird die erste Wache bezogen, während die übrige Gesellschaft ihre Lagerfeuer anzündet, ihre Speisen zubereitet, ißt, raucht, plaudert und ruht bis die Reihe an sie kommt, die Wache abzulösen. Die Leute werden zu diesem Zweck in verschiedene Korps eingetheilt, jedes mit seinem Anführer, und sie lösen einander alle zwei Stunden ab. Unter dem Schutz dieser wohlbewaffneten Wache läßt man die Thiere die Nacht durch auf der Weide. Kurz vor Tagesanbruch jedoch wird die Heerde in den corral zurück getrieben, da die raublustigen Indianerbanden gern diese Zeit zu ihren Angriffen wählen; das Lager wird dann aufgehoben und die Anschirrung beginnt. Die einzige Schlafstelle des Lagers ist natürlich die Erde, auf der ein Tuch oder ein Fell ausgebreitet wird; der Sattel dient als Kopfkissen, und ein paar Decken geben dem Körper die nöthige Wärme. Seine Büchse,

seinen treuen Schlafgefährten, legt der Reisende unter seine Decke. Regnet es, so sucht man unter den Wagen Schutz, wenn man nicht vorzieht, in einer Pfütze oder einem Bach zu ruhen. Die Wagen sind mit einer doppelten Bedeckung von Segeltuch versehen, das über hölzerne Reife gespannt und lang genug ist, um bis zur Achse herunter gezogen zu werden.

Was mich persönlich betrifft, so war ich in Gemeinschaft mit einem Freunde mit einem Zelt ausgerüstet, das wir während der der ersten Nächte benutzten; aber da die Mühe des Aufstellens und Abschlagens gewöhnlich mich traf, und das Zelt den meisten Schutz gewährte, wenn wir dessen am wenigsten bedurften, bei schlechtem Wetter dagegen oft vom Winde umgeworfen ward, so leistete ich auf diesen sehr zweifelhaften Comfort bald Verzicht. Auch zwei Reisekutschen hatte unsre Caravane in ihrem Gefolge, die verschließbar waren, und deren Sitze sich in ein Lager umwandeln ließen. Die Hälfte einer dieser Kutschen stand mir zur Disposition; so hatte ich die Annehmlichkeit, abwechselnd fahren und reiten zu können; zur Nachtruhe pflegte ich mich aber lieber auf die Erde in die freie Luft zu legen, da es mir unangenehm war, nicht jeden Augenblick sehen zu können, was um mich her vorging. Ich schlief auf einer Büffelhaut, und bedeckte mich mit ein paar Tüchern, meine Kleider jedoch zog ich Nachts während der ganzen Reise niemals aus, und selbst die Schuhe während der hundert und fünf Nächte, die wir auf dem Wege nach Chihuahua zubrachten, nur drei oder vier mal.

Die Nachtwachen waren der schwierigste Theil dieser Reise, besonders nach angestrengten Märschen, wie sie der Wassermangel zuweilen nöthig machte. Selbst die beständige Furcht, von Indianern überfallen und skalpirt zu werden, hat mich zu Zeiten nicht verhindert, auf meinem Posten stehend einzuschlafen. Auf den Hochplateaus von Neu-Mexiko, fünf bis sieben tausend Fuß über dem Meeresspiegel, wurden in Folge der strengen Oktober- und Novemberkälte die Unbequemlichkeiten dieser nächtlichen militärischen Hirtenpflichten noch bedeutend vergrößert, mit denen kein Caravanen-Reisender verschont wird, er müßte denn, wie Mr. Mayor in Begleitung seiner Gemahlin sein. Da nämlich in den Vereinigten Staaten ein Theil der Privilegien, deren sich die Damen erfreuen, auf ihre Männer oder Cavaliere ausgedehnt wird, so hat die Höflichkeit der Fuhrleute auf den Prairiereisen die besondere Sitte eingeführt, einen Mann, der mit seiner Frau reist, von den Nachtwachen zu dispensiren. Mr. Mayor war somit in einer höchst beneidenswerthen Lage, und so oft sich mir auf der Reise ein Vergleich seines Looses mit dem meinigen aufdrängte, tönte mir Leporello's: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht" im Ohr, und unwillkürlich fing ich an,

die Melodie zu ſummen. Meine Stimme weckte bald das Echo der Prairiewölfe, und ihr Heulen und Winſeln dauerte bis zum Morgen.

Im Ganzen hat das ſtrenge und rauhe Leben auf ſolch einer Reiſe durch die Wildniß ſeine großen Reize, welche eine blendende Gewalt über das Gemüth erlangen können; ja, im Augenblick, wo ich Dies ſchreibe, weiß ich kaum, ob ſie nicht die des civiliſirten Lebens übertreffen.

II.

In der Prairie.

Am 17. Auguſt verließ ich Independence in Geſellſchaft des Mr. und der Mrs. M., um der bereits vorausgezogenen Caravane zu folgen. In wenig Stunden lagen Wälder und angebautes Land mit den letzten Spuren menſchlicher Wohnungen hinter uns; wir ſtanden am Saum jener weiten Steppen, welche ſich von da aus weſtlich über den größten Theil des Amerikaniſchen Continents ausdehnen, bis ſie, mit geringer Unterbrechung, an einigen Stellen ſogar die Küſte des Stillen Oceans erreichen.

Um dem Leſer eine richtige Vorſtellung von dieſem Grenzlande zu geben, muß ich bemerken, daß vom Thal des Miſſouri an aufwärts, die Prairie auf einer Höhe liegt, während die Wälder, welche die Abhänge des Thales bekleiden, da abbrechen, wo dieſe Höhe eine ununterbrochene Ebene zu bilden beginnt, und, indem ſie einigen ſteilen Thälern und Schluchten folgen, nur hie und da in die Steppen hereinragen. Vom Rande der Prairie hat man eine Ausſicht nach allen Seiten hinunter in die tiefern Waldungen.

Die Farmen dieſes Grenzlandes machen einen ſehr angenehmen Eindruck. Felder, beſetzt mit Schobern von Mais und Weizen, zeigten die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Wieſen, von Bächen bewäſſert, waren mit üppigem Graſe bedeckt, und die ſcharlachrothen Blüthen der Asklepias, ſowie die goldenen Sonnenblumen ſchmückten den Vordergrund mit den glänzendſten Farben.

Zur Nacht lagerten wir uns, und erreichten früh Morgens darauf die Caravane, um unſre Reiſe mit ihr fortzuſetzen. Ein ſtrahlender Himmel ruhte über der weiten Ebene vor uns, die hier und da noch parkartig von Baumgruppen und Waldſtreifen unterbrochen wurde. Nahe am Wege auf einem Hügel ſtanden drei

Pyramiden aus roh auf einander gethürmten Steinen, von denen die höchste zwölf bis funfzehn Fuß hoch sein mochte. Ich konnte über ihren Ursprung nichts erfahren. Weiter hin sah ich an verschiedenen Stellen der Prairie ähnliche, aber noch rohere Steinhaufen. Manchmal steckten grüne Büsche zwischen den Steinen, was mich vermuthen ließ, daß dies von Indianern verabredete Signale seien. Den größten Theil des Tages ritt ich der Caravane voraus; die ersten Prairievögel zeigten sich, und die Jagd auf sie, sowie die Untersuchung einiger mir ganz neuer Pflanzen, füllten die Zeit aus, bis wir unser Nachtquartier erreichten. Dieser Ort trug den Namen der „einsamen Ulme.“ Eine Ulme hatte hier gestanden; aber irgend welche Reisenden, denen ein Trunk warmen Kaffee's mehr Vergnügen machte als der Anblick eines Baumes in der Steppe, hatten sie kürzlich umgehauen. Der Akt der Barbarei war einmal verübt, und wir konnten uns immerhin der umherliegenden Holzscheite zu unserm Lagerfeuer bedienen.

Unser Weg führte uns durch den langsam ansteigenden Landstrich zwischen den Flüssen Kansas und Osaga, von wo wir einer herrlichen Aussicht auf die Umgegend genossen. Nach Süden zu senkte sich der Boden allmählich in Thäler ab, und war im Ganzen flach, aber im Norden waren die Thalabhänge steil und jäh. Weithin nach beiden Richtungen sah man mit Bäumen eingefaßte Flüßchen sich durch Wiesengrund schlängeln.

An dem Rock-Creek stießen wir auf eine Indianergesellschaft, die mit Lanzen und Tomahawk's bewaffnet waren. Am andern Morgen fanden wir sie zur einen Seite unsres Lagers sitzend, während eine Heerde Wölfe auf der andern unsrer Abreise lauerte, um Nahrungsmittel oder sonstige zurückbleibende Gegenstände zu erbeuten.

Eines Nachts wurden wir von einem furchtbaren Sturm überfallen. Ich lag mit zweien meiner Gefährten unter dem Zelt, als der Wind dasselbe plötzlich über uns zusammenblies. Wir richteten es sofort wieder auf, aber vergeblich. Der Regen floß in Strömen; wir hatten keinen Schutz; es blieb uns also nichts übrig, als still zu liegen. Die nasse Leinwand lag kalt auf meinem Gesicht, und bald rieselte ein Wasserstrom meinen Hals hinab. Ich kroch unter meine Decke und schlief zuletzt ein.

Wenige Tage später kampirten wir an dem Fish-Creek, — ein sehr bezeichnender Name, denn wir fingen mit unsren Angeln eine Anzahl kleiner Barse, und während diese Fische an meiner Schnur glitzerten, zirpten rings um mich her glänzende Colibris.

Wir setzten unsre Reise diesmal bei Mondschein fort. Der lange Zug der Wagen mit ihrem weißen Plan, und die auf dem Wege in gleichmäßiger Entfernung sich fortbewegenden Schatten,

alle von derselben Gestalt und Größe, boten einen wundersamen Anblick dar. Kein Laut war zu hören außer dem Klingeln der Glocke, welche ein Pferd im Nachtrab der Caravane am Halse trug, und das zuweilen von einem Klagelied eines unsrer Mexikaner übertönt ward. Dasselbe Lied hörte ich später auf nächtlichen Reisen in Mexiko noch oft. Es muß von indianischem Ursprung sein. Vielleicht daß die Aztekischen Kriegsgefangenen, ehe sie dem großen Huitzilopochi geopfert wurden, solch ein Sterbelied sangen. Es beginnt mit einem lauten anhaltenden Angstgeschrei, modulirt in wenigen Moll-Intervallen, und drückt eher körperlichen als geistigen Schmerz aus. Als ich es zuerst hörte, hielt ich es in der Entfernung für das Geheul von Wölfen.

Auf unsrer Tagereise nach Council Grove vermißte ich die Schlüssel zu meinem Gepäck, und ritt deshalb zwölf bis funfzehn engl. Meilen zu unsrem Lagerplatz zurück, wo der erste Gegenstand, den ich im Grase liegen sah, mein Schlüsselbund war. Ich erreichte unsre Caravane wieder, noch ehe sie sich zur Nacht niederließ. Auf diesem Ritt rief mir die Stille und Verlassenheit der Prairie die Erinnerung ähnlicher Verlassenheits-Eindrücke zurück, die ich auf den Hochalpen empfangen hatte. Als ich auf der ebenen Fläche dahinritt, bemerkte ich einige Indianer, die mir entgegenkamen, aber wieder verschwanden, als seien sie in die Erde versunken. Da ich gut bewaffnet war, so ritt ich ruhig weiter, und gebrauchte nur die Vorsicht, ein wenig vom Pfade abzulenken, dem Punkte zu, wo die Figuren verschwunden waren. Plötzlich waren die Leute mit ihren Pferden wieder in meiner Nähe. Wahrscheinlich war eine Vertiefung im Boden, die meinem Auge verborgen blieb, denn das sehr gleichmäßig wachsende Gras macht es sehr schwer, eine Unebenheit zu bemerken. Es waren zwei Männer und eine Frau, mit einem Hunde, der wüthend auf mich los fuhr und nicht eher fortgerufen wurde, als bis ich meine Büchse gegen ihn erhob.

Der indianische Hund besitzt gleich seinem Herrn eine natürliche Abneigung gegen den weißen Mann — eine instinctive Feindschaft, die der Hund des letzteren in vollem Maße erwidert. Ein großer, zu unsrer Caravane gehöriger Hund konnte nicht zurückgehalten werden, so oft er einen Indianer erblickte, sondern sprang ihm sofort an die Kehle. Dieselbe Feindschaft bewies er schon gegen dunkelgefärbte Mexikaner aus der niederen Klasse, während er gegen alle Weißen vollkommen zahm war. Auch Pferde und Maulthiere fürchten sich zuerst beim Anblick von Indianern, bis sie sich daran gewöhnt haben; und sogar ein freundschaftlicher Besuch von den Indianern verursacht immer einen Aufruhr und Tumult durch die ganze Caravane.

Council Grove, wo wir am 27. August anlangten, wird ohne

Zweifel dereinst ein wichtiger Ort werden. Die Lage ist herrlich, und bietet manchen Vortheil dar. Zu der Zeit, wo wir ihn besuchten, bestand er aus ungefähr zehn Häusern, die von weißen Männern und indianischen Frauen bewohnt waren. Am Fluß ein wenig hinauf stand abgesondert das Missionshaus, ein ziemlich großes, von umzäunten Feldern umgebenes, steinernes Gebäude. Diese Mission, welche von Methodisten unter den Caw-Indianern eingesetzt worden, ist wie ich glaube, durch den gesetzlosen Zustand der letzten Jahre in jener Gegend gestört worden. Eine Meile stromabwärts war ein aus zwölf bis funfzehn Lederzelten bestehendes Lager, das den Caw's gehörte. Das Land ringsum ist reich an lieblicher Naturschöne; die Flüsse, mit Bäumen und Buschwerk besetzt, winden sich zwischen blühenden Thälern und grasbewachsenen Hügeln hindurch. Hier sind auch die Quellen des Neosho, der sich in den Arkansas ergießt.

Nicht weit vom Diamond Spring, wo sich auf einem Hügel ein indianischer Begräbnißplatz befindet, fing einer von unsern Leuten einen Ochsen, und schlachtete ihn Abends. Er hatte sich augenscheinlich von einer Caravane verloren, die vor uns hier gewesen war. Am Lost Spring, wo wir unsere Thiere tränkten, suchten wir unseren Aufenthalt möglichst abzukürzen, denn es wächst hier eine sehr gefürchtete Giftpflanze, welche die Mexikaner Yerba-loco, Tollkraut, nannten. Hier beginnt eine andere Erdart, und mit dem zunehmenden Sande am sogenannten Cotton-Wood-Creek zeigt sich zuerst die Pappel, während die Creek's bisher mit allerlei Busch- und Baumwerk besetzt waren, unter dem vorzüglich die Eiche zu nennen ist. Der Boden bildet hier eine weite ebne Fläche, und das tiefe Bett des erwähnten Flusses sieht aus wie eine gerade Linie von Baumgipfeln, die sich ein wenig über den Rand hinaus erheben. Das Gras war hier kurz und selbst zu jener Jahreszeit dürr. Myriaden von Heuschrecken hüpften umher, und Mosquito's von ungewöhnlicher Größe plagten Menschen und Vieh.

Am ersten September rasteten wir am kleinen Arkansas. Ich habe schon früher bemerkt, wie schwer jede Vertiefung im Boden wahrzunehmen ist. Die grasige Fläche zeigt nirgends bestimmte Linien, und da auch die Eigenthümlichkeit der Atmosphäre die Unterscheidung verschiedener Entfernungen durch verschiedene Grade von Deutlichkeit der gesehenen Gegenstände unmöglich macht, oder wenigstens durch die ungleiche Temperatur der Luftschichten verwirrt, so entstehen unvermeidlich allerlei optische Täuschungen. Ein Kaninchen in meiner Nähe schien mir ein entfernt stehender Hirsch zu sein, und ein paar Raben, die auf dem Wege spazierten, hielt ich für Menschen; einer der vordersten Wagen, der das Bett eines Flusses passirte, schien in die Erde zu versinken und die Ulmen

und Pappeln, die am kleinen Arkansas standen, sahen aus, als ob sie mit ihren Kronen unmittelbar aus der Erde wüchsen.

Sobald man zum Bett eines Flusses hinabsteigt, öffnet sich mitten in der unfruchtbaren Prairie dem Auge eine eigne kleine Welt: Bäume wachsen aus der Tiefe hervor, neben denen Sonnenblumen von der Höhe zweier oder dreier Menschen emporragen, und üppiges Weinlaub durchrankt das Unterholz.

In dieser Gegend sahen wir zuerst einige einzelne Büffel, deren Zahl zunahm, je weiter wir vorrückten. Schon zwei Tage zuvor hatte ich bei Sonnenaufgang eine große, gegen den rosigen Himmel schwarz abstechende Gestalt gesehen, die meine Aufmerksamkeit fesselte, und sich als ein vereinzelter Büffel auswies, der sich aus irgend einem Grunde von den weiter westlich weidenden Heerden entfernt hatte. Eines Abends aber, als unsre Wagen in der goldnen Gluth des Sonnenuntergangs dahinzogen, waren wir plötzlich von kleinen Büffeltrupps umgeben, die den Anfang einer ungeheuren Heerde bildeten. Eines der Thiere wurde sogleich verfolgt. Die Nacht war aber unterdessen angebrochen und wir suchten vergebens. Unser Apetit auf Büffelzunge und Markknochen sollte nicht lange ungestillt bleiben; ja schon wenig Tage später waren einige von uns krank, weil sie dem Fleisch unmäßig zugesprochen hatten. Als wir uns am Morgen umsahen, war die ganze Ebne mit zahllosen Büffeln wie besäet; die Heerde war endlos, aber in lauter einzelne Parthieen gesondert. Vom 1. bis zum 8. September reisten wir beständig unter ihnen. Sie hielten sich hauptsächlich am nördlichen Ufer des Arkansas, aber hier und da sahen wir sie auch an der entgegengesetzten Seite. Zuweilen kam ein Haufe unserer Caravane so nah, daß diese fast in Unordnung gerathen wäre. Nachts hörten wir das Brüllen dieser Thiere rings um unser Lager her, accompagnirt durch das Geheul der Wölfe, die immer den Büffelheerden nachziehen, um die Kälber, die Kranken und Alten zu erbeuten. Ich weiß nicht, ob der Büffelwolf eine besondere Species ist; diejenigen, die wir sahen, waren weiß und sehr groß. Einmal bildete eine Büffel-Heerde eine ununterbrochne Linie von wenigstens acht engl. Meilen Länge auf den nördlich liegenden Anhöhen. Diese Heerde, in deren Gesellschaft wir wohl eine Woche reisten, muß aus Millionen von Thieren bestanden haben; ich allein habe mit meinen Augen Hunderttausende gesehen. Wo sie geweidet hatten, war zum großen Schaden für unser Zugvieh das Gras rein abgefressen, und noch Hunderte von Meilen entlang, lagen die Ueberreste dieser Thiere in solcher Menge da, daß es auch nicht ein Plätzchen ohne die Spuren von ihren Knochen gab.

So lange wir unter den Büffelheerden reisten, fehlte es uns natürlich nie an frischem Fleisch. In weniger als einer halben

Stunde konnte ein Thier erlegt sein; und selbst nachdem wir jene Gegenden der Prairie verlassen hatten, wo sie sich aufhielten, reichte unser Vorrath noch über eine Woche aus, denn zu jener Jahreszeit, und in jenen hochgelegenen, trocknen Regionen erhält sich das Fleisch sehr lange frisch; zuletzt wird es an der Luft trocken, aber auch dann noch ohne zu verderben. Ehe aber noch unser Büffelfleisch verzehrt war, stießen wir schon auf Heerden von Antilopen. Noch weiter westlich bedeckten ungeheure Flüge von Enten jede Pfütze der Prairie, und am Rio Grande fanden wir noch obenein Gänse, Kraniche, Wachteln, Hasen und andres kleines Wild, so daß wir immer eine wohlbesetzte Tafel hatten. Zur Zeit des größten Fleischüberflusses schien uns nur das von Kälbern und jungen Kühen gut genug, ja von manchem abgeschlachteten Thier aßen wir nur die Zunge und die Markknochen. Auch die Leber von jungen Thieren ist köstlich; das Mark aber aus den Beinröhren geradezu der größte Leckerbissen.

Wünscht der Leser ein charakteristisches Bild des Wohllebens in der Prairie zu haben, so mag er sich eine Gesellschaft von Reisenden um ein Feuer von Büffeldünger sitzend vorstellen, auf dem Büffelknochen geröstet werden. Sobald man das Mark für hinreichend gar hält, wird der Knochen mit der Axt aufgeschlagen, und das Mark, das einen festen Kloß bildet, herausgenommen. Den Gegensatz zu dieser Delicatesse bildet das Fleisch von einem alten Stier, das durchaus ungenießbar, und hartnäckig allen Versuchen der Kochkunst widersteht, irgend etwas Verdaulicheres, als einen Weidenstrunk daraus zu bereiten. — Der Anblick eines Indianerstammes auf der Büffeljagd begriffen, mag wild und aufregend genug sein; Reisende haben ihn oft beschrieben; ich selbst hatte nie Gelegenheit, eine solche Scene zu beobachten. Bei uns ward die Büffeljagd nur in geringem Maaße, so zu sagen „en détail“ betrieben. So oft wir Fleisch nöthig hatten, ritt ein Mann mit einem sechsläufigen Revolver mitten in eine Heerde hinein. Die große Masse der Büffel ist, wie schon bemerkt, in Heerden abgetheilt, und diese wiederum in einzelne Haufen, deren jeder unter der Anführung eines einzigen Stieres steht. Die Verbindung der ganzen Masse untereinander wird niemals ganz abgebrochen, wiewohl die einzelnen Haufen unabhängig von einander jeder nur seinem Führer folgt. Der Jäger wählt aus einem Trupp ein Thier aus und verfolgt es. Sogleich setzt dieser Theil der Heerde sich in Galopp, und alle verschiedene Trupps in der Nähe beginnen unmittelbar darauf, über die Ebne zu jagen, indem sie ihrem Leitstier immer in gerader Linie folgen, und die ausgetretenen Spuren nur verlassen, wenn sie dazu gezwungen werden. Es ist ein imposanter Anblick, eine Büffelheerde, verfolgt von den Jägern, dahin-

rasen und oft auch wohl, da sie immer die gerade Linie verfolgt, sich in einen Abgrund hinein stürzen zu sehen. Der Erfolg der Jagd hängt von dem Pferde und der Kunst des Reiters ab. Das Pferd wird immer auf der linken Seite des Büffels gehalten, und der Jäger kann sich, bevor er schießt, dem Thiere so weit nähern, daß er es mit der Pistole berührt. Nur ein sehr ungeschickter Jäger versendet seine sechs Kugeln, ohne das Thier zum Fallen zu bringen. Ich habe niemals Widerstand von Seiten des Büffels bemerkt, ebenso wenig eine gemeinschaftliche Vertheidigung eines angegriffenen Haufens. Auch habe ich beobachtet, daß die ganze Heerde nicht weiter von einem Feinde in ihrer Mitte Notiz nahm, als daß eben nur die nächsten Trupps zur Seite fliehen. Die zahlreichen Prairie-Murmelthiere machen diese Jagd einigermaßen gefahrvoll, und nur ein Pferd, das an diesen Boden gewöhnt und zur Büffeljagd abgerichtet, ist für den Neuling brauchbar.

Unter unsern Maulthiertreibern war ein Mexikaner, der acht Jahre lang als Sklave unter den Comanches gelebt hatte, und daher den Namen „Comanche" in unsrer Caravane führte. Dieser Mann war sehr geschickt im Werfen des Laso, und fing damit nicht nur mehrere Büffelkälber, sondern eines Tages auch eine ausgewachsene Kuh. Da er allein und ohne Hülfe war, warf er das Thier zu Boden und band ihm die Füße. Als er uns im Lager die Kunde davon brachte, ritt ich mit ihm. Nachdem er dem noch immer widerstrebenden Thiere den Laso wieder um den Hals geknüpft, ritt er, den Strick immer festhaltend, mehrere Male um dasselbe herum, und wand ihm auf diese Weise den Strick immer enger und enger um die Beine, bis es zuletzt umstürzte. Jetzt sprang er geschwind vom Pferde und schnürte die Beine mit dem Ende des Strickes zusammen. Wir tödteten das Thier durch einen einzigen Schuß, und „Comanche" fing sogleich an, soviel Fleisch herunter zu schneiden, als wir im Lager bedurften, ohne daß er sich auch nur Zeit genommen hätte, das Thier zu häuten oder zu reinigen. Während der Bursche dieser Aufgabe mit seiner unglaublichen Beweglichkeit oblag, bot er einen fast barbarischen Anblick dar; der Mensch ward in seiner Gier und Hast gleichsam selbst zum wilden Thier. Den größten Theil des Leichnams überließen wir den Wölfen und Geiern, die, als wir kaum den Rücken gewandt, sich über ihre Beute stürzten.

An dem Ort, wo die Kuh getödtet worden, befand sich ein großes Loch der gesellig beisammen lebenden Prairiemurmelthiere, die man sehr unrichtig Prairiehunde genannt hat. An gewissen Stellen des Bodens nämlich, wo die thonige Oberfläche so hart ist wie eine Dreschtenne, und wo alle Vegetation zerstört ist, erheben sich unzählige Erdhügel, jeder mit einer Oeffnung oben, ähn-

lich dem Krater eines Vulkans; dies ist der Eingang zur Wohnung der Murmelthier-Familie. Eine gewisse Anzahl solcher Familien bauen ihre Löcher nah bei einander, was ein „Prairienhundedorf" genannt wird. In manchen Gegenden kommen diese Dörfer so häufig vor (zuweilen sind sie durch einen schmalen Raum von einander getrennt, zuweilen berühren sie sich fast), daß sie hunderte von Quadratmeilen bedecken. Nur eine dürftige Vegetation gedeiht in der Nähe dieser kleinen Geschöpfe, so daß das Zugvieh dadurch oft einem gefährlichen Futtermangel ausgesetzt wird.

Die Reisenden haben die Prairiemurmelthiere oft beschrieben. Es erschien mir immer sehr fabelhaft, daß diese Nagethiere ihre Wohnung mit Eulen und Klapperschlangen theilen sollten, bis ich das Faktum mit meinen eignen Augen sah. Es ist dies nicht nur wahr, sondern ohne Ausnahme immer der Fall. Wenn man sich einem Murmelthier-Dorf nähert, sieht man die wirklichen Eigenthümer und Erbauer der Wohnungen überall neugierig, aber vorsichtig ihre Köpfe aus den Löchern hervorstrecken, oder auf den Hügeln unweit der Oeffnung sitzen, diejenigen aber, die nicht in ihrem Bau sind, eiligst dahin zurückkehren. Plötzlich läßt sich ein pfeifender Ton hören, und die Thiere sind alle mit einem Mal verschwunden. Zu gleicher Zeit sieht man kleine graubraune und gelblichweiß gesprenkelte Eulen, mit weichem, geräuschlosen Gefieder von einem Loch zum andern flattern. Manche fliegen hinein zu ihren vierfüßigen Gefährten, andre lassen sich am Eingang nieder, und scheinen mit ehrbarer Haltung über die Wohnungen zu wachen. Der kleine Vogel, dessen Körper nicht größer ist, als der einer Turteltaube — nur ihr volles Gefieder läßt sie größer erscheinen — kann im hellsten Tageslicht vollkommen gut sehen. Erst später überzeugte ich mich von der Gegenwart auch des dritten Insassen, doch weiß ich nicht mit Bestimmtheit, ob die Klapperschlange ein ebenso regelmäßiger Mitbewohner der Murmelthierlöcher ist, wie jene kleine Eule. Sonderbar erschien mir die Art und Weise, mit welcher die Schlange die ihr erwiesene Gastfreundschaft lohnt. Sie übernimmt die Aufgabe, ihre freundlichen Wirthe von einer allzureichen Nachkommenschaft zu befreien — ein Faktum, von welchem ich mich selbst überzeugt habe, indem ich ein junges Murmelthier im Magen einer Klapperschlange fand, die ein solches Loch mit bewohnte. Ob sie in gleicher Weise mit den Eulen verfährt, oder ob diese letzteren vielleicht ihre Aufmerksamkeit den jungen Schlänglein zuwenden, kann ich nicht sagen.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß das Erdeichhorn, welches in einigen Theilen der Californischen Staaten ganze Felder und Wiesen verwüstet, gleichfalls seine Wohnungen mit Eulen und Klapperschlangen theilt. Dort habe ich auch die Anwesenheit der

letzteren viel häufiger bemerkt, als unter den Murmelthieren. Die Eule ist entweder dieselbe, oder eine nah verwandte Species derjenigen, welche mit den Murmelthieren lebt.

Während der drei letzten Augusttage wehte ein heißer Südwind; in der Nacht zum 1. September aber waren Zeichen einer Windveränderung zu spüren: es blitzte im Norden unter einem wolkenlosen Himmel, gegen Morgen zeigte sich gebrochnes Gewölk, und Mittags setzte der Nordwind ein. Von nun an hatten wir einige sehr kalte Nächte. Während des Südwindes war kein Thau gefallen; aber sobald wir Nordwind hatten, war das Gras ganz naß am Morgen und meine Füße waren mir bei der Nachtwache oft gänzlich erstarrt. Später waren wir noch zu wiederholten Malen heißen Südwinden ausgesetzt, die unter unsern Leuten Krankheiten verursachten, und ich könnte von mehreren Fällen berichten, wo dieser amerikanische Sirocco plötzlich in einen eisigen Nordwind umschlug.

III.

Die Indianer.

In einer Nacht, während welcher wir am Arkansas campirten, den wir am äußersten Punkt seiner nördlichen Biegung erreicht hatten, war ich etwa tausend Schritt vom Lager entfernt auf der Wache. In meiner Nähe war jenes weiße Maulthier, das immer den Kopf von seinen Gefährten abgewendet, gras'te, als wäre es als Schildwache aufgestellt. Als ich ganz zufällig einmal meinen Blick auf das Thier richtete, sah ich, wie es plötzlich aufhörte zu grasen, und wachsam und vorsichtig in die Dunkelheit hinausschaute. Mit einem Male schnaufte es laut und sprang erschreckt zurück; der ganze Haufe, der aus etwa zweihundert Maulthieren bestand, ward sofort von panischem Schrecken ergriffen und stürmte in höchster Eile davon. All' dies geschah so schnell, daß, ehe ich mich von meiner Ueberraschung erholt hatte, der Schall der wilden Flucht über die Ebne schon mehr und mehr in der Ferne verhallte, und ich mich in der finstern Einsamkeit der Prairie allein befand. Die Feuer im Lager waren erloschen, so daß ich im ersten Augenblick nicht einmal wußte, wohin ich mich richten sollte. Bald jedoch hörte ich Schritte neben mir, und stolperte über einen meiner Wachtkameraden, dann über einen zweiten und dritten, bis das ganze Corps beisammen war, mit Ausnahme eines mexikanischen Burschen,

der die Glockenstute zu führen hatte. Auch er wurde bald darauf entdeckt. Fast hätte er die Vernachlässigung seiner Pflicht mit dem Leben büßen müssen. Um nämlich auf der Wache etwas schlafen zu können, hatte er das Seil der Stute um sein Bein geschlungen, so daß er, als die Heerde fortlief, ein Stück mitgeschleift wurde. Zum Glück hatte das Seil sich abgelöst, der Bursche war auf der Prairie liegen geblieben, und der einzige Schaden, den er erlitten, bestand in zerrissenen Kleidern und ein paar Beulen. Unterdessen war auch das Lager erwacht; die Leute hatten das Geräusch der fortlaufenden Thiere gehört, Einige warfen sich auf die Sattelpferde, die immer an die Wagen gebunden sind, und folgten den entflohenen Thieren nach. Glücklicher Weise waren diese in nicht zu großer Entfernung stehen geblieben, und ihre Spur war wegen der Bodenbeschaffenheit am Flußufer leicht zu erkennen. Nach Verlauf einer halben Stunde waren alle sicher im Corral geborgen.

Was für die griechischen Schäfer der Ausdruck „ein panischer Schrecken", das schließt für die amerikanischen Fuhrleute die Bezeichnung „stampede" in sich, und nächst einem Ueberfall von Indianern, oder einer Feuersbrunst in der Prairie, ist dies in der That eine der größten Gefahren, die einer Caravane in den nordamerikanischen Wildnissen zustoßen kann. Außer dem verhältnißmäßig noch geringen Unglück, daß dabei ein Mensch überrannt und von den Thieren zu Tode getreten werden kann, ist, wenn Indianer in der Nähe sind, der Verlust der ganzen Heerde zu fürchten. Aus diesem Grunde suchen räuberische Indianer gern eine „stampede" zu veranlassen. Der Verlust der Thiere zieht in der Regel den der Wagen und den Ruin des Besitzers nach sich, und oft genug verlieren auch einige von der Gesellschaft dabei ihr Leben.

Wir waren jetzt nur noch eine Tagereise weit vom Fort Atkinson entfernt, und hatten kaum einen Angriff durch die Indianer, von denen uns an dem Ufer des Arkansas allerdings zahlreiche Banden begegneten, zu befürchten. Es waren Comanches von friedlichem Ansehen, die auf die Büffeljagd zogen. Sie erkundigten sich eifrig bei uns, in welcher Richtung diese Thiere wohl zu finden seien; auch forschten sie nach ihren Feinden, den Pawnees, vor denen sie große Furcht hatten, und deren Jagdgebiete sie nicht zu betreten wagten.

Während des Sommers hatte in der Nachbarschaft des genannten Forts eine Versammlung von Indianerstämmen stattgefunden, die wohl einige tausend Mann zählte; sie hatten die Geschenke der Regierung in Empfang nehmen wollen, welche ihnen laut geschlossener Verträge zukommen. Der Agent der Regierung war nicht so rasch eingetroffen, als man ihn erwartet, und die Indianer hatten daher gedroht, die nächsten Caravanen zu plündern,

wenn nicht die Geschenke bald ankommen würden. Die jungen Krieger hatten sogar für unmittelbaren Beginn der Feindseligkeiten gestimmt, und nur die Dazwischenkunft eines alten und verständigern Häuptlings hatte einem Ausbruch vorgebeugt. Unter diesen Umständen war es ein Glück für uns, daß kurze Zeit, ehe wir diesen Weg passirten, die Geschenke eingetroffen und, nach den Ausdrücken der Häuptlinge zu urtheilen, die uns besuchten, zur Zufriedenheit der Indianer ausgefallen waren, ja zum Theil ihre Erwartungen noch übertroffen hatten. Die Vertheilung dieser Geschenke in dem indianischen Departement ist eine weise politische Maßregel der Regierung in Washington, da die Wilden hierdurch allmählich von den Bedürfnissen des civilisirten Lebens abhängig werden.

Am Nachmittage erspäheten wir am entgegengesetzten Ufer des Flusses ein großes indianisches Lager, grade dem Punkt gegenüber, wo wir unsern „corral" aufgestellt hatten, und bald kam eine Anzahl von Männern und Frauen durch den Fluß geritten, uns zu besuchen.

Auch von den anwesenden Oberhäuptlingen beehrten uns einige mit ihrer Gegenwart, alle mit geschriebenen Certificaten ihrer Namen und ihres Charakters versehen, die ihnen zum Theil von den Regierungs-Agenten, zum Theil von irgend einem Offizier der Armee der Vereinigten Staaten ausgestellt worden, der in dieser Gegend das Commando hatte. Diese Dokumente, die sie uns mit vieler Genugthuung vorlegten, sollen den Reisenden als Gewährleistung für den Charakter der eingebornen Häuptlinge dienen, und repräsentiren in der That ein komisches Widerspiel des Paßsystems der alten Welt, indem sie zugleich die einzigen Pässe sind, die man in den Vereinigten Staaten kennt. Der wörtliche Inhalt dieser Certificate klingt possierlich genug, wie z. B. in folgendem:

„Der Inhaber dieses Papiers ist der „Rothe Aermel", ein berühmter Häuptling der Apachen; er steht mit den Weißen auf dem besten Fuß, und die Reisenden werden wohlthun, ihm mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen, zu gleicher Zeit aber auf ihrer Hut zu sein." Hierunter befindet sich das Visa einiger Reisenden: „Der „Rothe Aermel" hat unser Lager aufgesucht und sich sammt seinen Gefährten anständig benommen." Weiter hieß es: „Traut diesem Kerl nicht — er ist ein indianischer Schuft." Wenn Einem ein solches Zeugniß mit der ganzen schweigsamen Gravität dargeboten wird, deren nur ein Indianer fähig ist, so muß man vor allen Dingen sein Gesicht zu beherrschen suchen, als wäre man gleichfalls ein Indianer, um nicht den Humor der Sache zu verrathen — eine Indiscretion, die sehr üble Folgen haben könnte.

Bei diesem Besuch der Comanches in unserm Lager bewiesen uns unter Andern auch die Häuptlinge To-ho-pe-te-ca-ne oder das „Weiße Zelt", und Way-ha-ba-tosh-a, oder der „Weiße Adler" ihre Ehrfurcht. Diese Namen und ihre Uebersetzung sind aus den Zeugnissen, welche diese hohen Personen uns vorlegten, unmittelbar abgeschrieben. Nach ihnen kam ein alter Mann, der sich ebenso durch seine edle Haltung, wie durch die Einfachheit seines Anzuges vor den übrigen auszeichnete. Der letztere bestand lediglich in einer baumwollenen Decke, die er um seinen Körper geschlungen trug. Sein Haar war nach Art der Weißen kurz abgeschnitten, er hatte keine Spur von Schmuck an sich. Ein mexikanischer Gefangener begleitete ihn, der als Dolmetscher diente, und dieser erzählte uns, es sei der große Häuptling Okh-akh-to-mo, und der Grund, weshalb er in so einfacher Kleidung und mit abgeschnittenem Haar erscheine, sei die Trauer um den Tod seines Sohnes, der von den Pawnees getödtet worden, und für den er noch nicht im Stande gewesen sei, die Blutrache zu üben. Zwei der jüngern Männer erschienen vor uns in dem vollen Putz der Commanche-Krieger; ihre Kleider waren von Leder, die Mocassins reich geschmückt, die Gesichter mit rother Farbe bemalt, und ihre Häupter mit Adlerfedern geziert; ihr starkes und langes Haar hing in Flechten auf den Rücken herab, und war mit Silber-Plättchen behängt, die nach unten zu kleiner wurden, so daß sie am Ende der Flechten noch die Größe eines halben Dollars hatten. Diese Silberplättchen werden in Mexiko expreß für die Comanches verfertigt, und sind ein wichtiger Artikel im Handel mit den Wilden, der besonders am Presidio del Norte und in San Carlos betrieben wird. Zuletzt kam ein alter Mann in unser Lager, der über seinen indianischen ledernen Unterkleidern noch den blauen Wollenrock eines Amerikaners aus dem Westen trug. Ein Paar vergoldete Epaulettes waren an demselben befestigt, die eine vorn auf der Brust, die andere zwischen den Schultern auf den Rücken herabhängend. Dies bezeichnete ihn als Comanche-Fürsten — denn diesen Rang nahm unser Gast ein. Seine Indianische Hoheit waren indessen, gleich den andern Notabilitäten seines Stammes nicht zu stolz, uns ein Zeugniß über seinen Charakter von der Hand des Commandanten eines benachbarten Forts vorzulegen. Es lautete dahin, daß der Besitzer früherhin einer der gefährlichsten und grausamsten Feinde der Weißen gewesen; daß er neuerdings jedoch eine veränderte Gesinnung gezeigt hätte, und wegen seines Einflusses bei den Comanches mit Achtung, aber zugleich mit Vorsicht zu behandeln sei. Er schüttelte Allen von unsrer Gesellschaft, die er für Häuptlinge derselben hielt, mit besonderer Förmlichkeit die Hände und gab uns Versicherungen seiner Freundschaft. Wir rauchten mit ihm und

bewirtheten ihn mit Kaffee, wie wir es mit den Andern gemacht. Er hatte äußerst markirte Gesichtszüge, seine Stirn war mit tiefen Falten gefurcht, seine Nase groß und gekrümmt, und über sein kaffeefarbiges Gesicht hing in zahlreichen Flechten das straffe Haar, durchblitzt von dem charakteristischen Auge des Indianers. Er hatte seine Frau bei sich, eine wohlbeleibte, ältliche Dame, deren Gesicht noch die Spuren ehemaliger Schönheit und den Typus der bessern Klasse mexikanischer Familien trug. Wahrscheinlich war diese Person in ihrer Kindheit gestohlen worden; sie stieg, wie die übrigen indianischen Frauen, nicht von ihrem Pferde, und nahm an unserer Unterhaltung mit dem alten Häuptling keinen Antheil. Einige junge Frauenzimmer aus der niedern Klasse der Indianer — darunter ein sehr hübsches Mädchen — ließen sich jedoch mit unsern Fuhrleuten in ein lebhaftes Geplauder ein, und suchten offenbar aus ihrer Coquetterie Nutzen zu ziehen.

Unter dem indianischen Volk sahen wir viele geraubte mexikanische Knaben und Mädchen, die im Ganzen nicht übel behandelt zu werden scheinen. Ein blondhaariger, blauäugiger Junge von blühender Farbe und mit offener Stirn mußte wohl aus einer deutschen Ansiedelung im westlichen Texas stammen. Er konnte uns indessen nicht antworten, als wir ihn deutsch anredeten. Ein andrer Knabe erzählte uns in spanischer Sprache, daß er vor einigen Jahren mit seiner Schwester aus Mexiko geraubt worden, und daß es sein Geschäft sei, während seiner Gefangenschaft seines Herrn Pferde zu weiden.

Abends, gegen Dunkelheit machte Okh-akh-tzo-mo seine Autorität geltend, indem er unsern indianischen Gästen den Befehl gab, nach Hause zurückzukehren, und bei einigen, die nicht sogleich gehorchten, seine Peitsche in Anwendung brachte. Bald war unser Lager geräumt, und wir konnten uns der lang ersehnten Ruhe hingeben.

Diese Comanchen gehören zu dem Stamm, den die Mexikaner Cibuleros, d. h. Büffeljäger nennen; sie leben fast ausschließlich von Büffelfleisch. Mit den Kiowa's, die ein großes Lager in der Nähe des Forts haben, stehen sie in gutem Vernehmen, und Einige derselben begleiteten sie bei ihrem Besuch. Die Sprache beider Stämme scheint gänzlich verschieden; aber viele von ihnen verstanden beide.

Endlich erreichten wir Fort Atkinson. Das Wort „Fort" schließt in Amerika nicht immer die Idee der Befestigung ein: der Ausdruck bedeutet hier blos ein permanentes Lager von achtzig Fußsoldaten. Bei allen diesen Posten befindet sich ein reichhaltiges Magazin von Kleidern, Sattelzeug, Eisen- und Zinnwaaren, und ein Proviant vom unentbehrlichem Mehl und Speck bis hinauf zu Austern und Champagner. Die Caravanenreisenden nehmen hier

Vorräthe auf für ihren weiteren Weg; wir indessen, die wir mit allen Delicatessen sehr wohl versorgt waren, wir konnten verkaufen, anstatt zu kaufen.

Im Fort sah ich einen alten Kiowa, den häßlichsten Indianer, der mir je vorgekommen ist. Ich kann den Gesichtsausdruck dieses Menschen nur mit dem einer Hyäne vergleichen; sein Mund war auf einer Seite in die Höhe gezogen, das eine Auge schien durch das herabhängende Augenlid wie halb geschlossen, während das andere weit offen stand. Er hatte ein junges mexikanisches Frauenzimmer bei sich, deren ganzes Gesicht mit rother Farbe bemalt war. Sie bat uns, sie zu kaufen — ihr Mann fordere nur zwei Maulthiere für sie; wahrscheinlich also hatte er sie so schön bemalt, um ihren Werth zu erhöhen. Es ist ein charakteristischer Zug von indianischer Bestialität, daß das Hintertheil des Pferdes, welches der alte Bursche ritt, rings um den Schwanz mit derselben Sorgfalt wie das Antlitz seiner Frau bemalt war.

Einige Meilen jenseit des Forts machten wir wieder Halt, und zahlreiche Kiowa's besuchten hier unser Lager. Einer ließ sich durch seinen mexikanischen Dolmetscher als einen großen „Capitän" ankündigen, und legte auffallend viel Werth auf diesen seinen Rang. Als wir ihn eine kurze Zeit unberücksichtigt ließen, weil wir eben anderweitig beschäftigt waren, fragte sein Dolmetscher: „Warum spricht Euer Anführer nicht mit ihm?" Wir begrüßten ihn mit aller Förmlichkeit, und er ließ sich nieder. „Warum kommen nicht die andern weißen Männer und sprechen mit ihm?" sagte der Dolmetsch, indem er auf die Fuhrleute wies. „Weil sie keine Häuptlinge, sondern meine Sklaven sind," erwiderte Mr. Mayor mit bewundernswerther Geistesgegenwart, und diese schmeichelhafte Antwort brachte die günstigste Wirkung auf den Kiowa hervor. Er ward äußerst redselig, sogar herzlich, und erzählte uns mit Entzücken, an wie vielen Raubzügen, „Campana", wie er es nannte, nach Mexiko er Theil genommen, und wie viel diese Unternehmungen ihm eingebracht hätten. Er nannte mehrere mexikanische Orte, die er geplündert hatte. „Dort", sagte er, „Caballos, mulas, muchachos, muchachas, — muchio! — bueno!" (Pferde, Maulthiere, Knaben, Mädchen, — viel! — gut!) „Hier am Arkansas, nada!" — nichts. Er hatte drei Kinder bei sich, zwei von ihnen waren seine eigenen Söhne, das dritte ein gestohlener mexikanischer Knabe, der indessen eben so gut als seine eigenen Kinder gehalten zu werden schien. Wir gaben dem Kiowa Zwieback, den er gleichmäßig unter die drei Knaben vertheilte.

Dieses Volk spricht mit ziemlicher Geläufigkeit spanisch, und der Dolmetsch schien nur der Etiquette wegen gehalten zu wer-

den. Gruppen von Frauen und Kindern hörte ich spanisch zusammen plaudern.

Durch die Naturalisirung mexikanischer Gefangenen muß offenbar die indianische Race allmählich verwischt werden. Anglo-Amerikanische Taugenichtse der schlimmsten Art, Räuber und Mörder von Profession, schließen sich diesen plündernden Horden an, und erlangen einen großen Einfluß über sie. Dauert dieses System unbehindert fort, so werden, wenn auch die Racen sich verändern, doch ihre Beschäftigung und Lebensweise immer dieselbe bleiben, die indianischen Stämme werden sich nach und nach in bloße Räuberbanden verwandeln. Es ist bekannt, daß die Fremden von europäischem und halbeuropäischem Ursprung, wenn sie sich unter den Indianern der Wildniß naturalisiren, die schlimmsten und gefährlichsten Räuber werden.

Sehr irrthümlich ist es, zu glauben, die Indianer hätten einen angebornen und instinktiven Haß gegen die weiße Race. Wenn ein Weißer Geschmack daran findet, sich bei den Indianern einzubürgern, so wird er ihnen immer willkommen sein, und kann zu hohen Ehren bei ihnen gelangen. Was der Indianer haßt, ist die Civilisation, sowohl in seiner eigenen Race, wie unter den Weißen. In dieser Beziehung kennt er keinen Racenunterschied, wie aus der Thatsache hervorgeht, daß zwischen den festwohnenden und civilisirten Indianern von Mexiko und den unkultivirten Stämmen der Wildniß nicht weniger Feindseligkeit besteht, als zwischen den letztern und den civilisirten Weißen. Selbst die Pimas, die am Gila wohnen und zur tapfren Avantgarde alter mexikanischer Cultur gegen die Apachen und andere räuberische Stämme des Nordens und Ostens dienen, sprachen von den letztern in ganz denselben Ausdrücken, wie civilisirte Völker von Barbaren. „Wilde sind Alle, die keinen Ackerbau treiben.“ Es ist somit keine Feindschaft der Race, sondern der Lebensweise, wie sie ebenso zwischen den civilisirten Staaten des alten Anahuac und den umwohnenden Wilden existirte.

Diese Kiowa's waren ebenfalls auf einer Expedition nach Osten begriffen, um Büffel zu jagen, und fragten uns über alle Einzelnheiten hinsichtlich der Jagdgründe aus. Mit den Pawnees lebten sie in derselben Feindschaft, wie die Comanches, schienen sich aber weniger vor ihnen zu fürchten. Eben so haßten sie die mexikanischen Apaches aufs Aeußerste, und sprachen nur mit dem heftigsten Abscheu von ihnen.

Weder die Comanches, noch die uns besuchenden Kiowas nahmen Branntwein an; aber Kaffee und Thee tranken sie unmäßig und sehr süß. Zucker essen sie in großen Quantitäten. Unsere Gäste waren sehr argwöhnisch, und von Allem, was wir ihnen vor-

setzten, mußten wir in ihrer Gegenwart erst selbst kosten, ehe sie es anrührten. Der alte Comanche mit den vergoldeten Epauletten rauchte selbst unsern Taback nur mit Zögern und fragte, ob er nicht mit Etwas gemischt sei, wonach er in Schlaf verfiele. Solche Befürchtungen sind nicht ungegründet; es ist ein Faktum, daß die Weißen versucht haben, ganze Indianerstämme zu vergiften, und ich selbst habe oft die Frage aufwerfen hören, wie dies am besten zu bewerkstelligen sei. Ein Gerücht von einer beabsichtigten Verbreitung der Pocken unter einem entfernt wohnenden Indianerstamm circulirt im Westen, und wird mit vieler Ausführlichkeit erzählt.

Während wir in der Nähe des Forts campirten, machte ich Jagd auf einen Wolf, aber ohne ihn erlegen zu können. Als ich den Eingang zu seinem Bau untersuchte, bemerkte ich noch eine zweite Oeffnung, die nur locker mit Steinen ausgefüllt war. Nachdem ich diese fortgeräumt hatte, fand ich im Innern, eingebunden in ein halb vermodertes Tuch, eine Menge Menschenknochen — einen Theil von einem Gerippe. Der Schädel war noch wohl erhalten, und in den Kinnladen saß noch eine Reihe weißer Zähne, die jedoch sogleich ausfielen. Neben diesen menschlichen Gebeinen lag ein Lederbeutel mit rother Farbe, eine gegerbte Hirschhaut, ein lederner Riemen, der wohl als Zügel gedient hatte, und ein Haufen Büffeldünger. Die Knochen hatten ohne Zweifel dem Körper eines Indianers angehört und befanden sich hier nicht an ihrem ursprünglichen Begräbnißplatz. Das frühere Grab mochte zerstört worden sein, und die Freunde oder Stammverwandten hatten die Reste gesammelt und hier verborgen. Die Knochen waren weit älter, als das Tuch, worein sie gebunden waren, und das letztere hatte augenscheinlich nie etwas von dem Fleisch des Leichnams mit aufgenommen. Die dabei liegenden Opfergaben offenbarten die Ansichten, welche die Freunde des Verstorbenen sich über das künftige Leben gebildet hatten. Der todte Mann, so glaubten sie, würde in der andern Welt ein ledernes Kleid, einen Zügel für sein Pferd, rothe Farbe, um sich die Haut zu bemalen, und Büffeldünger, um ein Feuer anzuzünden, nöthig haben. Bemerkenswerth war der gänzliche Mangel an Waffen.

Als wir am nächsten Tage weiter reisten, begegnete uns in der Ebene ein Kiowa mit seiner Frau und seinem Sohn. Er ließ die letztere in einiger Entfernung warten, und erst, nachdem er sich uns genähert hatte, um zu sehen, ob nichts zu fürchten sei, holte er auch sie herbei. Mann und Frau hatten beide eine gutmüthige und angenehme Physiognomie; mit großem Interesse und augenscheinlichem Vergnügen betrachteten sie Mrs. M., die mit ihrem Mann voranritt. Dann kamen sie zu mir, untersuchten voll Neu-

gier meine Kutsche, und fragten, ob ich nicht auch eine Frau habe. Als ich es verneinte, erboten sie sich, mir aus ihrem Lager ein Mädchen zu holen, indem sie mir zugleich mit lebhaften Zeichen und Worten ihre Reize und ihre Schönheit schilderten. Zuletzt legte der Mann den Zeigefinger der einen Hand an den der andern und sagte: „Bueno!“ (Gut!) „Diese Frau,“ indem er auf seine Gefährtin deutete, „ist nur eine ganz gewöhnliche Frau“ — mujer car . . . a; „die andere, jung, brav — otra, chiquita, buena!“ Ich entgegnete, daß wir ohne Verzug weiter reisen, und daß ich nicht auf das Mädchen warten könne, worauf er mir den Vorschlag machte, seine Frau könne sie holen, sie würden uns in zwei Tagen wieder erreichen. Auf meine entschiedene Weigerung lachten sie Beide und ritten weiter. Wahrscheinlich wollten sie das Mädchen, eine gefangene Mexikanerin, verkaufen. Ich hätte sie sicherlich für ein paar Kannen süßen Kaffee's in Besitz nehmen können; denn die Kuppler brachten sie uns am nächsten Abend, reich bemalt mit rother Farbe, und nachdem sie ihr Glück vergebens bei den Herren unserer Gesellschaft versucht, sah ich sie zuletzt bei den Fuhrleuten am Lagerfeuer.

Unsere Passage über den Arkansas nahm drei Stunden in Anspruch. Der Boden des Flusses besteht aus leichtem Sand. Wenn ein Wagen darüber hinfährt, so knirscht es wie auf einem felsigen Weg, hält er aber nur für einen Augenblick an, so sinken die Räder ein, und er steht wie festgemauert; die Kunst des Fuhrmanns besteht also darin, den Wagen auf alle Fälle in Bewegung zu erhalten. Sechzehn Maulthiere mußten vor jeden unsrer Wagen gespannt werden, und wenigstens vier Leute gingen zur Seite des Gespanns, um die Thiere anzutreiben.

Wir ließen uns auf einer Wiese am andern Ufer nieder. Die Indianer, welche sich während unseres Ueberganges in großer Zahl eingefunden hatten, warteten bis unser Mittagessen fertig war und luden sich dann ohne Umstände bei uns zu Gaste.

Unter diesen Leuten war ein Mann, der sich als ein Häuptling der Kiowas bei uns einführte. Er trug den gewöhnlichen Leberanzug, mit einer blauen Decke darüber, und um seinen Kopf hatte er ein rothes Schnupftuch in Art eines Turbans geknüpft, das ihm ein ganz asiatisches Ansehen gab. Mir kam der Gedanke, ihm ein Paar alte schwarze Hosen und eine alte seidene Weste zu schenken. Ein Anderer fügte noch einen schäbigen Filzhut hinzu, und diese Geschenke wurden mit einer Wonne in Empfang genommen, die aus dem Gesicht des alten Mannes ganz jene Theilnahmslosigkeit vertrieb, welche die indianische Etiquette vorschreibt. Er legte ohne Umstände seinen Anzug ab, der durchaus nicht werthlos war, und verschenkte ihn sogleich. Als der alte Hut an Stelle

des rothen Turbans saß, wurde den Geschenken noch ein kleiner Spiegel hinzugefügt. Mit sprachlosem Erstaunen betrachtete sich der Mann eine Zeit lang darin, bis er zuletzt in den erst leisen, dann immer lauter und lauter werdenden Ausruf: „Bueno! Bueno!“ ausbrach. In seinem Entzücken wollte er mir seine ganze Kleidung schenken, dazu noch Bogen, Köcher und Pfeile, einen mit Perlen gestickten Beutel, das rothe Schnupftuch, kurz Alles, was er bei sich hatte. Als ich ihm verständlich machte, daß ich keinerlei Bezahlung annehmen würde, sondern ihm diese Präsente aus freien Stücken gemacht habe, breitete er seine Arme so weit aus, als wollte er irgend einen ungeheuern Gegenstand umarmen, und erklärte, daß ich ein „Capitan tan grande!“ ein sehr großer Kapitän sei.

Er befahl nun all seinem Volk, sich aus unserm Lager zurückzuziehen; er hatte genug bekommen und dachte, die Andern könnten auch zufrieden sein. Er schwang sich auf sein Roß und ritt ohne Abschied davon, sich noch immer in dem kleinen Spiegel besehend und mit den Händen befühlend.

IV.

Land und Leute von Neu-Mexiko.

Wir setzten unsern Weg in westsüdwestlicher Richtung fort, fast immer auf einem lockern Sandboden, der unsere Reise sehr beschwerlich machte. Die Gegend bot einen traurigen Anblick dar; kaum daß sich hier und da ein Grasbüschelchen, ein Cactus oder eine Sonnenblume zeigte. Wasser findet sich in dieser Wüste fast nur in zufälligen und unregelmäßigen Löchern im Boden, die bei den Fuhrleuten unter dem Namen „Sand-Pans“ bekannt sind und deren Flüssigkeit fast lediglich aus einem salzhaltigen Schlamm besteht. — Der Wind blies zuerst kalt aus Norden, plötzlich aber warf er sich nach Süden um, und wir bekamen so heißes Wetter, daß sich bei vielen unserer Leute Schwindel und Erbrechen einstellte, wie ich denn überhaupt auf der ganzen Reise beobachtete, daß Südwind ohne Ausnahme eine unangenehme und schädliche Wirkung auf den Körper ausübt. Einer unserer Fuhrleute, ein stark gebauter Kentuckier, fiel besinnungslos und in Krämpfen zu Boden, während ich eben noch an seiner Seite ging und mit ihm

plauderte. Nach einem schleunig angewandten Aderlaß kam er wieder zu sich.

Hier lernte ich auch zuerst jene großen, haarigen Spinnen, die sogenannten Taranteln kennen, die aber von den europäischen Taranteln verschieden sind. Man findet sie häufig in den dortigen Wüsten und Steppen; ebenso in einem großen Theile Mexiko's. Schon der bloße Anblick dieses häßlichen Insekts verursacht eine unangenehme Empfindung, und es ist weit mehr zu fürchten, als selbst die Klapperschlange; denn wenn sein Biß auch augenblicklich wenig gefährlich erscheint, so sind doch die Folgen oft schwerer zu heilen. Mir sind zwei Fälle bekannt, wo Leute von Klapperschlangen gebissen wurden; beide Male tranken sie Branntwein in großer Menge als Gegengift, und die Gefahr ging ohne alle weitere üble Folgen vorüber. Dagegen erzählte mir einer unserer Fuhrleute, daß sein Bruder durch den Biß einer Tarantel nahe an der Schläfe nicht nur zunächst ein Auge verloren, sondern auch bald darauf in Wahnsinn verfallen sei.

Eines Tages zeigten sich zur Zeit der Abenddämmerung die Vorboten eines Sturms, und um zehn Uhr, als wir eben den Platz erreicht hatten, wo wir unser Lager aufschlagen wollten, kam er zum Ausbruch. Es gab eine wilde Scene: die Fuhrleute, welche die Wagen auffuhren, um den corral zu bilden, das Ausspannen und Zusammentreiben der Thiere, das Durcheinanderrufen der Treiber, das eilige Fragen und Suchen von und nach jeder Seite, und das Alles beim heftigsten Donner und in der dichtesten Finsterniß, die nur durch zuckende Blitze unterbrochen ward.

Kaum waren wir einigermaßen in Ordnung, als der furchtbarste Orkan, den ich je in den nordamerikanischen Steppen erlebt, von Norden dahergefegt kam. Seine Gewalt war so groß, daß er die schwersten Wagen schüttelte und jeden Versuch vereitelte, sich durch wärmere Kleidung zu schützen. Ein gefütterter Rock vom dichsten Wollenzeug und zwei Friesdecken, in die ich mich einhüllte, wurden von der Kälte des Windes durchdrungen, als wären sie vom dünnsten Musselin. Die Maulthiere zitterten und drängten sich an einander, überall vergebens Schutz suchend, und als ich auf der Wache war, drückte sich immer das eine oder andere gegen mich an der dem Winde entgegengesetzten Seite, um eine Zuflucht zu finden. Zugleich fiel Schnee und Regen, und die Finsterniß war so groß, daß man gegen Wagen und Thiere anrannte, ohne sie zu sehen. Nach zwei Stunden verließ ich meinen Wachtposten, steif vor Kälte und gänzlich durchnäßt, und war genöthigt in diesem Zustande die Nacht zuzubringen, ohne ein anderes Obdach, als meine Reisekutsche. Aus eigener Erfahrung, wie aus dem Beispiel Anderer, habe ich mich überzeugt, daß man sich im civilisirten

Leben die lächerlichsten Vorurtheile darüber gebildet hat, was ein Mensch ertragen könne oder nicht, ohne seiner Gesundheit zu schaden.

Wir überschritten den Cimarone und gegen Ende des September hatten wir auch den Canadia zu passiren, der rasch in einem Bett von Sandstein dahinströmt. Er entspringt auf hohen Gebirgen, deren Thäler sich gegen uns öffneten. In dem Thal des Mora, eines schmalen Flüßchens, stießen wir nach einer Wildniß von Hunderten von Meilen zum ersten Male wieder auf die Wohnungen civilisirter Menschen. Dicht am Fuß einer Bergkette liegt hier die kleine neu-mexikanische Stadt Mora mit Barclay's Fort, einem befestigten Privathaus, das ein Mr. Waters mit seinen neumexikanischen Dienern bewohnt. Unfern dieses Hauses vereinigen sich zwei kleine Flüsse, der einer eben der Mora ist, und von diesem Umstande führt diese Stelle den Namen „Junta" — Zusammenfluß. Der Boden trägt hier ein üppiges Grün und ist zum Theil mit Maisfeldern bedeckt. Er gehört einer Gesellschaft, die eine Stadt zu gründen beabsichtigt, wozu die Localität sich besonders eignet. Wir verweilten hier einen ganzen Tag. Unsere Leute überließen sich einmal ganz dem Vergnügen, jeder in seiner Weise; Einige betranken sich und fingen Streit an; Andere verschwanden aus dem Lager und kehrten bis zum andern Morgen nicht zurück.

Höchst erfreulich war es, hier die Anfänge einer gesunden Kultur zu beobachten, ein Zeuge des Muthes zu sein, mit dem hier auch die schwerste Aufgabe unternommen wird.

Eine zweite kleine, elende Stadt, die wir wenige Tage später erreichten, ist Las Vegas. Die Bewohner sind meist Neu-Mexikaner, jedoch auch einige Anglo-Amerikanische Krämer, Gastwirthe und Spekulanten haben sich angesiedelt und die besseren Wohnungen eingenommen. Die Gebäude enthalten größten Theils nur ein einziges Zimmer und sind mit einem kleinen Loch statt des Fensters versehen. Ueber die rohen Lehmwände sind unbehauene Balken gelegt und der Art mit Lehm bedeckt, daß sie ein flaches Dach bilden; ein seltener Luxus ist schon eine Gypstafel, mit der die Fensteröffnung geschlossen werden kann. Schwer ist es, von dem armseligen Aussehen einer solchen Neu-Mexikanischen Stadt eine Vorstellung zu geben. Rechne man dazu noch eine Entfernung von der kultivirten Welt, die größer ist, als befände man sich auf einer Insel des Stillen Oceans, ferner die beständige Unsicherheit des Lebens und Eigenthums wegen der wilden Indianer, so kann man das Leben eines Menschen begreifen, der an die Bedürfnisse der Civilisation gewöhnt war. Dennoch bietet die Lage auf dem Wege nach Santa Fé große Vortheile dar, die von den Fremden nicht unbenutzt gelassen worden sind. Ein Deutscher, der hier

wohnte, hinterließ bei seinem Tode ein ansehnliches Vermögen, das die Veranlassung zu einem langwierigen Erbschaftsprozeß ward.

Nachdem unsre Caravane sich wieder in Bewegung gesetzt und bereits eine Strecke von vierzig bis fünfzig Meilen zurückgelegt hatte, wurde eines Morgens ein werthvolles Pferd vermißt. Mit ihm zugleich war einer unsrer mexikanischen Maulthiertreiber aus dem corral verschwunden; offenbar hatte er das Thier gestohlen. Während der Nacht war jedoch ein heftiger Regen gefallen, wir konnten also ohne Mühe seine Spur verfolgen. Die Vorkehrungen waren bald getroffen; auch stellte es sich bei näherer Untersuchung heraus, daß er die Kiste eines seiner Gefährten erbrochen und einen Theil des Inhalts entwendet hatte. Die nächsten menschlichen Wohnungen waren nur eine Tagereise weit entfernt; der Dieb aber, um sich und seine Beute in Sicherheit zu bringen, hatte es vorgezogen, nach Las Vegas zurückzukehren, wo wir am nächsten Tage unser Pferd entdeckten, wiewohl halb todt durch einen ununterbrochenen Galopp von so vielen Meilen. Den Dieb fingen wir nicht; er hatte das Thier, das einige hundert Dollars werth war, für fünf Dollars und eine Wollendecke verkauft, und sich dann auf und davon gemacht. Unsre Aufmerksamkeit richtete sich nun auf einen unserer Maulthiertreiber, denselben mexikanischen Burschen, der bei jenem nächtlichen „stampede“ eine Strecke fortgeschleift worden war. Wir hielten es für wahrscheinlich, daß er den Dieb unterstützt hatte, während er sich im corral auf der Wache befand. Dieser Verdacht war nach Anglo-Amerikanischer Art, mit Mexikanern umzugehen, hinreichend, eine inquisitorische Gewalt zu rechtfertigen. Mein Herz empörte sich, als sie den jungen Menschen an ein Wagenrad festbanden; und doch stand es außer meiner Macht, es zu verhindern; als aber ein kräftiger Amerikaner mit einer schweren Peitsche herbeikam, entfernte ich mich, um nicht ein Zeuge der weitern Maßregeln sein zu müssen. In der Ferne hörte ich noch die Aufforderung an ihn, zu bekennen, sowie die wiederholten Versicherungen seiner Unschuld. Dann schlug die Peitsche zu — „Um der Liebe Gottes willen, Sir, schlagen Sie mich nicht!“ — „Sprich! gesteh!“ — Ein zweites Mal fiel die Peitsche nieder. — „Beim Leben Ihrer Mutter, Sir, schonen Sie meiner!“ — „Sprich! gesteh!“ — Es erfolgte ein dritter Schlag. — „Bei den schönen Augen Ihrer Frau! Halten Sie ein! Ich will Alles sagen.“ Der Knabe bekannte nun, daß ihm der Dieb mit dem Tode gedroht, wenn er ihn verrathen würde, und daß er darauf das Pferd hinausgelassen hätte; weiter wisse er nichts, und weiter sei er nicht bei dem Diebstahl betheiligt.

Solcher Vorfälle ereignen sich in den nordamerikanischen Handelscaravanen, in deren Diensten Mexikaner eingestellt sind,

sehr häufig; diese Leute befinden sich unter Anglo-Amerikanern ganz außer dem Schutze der Gesetze. Die Caravanen-Conducteure legen ihnen Leibesstrafen auf, die weder durch die Gesetze der Vereinigten Staaten, noch der Mexikanischen Republik zugestanden werden, denn auch in Mexiko hat der Herr kein Recht, den Diener körperlich zu züchtigen. Dennoch steht dem mexikanischen Opfer anglo-amerikanischer Gewaltthätigkeit kein Gesetz bei: ja der entfernteste Versuch, es mit einem Anglo-Amerikaner aufzunehmen, der ihn als Arbeiter gedungen hat, würde wahrscheinlich den augenblicklichen Tod dessen herbeiführen, der das Wagniß unternähme. Nur wer sein Recht muthig mit seinem Leben zu vertheidigen entschlossen ist, wird von den Anglo-Amerikanern mit Rücksicht behandelt; aber wehe dem Schwachen, der unfähig, für sich selbst einzustehen! Mannesrechte erkennt die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten nur in Demjenigen an, der die Macht besitzt, sie zu beweisen. Welche lobenswerthen Eigenschaften den Anglo-Amerikaner sonst auch zieren mögen, es fehlt ihm eine der Haupttugenden des Mannes — Großmuth gegen den Schwachen.

Eines Abends näherte sich ein Mann, der uns schon den ganzen Tag über zu Fuß nachgefolgt war, unserm Lagerfeuer und bat um die Erlaubniß, die Nacht unter unserm Schutze zuzubringen, da er sich fürchte, für sich allein in der Wildniß ein Feuer anzuzünden. Die Nacht war sehr kalt und der Mann kaum ausreichend warm gekleidet. Dennoch erhoben sich in unserm Lager Einwendungen gegen die Aufnahme dieses Fremden: konnte er nicht mit irgend einer Räuberbande in Verbindung stehen, in der Absicht, unsre Karavane zu plündern? Oder konnte er sich nicht wenigstens im besten Fall in der Nacht mit einem unsrer Thiere davon machen? Um nun eine Garantie für unsre eigne Sicherheit zu haben, ohne ihm den erbetenen Schutz verweigern zu müssen, stellten wir ihm die Bedingung, sich für die Nacht an ein Wagenrad anbinden zu lassen, worein er gern willigte. Unsre Mexikaner brachten einen Strick herbei und banden unter Gelächter ihren Landsmann fest. Uebrigens wurden dem Gefangenen alle nur möglichen Bequemlichkeiten zugestanden. Er bekam ein warmes Lager, Speise und Trank, und dann überließen sie ihn der Ruhe bis zum Morgen, wo er erlöst ward.

Was auch der Mann von unsrer Gastfreundschaft denken mochte, er zeigte sich den folgenden Tag nicht wieder und nahm unsre Großmuth nicht zum zweiten Male in Anspruch. — In der nächsten Nacht lagerten wir auf einer Wiese, die hier und da mit Wachholderbüschen besetzt war. Ich stand im Mondlicht auf der Wache bei der Heerde und stützte mich auf meine Büchse, als plötzlich im Lager ein Schuß fiel, und das Geschrei: „Diebe! Diebe!“

sich hören ließ. Es wurden Nachforschungen angestellt, auch mehrere Schüsse abgefeuert, aber weder das Eine noch das Andere wollte sich als erfolgreich beweisen. Von der Seite eines unserer Fuhrleute waren nämlich ein paar Stiefel gestohlen worden, die sich am nächsten Morgen nicht weit ab im Grase wiederfanden. Alle kamen darin überein, Niemand anders sei der Dieb, als unser Gast von der vorhergehenden Nacht. Ich mag nicht entscheiden, ob vielleicht die Dankbarkeit für die ihm bewiesene sonderbare Gastfreundschaft ihn dazu getrieben, oder ob er, wie unsere Leute behaupteten — uns siebzig bis achtzig englische Meilen weit durch die Wildniß gefolgt war, in der Absicht, ein paar Stiefel zu stehlen.

Endlich erreichten wir das Thal des Rio Grande, eine lange und schmale Oase in einer sich auf beiden Seiten tausende von Quadratmeilen weit erstreckenden Wüste, die alljährlich mehr oder weniger von dem Flusse überschwemmt wird. Zwar erstrecken sich von den hohen und felsigen Gebirgen, die sich zu beiden Seiten des Thales erheben, Schluchten und Hohlwege herab, deren zerklüftetes Aussehen und zerbröckeltes Gestein ankündigen, daß sie zu Zeiten das Bett von Gebirgsströmen bilden; aber ausgenommen, wenn heftige Regengüsse im Gebirge fallen, liegen sie vollkommen trocken. Sobald die Zeit des hohen Wassers vorüber ist, fällt der Fluß tief unter das Niveau des Thales und die Ufer erscheinen dann als senkrechte Abhänge von Sand oder Thon. In diesem Punkt, ebenso wie in der schmutzigen Farbe seines Wassers gleicht der Rio Grande ganz dem Missouri, Arkansas, Ohio, dem untern Mississippi, dem Californischen Colorado und vielen andern Flüssen Nordamerika's. Auch am Rio Grande stürzen die vom Strom unterhöhlten Ufer zuweilen ein; die Pappeln und Weiden fallen hinab in das Wasser, während sich an der entgegengesetzten Seite neue, mit jungem Gehölz bekleidete Ufer bilden. Hier und da bahnt sich der Strom einen anderen Weg, der alte aber bleibt als stehendes Gewässer in den Pappelwäldern des Thales zurück. Wegen der steilen Ufer ist der Fluß oft meilenweit ganz unzugänglich; so daß eine Caravane in seiner unmittelbaren Nähe vom Wassermangel zu leiden haben kann. Empfinden die Thiere sehr heftigen Durst, so ist die Gefahr vorhanden, daß sie irgend einen Zugang zum Wasser entdecken, und wohl zu demselben hinab, aber nimmermehr wieder heraufklimmen können.

So viel auch das Thal des Rio Grande durch die fortwährenden Einfälle der wilden Indianer, besonders der Apachen, zu leiden hat, so sieht man doch zuweilen zwei oder drei Bewässerungskanäle, deren jeder im Stande ist, eine Mühle zu treiben, meilenlang in verschiedner Höhe den Boden durchschneiden, um das Wasser den vom Fluß entfernter und höher liegenden Ländereien

zuzuführen. Diese Art des Landbau's ist den Bewohnern der Vereinigten Staaten durchaus fremd, und ihrem Geist persönlicher Unabhängigkeit zuwider, indem ein Bewässerungssystem im großen Maaßstab die Einmischung der Regierung voraussetzt, und die freie Benutzung des Landes durch jedes Individuum beschränkt.

In unserm Lager bei Jovita sah ich zum ersten Mal einige Indianer von der gefürchteten Nation der Apachen von Angesicht zu Angesicht. Als wir unser Mittagsmahl einnahmen, kamen zwei derselben daher geritten, stiegen ab, schüttelten uns die Hände und luden sich mit großer Naivetät bei uns zu Gaste. Sie waren in Leder gekleidet und mit guten Büchsen versehen, die sie jedoch bei Seite legten. Sie erzählten, daß sie zu dem Stamme der Mescaleros gehörten, und Einer machte Ansprüche darauf, für einen Häuptling zu gelten, eine Aussage, die jedoch durch des Burschen schlechte Manieren hinreichend wiederlegt ward, denn in der Regel beobachten die Indianischen Häuptlinge eine würdevolle Haltung und strenge Etikette. Die Gesichtsbildung dieser beiden Menschen, denen sich nach kurzer Zeit noch eine Frau zugesellte, näherte sich dem gewöhnlichen chinesischen Typus, besonders in der breiten, flachen Nase. Man nimmt aber auch unter diesem Volk sehr verschiedene Physiognomien wahr, und ich sah später mehrmals scharf geschnittne Profile von edlen Verhältnissen. Da sie viele Kinder von geraubten mexikanischen Frauen haben, und auch beständig gefangene Knaben in den Stamm aufgenommen werden, so ist es schwerer, die ursprünglichen Gesichtsformen und die Farbe der Haut zu unterscheiden.

Ich wünschte mir diese Gelegenheit zu Nutze zu machen, um ein paar Worte aus der Sprache der Apachen zu sammeln, aber es kostete mir viel Mühe, meinen Zweck zu erreichen. Meine Fragen beleidigten sie zuerst und ich erhielt keine Antwort. Dann versuchte ich es mit List und war glücklicher. Ich erklärte, daß ich die Sprache der Apachen verstünde, und sagte die wenigen Worte, die ich von den Comanchen gelernt hatte. Ihr Haß gegen diesen Stamm erregte solchen Unmuth bei unsern Gästen, daß sie, um die Ueberlegenheit ihrer Sprache über die der Comanchen zu beweisen, eine Reihe von Worten nannten. — Im Uebrigen theilten sie mir mit, daß nicht alle Stämme der Apachen dieselbe Sprache reden; daß zum Beispiel die der Kupferminen- und Gila-Apachen von der ihrigen weit verschieden sei, und nicht von ihnen verstanden werde.

Am Abend nahmen unsere Gäste Abschied. Nachts lag ich am Rande unsres Lagers, das wir in der Nähe des Dorfes aufgeschlagen hatten, und nicht weit von mir ab lag unser Koch. Plötzlich erwachten wir durch den Hufschlag von Pferden und das wüthende Gebell unseres Hundes. Kaum fünf Schritte von uns

entfernt sahen wir zwei reitende Indianer. Im Augenblick richtete sich meine Büchse auf den Einen, der Koch ergriff meine Pistole und zielte auf den Andern, während der Hund eins der Pferde bei der Kehle packte. „No tira, compadre!“ — „Gieb kein Feuer, Kamerad!“ rief einer der Männer. „Kennt ihr nicht eure Freunde, die Apachen, die gekommen sind, wieder Kaffee mit euch zu trinken?“ Es erfolgte eine Erklärung, in der wir ihnen zu verstehen gaben, daß wir ihren Besuch in der Nacht nicht annehmen könnten, daß sie uns aber zum Frühstück willkommen sein würden. Langsam und nicht ohne lebhaftes Widerstreben zogen sie sich zurück, und als sie eine Strecke fort waren, rief der Eine mir zu: „Hörst Du, Kamerad! die Apachen sind gut — die Apachen sind eure Freunde — aber dort — indem sie auf das benachbarte Dorf Johita wiesen — dort wohnen Schurken!“ Am nächsten Morgen erwarteten wir unsere Gäste vergebens beim Frühstück; später jedoch sahen wir sie mit acht oder zehn Andern über einen Hügel reiten. Der Zweck ihres nächtlichen Besuchs war wahrscheinlich die Absicht gewesen, unsere Wachsamkeit zu prüfen; und da unsere gesammte Wache mit den Maulthieren eine halbe englische Meile weit ab lag, so hätten sich in unserem Lager leicht unangenehme Vorfälle ereignen können.

Unser nächstes Nachtquartier nahmen wir unterhalb Sabino. Einige von unsern Leuten baten um die Erlaubniß, in das Dorf zurückzugehen und sich einem Tanzvergnügen anzuschließen. Bei dieser Gelegenheit erregte ein Nordamerikaner so sehr die Eifersucht eines eingebornen Bauern, daß er umzingelt und ein allgemeiner Angriff auf ihn gemacht ward. Rasch zog er eine kleine Pistole aus der Tasche und feuerte wie Don Juan mitten unter die versammelte Menge; zum Glück endete die Sache ebenso harmlos wie in der Oper — Niemand ward getroffen und man ließ den Frevler unbehelligt. Ich habe schon früher bemerkt, wie viel die an der Grenze wohnenden Mexikaner von der Unverschämtheit und Gewaltthätigkeit der Nordamerikaner dulden müssen. In der nächsten Nacht fand einer von unsern Nordamerikanischen Fuhrleuten einen Mexikanischen Maulthiertreiber auf seinem Posten eingeschlafen, um ihn zu wecken, brachte er ihm mit einem Schlag auf den Kopf eine Wunde von zwei Zoll Länge bei. Er hätte ihn beinahe getödtet, und rühmte sich offen, daß dies seine Absicht gewesen sei.

Eine der interessantesten Landschaftsscenen, die das Thal des Rio Grande dem Reisenden darbietet, ist die Aussicht von den Hügeln unterhalb Parida auf die entgegengesetzte Seite des Thales, wo am Fuße hoher Berge die Stadt Socorro liegt. Der Weg an den Hügeln zieht sich hart am Rande eines Abgrundes hin, in dessen Tiefe der Rio Grande — sein Bett ist hier halb mit grauen Sandbänken ausgefüllt — zwischen Pappeln und Weiden dahinfließt.

In der Ferne, deutlich bezeichnet durch die scharfe Linie eines Bewässerungskanals, liegt die Stadt mit ihren flachen Dächern. Dahinter steigen in Terrassen, eine über der andern, und baumleer vom Fuß bis zum Gipfel die Berge auf. Wie in allen Gebirgen, die das Thal des Rio Grande einschließen, besteht die charakteristische Vegetation der Landschaft, in Musquito-, Larrea- und Artemisiagebüsch, zuweilen auch einem Yucca, oder Cactus. Der Musquitostrauch und seine kleinen Sandhügel sind der Lieblingsschlupfwinkel von Klapperschlangen und Taranteln. In einigen Theilen Neu-Mexiko's stößt man alle paar hundert Schritt auf Klapperschlangen und ich habe auf der Reise zuweilen in wenig Stunden fünf oder sechs getödtet, die auf dem Wege lagen. Die Gefahr ist hier übrigens gering, wenigstens weit geringer, als im Prairiengrase, denn in Neu-Mexiko ist der Boden zwischen den einzelnen Hügeln gewöhnlich kahl, so daß man bei Tage wohl nicht leicht unversehens auf eine Schlange tritt.

Weiterhin lernte ich noch ein anderes Wunder der Pflanzenwelt kennen, den gigantischen Echinocactus, ein vollkommenes vegetabilisches Ungeheuer. Stelle sich der Leser eine tonnenförmige tiefgefurchte Masse vor, von drei bis vier Fuß Höhe, und zwei bis drei Fuß Dicke, mit Büscheln von Stacheln, lang und stark genug, um eine tödtliche Wunde zu verursachen; die mittelsten Stacheln jedes Büschels sind der Art gekrümmt, daß sie einen vollkommnen Haken bilden. In Bezug auf die nöthige Vorsicht selbst auf dem volkreichsten Wege in Neu-Mexiko empfing ich hier eine sehr praktische Warnung.

Ich hatte in Fletchers Rancho ungefähr eine halbe Stunde länger verweilt, als unsere Karavane; als ich ihr nachritt, begegneten mir zwei Nordamerikaner, mit denen ich einige Worte wechselte. Wenige Tage später erfuhr ich in El Paso, daß sie von Indianern ermordet worden, in geringer Entfernung von dem Punkt, wo ich mit ihnen gesprochen hatte.

Fort Fillmore, eine bloße Militair-Station, hatte zu dieser Zeit eine Besatzung von 200 Mann Infanterie und 200 Dragonern. Ein paar Meilen jenseit desselben schlugen wir unser Lager auf an einer Stelle, wo das Thal sich bedeutend erweitert, der Fluß sich theilt, und zwischen seinen beiden Armen eine Insel von mehreren Quadratmeilen Ausdehnung einschließt. Hier gesellte sich ein deutscher Soldat aus dem Fort zu uns; er klagte über schlechte Behandlung, aber sein blühendes, wohlgenährtes Aussehen und seine gute Kleidung bildeten einen komischen Contrast zu seinen Worten. Er trug eine prächtige Jagdbüchse und gab vor, sein Mittagessen durch Erlegung eines Hasen oder eines wilden Truthahns verbessern zu wollen. Seine eigentliche Absicht war jedoch, zu desertiren, und

ich traf ihn in der That nach einiger Zeit auf Mexikanischem Territorium wieder, wohin er sich mit mehreren seiner Gefährten aus Fillmore begeben hatte, alle mit guten Büchsen und vortrefflichen Pferden. Ich fragte den Mann nach der Ursache seiner Unzufriedenheit, und erfuhr, daß sie durch die willkührliche Verminderung der Extrabezahlung herbeigeführt worden, die für Feld- und Bauarbeit bewilligt sei; — denn dergleichen Verrichtungen werden gelegentlich von der Garnison eines Forts verlangt. — Diese Extrabezahlung solle sich auf 18 Cents täglich belaufen, von denen jedoch immer ein Theil in die Taschen des Commandanten, des Quartiermeisters und anderer Offiziere wandere, die nicht nur in Ueppigkeit leben, sondern auch noch Geld zurücklegen könnten. So sagte der Soldat. Man kann sich in Europa unmöglich eine Vorstellung von der glänzenden Equipirung und Haltung der Armee in den Vereinigten Staaten machen; und wäre dies eine Hauptrücksicht vom militärischen Standpunkt aus, so müßte man das System in der That bewunderungswerth nennen. Der wahre Grund des häufigen Desertirens aus den Grenzforts ist einfach der: die Offiziere wenden sich mit hochmüthigem Stolz vom gemeinen Soldaten ab und verlieren so den Einfluß, den sie so leicht über diese Leute erlangen könnten. In den meist unbevölkerten Grenzforts wäre ein leichterer Verkehr zwischen dem Offizier und dem gemeinen Mann von der höchsten Wichtigkeit; die meisten Desertionen werden durch die unerträgliche Langeweile herbeigeführt.

Um unsere Vorkehrungen beim Zollamt in El Paso an der Mexikanischen Grenze zu treffen, entschloß sich Mr. Mayor, der Caravane vorauszureiten, und ich begleitete ihn.

Wir erreichten El Paso am Nachmittag, und kehrten zur Nacht in einem Gasthof ein, den ein Deutscher hier hielt. Der Mann hatte seine Muttersprache mehr als halb vergessen; ebenso, was er einst vom Englischen in den Vereinigten Staaten gelernt; das Französische, welches er früher mit Leichtigkeit gesprochen, war seinem Gedächtniß gänzlich entfallen, und vom Spanischen hatte er nur ein paar unvollkommene Phrasen begriffen, so daß er buchstäblich ohne Sprache war. Er hatte in seinem Hause ein Billard, und auch Branntweintrinker fanden die nöthigen Einrichtungen. In jeder andern Beziehung waren aber die Hülfsquellen sehr beschränkt. Gutes Brod, Kaffee und Milch waren jedoch vorhanden; auch schlief ich — endlich einmal wieder — in einem Bett, und erwachte so gesund, so erfrischt, daß ich der Nachlässigkeit unseres Wirths gern vergab, der mir am Morgen statt eines Handtuchs ein schmutziges Tischtuch brachte.

V.

El Paso.

El Paso ist eine unbedeutende, ärmlich aussehende Stadt. Wie es im spanischen Amerika so oft geschieht, wurde die Bevölkerung zuerst so vernachlässigt, daß sie allmälig durch Einwirkung fremder Elemente demoralisirt worden ist. Der Ort dehnt sich mit seinen zerstreut liegenden Wohnungen zwischen Feldern und Wiesen, Weinbergen und Obstgärten an den mit Pappeln besetzten Ufern des Flusses entlang, wohl acht bis zehn englische Meilen weit aus, und umfaßt im Ganzen eine Bevölkerung von 14 oder 15,000 Seelen. Der Markt bietet dem Fremden einen höchst auffallenden Anblick dar. Auf diesem Platze sitzen nur Frauen und halten Zwiebeln, Bohnen, frische und getrocknete Früchte u. s. w. feil. Alles ist theuer, was als ein seltsamer Kontrast gegen die Armuth des Ortes erscheint. Aber jede Familie zieht ihren eignen Bedarf selbst, und da oft der ganze Tag vergehen mag, ehe ein Reisender kommt und das halbe Dutzend Eier oder die einzige Melone kauft, aus denen der ganze Vorrath der armen Frau besteht, so muß der Werth der Zeit dem der Waaren hinzugerechnet werden. Dies ist fast überall so in Spanisch-Amerika.

Die große Unsicherheit der Gegend ist allen naturwissenschaftlichen Untersuchungen ein Hinderniß. Ich war im Mindesten nicht furchtsam, aber die größte Vorsicht wurde mir von allen Seiten so streng anbefohlen, daß es thöricht gewesen wäre, sie außer Acht zu lassen. „Wie geht es mit den Indianern?“ war Mr. Mayor's erste Frage bei unserer Ankunft in El Paso. „Son malisimos ahora!“ — „schlimmer als je,“ lautete die Antwort. Erst kurze Zeit zuvor hatten sie die Niederlassungen an der Nordamerikanischen Seite des Flusses überfallen und das Vieh fortgetrieben. Auch Caravanen unweit El Paso waren geplündert worden. Ich lernte hier den Oberst L. kennen, der von Geburt ein Däne, in Deutschland erzogen und später in die Dienste der mexikanischen Republik getreten war, über deren Grenztruppen er den Oberbefehl führte. Er rieth mir in den bestimmtesten Ausdrücken, niemals die Straße auch nur zwanzig Schritt weit allein zu verlassen.

Diese gefürchteten Indianer sind zum größten Theil die Apachen, welche die Gebirgsdistrikte von Neu-Mexiko, Chihuahua und dem westlichen Texas bewohnen. Die zum Christenthum bekehrten sogenannten Pueblo-Indianer aus dem Thal des Rio Grande dagegen sind friedliche Ackerbauer und befinden sich im vollen Genuß

der bürgerlichen Rechte. Sie besitzen in der Gegend El Paso's ein Dorf Namens Sinecú, und man sieht sie täglich in der Stadt, die Männer mit langem geflochtenem Haar, die Frauen mit bemalten Gesichtern. Wenn das Land auch zuweilen von den Comanchen beunruhigt wird, so liegt das nur noch an der Feindschaft, in der auch sie mit den Apachen leben. Ich muß hier noch eines Vertrages erwähnen, den der Oberst L. zwischen dem Staate Chihuahua und den Comanchen gegen die Apachen zu Stande gebracht hat, und der nicht ohne guten Erfolg geblieben ist. Dieser Offizier besuchte auf einer ausgedehnten Inspectionsreise an der Ostgrenze einen mächtigen Stamm der Comanchen in ihren eignen Wohnungen. Er zeigte mir einige herrlich ausgeführte topographische Zeichnungen, die sich auf diese Reise bezogen, und von einem jungen unter ihm dienenden polnischen Edelmann angefertigt waren.

Unsere Besorgungen in El Paso hielten uns hier vom 3. bis zum 9. November auf. Sie bestanden hauptsächlich in Unterhandlungen mit dem Zollamt. Es entspinnt sich bei solchen Gelegenheiten stets für einige Tage ein Scheingefecht, bis der Beamte und der Reisende zuletzt über eine Summe im Ganzen und Großen einig werden, die selten die Hälfte oder ein Drittel der gesetzlichen Gebühren übersteigt. Dennoch belief sich die von uns gezahlte Summe bis auf 10,000 Dollars. Die Einführung einiger Artikel ist gänzlich verboten, unter andern auch die fertiger Kleider. Wir hatten ein paar Kisten solcher Artikel bei uns, und sie waren von Mr. Mayor offen deklarirt. Als wir aber in Chihuahua ankamen, ergab es sich, daß der Zöllner sie als Contrebande denuncirt hatte, ein Akt der Treulosigkeit, der alle Zollhausbeamten in Chihuahua auf unsere Kosten mit einer reichen und eleganten Garderobe versorgte.

Auf der Weiterreise begegnete uns eine Abtheilung mexikanischer Cavallerie, die mit Carabinern, Pistolen, Lanzen, Säbeln und Schilden an uns vorüberzogen. Oberst L. war mit diesen Truppen ausgesandt worden, um in einer Militair-Kolonie unfern Guadalupe einen Aufstand zu unterdrücken, zu dem die armen Leute durch den Hunger getrieben waren, und dem der Oberst daher Milde und Großmuth entgegensetzte. Das Volk hatte seinen Commandanten fortgejagt, einiges Vieh genommen, um seinen Hunger zu stillen, und den rückständigen Sold verlangt.

Die mexikanischen Militair-Kolonien sind Dörfer für verheirathete Soldaten, die verpflichtet sind, das Land ebensowohl zu bebauen, als zu vertheidigen; aber der Plan entspricht dem Zweck nicht. Obwohl die genannte Colonie nur wenig Meilen von Guadalupe entfernt ist, so hatten doch die Apachen an dem Abend, bevor wir dort eintrafen, dreißig Kühe unmittelbar aus der Nachbar-

schaft der Häuser fortgetrieben. Ein achtungswerther Einwohner bemerkte gegen mich: „Die Soldaten müssen darben; es fehlt ihnen an Pferden und an Kleidung; wie sollen sie uns vor den Indianern schützen?“

In Guadalupe fanden wir nur wenig Männer anwesend; achtzig waren in der Verfolgung der Indianer begriffen. Solche Expeditionen finden im ganzen nördlichen Mexico sehr häufig statt, und es ist sehr irrthümlich, zu glauben, daß es dem Volk an Muth und Tapferkeit fehle. Die Bevölkerung besteht hier zum großen Theil aus Eingewanderten aus Neu-Mexiko, die ihre früheren Wohnsitze seit dem Anschluß an die Vereinigten Staaten aufgegeben haben. Diese Eingewanderten machten den besten Theil der Bevölkerung auf jenem Territorium aus.

Um die Mitte des Monats erreichten wir Carrizal, das wiewohl einst ein wichtiger Ort, jetzt nur noch ein wüstes Dorf ist. Früher war hier ein Militairposten zum Schutz des Landes gegen die Apachen. Diese Feinde aller Civilisation haben auf einem benachbarten Berge ihr Lager, von wo aus sie fortwährend die zahlreichen Viehheerden im Auge behalten können, die früher oder später ihre Beute werden. Die Dorfbewohner sind hier buchstäblich die Hirten der Apachen, allerdings unfreiwillige, denn Jedermann trägt seine Büchse. Dies fortwährende Kriegführen hat die Leute in Carrizal selbst auch wild und roh gemacht, so daß die Reisenden auch vor ihnen auf ihrer Hut sein müssen. Vor zwanzig Jahren weideten hier Heerden, die wohl Hunderttausende zählten; jetzt sind sie zum Schatten ihrer frühern Zahl zusammen geschmolzen. Vergleicht man den jetzigen Zustand dieses Ortes mit dem Reichthum, der sonst dort herrschte, so kommt man unwiderstehlich zu dem Schluß, daß von allen reißenden Thieren der Mensch das schlimmste sei.

VI.

Chihuahua.

Die Stadt Chihuahua, in der ich, für ein halbes Jahr, meinen Aufenthalt nahm, liegt in einer von kahlen, felsigen Gebirgen eingeschlossenen Ebene. Dennoch besitzt die Gegend ihre Schönheiten. Es befinden sich hier große Schmelzhütten, welche das Silbererz behandeln, das in St. Eulalia, etwa zwölf bis fünfzehn engl. Meilen von Chihuahua entfernt, zum Theil in neu angelegten, zum Theil in den alten, wieder eröffneten Bergwerken gewonnen wird. Als

diese Bergwerke noch in voller Blüthe standen, belief sich die Einwohnerzahl der Stadt wohl auf 76,000 Seelen; seit ihrem Verfall aber, und seit der Lostrennung des Landes von Spanien, ist sie bis auf 12,000 herabgesunken. Auch hat, mit Ausnahme weniger Familien, in denen der alte Wohlstand noch besteht, oder durch neu erwachten Unternehmungsgeist wieder hergestellt ist, die Armuth, und mit ihr die Demoralisation um sich gegriffen. — Der Aufenthalt in der Stadt ist mehr oder weniger unsicher. Als ich eines Abends, bald nach meiner Ankunft, in den Hof gehen wollte, war ich verwundert, Mr. M.'s Warnung zu vernehmen, meine Pistole zu mir zu stecken. Auf meine Erwiderung, daß ja der Hof von allen Seiten unzugänglich sei, ward ich zu meinem noch größeren Erstaunen auf die Fenster eines anstoßenden Hauses aufmerksam gemacht, die auf unsern Hof hinauslagen. Und dies war eines der ersten Häuser in dem besten Theil der Stadt! So lange ich hier verweilte, durfte ich nie schlafen gehen, ohne eine geladne Pistole unter dem Kopfkissen liegen zu haben.

Der Anblick der Stadt mit ihren schönen Straßen und manchem edeln Gebäude, erinnert noch an die ehemalige Zeit des Glanzes; ja selbst in ihrem jetzigen Verfall ist sie noch immer schöner als manche Stadt von ähnlicher Bedeutung in den Vereinigten Staaten. — Von den ungeheuern Massen Silbererzes, das früherhin hier eingeschmolzen ward, kann sich der Leser eine Vorstellung machen, wenn ich erwähne, daß hunderte von Häusern und die Mauern aller Gärten und Felder in der Umgegend aus den Schlacken erbaut sind, die, wie man versichert, noch immer Silber genug enthalten, um bei einer bessern und gründlichern Behandlung eine reiche Ausbeute liefern zu können. Dreiundvierzig Millionen Mark Silber sind der Ertrag der Bergwerke in 130 Jahren gewesen!

Wegen der tiefen Lage des Flußbettes würden die höher gelegenen Gegenden an Dürre leiden, wenn nicht eine steinerne Wasserleitung, die sich viele Meilen lang auf prächtigen Bogen dahinzieht, die Gärten und Felder mit Nahrung versorgte und auch den Straßen der Stadt ein köstliches Wasser spendete. Dieser edle Bau, welcher der größten Stadt Ehre machen könnte, ward auf Kosten eines einzigen Privatmannes erbaut. Er bringt eine imposante Wirkung in der Landschaft hervor, und wenn auch vielleicht für Weizen und andere Feldfrüchte der Sommerregen zur Noth ausreichte, so würde sich die Ernte ohne jene künstliche Bewässerung doch um mehrere Monate verspäten, da der Regen nie vor Ende Mai eintritt, und nur Pflanzen von besonderer Beschaffenheit vor dieser Zeit hervorsprießen. Die Atmosphäre zeichnet sich durch Klarheit und Trockenheit aus, und das Klima übt den günstigsten Einfluß auf Gesundheit und Thätigkeit des Körpers.

Meinen Ausflügen in die Umgegend war die große Unsicherheit des Landes oft ein Hinderniß. Kein Spaziergang, selbst unmittelbar vor der Stadt, konnte ohne Waffen unternommen werden. Nicht hundert Schritt von den Häusern entfernt standen hier und da Kreuze errichtet, welche die Stellen bezeichneten, wo Mordthaten durch die Indianer begangen worden waren. Dennoch ist es höchst ungerecht, den Mexikanern in ihren Beziehungen zu den Indianern Feigheit vorzuwerfen. Feig und nachlässig ist nur die Regierung, welche dem Volke nicht die Mittel zu seiner Vertheidigung gewährt. Den Bewohnern eines Dorfes waren kürzlich von einer Bande der Apachen das Vieh gestohlen, Frauen und Kinder fortgeschleppt und mehrere Männer getödtet worden; sie riefen die benachbarten Dörfer um Hülfe an und unternahmen einen Zug gegen die Räuber in die Gebirge. Dafür erhielten sie einen Verweis von der Regierung und die Warnung, sich nicht wieder in die militärischen Angelegenheiten des Staates zu mischen.

Gabriel Guzman, ein Hirt, widerstand, um seines Herrn Vieh zu vertheidigen, einmal mit noch acht seiner Genossen sieben und sechszig Comanchen neun Stunden lang; alle blieben in dem Kampf, nachdem sie eine weit größere Zahl von Wilden theils verwundet, theils getödtet hatten.

Ein anderer Mann aus derselben Volksklasse, Namens Dominguez, den ich auf mehreren meiner Ausflüge zum Gefährten hatte, war nicht nur wegen seines Muthes, nein wegen seiner Waghalsigkeit bekannt. Oftmals hatte er schon Wunden erhalten, aber nichts schreckte ihn von der Verfolgung der Feinde ab. Um einige seinem Herrn gestohlene Pferde wieder zu bekommen, schlich er mit noch ein paar Andern den Dieben bis in ihre Schlupfwinkel in den Bergen nach. Als die Nacht anbrach, konnten sie die Räuber in einiger Entfernung beobachten. Dominguez, der als Knabe eine Zeit lang unter den Apachen gefangen gewesen war, legte seine Kleider ab und gab sich das Ansehen eines Kriegers der Comanchen. Auf einem näheren Wege gewann er einen Vorsprung vor den Apachen, und als diese mit den Pferden herankamen, sprang er mit dem Kriegsgeschrei der Comanchen hinter einem Felsen hervor, schoß zwei der Apachen nieder, und erschreckte die ganze Bande so sehr, daß sie in der Verwirrung nicht nur die gestohlenen Pferde, sondern auch ihre eignen zurückließ.

Diese heroische Pflichterfüllung wird den Leuten oft mit Undankbarkeit belohnt. Bei einer ähnlichen Gelegenheit verlor Dominguez sein Pferd — es wurde unter ihm niedergeschossen — aber es fiel seinem Herrn, einem sehr reichen Mann, nicht ein, es ihm zu ersetzen.

Viele vornehme Familien in Nordmexiko beweinen den Verlust

von Kindern, die von Indianern gestohlen sind. Die folgende Erzählung ward mir in Chihuahua durch ein Mitglied der betreffenden Familie selbst mitgetheilt.

Zwei Damen, Schwestern, lebten jede mit einem Kinde — einem Knaben und einem Mädchen — zwei Meilen von der Stadt entfernt. In der Nachbarschaft hatten sich indianische Räuberbanden blicken lassen, und die Damen, deren Männer gerade abwesend waren, wollten in der Stadt mit ihren Kindern Schutz suchen, wurden aber unterwegs angefallen und ergriffen. Gerade als dies geschah, war einer der Herren zurückgekommen; er sah seine Frau in den Händen eines der Wilden, feuerte sogleich aus beiden Läufen seiner Büchse nach ihm, aber leider ohne ihn zu treffen, und ward augenblicklich von den Indianern durchbohrt. Die unglückliche Dame fiel in Ohnmacht, und die Räuber ließen sie, da sie sich vor weiterer Verfolgung nicht sicher wähnen konnten, als todt zurück. Auch die andere Dame entkam durch einen glücklichen Zufall. Die Indianer hielten nach einem raschen Ritt mit ihr an einem Flusse still. Während sie hier badeten, waren die gestohlenen Pferde davon gelaufen, und mit ihnen die der Räuber; diese eilten ihnen nach und vergaßen darüber die Dame mitzunehmen. — So waren sie denn nur noch in Besitz der beiden Kinder. Das Mädchen war gewitzt, und wußte dem alten Comanchen, der sie vor sich auf dem Pferde hielt, so lange zu schmeicheln, bis er sie gehen ließ. Nur der Knabe hatte sich, wie seine Verwandten später erfuhren, widersetzt und den Indianer, der ihn führte, ins Gesicht geschlagen. Zur Strafe zogen sie ihm seine schönen Kleider aus, und vertauschten sie mit denen eines armen Burschen, der mit ihm zugleich geraubt worden, und späterhin seinen Weg nach Hause wiederfand. So blieb der Kleine allein in der Gefangenschaft, und obwohl seine Familie demjenigen, der ihn zurückbringen würde, 4000 Dollars zusicherte, hat doch nie wieder etwas von ihm verlautet. Ich ließ den Umstand und den Betrag der Belohnung in Texas und andern an die Vereinigten Staaten grenzenden Ländern bekannt machen, aber mit wenig Aussicht auf Erfolg, da schon Jahre seitdem vergangen waren. Sollte der Knabe noch leben, so mag er ein Räuber geworden sein und bereits als solcher seine ersten Lorbeern errungen haben; wenn auch nicht in der Nähe seiner Heimath, so doch mit derselben Befriedigung, wie ein wirklicher Apache; denn es ist festgestellt, daß die von Indianern erzogenen Knaben aus einer civilisirten Race oft gefährlichere Räuber und größere Feinde der Civilisation werden, als jene selbst.

Die Regierung von Chihuahua hat mancherlei Pläne zur Bekämpfung und Vertreibung dieser zerstörungslustigen Wilden entworfen. Vor ungefähr funfzehn Jahren kam, ich weiß nicht, auf

welche Veranlassung, ein irischer Abenteurer, Namens James Kirker, der Anführer einer Indianerbande geworden war, nach Chihuahua und schloß mit diesem Staat einen Vertrag zur Ausrottung der Apachen ab. Er hielt Wort, bis die verringerte Anzahl seiner untergebenen Truppen den weitern Kampf unmöglich machte.

Zu demselben Zweck nahm die Regierung 1850 einen gefährlichen Waghals aus Texas, Namens Glaton, in ihre Dienste, der mit einer ähnlichen Bande auf seinem Wege nach Californien nach Chihuahua kam. Diese Bösewichter, denen für jeden indianischen Scalp eine gewisse Summe zugesagt war, fanden es leichter, der Regierung die Scalpe ihrer eigenen Bürger zu verkaufen, die sie niederschossen, so oft es ihnen praktisch schien. Mit Ausnahme des schmachvollen Antheils, den sie am Verrath und an der Ermordung eines ganzen Stammes nahmen, der zu einer friedlichen Conferenz eingeladen war, thaten sie den Apachen wenig zu Leide. Desto gefährlicher wurden sie dem Staate Chihuahua selbst, und Alles hier war froh, als sie endlich ihre Reise nach Californien fortsetzten. Am Colorado, wo sie den Uebergang über den Fluß versperrten, um von den Reisenden einen hohen Zoll zu erpressen, wurden sie Alle in einem Kampf mit den Yuma-Indianern getödtet.

Zu Anfang des Jahres 1852 kam der Oberst L. auf der oben erwähnten Inspectionsreise mit dem Häuptling der Seminolen, der „wilden Katze" zusammen, der sich in den Indianerkriegen in Florida einen berühmten Namen erworben. Er warb ihn mit seiner ganzen Gesellschaft an, und führte sie nach Chihuahua, um gegen die Apachen und andere gefährliche Indianerstämme gebraucht zu werden. Aber die Regierung — entweder aus Furcht vor diesen Seminolen, oder aus Eifersucht gegen den Oberst L., vielleicht auch aus Mangel an Geld — verweigerte, den Vertrag zu bestätigen, und der Held mit dem klassischen Namen verließ Chihuahua voll Entrüstung, indem er erklärte, daß bei dieser ganzen Regierung auch nicht ein „Gentleman" zu finden sei. — So waren in dieser Sache des Obersten Bemühungen gescheitert; desto segensreicher war der Vertrag, den er zwischen dem Staate und den Comanchen gegen die Apachen zum Abschluß brachte. Die Geschichte dieser Kriege ist voll interessanter Episoden, die der Feder eines Cooper das reichste Material liefern würden. Als der Oberst einmal einen in den Steppen wohnenden südlichen Stamm der Comanchen aufsuchte, stand dieser unter dem Oberbefehl einer alten Frau, die den Titel „Generalin aller Comanchen" führte. Ihr ältester Sohn, der unter dem Namen „Bajo-el-Sol" — „Unter der Sonne" — bekannt war, betrachtete das der Regierung gegebene Versprechen als ein heiliges Gelübde, und focht gegen die Apachen, wo er sie nur

fand. Einst stieß er auf einen Stamm, der nicht direkt in den Vertrag mit einbegriffen war, und seine Gefährten riethen ihm daher, zu unterhandeln. Aber dies lag nicht in seinen Sinn. „Ich habe," sagte er, „mein Wort gegeben, die Apachen zu vernichten, und Bajo-el-Sol bricht nie sein Wort." Dann erhob er das Kriegsgeschrei und stürzte vorwärts mit seinen Genossen, Tod und Schrecken verbreitend, bis sie selbst gefallen waren. Solche Begebenheiten gehen schnell von Mund zu Mund, und die Mexikaner sind ihres eigenen indianischen Ursprungs noch zu wohl eingedenk, um nicht auf alle Thaten indianischer Tapferkeit stolz zu sein.

Um meine Aufzählung der Regierungsmaßregeln zu vervollständigen, muß ich nochmals der Militair-Colonie erwähnen, deren Nutzlosigkeit ich schon früher dargethan. Nur ein ganz entgegengesetztes System — die Einführung einer wohlbewaffneten Landwehr, die Bewaffnung der ganzen Bevölkerung, mit zugestandener Freiheit der Bewegung, könnte die Wilden in Schach erhalten. In einer Weise ist allerdings die Unternehmungslust der Einzelnen schon erregt; die Regierung hat eine hohe Belohnung für jeden gefangenen oder getödteten Indianer ausgesetzt. Sie zahlt 200 Dollars für jeden erwachsenen Indianer, sei er lebend oder todt. Eine lebende Frau ist 150 Dollars werth, ein lebender Knabe eben so viel, während ein todter nur 100 Dollars gilt. Die gefangenen Kinder werden in guten Familien untergebracht und aufgezogen. Einige derselben sind vollständig civilisirt worden. Die Mädchen wachsen zu tüchtigen Dienerinnen heran; aber die Knaben laufen in der Regel wieder davon, sobald sie ein gewisses Alter erreicht haben.

Nach diesen Abschweifungen will ich Einiges über meine Ausflüge berichten. Mein gütiger Wirth hatte mir zu denselben ein Pferd überlassen, das nicht Jedermann hätte reiten können, und das auch meine ganze Kunst in Anspruch nahm. Aber wenn ich auch mitunter nahe daran war, abgeworfen zu werden, so lief doch der wilde Ritt über den unebenen Boden, der manchmal von tiefen Wasserströmen durchschnitten war, ohne jeden ernstlichen Unfall ab.

Einst befanden wir uns in ziemlicher Entfernung von der Stadt, als wir uns erinnerten, daß wir unbewaffnet seien, und daß unsere Sicherheit, wenn wir auf Indianer stoßen sollten, lediglich von der Geschwindigkeit und Geschicklichkeit unserer Pferde abhinge. Dieser Gedanke war hinreichend, uns zur Eile anzutreiben, und ich werde diesen genußreichen Heimweg nie vergessen. Wir ließen den Pferden die Zügel schießen, und an dem tiefen Bett des Stromes, zwischen steilen Felsen vorbei, und unter dem magi-

schen Glanz des mexikanischen Vollmondes, flogen wir dahin, während mir mein Freund die herrlichsten Verse spanischer Dichtungen recitirte. Auch dies war charakteristisch. Es war in der That ein echt mexikanischer Ritt, der sich ohne mexikanische Scenerie und Bodenbeschaffenheit, ohne mexikanischen Himmel und mexikanische Gefahren, und vor Allem, ohne mexikanische Pferde gar nicht denken läßt. Die Leichtfüßigkeit und Sicherheit dieser Thiere auf solchem Grund und Boden ist ohne Gleichen. Mein Freund legte einmal auf seinem Pferde 90 Leguas oder 270 englische Meilen in zwei Tagen zurück.

Zu Anfang des Februar bot sich mir eine höchst willkommene Gelegenheit dar, die mir noch unbekannten Regionen im äußersten Westen des Staates Chihuahua zu besuchen. Ein mir befreundeter Kaufmann aus der Stadt, den ich Don Guillermo nennen will, hatte nämlich in jener entfernten Gegend Schulden einzutreiben, und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Die Einladung geschah wohl halb in eigenem Interesse, denn die Reise war nicht ohne Gefahr, und ein zuverlässiger Begleiter ist immer zu gebrauchen. Der Weg führte nicht nur durch die berüchtigsten Schlupfwinkel der Apachen, sondern auch durch Distrikte, die von andern Räuberbanden beunruhigt wurden; denn wo in Mexiko die Indianer aufhören, fangen die civilisirten Räuber an, und mancher Punkt ist sogar den Anfällen beider ausgesetzt. Don Guillermo's Absicht, Geld einzustreichen, war ohne dies sehr geeignet, die Aufmerksamkeit gewisser Cavaliere von alter Sitte auf uns zu ziehen, welche die Gewohnheit hatten, ihre Heldenthaten in der Gegend von „Villa de la Concepcion" und der Bergwerke von „Jesus Maria" zu verrichten, vielleicht um ganz einfach die Ungerechtigkeit der Dame Fortuna am Spieltisch wieder gut zu machen. — Ein Reisewagen mit zwei vorzüglichen Pferden nahm uns auf. Don Guillermo fuhr, während ich an gefährlichen Stellen neben ihm saß, immer die Büchse auf dem Knie, und bereit Feuer zu geben. Jeder von uns hatte außerdem noch ein Paar sechsläufige Revolver vom schwersten Caliber. Ein Diener, derselbe Dominguez, den ich schon früher auf eine ehrenvolle Weise erwähnte, ritt vor unserm Wagen her, und war mit einer Büchse und zwei einläufigen Pistolen bewaffnet. Zusammen hatten wir jeden Augenblick zweiunddreißig Schüsse in Bereitschaft.

Dominguez allein war für uns mehr werth, als zehn gewöhnliche Diener. Muthige Leute ziehen in diesem Lande eine kleine aber zuverlässige Reisegesellschaft einer großen Caravane vor. Unser Diener hätte sich eher lebendig scalpiren lassen, als daß er uns untreu geworden wäre. Dabei war er so sanft wie ein Kind, was ihm bei seinem großen, mächtigen Körperbau einen eigenthümlichen

Reiz verlieh. Sein Temperament war zwar heiß, aber er wußte es auf's Strengste zu beherrschen, und ließ sich nie verführen, Spirituosen zu trinken. Er war in seiner Art zugleich ein Humorist und ein Philosoph, der es liebte, über Alles seine Bemerkungen zu machen. Ferner war er ein vortrefflicher Schauspieler: er verstand, die Indianer in den verschiedensten Eigenthümlichkeiten ihres wilden Lebens nachzuahmen, im Ton ihrer Stimmen, in ihren Bewegungen und Ausdrücken. Diese vollkommene Kenntniß des indianischen Charakters hatte er als Knabe, während seiner Gefangenschaft, und durch seinen spätern häufigen Verkehr mit ihnen gewonnen. Sein Vater und seine Mutter waren beide von Indianern ermordet worden; er aber hatte das Glück, Gomez, dem damals gefürchtetsten Häuptling der nordamerikanischen Wilden, zu gefallen. Dieser schenkte ihm nach einiger Zeit die Freiheit und brachte ihn selbst bis dicht vor seine Vaterstadt Chihuahua, wo er ihm beim Abschied noch den Rath ertheilte, sich in Zukunft vor den Apachen zu hüten. „Wenn du auf der Reise bist," hatte der alte Häuptling gesagt, „so vermeide die große Straße; denn da liegen die Apachen im Hinterhalt und werden dich tödten. Suche dir lieber ein paar hundert Schritt seitwärts deinen Pfad." Dominguez hatte indessen selbst ganz augenscheinlich indianisches Blut in den Adern; seine Farbe war tief braun, und das schwarze Haar hing straff und glatt über sein breites Gesicht herab.

Eine der gefährlichsten Stellen im ganzen Staate, die wir zu durchreisen hatten, ist das Thal „Canada del Fresno." Es ist etwa vier Meilen lang, aber man kann buchstäblich nicht hundert Schritt weit gehen, auf denen nicht das Blut irgend eines unglücklichen Reisenden vergossen worden wäre. Ein Regierungsbeamter aus Chihuahua, der hier einst reiste, fand den Weg mit so vielen Kreuzen besetzt, daß er einem Kirchhof glich. Er gab den Befehl, sie fortzunehmen und zu verbrennen, weil ihr Anblick die Menschen feige mache. Seit jener Zeit ist die Zahl dieser Memento Mori indessen wieder so angewachsen, daß der Reisende sich in der That mit dem Gedanken an den Tod vertraut machen kann.

Der Weg durch die Prairie, die wir zu durchschneiden hatten, war so eben wie ein Tisch, und Don Guillermo machte den Versuch, wie rasch, im Fall der Noth, unsere Pferde laufen könnten. Er trieb sie zur höchsten Eile an, und unser Wagen sauste mit der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges über die grasige Fläche. Bald lag diese hinter uns, und wir befanden uns am Eingang in das Thal Santa Isabel. Wir verweilten hier einen ganzen Tag, und ich kann die gastliche Aufnahme nicht genug rühmen, die uns Don Felipe und seine Familie angedeihen ließen. In der That, nichts übersteigt die Freundlichkeit und das unverstellte Wohlwollen des

mexikanischen Landvolks. Unsern deutschen Bauern sind sie in dieser Beziehung weit überlegen; denn wenn man die niemals ungraziöse Naivetät ihrer natürlichen Gewohnheiten von der rohen Unanständigkeit zu unterscheiden weiß, die unter den ersteren oft angetroffen wird, so muß man anerkennen, daß die mexikanischen Farmer auch die Gebildeteren von beiden sind. Puritanische Sprödigkeit ist hier allerdings nicht zu Hause. — Unsere Betten hatte man uns in dem großen Saal hergerichtet, und ich bemerkte gegen Don Guillermo, ich sei müde und wünschte, daß die Familie uns bald verließe, um mich zur Ruhe begeben zu können. „Da dürften Sie lange warten," entgegnete er, „denn sie bleiben expreß hier, um unserer Entkleidung beizuwohnen." Und in der That waren wir genöthigt, diese Ceremonie in Gegenwart der Sennorita's durchzugehen, die mit der größten Aufmerksamkeit und mit der ruhigsten Miene jede unserer Bewegungen und jedes unserer Kleidungsstücke beobachteten, bis wir uns niedergelegt hatten, worauf sie uns „Gute Nacht" wünschten.

Am folgenden Abend versammelten sich die Leute der Nachbarschaft im Hause unseres Wirthes, und wie gewöhnlich wurden Indianer-Abenteuer erzählt. Eines derselben war so merkwürdig charakteristisch in Bezug auf die wilde Romantik nordamerikanischen Lebens, daß es mich aufs Höchste interessirte, und so will ich es hier mittheilen.

Vor einigen Jahren verbreitete ein Häuptling der Apachen, der in seiner Jugend als Gefangener im Hause eines Priesters gelebt hatte, und von diesem erzogen und zum Christenthum bekehrt worden war, in dieser Gegend überall Tod und Schrecken. Von seiner Fähigkeit, zu lesen und zu schreiben, wußte er so gut Gebrauch zu machen, wie nur immer ein civilisirter Räuberhauptmann es gekonnt hätte. Er hielt die Post an, die aus der Gegend der Bergwerke kam, öffnete und las die Briefe, um zu erfahren, wann Waaren oder Silber versandt würden, und war so im Stande, seine stets erfolgreichen Pläne danach anzuordnen. Zuletzt fiel er mit seiner ganzen Bande in einen Hinterhalt, der ihm von mexikanischen Truppen gelegt worden war, und Alle fanden dabei ihren Tod. Dieser Häuptling lebte mit einem mexikanischen Mädchen, das er aus ihrer Eltern Hause geraubt hatte. Sie nahm am Kampf mit den Truppen Theil, wie die andern Frauen der Indianer. Ihre Landsleute, die sie erkannten, riefen ihr zu, sich zu ergeben; es solle ihr nichts geschehen. Aber sie verwarf diesen Vorschlag, und fiel als eine der Letzten, nachdem sie mehrere Soldaten mit ihren Pfeilen getödtet hatte. — Auf einer spätern Reise hörte ich in Mesilla am Rio Grande von einer ähnlichen Begebenheit. Einem Mann war durch die Indianer seine Nichte geraubt

worden. Er sah sie wieder als Weib eines Häuptlings der Kupferminen-Apachen, die damals mit den Nordamerikanern in Frieden lebten. Dieser versicherte ihm, es sei kein Hinderniß vorhanden, daß sie zu ihren Freunden zurückkehre. Die Frau aber lehnte den Vorschlag ab, und als ihr Onkel weiter in sie drang, weigerte sie sich, mit ihm zu sprechen. „Und das war ein christliches Mädchen," fügte dieser hinzu, als er mir die Geschichte erzählt; „aber sie hatte sich in eine Indianerin, in ein Apachenweib verwandelt!"

Wir fanden eine freundliche Aufnahme im Hause eines der ersten Männer in Villa de la Concepcion. Als ich Don Rafael meinen Wunsch bemerkte, Etwas über die Tarumare-Indianer zu erfahren, theilte er mir mancherlei Thatsachen mit, die weiter bekannt zu werden verdienen.

Zuerst muß ich bemerken, daß im ganzen Staate Chihuahua alle civilisirten Indianer Tarumaren genannt werden, obwohl sie keineswegs alle zu derselben Race gehören. Die größere Anzahl allerdings ist von einem Stamm und redet eine Sprache, deren Grammatik in der dortigen Gegend wohl bekannt ist, da eine ausführliche Abhandlung darüber im Druck existirt. Diese Indianer bilden einen Theil der Bevölkerung der Villa, wie vieler anderer Orte in der Nachbarschaft, und genießen gleiche Rechte mit den „gente de razon", dem „vernünftigen Volk", wie sich die spanischen Mexikaner zum Unterschied von den Indianern noch immer gern nennen. Obwohl die Tarumaren ihre eigene Sprache beibehalten, so haben sie doch ihre alten Sitten zum großen Theil aufgegeben. In den entfernteren Bergregionen findet man aber auch noch Reste dieser Nation, die, obschon sie sich Christen nennen, und einigermaßen zum politischen Verband des Staates gehören, doch ihr eigenes sociales System bewahrt haben. Sie besitzen ihre Ländereien in Gemeinschaft, und treffen von Zeit zu Zeit eine neue Eintheilung derselben, je nach den Bedürfnissen und Arbeitskräften jeder Familie. Ein gewisser Antheil wird stets zu Gunsten der Alten, Kranken und Hülflosen zurückbehalten und von den vereinigten Kräften des Stammes bearbeitet; der Ertrag aber in einem öffentlichen Magazin niedergelegt. Diese Vorräthe sowohl als Diejenigen, für die sie bestimmt sind, stehen unter der besondern Obhut eigens dazu ernannter Beamter beiderlei Geschlechts. — Ferner giebt es noch in einigen Thälern einen Stamm der Tarumaren, der unverändert an seiner alten Religion und seinen socialen Gewohnheiten festhält. Obgleich dies Volk nicht gerade in feindlichem Verhältniß zu der spanisch-mexikanischen Race steht, so verweigern sie doch hartnäckig jeden Verkehr mit Fremden. Wenn ein Reisender ihre Wohnungen betritt, so gehen sie hinaus; sehen sie ihn kommen, so suchen sie ihn zu vermeiden; redet er sie an, so ant-

worten sie nicht, selbst wenn sie ihn verstehen, und die größte Summe könnte sie nicht verführen, ihm etwas zu verkaufen. Ein Fremder würde in einem ihrer Dörfer eher Hungers sterben, ehe sie sich entschlössen, ihm das Nöthigste zu reichen. Die charakteristische Halsstarrigkeit und Zurückhaltung der indianischen Race überhaupt erscheint in diesen Leuten in ihrer rohsten, wiewohl passiven Form.

Ich hörte viel von gewissen Nationalspielen der Tarumaren reden. Ganze Stämme halten nämlich zuweilen Wettrennen, die von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dauern, und deren Zweck nur darin besteht, zu sehen, wer es am längsten aushält. Jede Partei rollt dabei eine Kugel vor sich her über Berg und Thal. Wenn sie erschöpft umsinken, öffnen sie sich die Adern ihrer Beine; auch stellen sich Frauen an gewissen Punkten des Weges auf, um diejenigen mit Wasser zu begießen, die ermatten.

In der Nähe von Temosachic kehrten wir bei einem Freunde Don Guillermo's ein. Wir fanden den alten Don Blas in einem jämmerlichen Zustand; ein Apache hatte ihn die Woche zuvor mit einer Lanze durchbohrt; dennoch schien es mir, als würde er von der gefährlichen Wunde wieder genesen. — Bei unserer Rückkehr übernachteten wir an demselben Ort, es fiel mir auf, wie bald, wenn die Indianer einige der Einwohner umgebracht haben, deren Stelle von den Zurückbleibenden wieder ausgefüllt sein muß. „Was für ein Haus voll Frauenzimmer!" rief Dominguez aus, als wir bei unserer Ankunft gleich von einem Dutzend junger Personen umringt waren, während der Hof von Kindern gleichsam schwärmte, deren Mütter jene waren. Ich konnte nicht die entsprechende Anzahl Väter entdecken; aber wie dem auch sein mag, große Familien sind hier zu Lande gewöhnlich.

Temosachic war das äußerste Ziel unserer Reise. Ich fand hier mehrfache Gelegenheit, wahrzunehmen, welchen Einfluß auf die Existenz der Mexikaner das gebräuchliche System des „Schuldienstes" ausübt.

Ein achtungswerther Mann aus Temosachic hatte von Zeit zu Zeit bei Don Guillermo in Chihuahua Waaren gekauft, und dieser hatte sich nie geweigert, ihm für ein paar hundert Dollars Credit zu geben, da die Schuld stets bei Ablauf des Termines getilgt wurde. Der Mann starb und sein Sohn kam mit einem Brief nach Chihuahua, der, scheinbar noch von dem verstorbenen Vater geschrieben, den Kaufmann ersuchte, auch dem Sohn dieselbe Freundlichkeit zu erweisen. Don Guillermo war gern bereit dazu, und der junge Mann nahm für ein paar hundert Dollars Waaren: Drei Jahre waren seitdem verflossen; der junge Mann hatte keine Zahlung geleistet, auch nichts wieder von sich hören lassen, als

der Gläubiger plötzlich in Temosachic erschien. „Wo wohnt Natividad Andrada?“ fragte Don Guillermo die erste beste Person, der wir begegneten. „Dort steht das Haus seiner Mutter!“ war die Antwort. Wir ritten vor die offene Thür, in der sogleich eine achtbar aussehende alte Frau erschien. „Ist Natividad zu Hause?“ „Nein, Sir.“ „Ist er in der Nachbarschaft?“ „Er ist im Dorfe.“ „Laßt ihn rufen; ich muß ihn sprechen.“ In zwei Minuten war er da. Es war ein junger Mann von mehr als mittlerer Größe, wohlgebaut und mit hübschen, regelmäßigen Gesichtszügen, auf welche eine ausschweifende Lebensweise so eben ihre ersten Spuren zu zeichnen begann. „Natividad,“ sagte Don Guillermo zu ihm, „da du nicht zu mir gekommen bist, so muß ich zu dir kommen. Warum habe ich dich nicht in Chihuahua wiedergesehen?“ „Ich war nicht im Stande, Euer Gnaden zu bezahlen.“ “Kannst du mich nun bezahlen?“ „Nein, ich bin arm; ich habe nichts.“ „Weißt du, wie viel du mir schuldig bist?“ „Nicht genau.“ „Dreihundert Dollars.“ „Wenn Euer Gnaden so sagen, ist es so.“ Kannst du mir nicht wenigstens einen Theil davon bezahlen?“ „Ich habe nichts.“ „Dann mußt du mit mir kommen, und für mich arbeiten.“ „Ich bin bereit; ich glaube, Euer Gnaden Forderung ist gerecht.“ „Mach' dich fertig: ich kann nicht warten.“ „Ich bin fertig; ich trage Alles, was ich besitze, an mir.“ Dies bestand in einem alten Strohhut, einem groben baumwollenen Hemde, weiten ungebleichten Beinkleidern, Sandalen, und einem buntfarbigen zerrissenen Tuch, womit der arme Bursche anmuthig seine Lumpen bedeckte.

Während dieser Unterhaltung, die tief in das Schicksal mehrerer Personen eingriff, waren wir nicht von unsern Pferden gestiegen, und die alte Frau hatte kein Wort gesprochen. Jetzt brach sie in Thränen aus, und indem sie sich an Don Guillermo wandte, sagte sie: „Euer Gnaden fordern Ihr Recht; aber wie elend bin ich auf meine alten Tage! Er ist mein einziges Kind. Ich habe es längst eingesehen, daß er nicht der Trost meiner letzten Jahre sein wird; er hat seines Vaters Beispiel nicht befolgt. — Aber wollen die Herren nicht absteigen und in mein armes Haus treten?“ fügte sie mit der Höflichkeit hinzu, welche der geringste Mensch von spanischer Race nie vergißt. „Ja,“ sagte Don Guillermo, als wir in die enge Hütte traten, „Euer Mann war ein braver Mensch. Wie ist der Sohn in eine so elende Lage gekommen?“ „Ach, Sir, er hat Alles verspielt.“ „Ohne den Brief des Vaters würde ich ihm keinen Kredit gegeben haben; wie konnte er einen Sohn empfehlen, dessen üblen Charakter er gekannt haben muß?“ „Ach, Sir, mein Mann hat nie einen solchen Brief geschrieben; mein Sohn hat ihn auf Anstiften seiner schlechten Freunde gefälscht.“ „Dann mußt

Du bestraft werden," sagte Don Guillermo zu dem jungen Mann, „und Ihr, Sennora," fuhr er fort, „müßt Euch trösten. So wie der Bursch nun einmal ist, kann er Euch doch nichts helfen. Ich will mich seiner annehmen; er soll arbeiten lernen, und es wird eine Zeit kommen, wo er als rechtschaffener Mann zu Euch zurückkehrt. Du sollst mit mir nach Texas gehen," wandte er sich wieder an den Sohn. „Wohin Euer Gnaden befehlen." Und nach kurzem Verweilen, während dessen Natividad von einer jungen Frau Abschied nahm und ein Kind küßte, verließen wir den Ort, und traten unsern Rückweg an.

Es verdient besonderer Erwähnung, daß diese ganze Unterhandlung, welche keine halbe Stunde dauerte, ohne jede Vermittelung irgend einer gerichtlichen Autorität abgemacht wurde.

Ein ähnlicher Fall, in Bezug auf einen andern Schuldner Don Guillermo's, trug sich auf unserer Rückreise nach Villa de la Concepcion zu. Vargas war ein schlauer, sathrischer, aber sorgloser und gutmüthiger Bursche. Später gestand er mir, daß er eine Zeit lang unter einer Räuberbande gewesen sei. Don Guillermo wußte wahrscheinlich von diesem Umstand nichts, als er ihm Waaren von ein paar hundert Dollars Werth anvertraute, um ein Geschäft als Hausirer damit anzufangen. Die Waaren hatte er bald verkauft, das Geld verspielt, und um seine Schulden kümmerte sich Vargas nicht, bis Don Guillermo ihn plötzlich überraschte, wie er es mit Natividad gethan. In wenig Worten erklärte sich Vargas eben so bereit, wie sein Schuld-College, dem Gläubiger als Dienstmann zu folgen; er nahm die Sache in der That ziemlich gleichgültig auf. Als er hörte, daß er mit seinem Herrn nach Texas gehen sollte, bat er um Erlaubniß, seine alte Mutter noch einmal in einem benachbarten Dorfe zu besuchen. „Ich wünsche meiner Mutter Segen mit auf diese lange und gefährliche Reise in ein fremdes Land zu nehmen;" sagte er mit einem Gemisch von salbungsvollem Ernst und sorglosem Geschwätz. Natividad, der bei all' seinen Lastern ein tieferes und innigeres Gemüth besaß, seufzte schwer: „Meine Mutter," sagte er mit dem Ausdruck aufrichtiger Reue, „wird mich nicht segnen." „Wozu seufzest Du, Bursche," rief sein Gefährte. „Reue nützt gar nichts. Fang ein neues Leben an. Oeffnet Dir Don Guillermo nicht die Thore der Welt? Was hast Du bis jetzt von der Welt gesehen? Nichts! Jetzt wirst Du sie kennen lernen; Du wirst die Vereinigten Staaten sehen; wirst ein Mann werden, Deine Schulden bezahlen und in Deine Heimath zurückkehren. Deine Mutter wird dann zwar todt sein; aber Deine Kinder werden dafür hübsch heranwachsen, und wer weiß, ob ihr Vater dann nicht noch Alcade von Temosachic wird?" — Das Alles ist echt mexikanisch; diese beiden jungen Männer sind Bei-

spiele der guten und schlimmen Eigenschaften des Nationalcharakters. Auf ihrer weiteren Laufbahn zeichneten sich indessen beide durch vollkommen guten Willen, und vorwurfsfreie Redlichkeit aus.

Auf unserer weiteren Fahrt berührten wir auch noch Cerro Prieto, wo Don Guillermo unter Andern auch den Räuberhauptmann besuchte. Wär' es recht ausführbar gewesen, so hätten wir ihn gleichfalls mit uns nehmen müssen, denn auch er war ein Schuldner meines Freundes. Aber mit großen Leuten kann man nicht verfahren, wie mit geringen; und da er überdies der Anführer einer tapfern Bande war, so zählte er unter die ersten Einwohner des Ortes. Er empfing Don Guillermo mit großer Höflichkeit, und das Geschäft ward mit vielen artigen Worten von beiden Seiten abgemacht. Bezahlung ward natürlich nicht geleistet; denn wenn dies auch geschehen wäre, so hätten wir sie doch aller Wahrscheinlichkeit nach unterwegs wieder herausgeben müssen.

Als wir bei dem berüchtigten Bajo del Chato vorüberkamen, erhob sich plötzlich ein Flug Gänse und Kraniche in einiger Entfernung vor uns; wir glaubten nicht anders, als daß sie von Apachen aufgejagt worden seien. Rasch ward unsere Infanterie, die aus Natividad und Vargas bestand, bewaffnet, und unsere Cavallerie in der Person Dominguez' zur Recognoscirung ausgesandt. Dieser war nun einmal ganz in seinem Element. Er warf uns seinen Hut in den Wagen, band ein rothes Tuch um den Kopf, gab dem Pferde die Sporen, und mit der Büchse in der Hand galoppirte er gerade auf den verdächtigen Punkt los. Eine Abschüssigkeit im Boden verbarg ihn unseren Augen, als wir plötzlich seitwärts in einiger Entfernung einen Reiter erblickten, der uns mit heftigen Geberden alle möglichen unverständlichen Zeichen gab. Da er von seinem Punkt aus unsern Diener sehen konnte, so zweifelten wir keinen Augenblick, daß dieser in die Hände der Indianer gefallen sei. Verlassen konnten wir ihn nicht. Don Guillermo fuhr wüthend darauf los, und unsere Fußsoldaten folgten uns so schnell, als sie nur konnten. Als wir aber unsern Mann erreichten, stand dieser ruhig neben einem Fremden, der ihn auf dem Wege angeredet und der auch die Gänse und Kraniche aufgescheucht hatte. Selbst dergleichen an sich unbedeutende Vorfälle sind auf einer Reise in Nordmexiko charakteristisch.

Tags darauf trafen wir nach einer Abwesenheit von siebzehn Tagen sicher und wohlbehalten in Chihuahua wieder ein.

Fahrten in Weſtindien.

I.

Die Inſel Jamaica.

Um die Mitte des November verließ ich auf dem Schiff „Atrato“ den Hafen von Southampton und langte zu Anfang December auf der Inſel St. Thomas an. Ich verweilte hier nur wenige Stunden, und begab mich mit dem nächſten Schiff nach Kingſton, der bedeutendſten Stadt der Inſel Jamaica.

Hätte mich das Schickſal dazu beſtimmt, mein Leben hier zuzubringen, ich würde am liebſten eine Feldmaus ſein; denn den Stadtmäuſen muß es nach meiner Meinung an dieſem Ort zu ſchlimm ergehen. Kingſton iſt von allen Städten, die ich kenne, die am wenigſten anziehende. Sie liegt dicht an der See, hat ein ganz ſüdliches Ausſehen und iſt heiß ſelbſt im Winter. Mitten im December und im Schatten habe ich den Thermometer weit über 80° F. zeigen ſehen, und auch der Seewind iſt nicht der Art, um die Sonnenhitze zu mildern. Daher ſieht man die Bewohner von Kingſton äußerſt wenig gehen. Selbſt die jüngſten Leute, deren Wohnung vielleicht nur eine halbe engliſche Meile von ihrem Geſchäftslokal entfernt iſt, reiten oder fahren dahin.

Auf dem Plan — denn es giebt einen Plan von Kingſton — ſieht die Stadt bewunderungswürdig ſchön aus; alle Straßen durchſchneiden einander rechtwinkelig; es iſt ein großer Platz da, eine Menge von öffentlichen Gebäuden, Kirchen in Ueberfülle und jedes Ding trägt einen hochtrabenden Namen. Kurz, es giebt keinen ſchönern Ort, als Kingſton auf dem Papier. Sieht man ſie aber in der Wirklichkeit an, ſo nimmt ſich die Sache ganz anders aus.

Mehr als die Hälfte der Straßen sind nicht mit Häusern besetzt; aber auch diejenigen, die es sind, sehen nicht weniger widrig, holprig, und heruntergekommen aus, als jene. Die Häuser sind meist von Holz, unbemalt, unzusammenhängend und halb verfallen; die von Stein erbauten machen den Eindruck, als ob der Mörtel geflissentlich aus den Zwischenräumen herausgebrochen wäre. Die Häßlichkeit der Gebäude ist auffallend; man hat vielleicht kein Recht, überall guten Geschmack zu fordern; aber es ist sonderbar, daß Jemand, der überhaupt Bausteine aufeinander legen und mit einander verbinden kann, sie gerade zu so scheußlichen Formen fügte, wie man hier sieht. — Das Schrecklichste ist jedoch der Weg; die Straßen sind nicht gepflastert, noch sonst irgend wie für den Verkehr bearbeitet, und so watet man denn bei trocknem Wetter in einem Sandmeer, bei Regen in einem Wasserpfuhl.

Nirgends findet man eine größere Gastfreundschaft, als in Jamaica; dennoch, obwohl ich leider eine geraume Zeit in Kingston lebte, habe ich in keinem andern Hause, als in meinem Hotel, weder gegessen noch getrunken, da ich keines außer in Geschäfts-Angelegenheiten betrat. Die Sache ist die, daß kaum ein Europäer oder weißer Kreole in der Stadt wohnt; sie haben alle ihre Landsitze in geringer Entfernung und hassen den Aufenthalt in der Stadt. Hauptsächlich trägt zur Verödung Kingstons noch der Umstand bei, daß der Sitz der Regierung nicht hier ist, sondern in Spanish-Town. Hier lebt der Gouverneur, so wie all jene Satelliten oder Monde, die sich um das größere Licht bewegen. Aber auch dieser Ort ist wie eine Stadt der Todten. In den endlos langen Straßen zeigt sich kaum ein lebendes Wesen, höchstens sitzt einmal eine alte Negerin in einer offenen Thür, oder ein vereinzeltes Kind spielt im Staube. Das Haus des Gouverneurs nimmt die eine Seite eines Platzes ein, gegenüber steht das Gebäude, in denen die Versammlungen gehalten werden, links befindet sich das Rathhaus und rechts ein paar andere öffentliche Gebäude; der Platz könnte schön genannt werden, wenn nicht ein ewiges Schweigen herrschte; aber Niemand läßt sich blicken, als nur die Sonnenstrahlen, und zwar Sonnenstrahlen, deren blendender Glanz an den schmutziggelben Mauern der Menschheit hier den Zutritt wohl verleiden muß.

Dennoch ist der Platz nicht ganz verlassen. Man hat in Jamaica die häßlichste Race von Schweinen, die je den Menschen erröthen machte, ein speckessender Zweifüßler zu sein. Ich glaubte immer, die Grazie der Schweine läge in ihrer Plumpheit; aber die von Spanish-Town sind niemals plump; es sind wahre Schweinegespenster, die aus nichts als Knochen und Borsten bestehen, lange, dürre Thiere, mit langen Beinen und entsetzlich langen Köpfen und Rüsseln. Diese Unholde wälzen sich hier in der Sonne und starren

den seltnen Vorübergehenden aus ihren eingefallenen Augen an, als wären sie mit sich selbst nicht einig, ob sie sich nicht plötzlich in reißende Thiere verwandeln sollen.

Ich will meinen ersten Besuch in der Stadt beschreiben. Sie liegt etwa dreizehn englische Meilen von Kingston entfernt, und diese Strecke wird auf der Eisenbahn in einer Stunde zurückgelegt. Ein öffentliches Fuhrwerk brachte mich von hier nach dem Hause des Gouverneurs, dem sogenannten „Königshause." Schon beim Einsteigen begannen meine Sorgen. „Wo soll ich Sie wieder abholen?" fragte der Kutscher, „der Zug fährt in drei Stunden zurück." — Wo sollte er mich wieder abholen, und was sollte ich während der ganzen Zeit beginnen? „Hier auf dieser Stelle," sagte ich endlich. Welchen andern Ort sollte ich nennen? Ich kannte keinen in Spanish-Town.

Der Gouverneur war sehr verbindlich — wie es Gouverneure heut zu Tage immer sind — er schlug mir vor, am nächsten Tage wieder zu kommen, und Dies und Jenes mit ihm in Augenschein zu nehmen, was heute nicht zu sehen sei. So vergingen etwa zwanzig Minuten, und mir blieben, nachdem ich mich verabschiedet, noch zwei Stunden und vierzig Minuten übrig.

Was sollte ich thun? Wohin sollte ich gehen? Da stand ich auf den Stufen des Hauses, bis mir von der Arbeit des Stehens der Schweiß von der Stirn lief; dann schritt ich langsam hinunter auf den Platz.

Wenn ein Engländer nichts zu thun hat und eine bestimmte Zeit hindurch warten muß, so ist das „Umhergehen" seine Zuflucht. Ein Franzose setzt sich nieder und zündet eine Cigarre an, ein Italiener schläft ein, ein Deutscher stellt Betrachtungen an, ein Amerikaner erfindet irgend eine neue, möglichst unnatürliche Stellung für seine Beine. Selbst unter dem vollen Grimm des Sonnenscheins ist dies noch immer besser, als still zu stehen. Noch ehe ich um die nächste Ecke gebogen, waren alle meine Kleider von Schweiß durchnäßt; aber ich ging weiter; es mußte doch ein Wirthshaus im Orte sein; ich befand mich doch nicht in der Sahara. Ich sah nach meiner Uhr; es waren zehn Minuten vergangen, seit ich mich auf die Beine gemacht; ich glaubte wenigstens eine Stunde umhergewandert zu sein. Jetzt erblickte ich eine alte Frau — das erste menschliche Wesen, seit ich nicht mehr im Lichte des Antlitzes des Gouverneurs stand; ich sollte eigentlich sagen im Schatten, um den schmeichelhaftesten Ausdruck zu gebrauchen. — „Madame," rief ich, „wo finde ich ein Gasthaus?" „Gasthaus?" wiederholte die alte Negerin, indem sie mich verblüfft ansah, „weiß nix, Massa." So ging sie weiter.

Mit einem schwarzen Burschen wäre es mir nicht besser ge-

gangen, hätte ich ihm nicht durch ein Trinkgeld die Zunge gelöst, und wenig Augenblicke später befand ich mich in der „Wellington Tabern.“ Ich fand hier unter Andern einen Neger von so glänzend schwarzer Farbe, wie ich noch nie einen gesehen. Er unterhielt sich lebhaft mit seinen Freunden und nach einer Weile hörte ich ihn mit Würde sagen: „Morgen werde ich dem Hause meinen Antrag stellen.“ Jetzt erst bemerkte ich, daß ich durchaus nicht in schlechte Gesellschaft gerathen war.

Viel Gutes läßt sich von westindischen Hotels nicht sagen. Man liebt besonders die englischen Gerichte, und verachtet, oder thut, als verachtete man die eigenen Erzeugnisse. In den Gasthäusern sowohl, als Privathäusern besteht das Dienstpersonal meist aus Schwarzen. Das Benehmen dieser Menschen erscheint dem Fremden sehr seltsam. Sie sind nicht geradezu unhöflich, wenigstens nicht bei jeder Gelegenheit, aber sie zeigen stets eine freie, hochmüthige, selbstbewußte Miene, und wenn man sie tadelt, so haben sie stets das letzte Wort. Geldgierig scheinen sie nicht zu sein; fordern werden sie selten, aber sie sind auch wenig dankbar, wenn man ihnen Etwas giebt. In Westindien wollen diese Leute mit Würde behandelt sein, und es ist nicht immer leicht, den richtigen Grad zu treffen. Vertraulichkeit lieben sie im Ganzen, aber sie werden sehr empfindlich, wo sie ans Lächerliche grenzt, und obgleich sie mit der Herrschaft auf gutem Fuße stehen, so soll man ihnen doch bis zu einem gewissen Grade entgegenkommen.

„Heda, Bursche! Wie steht es mit meinem Bad?“ sagte ich eines Morgens zu einem Diener, den ich beauftragt hatte, mir ein Bad zu besorgen. Er putzte gerade Stiefeln, und fuhr in dieser Arbeit fort, so eifrig, als hätte er kein Wort gehört.

„Ich frage, wie es mit dem Bade steht?“ fuhr ich fort. Aber er rührte kein Glied. „Setzen Sie die Stiefel hin, Sir,“ sagte ich, indem ich an ihn heran trat, „und thun Sie, was ich Ihnen sage.“

„Wen nennen Sie Bursche? Sprechen Sie mit einem Gentleman, wie sich's gehört, dann wird er das Bad besorgen.“

„James,“ sagte ich nun mit einer tiefen Verbeugung, „dürfte ich Sie ersuchen, nach meinem Bade zu sehen?“

„Ja wohl, Sir,“ antwortete er gleichfalls mit einer Verbeugung, „ich gehe schon.“ Und er ging, vollkommen zufrieden gestellt. Hätte er indessen gemerkt, daß ich mich über ihn lustig machte, so würde er aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht gegangen sein.

Man findet in Kingston sehr gute Kaufläden, und ich glaube, daß beim Handel dort viel Geld zu verdienen ist. Wie sich indessen die Preise zu den unsrigen verhalten, darüber kann ich nicht recht Auskunft geben. Einige Artikel sind auffallend billiger,

andere bedeutend theurer. Ein Paar vorzüglich gute Beinkleider, wenn ich mir erlauben darf, sie zu nennen, kosteten mich fix und fertig achtzehn Schilling, wogegen man ein Paar weiße Handschuh nicht unter fünf Schilling haben kann. „So viel für ein Paar Handschuh?“ fragte ich; „ist das nicht zu hoch?“ „Durchaus nicht, Sir; wir finden es hier sehr billig. Aber in Kingston, Sir, muß man in dergleichen Kleinigkeiten nicht sparen wollen.“

Wenn ich den Aufenthalt in der Stadt Kingston nicht preisen konnte, so muß ich mit desto größerm Lobe von dem Landleben auf Jamaica sprechen. Man findet hier eine Naturschönheit, die sich mit der Schweiz und Tyrol messen kann, und was das Wesentlichste ist, man findet in den Gebirgen eine Temperatur, in der ein Europäer auszuhalten vermag. Ich habe den größten Theil des Landes durchreist, und einen hohen Genuß davon gehabt. Ist auch die Gastfreundschaft nicht mehr so groß wie in frühern Zeiten, wo Niemand reicher sein konnte, als ein Pflanzer in Jamaica, und man nicht nur seine Freunde mit ihren Freunden, sondern auch deren Freunden gern bei sich aufnahm, so ist doch ein allzeit offenes Haus noch immer Lebensregel. Ich mußte auf meinen Reisen stets vier Pferde mit mir führen, eines für den Diener, eines zu meinem Gepäck, und zwei, der schlechten Wege halber, für mich; nur mit einem solchen Gefolge muß ein Reisender an eines Fremden Thür erscheinen.

Hier lernte ich auch zuerst die volle Pracht der tropischen Vegetation kennen, die herrlichen Gruppen des Bambusrohrs, die üppig kräftigen Baumwollenbäume, vor allen aber die Parasitenpflanzen, von welchen jene oft vom Boden bis in die Krone umstrickt sind. Unter diesen ist die Feige die beharrlichste; sie umschlingt den Baum zuweilen dergestalt mit ihren Zweigen und Aesten, daß er dem Auge gänzlich versteckt wird, und der Baumwollenbaum dann ein Feigenbaum genannt wird.

Das Landleben auf Jamaica genoß ich bei einem kurzen Aufenthalt im Hause eines mir befreundeten Zuckerplantagen-Besitzers. Ich glaube, es giebt kein angenehmeres Dasein, als das eines solchen Herrn. Der Tag beginnt um sechs Uhr Morgens, wo der schwarze Diener den Kaffee bringt, den man gewöhnlich im Bett genießt. Ehe man die Morgentoilette mit Behaglichkeit beendet hat, ist es indessen wohl halb acht geworden. Um diese Stunde reiten die Herren aus, zuweilen auch die Damen; doch pflegen diese Morgenunternehmungen der letztern, von denen in Westindien immer viel die Rede ist, nicht gar so streng eingehalten zu werden. Um zehn wird ein reichliches und köstliches Frühstück eingenommen, bei dem alle Delicatessen der alten und neuen Welt vertreten sind. Bis sechs Uhr, wo man sich zum Mittagessen ver-

sammelt, kann dann ein Jeder seinen Geschäften nachgehen. Die Damen, so hört man behaupten, sündigen nicht aus zu großer Anstrengung, der Mann aber, der den Sonnenschein weniger fürchtet, besteigt sein Pferd, und sieht nach seinen Pflanzungen, seinen Gärten, jagt und fischt. Die Toilette für's Diner erfordert wohl eine Stunde; nichts läßt sich der großen Hitze wegen mit derselben Geschwindigkeit ausführen, mit der es bei uns geschieht. Man trocknet das Gesicht, man bürstet das Haar mit behaglichster Muße, und doch muß man sich niedersetzen und von dieser Anstrengung ausruhen, ehe man den schwarzen, den unerläßlichen schwarzen Frack anzieht, den man bei jedem Gast beansprucht, weil man glaubt, die englische Mode erfordere es so.

Nach Tisch schlendert man hinaus in den Garten. Welch ein Genuß beim tropischen Mond- und Sternenglanz! Wie schön erscheinen in diesem Licht die Frauen, wie duftet die Luft, wie leserlich ist die Sternenschrift des Himmels! Zuweilen aber auch giebt es einen Tanz, der in Jamaica das wahre Lebenselixir ist. Nicht nur die Mädchen und Knaben, nein, Matronen im reifen Alter von fünfundvierzig Jahren, Herren mit kahlem Haupt und halb ergrautem Bart schwärmen noch für den Tanz. „Madame, die vierte Polka," sagt ein solcher zu einer starken Dame im rothen Turban, die sich gestern vor Rheumatismus nicht rühren konnte. „Ich bin versagt bis zur fünften," erwidert sie; „aber wenn Ihnen die sechste gefällig ist?" Nach kurzer Verhandlung ist die Sache abgemacht.

Nun aber habe ich eine grauenvolle Begebenheit zu erzählen. Ich hatte den Plan gefaßt, die sogenannten Blauen Berge zu ersteigen, die, wie man behauptet, eine Höhe von 8000 Fuß erreichen. Ich verschaffte mir einen Begleiter, der für alles Nöthige zu sorgen übernahm, d. h. für fünf Neger, einen hinreichenden Vorrath Brot und Fleisch, Wein, Branntwein und etwa zehn Gallonen Rum, denn wir mußten eine Nacht auf dem Gipfel der Blauen Berge zubringen, um am andern Morgen der aufgehenden Sonne unsre Verehrung darbringen zu können.

Wir hatten eine tüchtige Strecke zu reiten, bis wir an das höchste bewohnte Haus auf der ganzen Insel gelangten. Es ist das Eigenthum eines Kaffee-Pflanzers, der hier lebt und seine Kräfte zwischen dem Kaffeebau und der Bewirthung der Reisenden theilt, welche diese Berge besteigen. Einen so gastfreundlichen, aber auch zugleich so drolligen alten Herrn findet man nicht wieder. Seine Mittheilungen über die Schicksale vieler anderer Reisender machten mich zittern bei dem Gedanken, was auch mir noch Alles bevorstehen würde.

Als wir mit ihm gefrühstückt, getrunken und geraucht, und ihm

außerdem noch einen zweiten Besuch für den nächsten Tag angekündigt hatten, falls wir mit dem Leben davon kommen sollten, setzten wir unseren Weg zu Fuß fort. Die fünf Neger trugen unsre Vorräthe auf ihren Köpfen und Hirschfänger in der Hand, wir selbst aber hatten keine andere Bürde, als feste Stöcke.

Beim Hinansteigen ereignete sich nichts Ungewöhnliches. Wir kamen bald in eine dicke Wolke, aus der wir gar nicht wieder herauskamen; aber das versteht sich auf einer Gebirgsparthie von selbst; auch daß wir bald naß bis auf die Haut waren, ist nur natürlich. Dann und wann erquickten wir unsere Neger mit Rum, und je mehr wir ihnen gaben, je größer ward ihr Durst; mein Freund und ich labten uns zuweilen an Branntwein und Wasser, und je öfter wir uns labten, je öfter waren wir dieser Labung bedürftig. Alles ganz alltägliche Dinge, die ein Jeder kennt. So kamen wir auf der Spitze der Blauen Berge an.

Rasch ward eine Hütte aufgeschlagen und ein Feuer angezündet; einen andern Genuß konnten wir uns für diesen Abend nicht mehr versprechen; denn es war so dunkel, daß man nicht zehn Schritt weit sah. Der Rum durfte indessen wieder nicht gespart werden; ohne diese Herzstärkung weigerten sich die Neger überhaupt Hand anzulegen. Sobald ein Schwarzer weiß, daß man seiner bedarf, wird er der unverschämteste Mensch, besonders wenn der Rum dabei eine Rolle spielt. Daß man sie aber durch verminderte Löhnung strafen könnte, scheinen diese Leute bei solcher Gelegenheit gänzlich zu vergessen.

Langsam und verdrießlich setzten wir uns an's Feuer, um uns zu trocknen, oder vielmehr, um bei dem vergeblichen Versuch unsere Kleider zu versengen und unsere Stiefel zu verbrennen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß wenn ein Mensch völlig durchnäßt ist, er sich allenfalls die Kleider vom Leibe und die Schuhe von den Füßen herunterbrennen kann, ohne daß weder diese, noch er selbst trocken werden. Dann krochen wir in unsere Hütte und hielten unsere kärgliche Abendmahlzeit.

Noch einmal wurde nach dem Feuer gesehen, noch eine Cigarre geraucht, dann gingen wir zu Bett, d. h. wir hüllten uns in alle Kleidungsstücke ein, die uns zu Gebote standen; trotzdem ließ uns die Kälte nicht schlafen. Die feuchte Nebelluft drang durch zwei Hemden, zwei Röcke und zwei Paar Beinkleider hindurch; es war unglaublich, daß wir uns zwischen den Wendekreisen befanden. Zuletzt wurden unsere Diener betrunken, wollten kein Holz mehr schlagen und zankten sich, bis der Morgen kam. Daß es Morgen war, sagten uns unsere Uhren und auch ein gewisser matter Dämmerschein, der den fortdauernden Nebel durchdrang — aber ein

Sonnenaufgang —? Die Sonne mag aufgehen für die, die unten in der Ebene zeitig ihr Bett verlassen, aber hier oben giebt es keinen Sonnenaufgang.

So packten wir denn unsere sieben Sachen auf, und stiegen wieder bergab. Es gab noch allerlei Wortwechsel zwischen uns und den fünf schwarzen Gesellen; dann aber war Alles stumm, wie der Tod. Wir dachten an unsere verwundeten Hände und Füße, ärgerten uns über den Schmutz, der an uns klebte, und über den Dunst, der uns einhüllte; ein wenig auch nebenbei über die verdorbenen Kleider und den verdorbenen Spaß. Ein zweites Frühstück bei dem Mann des Berges und ein frisches Bad stellten unsere Laune indessen wieder her, und als wir erst wieder auf unsern Pferden saßen, war das Elend des letzten Tages vergessen.

Für einen Europäer, der nie in einem Sklavenstaat oder in einem Lande gelebt hat, wo die Sklaverei früherhin herrschte, ist die Negerbevölkerung der seltsamste Anblick. Das Auge gewöhnt sich indessen bald an die schwarze Haut und die dicken Lippen, und das Ohr an die gebrochene Rede, durch welche die Neger sich auszeichnen. Die Neger sind der härtesten und angestrengtesten körperlichen Arbeit fähig; aber sie sind faul, träge und ohne Ehrgefühl. Auf ihre, allem Anschein nach, schwachen Verstandeskräfte bilden sie sich jedoch viel ein; sie möchten gern für Gelehrte gelten, drücken sich am liebsten in gewählten Worten aus, und äffen die civilisirten Menschen in den unbedeutendsten Kleinigkeiten nach. Eigentliche Selbstachtung fehlt dem Neger ganz; er würde einen Monat hungern, wenn er nur *einen* Tag lang als ein weißer Mensch erscheinen könnte. Dennoch läßt er sich gern mit Respekt begegnen, und thut sich etwas auf seine Würde zu Gute. Um ihm den unterwürfigsten Gehorsam und die tiefste Demuth einzuflößen, braucht man ihm indessen nur zu sagen, er sei ein ungeschlachter Neger, und sein Vater und seine Mutter hätten Schwänze gehabt, wie die Affen. — Die Erziehung vermag nicht viel über ihn; er lernt beobachten, lernt oft lesen, aber sehr selten lernt er, vernünftig zu sein; ja selbst die Uebung der Religion ist bei ihm nur äußerlich. Die Neger fragen nie nach dem morgenden Tag, wenn sie nur heute lustig sein können; eine Kleinigkeit macht sie glücklich, aber nichts auf der Welt könnte sie dauernd betrüben. Wie die Kinder singen, lachen und schlafen sie durchs Leben. Auch der Sinn für Eigenthum fehlt ihm ganz. Um heute Speise und Kleidung zu haben, wird er sich vielleicht anstrengen, aber weiter sorgt er auch nicht, sondern zieht es vor, in der Sonne zu liegen. „Nein, danke, Massa, müde nun; nicht mehr Geld verdienen.“ Dies ist

die Antwort, die der Pflanzer erhält, wenn er nach zehn Uhr Morgens den unter dem Baumwollenbaum hingestreckten Neger auffordert, noch einmal in die Felder zu gehen, und sich noch einen zweiten Schilling zu verdienen. Früherhin erging es hier den Negern freilich nicht so gut; denn auch Jamaica war sonst ein Sklavenstaat; seit dem Jahre 1838 leben die Neger dort als freie Arbeiter; sie sind frei, zu arbeiten oder nicht zu arbeiten, und da sie äußerst geringe Bedürfnisse haben, so ziehen sie meist das letztere vor. Für den Zustand des Landes, für das Gedeihen der Pflanzungen, für Handel und Gewerbe ist das freilich schlimm; denn es fehlt dort an weißen Arbeitern, und keine andere Race als die der Neger ist im Stande, den schädlichen Einflüssen des heißen Klima's bei angestrengter Arbeit zu trotzen. So ist Jamaica, das sonst für ein Land des Ueberflusses galt, welches mit Ostindien an Erwerbsquellen wetteifern konnte, ja dieses fast noch übertraf, zu allmäliger Verarmung verurtheilt. Besitzungen, die früherhin einen Ertrag von fünftausend Pfund lieferten, bringen jetzt kaum fünfhundert mehr; weit über die Hälfte der Kaffeeplantagen liegen unbearbeitet da.

In dem Temperament der Neger liegt viel Angenehmes; sie sind von einer unerschütterlichen guten Laune, und besitzen durchaus Geschmack für das Malerische. Die Frauen findet man trotz ihrer wolligen Locken bald hübsch, und den Klang ihres heitern Gelächters gewinnt man bald genug lieb. Wenn man sie anredet, sind sie niemals schüchtern, und haben auch ihre Antworten nicht eben viel Witz, so liegt doch, sei es im Sinn, sei es im Ausdruck der Worte, stets etwas Drolliges. Nichts ist spaßhafter, als der Luxus. Auch bei uns in Europa sind unter den Dienstmädchen die Crinolinen, die künstlichen Blumen, die flatternden Aermel längst allgemein geworden; aber sie verstehen diese Sachen nicht zu tragen, als ob sie sich darin behaglich fühlten. Anders ist es mit den Negerinnen; sie sind meist gut gewachsen, und das Leibchen sitzt ihnen, als wäre es expreß für sie in Paris bestellt. — Eines Sonntag Abends ritt ich mit einem Herrn meiner Bekanntschaft, dem Besitzer bedeutender Ländereien, spazieren. Es begegnete uns ein junges Negermädchen, die von der Kirche nach Hause kam. Von Kopf bis zu Fuß war sie in jungfräuliches Weiß gekleidet; auch trug sie Handschuh, einen offenen Sonnenschirm und einen weißen Hut mit Spitzen und Schleifen von derselben Farbe. In stattlichster Haltung, wie sie zu einem solchen Costüm paßt, ging sie einher; weit hinter ihr folgte eine dienstthuende Nymphe, die auf dem Kopfe (denn da trägt die Negerin jede Last, vom schwersten Wasserkübel bis hinab zur Arzneiflasche) das Gebetbuch trug.

Als sie in unserer Nähe war, wandte sie sich gegen uns und verbeugte sich, denn sie erkannte ihren „Massa“; aber sie verbeugte sich mit großer Würde, denn sie kannte auch ihren eigenen Putz. Das Mädchen mit dem Gebetbuch grüßte in der gewöhnlichen Weise.

„Wer in aller Welt ist jene Prinzessin?“ fragte ich.

„Es sind zwei Schwestern,“ erwiderte mein Freund, „die in meiner Mühle arbeiten. Nächsten Sonntag werden sie die Rollen vertauschen. Dann wird Polly den Hut und Parasol, und Jenny das Gebetbuch auf dem Kopfe tragen.“

Einst war ich in einem Schuhmacherladen, um mir ein Paar Stiefeln zu kaufen, als ein Neger eintrat und mit lauter Stimme verkündigte, daß er ein Paar Tanzschuh gebrauchte. Es war ein Arbeitsmann, wie er frisch von der Arbeit kommt, mit einem alten abgetragenen Hut, in Hemdärmeln und barfuß. Da nur ein Verkäufer im Laden war, und dieser eben nach meinen Stiefeln suchte, so mußte der Neger einen Augenblick warten.

„Brauche Tanzschuh, ein Paar — gleich!“ schrie er mit gebieterischer Stimme. „Setzen Sie sich einen Augenblick,“ sagte der Verkäufer, „ich werde Ihnen gleich aufwarten.“

Er setzte sich nieder, aber in der sonderbarsten Weise. Er warf sich rasch in einen Stuhl, erhob in demselben Augenblick seine Beine vom Boden und faltete die Hände dicht unter dem Knie in einander, so daß seine Beine, von den Armen gehalten, in der Schwebe hingen. Er that dies mit einer solchen Geschwindigkeit, daß die Füße den Boden verließen, in demselben Augenblick, wo der Körper den Stuhl berührte. Voll Erstaunen sah ich ihm zu, und dachte, der Mann sei toll.

„Gieb Teppich mir ein Stück!“ schrie er wieder, indem er seine Füße noch immer emporhielt, wiewohl mit großer Anstrengung.

„Ja, ja,“ sagte der Verkäufer, der noch immer nach meinen Stiefeln suchte.

„Gieb Teppich mir ein Stück — gleich!“ rief der Neger wieder. Der Sitz des Stuhles war schmal, die Lehne gerade, und die Stellung, wie der Leser sich vorstellen kann, nicht eben bequem. Er erstickte fast vor Aerger und Verdruß.

Der Verkäufer gab ihm ein Stück Teppich, wie dergleichen in Schuhmacherläden für sehr elegante Leute gebräuchlich ist, die ihre Strümpfe nicht auf dem Fußboden beschmutzen wollen. Obgleich nun dieser Tanzschuhe begehrende Gentleman weder Strümpfe noch Schuhe an den Füße trug, so wollte er doch seinen Comfort für sein Geld haben.

Neben den Negern ziehen auch die farbigen Bewohner der Insel, die Mulatten und Quadronen, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es sind dies die Abkömmlinge zugleich der schwarzen und weißen Menschenrace, und vereinigen in sich einen Theil der Eigenthümlichkeiten Beider. Besitzen sie auch nicht die unerschöpfliche Körperkraft des Negers, der z. B. als Sklave auf der Insel Cuba täglich sechszehn Stunden lang in den Zuckerplantagen zu arbeiten vermag, so haben sie doch hierin eine große Ueberlegenheit über die Weißen; auch sind sie dem gelben Fieber nicht unterworfen, so wie denn überhaupt das heiße Klima, selbst bei körperlicher Anstrengung, nicht ungünstig auf sie wirkt. An geistigen Fähigkeiten übertreffen sie die Neger bei Weitem; sie nähern sich an Intelligenz und Strebsamkeit ihren weißen Vorältern, und wer einen Gang durch die Kaufläden und Magazine Kingston's unternimmt, kann sich überzeugen, wie viel Industrie und Handel ihnen schon jetzt zu verdanken haben. Eben so zeigen sie sich brauchbar und tüchtig als Staatsbeamte, als Gerichtsbeamte und Aerzte. Ihre Zahl auf der Insel Jamaica soll gegen 70,000 betragen, während die Zahl der Weißen sich nur auf 15,000 beläuft. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sie allmälich die Herrschaft und das Uebergewicht auf der Insel erobern werden, daß ihre Bedeutung im Wachsen ist, während die der Weißen sich mehr und mehr vermindert. Noch immer ist indessen das Vorurtheil der Letzteren gegen farbige Leute nicht ganz verschwunden; man weigert sich noch immer, sie als ebenbürtig anzuerkennen, sie zu den höheren geselligen Kreisen zuzulassen, und besonders sind es die weißen Damen von Jamaica, welche die Abneigung gegen ihre farbigen Nebenbuhlerinnen noch immer nicht zu überwinden vermögen. — Aber auch bei den eigentlichen Negern ist diese Mischrace nicht beliebt. Der Neger wird nicht gern einem Mulatten dienen, wenn er einen weißen Herrn finden kann; er fühlt sich jenem noch zu sehr verwandt, um ihn als des Respektes würdig zu erachten; ja, er schimpft ihn in der Leidenschaft wohl selbst einen Neger. Auch gilt der farbige Mann unter den Schwarzen für falsch und listig, für tyrannisch und hochmüthig, ein Vorwurf, der nicht immer ganz ungegründet sein mag.

Wenige Tage vor meiner Abreise von Jamaica wurde mir noch das Vergnügen zu Theil, Seine Hoheit, den schwarzen Exkaiser von Haiti, Soulouque, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Jedermann weiß, wie dieser sich vor einem Dutzend Jahren vom Präsidenten jenes Staates zum Kaiser aufwarf, ein Beispiel, das in unserer nächsten Nähe nicht ohne die verdiente Nachahmung geblieben ist. Seine Regierung zeichnete sich durch despotische Strenge aus; dennoch war Soulouque mit seiner Stellung nicht zufrieden; ein höherer Ehrgeiz flammte in seinem schwarzen Busen. Haiti

umfaßt, wie bekannt, zwei Königreiche, zwei Republiken, wie man heute sagen kann. Der kleinere, westliche Theil war das Eigenthum Soulouque's; er trachtete auch nach dem Erwerb des Nachbarstaates, nicht um ihn großmüthig andern Fürsten zu überweisen, sondern schlechthin zu eignem Nutz und Frommen. Aber sein Plan fand wenig Anklang in seinem Lande, die Armee weigerte sich, einen Angriff zu unternehmen. Der erzürnte Kaiser wußte sich zu rächen; er sperrte viele der Widerstrebenden in finstere Löcher, ließ sie hungern, und wußte mit einem Wort, ein solches Melodrama autokratischer Gewaltthätigkeiten aufzuführen, daß es selbst einem weißen Nero alle Ehre gemacht haben würde. Endlich ward es zu viel für die schwarze menschliche Natur; eine offene Empörung brach aus, und Seine Majestät mußte fliehen. Er rief den Befehlshaber eines englischen Dampfers, der gerade von Haiti nach Jamaica fuhr, um Hülfe an, und unter dessen Schutz landete er mit seiner Gemahlin, seiner Tochter, dem Premierminister und einer Anzahl schwarzer Ehrendamen am 22. Januar 1859 in Kingston. Hier unter englischem Schutz war er sicher; dennoch hatte er sich nicht auf Rosen gebettet. Es befanden sich in Kingston eine Menge seiner ehemaligen Unterthanen, die er zum Theil, als er auf dem Gipfel seiner Macht stand, aus seinem Reiche verbannt hatte, oder die vor ihm geflohen waren, wie er jetzt vor der Rache des beleidigten Volkes entfloh. Für sie war jener Tag ein Tag des Triumphes. Es waren zum großen Theil farbige Leute, die schon als solche nie in seiner Gunst gestanden, und die er von je her auf alle Weise los zu werden gesucht hatte.

Kingston hat an öffentlichen Fuhrwerken keinen Ueberfluß, noch zeichnet das wenige vorhandene sich durch Eleganz und Sauberkeit aus. Zwei kleine, elende Wagen nahmen die Flüchtigen auf. In dem einen saßen Soulouque mit seiner Gemahlin, vorn neben dem Kutscher ein brittischer Offizier, während hinten auf zwei schwarze Polizeidiener standen. In ähnlicher Weise bewacht, befand sich im andern Wagen des Exkaiser's Tochter mit ihren Damen. Schon hatte man der Wirthin meines Hotels, Mrs. Seacale, einer dunkelfarbigen Quadrone, die Ehre zugedacht, die Majestäten aufzunehmen, die dieselbe jedoch ablehnte. „Ich halte kein Gasthaus für schwarze Leute," sagte sie. „Ich würde mich selbst verachten, einen schwarzen König zu haben. Pfui über jenen schwarzen Neger und sein schwarzes Weib! Mein König ist die Königin Victoria!

Ich muß gestehen, daß ich mich mehr bemühte, sie in ihrem patriotischen Sinn zu bestärken, als ihr Mitleid zu erregen. Ich hatte ein paar Freunde zu mir zu Mittag geladen, und wo würde meine Schildkrötensuppe geblieben sein, wenn Soulouque mit seinem Gefolge sich im Hotel festgesetzt hätte?

Der entthronte Tyrann veröffentlichte, als er Haiti verließ, ein kurzes Manifest, in dem er darthat, daß er, Faustin I., seitdem er durch die freie Wahl seiner Mitbürger zu ihrem Oberhaupt ernannt worden sei, sich bemüht habe, sie weise zu regieren, daß ihn nur die reinste Liebe zu seinem Vaterlande beseelt, und daß er auf seinem Posten geblieben sei, so lange dies dem Wunsche seiner Bürger gemäß gewesen, daß er aber jetzt, wo untrügliche Zeichen ihm kund gethan, daß seine Bürger ihn nicht mehr auf dem Throne wünschten, augenblicklich und freiwillig seine Krone niederlege. Er fahre fort, die aufrichtigsten Wünsche für das Wohl Haiti's zu hegen.

Soulouque ist ein großer, kräftiger Mann, von etwa fünf bis achtundsechszig Jahren. Es ist schwer, den Gesichtsausdruck eines schwarzen Menschen zu beurtheilen, wenn man ihn nicht ganz nah und deutlich sieht. Mir schien er keineswegs etwas Abschreckendes in seinem Wesen zu besitzen. — Er war ungefähr zwölf Jahre lang Kaiser von Haiti, und da er sich als ein reicher Mann von den Geschäften zurückgezogen hat, der 400,000 Pfund in Europäischen Fonds angelegt haben soll, so hat man eben keinen Grund, ihn zu bedauern.

II.

Auf Cuba.

Meine Reise von Jamaica nach Cien Fuegos auf der Insel Cuba war nicht die angenehmste; ich hatte das schlechteste Schiff getroffen, das nur zu finden war, und statt drei Tage nahm unsre Fahrt neun volle Tage in Anspruch. Es trat zu Zeiten eine solche Windstille ein, daß die Segel schlaff an den Masten herabhingen; dazu schien mir die tropische Sonne den ganzen Tag in das elende Loch hinein, das man mir unter dem stolzen Namen einer „ersten Cajüte" angewiesen hatte. Der Kapitän und seine Satelliten waren verpflichtet, mich zu beköstigen, aber es war nichts an Bord, als Yamawurzeln, Pökelfleisch, Schiffszwieback und abscheulicher Kaffee. Ohne einen kleinen Schinken — o, daß es ein großer gewesen wäre! — den ich mir vorsichtiger Weise in Kingston verschafft, und ohne eine Büchse Sardinen, die mir ein ärztlicher Freund beim Abschied noch zusteckte, würde ich auf dieser Fahrt verhungert sein.

„Wir sind sehr arm," sagte der blaunasige Kapitän, als er eines Tages zu mir trat. „Armuth schändet nicht," entgegnete ich, wie man zu thun pflegt, um einen armen Mann zu trösten. „Wir sind wirklich sehr arm," fuhr er fort, „ich kann Ihnen nicht einmal eine Cigarre anbieten." Meine Cigarrenbüchse kam sofort aus meiner Tasche, und bald dampfte ein Havannablatt in seinem Munde.

„Wir sind wirklich sehr arm," sagte der blaunasige Kapitän wieder, als ich einst mein einsames Liqueurfläschchen, zu dem ich mich allerdings ebenso, wie zu jenem kleinen Schinken bekennen muß, hervorzog. „Wir haben auch nicht einen Tropfen Spirituosen irgend welcher Art an Bord." — Jetzt war ich anderer Meinung als vorher, ich begann zu fühlen, daß Armuth in der That ein Unglück ist. Aber warum mußte mich der Mann in sein stinkendes Schiff locken, indem er mir vorspiegelte, mich rasch und sicher nach Cien Fuegos führen und unterwegs beköstigen zu wollen, wenn er nicht einen Bissen Eßbares, noch einen Tropfen zu trinken an Bord hatte, wenn er nicht einmal einen Hauch von Wind herbeischaffen konnte, um seine Segel zu füllen? „Sir," entgegnete ich ihm, „Branntwein ist gefährlich in diesem Klima; er darf nur als Medicin genossen werden; ich selbst nehme nie eine andere Arznei."

Endlich kam ein sanftes, frisches, kühles Lüftchen heran gesäuselt; die Segel klappten wieder lauter gegen die Masten, als ob noch einiges Leben in ihnen sei, und begannen endlich, sich zu füllen. Unsere drei oder vier Matrosen erhoben sich vom Deck, wo sie schnarchend ausgestreckt lagen, und der Kapitän sagte zu mir: „Wir werden nun eine schöne Fahrt haben, Sir." In der That, wir hatten eine so schöne Fahrt, daß wir in einiger Zeit über unser Ziel hinaus gesegelt waren; um wie viel aber, wußte kein Mensch. Weder der Kapitän, noch einer seiner Matrosen, so stellte es sich heraus, waren je in Cien Fuegos gewesen, und ich fing an zu zweifeln, ob sie es je sein würden. Niemand wußte, wo wir waren. Man hatte, so schien es, einen alten eisernen Ofen gerade unterhalb des Compasses verpackt, und dadurch der Magnetnadel eine falsche Richtung gegeben, so daß unser einziger Führer uns irre leitete. Ein Telescop befand sich nicht an Bord, auch traute ich dem Kapitän nicht die Fähigkeit zu, irgend eine Beobachtung anzustellen. Auf Niemandes Gesicht zeigte sich mehr ein Lächeln, auch mein Liqueur und meine Cigarren waren längst verbraucht. Hätten wir nur wenigstens die Romantik und spannende Aufregung einer wirklichen Gefahr empfunden! Aber das Land lag wenig Meilen von uns entfernt, und der einzige Nutzen bestand darin, daß ich begreifen lernte, wie ein komisches Elend ebenso tief niederzudrücken vermag, als eines von ernster Art.

Als wir trotz aller dieser Hindernisse endlich in den Hafen von Cien Fuegos einzulaufen im Begriff standen, fuhr uns ein Cubanischer Lootse fest und ließ uns liegen; es war eine Unmöglichkeit, zu entrinnen, obwohl das Ufer dicht vor uns lag. Dazu waren zwei Leute von unserm kleinen Schiffsvolk erkrankt, so daß auch noch die Freuden einer langen Quarantäne unserm geängstigten Gemüth vorschwebten. — Ein Mann, besonders ein Schriftsteller, ist dem Schicksal für alles Unheil dankbar, wenn es nur eine tragische Färbung hat. Es wäre mir viel werth gewesen, wenn ich auch nur drei Tage lang ohne Speise und ohne Wasser auf einem unbekannten Meer bei finster tobendem Unwetter in einer Nußschale hätte umherschwimmen können. Aber ein solches Glück war mir nicht beschieden. Wir thaten, was wir konnten, um wenigstens eine Catastrophe durch die Haifische herbeizuführen, indem wir zur Seite des Schiffes badeten. Aber auch dies war vergeblich. Nur ein kleiner Hai ließ sich sehen, und diesen aßen wir, statt daß er uns verspeisen sollte. Trotz des allgemeinen Vorurtheils muß ich gestehen, daß er prächtig schmeckte.

Endlich, endlich befand ich mich denn aber doch in Cien Fuegos. Es ist eine kleine neue Stadt an der Süd-Küste von Cuba; der Zuckerhandel hat sie erschaffen, sie blüht rasch empor, und hat ein sauberes, behäbiges Aussehen. Die Straßen werden mit Gas erleuchtet, während man in Havanna noch Oellampen brennt, und Kingston jeder Erleuchtung entbehrt. Cien Fuegos hat seine Oper, sein militairisches und öffentliches Hospital, seinen Marktplatz und Eisenbahnhof; ja, es besitzt zum Entzücken der Reisenden ein gutes reinliches Gasthaus.

Mein erstes Verlangen nach meiner Ankunft war, eine Zuckerplantage zu besuchen. Man hatte mir in Jamaica gesagt, dies sei mit großen Schwierigkeiten verbunden, die Sklavenhalter ließen höchst ungern Fremde zu und hielten die Zuckerfabrikation vor jedem profanen Auge geheim. Mir erschien dies Alles nicht so schwierig; ich trug meinen Wunsch einem englischen Kaufmann in Cien Fuegos vor, und dieser gab mir einen Empfehlungsbrief an einen Plantagenbesitzer etwa fünfzehn englische Meilen von der Stadt entfernt, durch dessen Güte ich Alles sah, was ich nur wünschen konnte.

In dieser Plantage arbeiteten einhundert und fünfzig Neger, die im Durchschnitt jeder einen Werth von dreihundert und fünfzig Pfund hatten. Die meisten von ihnen waren verheirathet. Mein Besuch fiel in die Erntezeit, die vom November bis in den Mai dauert, und während welcher den Negern täglich nur sechs Stunden zum Schlaf und zwei Stunden zu ihren Mahlzeiten bewilligt werden. Die übrigen sechszehn Stunden sind sie an der Arbeit,

wobei auch der Sonntag keinen Unterschied macht. Sie waren alle gesund und fett, wie die Pferde eines Brauers, und ganz wie bei diesen schien man auch zu berechnen, wie ihre Arbeit am besten zu verwerthen sei. Außer der Erntezeit arbeiten die Neger nur zwölf Stunden täglich, und einen Tag in der Woche pflegt man ihnen dann auch zur Ruhe zu bewilligen.

Ich war natürlich sehr begierig, auch die Natur der angewandten Zwangsmaßregeln kennen zu lernen. Aber in dieser Beziehung blieb meine Neugier unbefriedigt. Ich kann nur sagen, daß ich nichts dergleichen bemerkte, auch nicht die geringsten Zeichen oder Spuren. Die Peitsche mag wohl ohne Zweifel gebräuchlich sein, aber ich sah nichts davon. Der Herr, dessen Besitzung ich in Augenschein nahm, hatte keine Vorkenntniß von meinem Besuch, und es trug auch nicht das Ansehen, als ob irgend etwas vor mir verborgen gehalten würde. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, ihn über die Art der Bestrafungen zu befragen.

Nach Allem was ich sah und hörte, habe ich Grund zu glauben, daß man die Sklaven gleichsam wie das Vieh betrachtet, und in Rücksicht darauf möglichst gut hält. Ihre Arbeitszeit ist allerdings sehr lang — so lang, wie kein europäischer Arbeiter es aushalten würde. Aber in der Art, wie das nun einmal ist, scheint die Gesundheit der Leute nicht darunter zu leiden, obwohl sie zeitig altern und zum Theil früh sterben. Dem Besitzer ist die Hauptsache, daß sein Eigenthum sich bezahlt macht; es ist zu kostbar, um vernachlässigt oder übel behandelt zu werden; ein langes Leben aber kommt dabei weniger in Betracht. Genau ebenso verfährt man mit den Pferden in diesem Lande.

Der Besitzer der Plantage forderte mich schließlich auf, ein Frühstück mit ihm einzunehmen. „Sie haben mich," sagte er, „so überrascht, daß ich Ihnen kaum mehr, als mein freundliches Willkommen darzubieten habe." Der Tisch war nicht überreich besetzt — d. h. nach der Sitte in Cuba. Eine köstliche, meist aus Eiern bereitete Suppe, eine Flasche des trefflichsten Rothweines, eine Gänseleberpastete, herrlicher Wildbraten und ein halbes Dutzend Gemüse; das war Alles.

Hätte man sich nur überzeugen können, daß jene schwarzen, feisten, lächelnden Zweifüßler wirklich nichts seien, als zweifüßige Lastthiere, so würde man in dieser Zuckerplantage, die ich besuchte, Alles in bester Ordnung haben finden müssen.

Von Cien Fuegos begab ich mich nach Havanna, der Hauptstadt der Insel. Zum Ruhm ihrer Hotels weiß ich nicht viel zu sagen. Es war unmöglich, mir den Luxus eines Schlafzimmers für mich allein zu verschaffen. Man sagte mir, es sei dies nicht Sitte des Landes, wenn ich jedoch fünf Dollars täglich bezahlen

wolle, gerade das Doppelte des gewöhnlichen Preises, so wolle man mir, sobald es die Umstände erlaubten, jene Bequemlichkeit gewähren. — Und erst der Schmutz dieses Schlafzimmers! In meinem Kummer hierüber, so wie über die allzu nahe Nachbarschaft meines spanischen Schlafgenossen, beklagte ich mich bitter gegen einen amerikanischen Bekannten, der, wie ich glaubte, in der Wahl seines Hotels glücklicher gewesen sei. Er aber rief verwundert: „Wie, nur einen Stubengefährten? Ich habe deren drei! Der eine läuft die ganze Nacht im Schlafzimmer umher, der zweite schnarcht, und der dritte liegt im Sterben!“

Ein anderer Freund, ein Englischer Offizier, wohnte in einem noch anderen Hotel; auch er war einer von Vieren, und es ereignete sich, daß ihm aus seinem Nachtsack eine Summe von dreißig Pfund entwendet ward. So konnte ich mich im Ganzen noch immer glücklich schätzen.

Außer dem Hafen von Havanna ist an diesem Ort nicht viel Anziehendes; die Straßen sind eng und schmutzig. Ihren größten Stolz setzen die Einwohner in den „Paseo,“ die öffentliche Promenade. Für den Paseo legen die Damen ihren Putz und die Herren ihre Juwelen an. Es ist ein mit Baumalleen und Sitzen geschmückter Weg von der Länge einer halben engl. Meile, ähnlich den Boulevards in Paris. Hier erscheinen Nachmittags die Damen in ihren Volanten, d. h. in sonderbaren, kleinen, zweiräderigen Kutschen von allerdings graciöser Form. Sie werden in der Regel nur von einem Pferde gezogen, auf dem der Diener seinen Platz hat. Die Damen erscheinen darin mit unbedecktem Kopf; ja, trotz ihres spanischen Ursprungs fehlt ihnen die Mantilla. Es fehlt ihnen außerdem aber auch der stolze, majestätische Gang der Andalusierin, und die verführerische Schönheit der Dame von Sevilla. Sie haben in der Regel nur schöne Augen; Stirn und Kinn treten weit zurück, so daß die Nase in unangenehmer Weise vorspringt.

In allen Städten Cuba's ist es für Familien Sitte, Abends, wenn sie zu Hause sind, in der Nähe des großen, tief herabreichenden, offenen Fensters zu sitzen, das stets nach der Straße hinausliegt und die Vorübergehenden die ganze innere Einrichtung des Zimmers sehen läßt. Es stehen meist zwei Reihen von je vier Stühlen einander gegenüber, zwischen denen ein Teppich liegt. Fast immer sind es Wiegestühle, und die Creolinnen schaukeln sich fortwährend darin; ja sie machen dieselbe Körperbewegung, auch wenn sie auf einem Stuhl mit feststehenden Beinen sitzen. Niemals bemerkte ich eine Dame mit einem Buche in der Hand, und als ich darüber einen dort wohnenden Engländer befragte, antwortete er:

„Ein Buch? In unserm Sinne des Wort's können diese Mädchen gar nicht einmal lesen!“

Die jungen, unverheiratheten Männer bringen den Abend und einen großen Theil des Tages damit zu, Eis zu essen und Billard zu spielen.

In den sonstigen Vergnügungen der Cubaner findet wenig Abwechselung statt, aber sie sind von unschuldiger Art; das Spiel, wie es hier betrieben wird, kann man mehr als ein Geschäft, denn ein Vergnügen ansehen. Den Tanz lieben sie in hohem Grade, und ihre Tänze, so wie ihre Musik sind eigenthümlich und für den Fremden schwer verständlich. Ihre Lieder aber erschienen mir sehr hübsch. Jeden Abend von acht bis neun Uhr spielt ein Militair-Corps auf der sogenannten „Plaza,“ dem Platz vor dem Hause des Kapitän-Generals, der dann gedrängt voll Menschen ist.

III.

Britisch Guyana.

Sollte ich je meiner Heimath für immer den Rücken kehren und mich in den Colonien ansiedeln, so würde Britisch Guyana das Land meiner Wahl sein. In Europa hegt man gegen diese Besitzung die ungerechtesten Vorurtheile. Man sagt, es sei ein tiefliegendes, sumpfiges, angeschwemmtes Land, das von Klapperschlangen wimmle; man könne nicht zehn Schritt weit vom Wege abbiegen, ohne gebissen zu werden; die Musquito's seien so groß, wie bei uns die Puterhähne, das gelbe Fieber wüthe Jahr ein, Jahr aus, und die Hitze sei so unerträglich, daß die Menschen stürben, so wie sie landeten. — Ich habe nur vierzehn Tage dort zugebracht, aber ich wünschte, es wäre ein Monat, es wäre ein Jahr gewesen! Nie gab es ein Land, das all' jene Verläumdungen so wenig verdiente. Das Leben verfließt dort in einem ununterbrochenen Strom der Liebe, des Lächelns, des Champagners, des anmuthigen Geplauders. Die Männer sind dort niemals zornig, die Frauen niemals eigensinnig. Jedermann hat von Allem, so viel als er braucht, und nur die Aerzte würden nicht gedeihen, weil ihnen das Land so wenig zu thun bietet, wenn nicht die Regierung durch großmüthige Pensionen für sie sorgte.

Es ist eine herrliche Sitte, die hier herrschende, an jeden Neuangekommenen eine Deputation mit Einladungen zum Diner für die ganze Zeit seines Aufenthaltes abzusenden. Sie erspart uns eine Menge Zeit und die ganze Unbequemlichkeit, uns durch Empfehlungsbriefe einzuführen. — Findet sich in Georgetown — denn ich brauche wohl kaum hinzu zu fügen, daß ich hier vorzüglich von dieser Hauptstadt Guyana's rede, — ein Mangel, so ist es vielleicht der an Droschken. Die Stadt ist umfangreich, und wenn ich auch nicht so undankbar bin, zu behaupten, das Wetter sei immer heiß, so muß ich doch bekennen, daß sich Nachmittags die Lust zum Gehen vermindert. Dieser Mangel ist jedoch weniger empfindlich, als man vermuthen sollte, denn jede Einladung zum Diner schließt selbstverständlich die Benutzung der Equipage des Wirthes in sich. Ohne eine solche in Britisch Guyana zu existiren, fällt den Leuten nicht ein.

Guyana ist durchaus flach; aber wozu hier auch Berge, diese hohen, finsteren, unnützen Auswüchse der Erde, auf denen man keinen Zucker bauen kann? Denn Zucker, und nochmals Zucker ist hier ein für alle Mal das Losungswort! „Zucker?" sagte ein unternehmungslustiger Plantagenbesitzer zu mir, „reden Sie von Zucker? Geben Sie mir Kuli's nach meines Herzens Begehr, und ich will Ihnen Zucker liefern, Millionen von Centnern, ohne einen Fuß aus unserer Colonie zu setzen! Aber ach, die Kuli's!"

Kuli's — zur Belehrung des Lesers — sind Einwanderer aus Indien, die sich als freie Arbeiter für die Zuckerplantagen anwerben lassen. Der Gouverneuer läßt sie aus ihrer Heimath kommen und vertheilt sie unter die Pflanzer, je nach den Bedürfnissen und Mitteln derselben, die Kosten der Einführung in jährlichen Terminen abzutragen. Diese Kuli's werden außerordentlich gut gehalten; sie werden nicht eher an den Ort ihrer Bestimmung geführt, bevor nicht ein Regierungsbeamter untersucht hat, ob dort Wohnungen, ein Hospital und ein Arzt mit ausreichendem Gehalt für sie vorhanden sind. Die Höhe ihres Wochenlohns und die Zahl ihrer Arbeitsstunden ist festgesetzt. Sie verdingen sich ihrem Herrn für fünf Jahr, nach Verlauf welcher Zeit sie auf ihren Wunsch frei in ihr Vaterland zurück geschafft werden.

Die Einführung dieser tüchtigen und ausdauernden Arbeiter kann, wenn sie unter diesen selbst mehr und mehr Anklang findet, ein großer Segen für Guyana werden, das dann nicht mehr von der Arbeitslust oder Unlust der trägen, lässigen Neger abhängig sein wird, die auch hier am liebsten in der Sonne liegen und Yamwurzeln kauen.

Den Prozeß des Zuckerkochens habe ich zu wiederholten Malen in Augenschein genommen. Nachdem die reifen Rohrstengel abge-

schnitten sind, schafft man sie, am besten sogleich, in die Mühle, wo zwischen fest auf einander drückenden Walzen der Saft herausgepreßt wird. Dieser läuft auf einer langen Rinne nach der Siederei, und wird hier unter beständigem Abschöpfen des Schaumes in ungeheuren Kesseln so lange und so oft gekocht, bis er dick genug ist, um Krystalle anzusetzen. Dann kommt er in die Kühltröge und endlich in die Zuckerfässer, die auf wohl einen Fuß breit auseinander liegenden Balken stehen. Durch die Zwischenräume fallen die noch flüssigen unreinen Theile des Zuckers in einen tiefen, finsteren Behälter. Ich konnte mich nie von der Idee los machen, daß auch gelegentlich einige Negerkinder, die hier zu Dutzenden umherlaufen, mit hinab fallen, ersticken und zu Rum destillirt werden. Auf die Zubereitung dieses so beliebten Getränks will ich hier nicht näher eingehen. Es ist bekannt, daß es aus jenem Zuckerdicksaft gemacht wird, und — aus jenen Negerkindern, wie ich vermuthe. — Die Maschinerien werden alle mit Dampf getrieben und die Arbeit geht so schnell vor sich, daß, wie mir ein Plantagenbesitzer versicherte, wenn die Rohre des Morgens geschnitten seien, der Zucker schon Abends zur Stadt geschafft werden könnte.

Um mich über den Gesundheitszustand Guyana's zu belehren, besuchte ich in Begleitung eines Arztes das Hospital. „Welches ist die herrschende Krankheit in der Colonie?" fragte ich. „Unter den Schwarzen," entgegnete er, „die Wassersucht, unter den Weißen der Branntwein."

„Wie aber steht es mit dem gelben Fieber?"

„O," erwiderte er, „das hat nicht viel auf sich. Es kommt alle sechs bis sieben Jahr einmal, und fordert dann, wie in Europa die Cholera, seine Opfer. Aber was will das sagen? Wir lieben hier sicherlich nicht das gelbe Fieber; aber es ist nicht halb so schlimm, als die Branntweinflasche."

Die Angelegenheiten ihrer Regierung interessiren die Bewohner von Guyana wenig. „Es kommt uns nicht auf einen Schatten an," sagen die Pflanzer sehr weise, ob wir so oder so reziert werden. Hat der Gouverneur seine eigenen Ansichten über dies oder jenes, so mag er ihnen getrost leben. Selbst wenn er ein wenig Geld mehr gebraucht, so mag er es in Gottes Namen nehmen. Unser Geschäft ist der Zucker. Er gebe uns Kuli's genug, und wir werden uns in alles Andere finden. Wir sind eine ehrgeizige Colonie; eine große Zukunft schwebt uns vor — eine Million Centner Zucker!

Nie habe ich ein glücklicheres Völkchen gesehen, als ich in Guyana fand, und nie meine Tage heiterer verlebt, als hier!

Reisen und Abenteuer in Chili und Peru.

I.

Chili.

Wir waren auf dem Wallfischfang gewesen und durchschifften, um nach Europa zurückzukehren, jetzt die unermeßliche Wüste des Stillen Oceans, dieses gewaltige Meer, das fast ein Drittel des Umfangs unseres Erdballs mit seinen Wassern bespült, und auf dem man von Neuseeland bis Chili fahren kann, ohne ein Stückchen Landes, außer Juan Fernandez, anzutreffen, an dem seine Wellen sich brächen.

Es war unserm Schiff nicht mehr anzusehen, daß wir vom Wallfischfang kamen. Die Oefen waren abgebrochen, die Fischerboote abgetakelt, das neue Segelwerk befestigt; das Deck war weiß angestrichen, die Wände in lebhaften Farben bemalt, Alles war gesäubert. Aber immer und immer Schiffszwieback, Speck und Rinderpökelfleisch, und niemals Wein, niemals Grog, niemals einen Tropfen Spirituosa! O strenges Gesetz des Mäßigkeitsvereines!

Wir verließen Neuseeland im September; ein herrlicher Wind trieb uns gen Osten; aber keine Insel, nicht ein Felsen zeigte sich, nachdem wir am zweiten Tage die bläulichen Umrisse der Chatanoinseln hatten verschwinden sehen. Endlich eines Abends erschallte es: „Land! Land!“ Zwei bläuliche Hügel erschienen, die bald von der Nacht eingehüllt wurden: es war die Inselgruppe von Juan-Fernandez. Wir näherten uns der Küste Chili's. Die größere der beiden Inseln würde man aus der Ferne für einen ungeheuren, an vielen Stellen gespaltenen Felsen halten; in der Nähe aber weichen die düstern Farben ihrer Thäler und Schluchten einem dichten grünen Laubgewand, das die terrassenförmige Küste umwogt.

Nie hat ein Ort zu so widersprechenden Schilderungen Veranlassung gegeben. Die Einen nannten ihn ein Eldorado, die Andern eine Hölle. Die englischen Corsaren des siebzehnten Jahrhunderts suchten diese Insel auf als das gelobte Land; die Verbannten des neunzehnten Jahrhunderts verfluchen sie. Die Insel ist heute noch was sie damals war, nur die Zeiten haben sich geändert. Jenen Abenteurern, die von der englischen Regierung aus Haß gegen Spanien, mit dem sie Krieg führte, geduldet wurden, boten ihre Häfen einen sichern Zufluchtsort. — Einst ließen sie, weil ein spanisches Geschwader sie zu schleuniger Flucht drängte, einen zu ihrer Gesellschaft gehörigen Indianer, Namens Will, hier zurück, und dieser brachte auf der unbewohnten Insel drei volle Jahre in menschenleerer Einsamkeit zu, ehe seine Freunde erschienen, ihn wieder abzuholen. Die Spanier, die von seinem Aufenthalt Kunde erhalten, landeten mehrmals, um ihn als Gefangenen fortzuführen; sie riefen ihn mit lauter Stimme, verfolgten ihn aus einem Schlupfwinkel in den andern, doch ohne seiner habhaft zu werden; man stellte förmliche Jagden auf ihn an; aber er blieb unsichtbar, und kam nicht eher wieder zum Vorschein, als bis er nach langem Harren seine Freunde, jene Abenteurer erkannte. Er fürchtete die Grausamkeit der Spanier mehr, als Einsamkeit und Hunger. — Aus seiner Flinte, die er bei sich hatte, wußte er sich die nöthigsten Werkzeuge herzustellen, um sich die Erzeugnisse der Insel, wilde Ziegen, Fische ꝛc. zu verschaffen. — Der Anführer jener Corsaren schildert uns in seinem Tagebuche das Wiedersehen. „Er bemerkte," so schreibt der Anführer, „unser Schiff schon am Tage, ehe wir unsern Anker auswarfen, und da er nicht zweifelte, daß wir Freunde und Engländer seien, so erlegte er drei Ziegen, die er zu unserer Bewirthung mit Kohl zubereitete. — Als wir landeten, sprang zuerst Robin, ein anderer Indianer unsrer Gesellschaft, ans Ufer, lief auf seinen Freund zu, warf sich in seiner ganzen Länge und das Gesicht zur Erde gekehrt vor ihm nieder, bis jener ihn aufhob und umarmte. Dann warf Will sich in gleicher Weise vor Robin nieder, bis auch dieser die Arme nach ihm ausstreckte. Mit Freude und Rührung wohnten wir Alle der Ceremonie eines so zärtlichen und unverhofften Wiedersehens bei.

Wer erkennt nicht in diesem Indianer das Urbild des berühmten „Robinson"? In der That hat aller Wahrscheinlichkeit nach der englische Verfasser dieses Buches Kunde von jenem Vorfall erhalten und ihn seiner Erzählung zu Grunde gelegt. Uebrigens führt die Geschichte mehrere Beispiele von solchen einsam auf Juan-Fernandez Zurückgelassenen auf.

Um die englischen Corsaren von der Insel zu vertreiben, wo ihnen die zahlreichen Heerden wilder Ziegen immer einen Vorrath

wilden Fleisches lieferten, beschlossen die Spanier, diese gänzlich zu vertilgen. Sie setzten zu wiederholten Malen ganze Rudel Jagdhunde hier aus, die den armen Ziegen den Garaus machen sollten. Da die Seeräuber sich nun nicht mehr hier verproviantiren konnten, so gewöhnten sie sich in der That von der Insel fort. Ein oder zwei Paar Ziegen mochten sich indessen doch auf dem Gipfel des unzugänglichsten Felsens vor den Nachstellungen der Hunde gerettet haben; sie vermehrten sich bald wieder so sehr, daß schon nach einigen Jahren die Heerden zahlreicher waren, als zuvor. Da die Corsaren den Weg zur Insel aber schon vergessen, so gönnte man den Ziegen nun das Leben. Auch die Zahl der Hunde, die mit den Ziegen endlich Waffenstillstand schlossen, vergrößerte sich bald ins Unendliche; man sah dichte Schaaren an den Küsten umherschweifen, wo sie sich von Fischen nährten. Ihre edle Race hatte sich indessen vermischt; sie waren zum gemeinen patagonischen Hund herabgesunken und hatten die Fähigkeit zu bellen verloren.

Ich habe auf meinen Reisen sehr viel Hunde gesehen, theile aber nicht die Meinung einiger Reisenden, die behaupten, daß sie im südlichen Amerika immer stumm seien, und daß aus der Vermischung europäischer Racen mit jenen amerikanischen schon in der zweiten und dritten Generation nur vollkommen stumme Thiere hervorgingen. Ich habe beobachtet, daß diese Ohnmacht der Stimmorgane des Hundes nur eine vorübergehende ist. In Neuseeland schweiften an den Küsten Tausende dieser Thiere umher, deren Geheul und Gebell uns monatelang des Nachts nicht ruhen ließ. So oft aber die Wellen einen todten Wallfisch, der seines Fettes beraubt worden war, ans Land gespült, und die Hunde diese ungeheure Fleischmasse zuweilen in vierundzwanzig Stunden verzehrt hatten, blieben sie für eine geraume Zeit stumm, und ließen uns ruhig schlafen. Es schien, daß die von der langen Anstrengung des Schluckens ermüdeten Halsorgane dann eine Zeit der Ruhe bedurften.

Am Morgen, nachdem Juan Fernandez uns zuerst am Horizont erschienen, lag diese Inselgruppe schon weit hinter uns. Es war der 18. November; das Meer war unruhig, und wir hatten das große Segel eingezogen. Plötzlich stand unser Schiff still; es erbebte bis in seine Rippen, als ob es gegen eine Klippe gestoßen oder auf einer Sandbank festgefahren sei, denn nach einigen Sekunden setzte es seinen Lauf fort. Wir Alle hatten diese seltsame Erschütterung empfunden. Man ließ die Pumpen arbeiten, aber es zeigte sich kein Tropfen Wasser im Schiffsraum, und doch war der Stoß heftig genug gewesen, um eine Planke zu öffnen, wenn das Schiff gegen eine Felsenspitze gerathen wäre. Das

Meer hatte seine Farbe nicht verändert, und wir schrieben den Vorfall endlich der Begegnung einer Untiefe zu.

Was war es gewesen? Unser alter Segelmeister, der Vater Marsouin, den ich um seine Meinung fragte, gab mir mit schlauem Lächeln seine gewöhnliche Antwort: „Es ist das und das gewesen, und weiter sage ich nichts.“ Späterhin, als es sich herausstellte, daß wir am 18. November, Morgens um sieben Uhr, auf hoher See die Erschütterungen eines Erdbebens gespürt hatten, welches die Küste von Chili an diesem Tage verheerte, flüsterte mir der gute alte Marsouin ins Ohr: „Doktor, hab' ich's Ihnen nicht gesagt?“

Endlich nach einer ununterbrochenen Fahrt von einundfünfzig Tagen, meldete unsere Wache, die unsere Annäherung mit um so größerer Aufmerksamkeit beobachten mußte, als wir keinen Sonnenschein hatten, die Küsten Südamerika's. Wir befanden uns indessen nicht vor der Bucht Concepcion, in die wir einfahren wollten, sondern unsern des bei Weitem südlicher gelegenen Hafens von Valdivia.

II.

Die Araucanier.

Das Land, dem wir uns genähert hatten, dieses üppig grüne Land, auf das die schneeigen Häupter der Anden herabschauen, ist ein Land der Freiheit, Araucanien. Seine Eingebornen sind nie der Herrschaft Spaniens unterworfen worden, ja sie verschmähen selbst ein Bündniß mit der jungen Republik Chili. Sie leben allerdings mit dieser in Frieden, aber es ist ein bewaffneter Frieden, der oft genug mit blutigen Scharmützeln befleckt wird. Es dauert einen Tag, eine Woche, einen Monat, niemals ein Jahr; sie wissen immer einen Vorwand zu finden, um den eben geschlossenen Waffenstillstand wieder zu brechen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde des Clima's und das sichre Vorhandensein von Goldminen würden gewiß zahlreiche Einwanderer in dieses Land ziehen. Auf der ganzen Erde könnte man keinen Ort finden, der so geeignet wäre zur Gründung einer Colonie, als Araucanien. Aber ein uraltes Gelübde, das aus der Zeit der ersten Verträge mit den Spaniern datirt, widersetzt sich jedem Colonisationsversuch. Die Indianer schwuren, daß sie niemals eine fremde Niederlassung auf ihren Küsten dulden würden,

und sie haben ihren Schwur gehalten. Die Trümmer einiger holländischen Gehöfte beweisen es; und als einst eine französische Brigg an ihren Küsten scheiterte, ward ein großer Theil der Schiffsmannschaft niedergemetzelt, weil die Indianer glaubten, es befänden sich Colonisten darunter.

Alles was uns über den politischen und religiösen Zustand Araucaniens vor dem sechzehnten Jahrhundert Aufklärung verschaffen könnte, ist von den ersten spanischen Missionären, die hier Eingang fanden, zertrümmert worden. In ihren Berichten findet sich jedoch die Behauptung, daß in diesem Lande schon früher einmal das Evangelium gepredigt worden sei, daß in undordenklichen Zeiten Civilisation und Christenthum den Ocean schon einmal überschritten habe. Alte Apostelstatuen, die man fand, so wie mancher religiöse Gebrauch der Araucanier, haben diese interessante Vermuthung entstehen lassen.

Die Araucanier, ebenso wie fast alle Australier, tragen niemals den Namen ihres Vaters, sondern immer den ihrer Mutter. Die Vererbung eines berühmten Namens findet nur durch die Töchter statt, ohne Zweifel, weil hierin eine größere Bürgschaft für die Echtheit der Nachkommenschaft liegt. Man ist gewiß, daß das Blut der Mutter in den Adern ihres Kindes rinnt, man hat nicht immer dieselbe Gewißheit in Bezug auf das Blut des gesetzlichen Gatten. Auch bei den wilden Canadiern ist der Adel in dieser Weise erblich; indessen diese Sitte verschwindet mehr und mehr, je nachdem die christliche Religion und die Civilisation sich bei jenen Naturkindern einbürgern.

Die Araucanier lassen die Vielweiberei zu; sie bauen sich Hütten, so viel als sie Frauen haben. Dennoch hält sich der Mann für beleidigt, den man nach der Zahl seiner Frauen fragt; man muß sich, um eine solche Frage zu thun, einer Umschreibung bedienen, indem man z. B. fragt, wie viel Wohnungen er besitze. — Die Araucanier sind in der Regel kräftige und wohlgebaute Leute, ihre Haut ist kupferroth, ihr Wuchs von mittlerer Höhe und ihre Glieder muskulös. Das Gesicht ist breiter und runder als das unsrige. Ihre Augen sind klein, schwarz, tiefliegend und von den Wimpern verschleiert; aber funkelnd von Wuth und Energie, von List und Klugheit, Ueberlegung und Ausdauer. Die Frauen sind in der Jugend hübsch, aber ihr Loos ist die härteste Arbeit. Am besten sind die daran, die von Europäern zur Ehe gewählt werden. Diese Verbindungen waren sonst häufig, werden aber immer seltener. Aus dieser Kreuzung beider Racen ist der vollendetste Typus menschlicher Schönheit hervorgegangen. Nirgends auf der Welt findet man schönere Männer und Frauen, als in Chili.

Auf den Araucanischen Frauen ruht die schwerste Arbeitslast;

sie müssen Lasten tragen, die von den Männern gepflügten Felder bestellen, auf den Fischfang gehen, die Wolle der Lama's sammeln und spinnen, Kleider und Decken weben und färben; sie müssen mit einem Wort Alles thun. Der Mann dagegen, wenn er sein Feld gepflügt hat, bringt sein Leben als Cavalier und wahrer Landedelmann auf dem Pferde und auf der Jagd zu. Von Natur ist dieses Volk mäßig, nur bei Nationalfesten, bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen pflegen sie sich zu berauschen mit einem Getränk, dem „Chicha," das sie aus dem Saft des Maises bereiten; ehe sie in den Kampf gehen, vermischen sie es sogar noch mit dem Blut eines Pferdes, um sich eine größere Kraft dadurch zu geben. Wenn eine Gesellschaft von Indianern bei einer Festlichkeit zusammenkommt, so bemächtigen sich die Frauen zuvor der Lanzen, Messer und übrigen Waffen, und verstecken sie in den Wäldern.

III.

Männer und Frauen in Chili.

Endlich erhob sich der Wind, ein günstiger Wind; wir segelten dem Norden zu und liefen nach einer Fahrt von wenigen Tagen in die Bai von Concepcion ein, eine der schönsten und sichersten an der ganzen Westküste Südamerika's. Vom Ankergrund aus gesehen, erscheint sie unermeßlich. Ein leichter aber fortwährender Nebelduft hüllt ihre nördlichen und östlichen Ufer in einen geheimnißvollen Schleier ein, durch den ihre Verhältnisse sich zu erweitern und in's Unbestimmte zu verlieren scheinen.

Ein kleines Boot, dessen Kanonen aus Myrtenbüschen hervorragen, schützt die Bucht, und tiefe, frische Erdspalten, die vom Gipfel der Dünen bis an's Ufer reichten, bewiesen die kürzlich statt gehabten Erschütterungen des Bodens. Im Südosten liegen die Häuser Talcahuana's auf einem Hügel von röthlicher Erdart zerstreut, und im Norden oder Nordwesten lagert sich die Insel Quiriquina vor dem Eingang der Bucht und schützt sie vor der Wuth der Stürme.

Es giebt nichts Heitreres, Lebendigeres, als die äußerste Spitze dieser obwohl furchtbaren, doch fast unbewohnten Insel. Die gefiederten Wesen, die sich auf ihr niedergelassen haben, lassen einen Lärm erschallen, den die Seeleute schon in einer Entfernung von drei Millien hören können, und die graue Farbe der Felsen ist seit Jahrhunderten unter einem Gewande von Vogelmist verschwunden.

Der große Seerabe sitzt auf ihrem Gipfel und verspeist die Goldfische, die er mit seinem Schnabel auf den Wellen erwischt hat; der Geier ruht auf der Spitze des Vorgebirges, bereit auf Leichname von Menschen und Thieren herabzustürzen, die von den Wellen angespült werden; tausend und abertausend andere Vögel von verschiedenen Namen, verschiedener Größe, Farbe und Gestalt, wiegen sich in den Bäumen, spazieren am Ufer und durchschneiden die Lüfte; hoch aber über allen schwebt, herabgekommen von den benachbarten Anden, der gewaltige Condor. — Als wir bei jenem Vorgebirge vorbeisegelten, bedeckte der Wind unser Schiff mit Dunen und Federn.

Die Stadt Talcahuana besteht aus einer langen Reihe leicht gebauter einstöckiger Häuser mit etwa 3000 Einwohnern. Sie ist so oft von Erdbeben zerstört worden, daß das Volk in seinem Aberglauben behauptete, Gott selbst widersetze sich ihrer Existenz, und daß es der strengsten Maßregeln von Seiten der Regierung bedurfte, es am Auswandern zu verhindern. So ist die Stadt bereits neun Mal von Grund aus zerstört und neu erbaut worden. Die Unsicherheit des Bodens ist nicht ohne Einfluß auf den Charakter der Bewohner geblieben; da sie nicht wissen, ob sie morgen noch wohnen werden, wo sie heute wohnen, so leben sie leichtsinnig in den Tag hinein. Das oft schnell und leicht erworbene Vermögen wird ebenso schnell wieder verschwendet, und der Kaufmann verthut gewöhnlich an seinem Geburtstag, was ihm das ganze Jahr eingebracht hat.

Man findet aber auch zuweilen Rentiers, wahre Originale von Phlegma, deren Dasein in Schlummer und Stillschweigen verfließt. Ich entwerfe hier ein kleines Gemälde ihres häuslichen Lebens, wie man es täglich bei ihnen sehen kann. Vorher muß ich aber noch bemerken, daß es in Chili keine Schande ist, Läuse zu haben; alle Welt hat deren mehr oder weniger, die Reichen, wie die Bettler, die Stutzer so gut wie die Philosophen; die Laus ist hier einheimisch, sie besitzt das Bürgerrecht und gleicht in nichts dem bescheidenen Parasiten der alten Welt.

Die Hauptleidenschaft des Chilianers ist das Spiel; ich habe einigen solchen Sitzungen beigewohnt; ich habe in den elendesten Löchern, auf wurmstichigen Tischen, die der qualmende Docht einer verrosteten Lampe erhellte, Haufen Goldes flüssig werden, verschwinden und wiedererscheinen sehen. Die schmutzigen Hände streckten sich gierig danach aus, verbargen sich dann unter Lumpen, während der Banquier die mit Schmutz befleckten Karten mischte, und der zerstoßne Becher die Trunkenheit unter den Spielern verbreitete.

Wir hatten an Bord als Chef der dritten Pirogue einen

jungen braven Yanki, Mr. Lewis, mit kupfrigem Teint und gelbem Haar. Er war sehr gesetzt, sparsam und mäßig, und hatte seit unserer Ankunft in Talcahuana acht Tage hinter einander zum Besten des Schiffes gearbeitet, ohne auch nur den Wunsch zu zeigen, die Vergnügungen der Stadt kennen zu lernen. An einem Sonntag Abend jedoch, in der Dämmerstunde, nahm er Urlaub für vierundzwanzig Stunden. Wie schön er war! Er trug nicht mehr das wollene Hemd, das leinene Beinkleid, die Schuhe ohne Strümpfe, nicht mehr die Mütze von Seehundsfell. An ihre Stelle waren die himmelblaue Weste mit vergoldeten Knöpfen, die weiten Pantalons, das modische Halstuch, das steifgestärkte Hemd und der funkelnagelneue Pariser Hut getreten. Die Uhrkette trug einen dicken Anker als Berloque, die Börse war mit klingenden Piastern gefüllt; den Regenschirm, nein, zwei Regenschirme, einen gewöhnlichen und einen Stockschirm, trug er unter dem Arm. — Er ging. — Am nächsten Morgen, als ich vom Zollamt komme, um mich an Bord führen zu lassen, wo ein paar Kameraden meiner bedurften, gehe ich an einer jener Spielspelunken vorüber; ich höre meinen Namen rufen und sehe einen Kreolen in der Thür stehen, der auf mich zueilte. „Kommen Sie, Sennor, sagte er, „kommen Sie, der Lieutenant erwartet Sie.“ Wir treten ein. Drei oder vier Spieler kämpfen noch miteinander. Ich suche meinen Lieutenant, aber kein Lieutenant ist da. — „Ihr habt mich betrogen,“ rufe ich jenem Spanier zu, der mich herein geführt hatte. Aber dieser, meine Gedanken errathend, nimmt mich beim Arm und führt mich zur Estrade, weist auf eine unbewegliche, mit einer schlechten wollenen Decke verhängte Masse, bückt sich, hebt an einer Ecke die Decke empor und flüstert: „Der Lieutenant!“

Ja, da war mein Lieutenant, nackt wie ein Wurm und in sich selbst zusammengekauert; er hielt das Gesicht auf's Knie gestützt, und wagte vor Schaam nicht, das Auge zu mir zu erheben.

„Aber Lieutenant,“ rief ich, „warum ziehen Sie sich nicht an?“ Er gab keine Antwort.

„Sind Sie krank?“ Er stieß einen Seufzer aus; und die Spanier fingen an zu lachen.

„Erklären Sie sich! Kann ich Ihnen nützlich sein?“

„Ach,“ schrie er nun, indem er sich in seiner ganzen Länge im Kostüm des Vaters Adam aufrichtete und die Fäuste gegen die Spieler ballte, „die Räuber haben mir alles genommen, Alles gestohlen! Meine Regenschirme, meine Uhr, meine Ohrringe, meinen Hut, Hemd und Beinkleid, Geld und Börse, Alles! Wie soll ich nun an Bord zurückkehren?“

„Geduld, Mr. Lewis,“ sagte ich, indem ich mich entfernte, „in einer Viertelstunde sollen Sie andere Kleider haben.“

Die Chilianerin ist in allen Stücken ihres Gefährten würdig; die Reiche verbringt den Tag mit Nichtsthun; die Arme ahmt sie darin nach. Ihre Sitten, ihre Moral sind die leichtfertigsten von der Welt; die Heiligkeit der Ehe gilt ihr nichts! Der Mann versagt ihr vielleicht einen Putz, einen Schmuck, eine Kleinigkeit; es ist ihr Grund genug, sich mit der gröbsten Untreue an ihm zu rächen. Nun sollte man meinen, daß Frauen, die so wenig einer aufrichtigen, tieferen Neigung fähig sind, die ihre Ehre dem ersten besten Fremden zum Opfer bringen, auch kein Gefühl der Eifersucht kennen. Aber im Gegentheil, nirgends in der Welt vielleicht zeigt sich die Eifersucht in solcher Wuth und Bosheit. Gewisse conventionelle Zeichen in einer Gesellschaft, auf einem Ball, gelten für einen Liebeseid. Der Cavalier z. B., der mit einer Dame Blumen tauscht, leistet einen stummen Schwur, diese Dame zu lieben, und hält er ihn nicht, so wird er es zu bereuen haben.

In Europa verachtet der gefallene Engel den Mann, der ihn verlassen hat; verachtet, verzeiht und vergißt. In Chili vergißt die verlassene Frau niemals, verzeiht niemals. Sie rächt sich; sie tödtet, oder sie läßt tödten; sie kauft das Gift einer alten Zauberin, oder sie dingt das Stilet eines Mörders. Ein Freund theilte mir eine Begebenheit der Art mit, deren Held er selbst war. — Ich lasse ihn erzählen:

„Du weißt," sagte er, „daß in diesem schönen Lande rasch ein Liebesversprechen geleistet wird. Eines Tages stattete ich einer jungen Dame, die durch meine ärztliche Hülfe von einer Krankheit genesen war, einen Besuch ab, und fand sie mit ihrer Mutter bei der Toilette. Ihr schwarzes aufgelöstes Haar fiel in langen dicken Locken über die weißen Schultern bis auf den Teppich herab, und sie war im Begriff, es in zwei Flechten abzutheilen, die ihr zum Entzücken standen. Mein Eintritt in den Salon verursachte keine Störung; die großen Augen der Genesenden verließen nicht den kleinen Spiegel, und als ich nach ihrem Befinden fragte, antwortete sie mir mit halbgeschlossenen Lippen, die eine Haarnadel hielten, ganz leise: „Danke, Sennor!"

„Die Mutter, erfreut über die rasche Heilung der Tochter, bot mir ein reiches Honorar; und ich wollte mich eben empfehlen, als das Fräulein sich plötzlich erhob, um auch ihrerseits der Bezahlung noch ein Geschenk hinzuzufügen. Wie schön sie war! Sie lächelte süß; ihr glänzendes Haar war aus der Stirn gestrichen; eine rothe Rose glühte an einer ihrer Schläfen, eine andere rothe Rose neigte sich auf der andern Seite auf ihre Wange herab. Ich betrachtete dies Bild idealer Schönheit mit zitternder Bewunderung, und meine Augen sagten ihr, wie reizend sie sei. Die Zauberin errieth meine Gedanken und, wie sie glaubte, meinen Wunsch; sie

löste eine der Rosen ab und gab sie mir. Ich führte sie an meine Lippen und rief: „Sie soll mich nie verlassen!“ „Ja, so lange sie frisch sein wird,“ sagte sie. „Frisch oder verwelkt,“ erwiderte ich in schlechtem Spanisch, aber in ritterlichem Tone, „frisch oder verwelkt, sie soll mich nie verlassen, ich werde sie ewig auf meinem Herzen tragen! Ich schwöre es!“ Diese Betheuerung schmeichelte dem Fräulein auf's Höchste; sie nahm meinen Schwur mit einem triumphirenden Lächeln auf. In demselben Augenblick erinnerte ich mich, daß eine lustige Gesellschaft von Freunden mich erwartete, und die Damen ehrfurchtsvoll grüßend, entfernte ich mich mit dem Vorsatz, diesen schönen Tag zu genießen. War ich nicht reich? Hatte ich nicht eine Rose und war ich nicht geliebt?

„Als ich fünf Minuten später um eine Straßenecke bog, hielt mich ein Mann an und bat mich dringend, ihm in das nächste Haus zu folgen, wo man für ein krankes Kind meiner bedürfe. Nachdem ich dem sterbenden Knaben Hoffnung zugesprochen, wollte ich mich entfernen; da hielt mich die Schwester am Arm zurück und bat mich, ihr die Rose zu schenken, die ich im Knopfloch trug. Sie bat so süß, und es war so augenscheinlich, daß auch sie den Liebesschwur mit mir tauschen wollte. Ich gab sie hin, ich konnte nicht widerstehen. Thor, der ich das abergläubische Gemüth der Chilianerin hinreichend hätte kennen sollen, um zu errathen, daß sie die Rose auf das Kopfkissen des Kindes legen wollte, in der Meinung, Alles was von einem Doktor komme, müsse seine Schmerzen lindern.“

„Am andern Tage wollte ich wieder vorsprechen; zuvor aber trat ich in die Wohnung meiner ersten Klientin. Sie saß allein auf der Estrade und sang zur Guitarre. Meinen Gruß erwiderte sie mit einer leichten Neigung des Kopfes; ich küßte ihr knieend die Hand, aber mit einer unerklärlichen, geheimnißvollen Bangigkeit, denn ich fühlte, daß ich sie betrog; auch fühlte ich, daß sie es wußte. Ihre Augen blitzten wirr und unstät, ihre Stimme zitterte, ihr Gesicht war bleich, und ihr Lied traurig und düster.

„Mein Fräulein,“ sagte ich, „sollte das Fieber zurückgekehrt sein? Warum so ernst und traurig?“

„Weil ich Sie erwartete, mein Herr. Wo ist meine Rose?“

„Ihre Rose?“ erwiderte ich, „nun, an Bord meines Schiffes, wo sie auf seidenem Kissen neben meinem Lager ruht, damit ich sie beim Schlafengehen und beim Erwachen vor mir sehe!“

„Ich danke Ihnen,“ flüsterte sie; „ich weiß, daß die Herren Europäer nie einen Schwur vergessen.“ Dabei erhob sie sich und fragte kalt, ob ich durstig sei, ob ich trinken wolle?

„Diese unzeitige Frage überraschte mich; aber schon stand die Zauberin, die Flasche in der Hand, vor mir.

„Gießen Sie ein!“ Ich leerte das Glas in einem Zuge.

„Dann bat ich sie zu singen; aber das Lied war so trüb und schwermüthig, daß ich in Mitten meiner Wonne schauderte.“

„Warum ein solches Lied, Sennora; es klingt fast wie ein Sterbelied.“

„Weil ein Sterbender im Zimmer ist. Ja, für Dich singe ich dies Lied!“ Und mit zitternder Wuth wies sie auf ein Wasserglas, in dem eine verwelkte Rose schwamm. „Erkennst Du diese Rose, von der Du sagtest, sie solle ewig auf Deinem Herzen liegen, und die Du einer Andern gabst? — Deine letzte Stunde ist gekommen, — war der Wein gut?“

„Die Unversöhnliche beobachtete mit finsterer Aufmerksamkeit die ersten Zeichen meines Todeskampfes. Ich aber sprang entsetzt empor, stieß eine fürchterliche Drohung aus, die sie mit einem Lächeln der Verachtung empfing, und stürzte fort, dem Hotel zu, wo meine Kameraden wohnten, von denen ich schleunige Hülfe erwartete.“

„Meine Erinnerungen aber folgen mir nur bis zur Schwelle ihrer Thür; später erfuhr ich, daß ich sofort niedergefallen sei und daß ein Freund mich aufgehoben; seiner ärztlichen Kunst hatt' ich's zu danken, daß ich nach vierzehn Tagen außer Gefahr war. Man hatte mich auf mein Schiff zurückgebracht, und als ich mein Bewußtsein wieder gewann, war ich schon viele Meilen weit von Talcahuana entfernt.“

IV.

Der Schleichhändler von Penco-Viejo.

Trotz der strengen Strafen blüht in Chili der Schleichhandel, sowohl was die Einführung, als Ausführung der verbotenen Waaren betrifft. Die Nordamerikaner überschwemmen das Land zum Nachtheil seines eigenen Productes mit Taback, und die Europäer bringen Leinewand, Seidenwebereien und andere Stoffe in Concurrenz mit einer Gesellschaft, die von der Regierung das Monopol zur Einführung solcher Waaren besitzt. Das Salz, der Wein, die Spirituosen müssen eine sehr hohe Steuer zahlen; aber es wird hundert Mal mehr davon verbraucht, als der Zollverwaltung bekannt ist.

Auch unser Schiff, die „Asia“, auf die Gefahr hin, mit Beschlag belegt zu werden, wie es vor Kurzem erst einem anderen

Wallfischfahrer ergangen war, führte sein Drama des Schleichhandels auf. Unser Kapitän hatte seine Baumwollenwaaren schon in Neuseeland verkauft; aber es blieben ihm noch Seidenzeuge, die er in Talcahuana abzusetzen gedachte. Ohne meinen Willen ward ich ein Zeuge der besonderen Umstände, unter denen dies geschah.

Ich war zu einer „Chinganas," einer heiteren Tanzgesellschaft eingeladen worden, die ein reicher Kaufmann zu Ehren der Fremden veranstaltet hatte. Im Augenblick aber, als ich mich an den bestimmten Ort begeben wollte, überfiel mich eine so tiefe Traurigkeit, ein Anfall von Heimweh, daß ich an Bord zurück zu kehren vorzog, und mir deshalb ein Fischerboot miethete. Es lagen deren in großer Menge am Strande, so daß mir nur die Mühe der Auswahl blieb. Es schlug elf Uhr, der Mond war noch nicht aufgegangen, und die Nacht so finster, daß ohne die Laterne, die am großen Mast der „Asia" aufgezogen war, mich mein Barkenführer niemals an den gewünschten Ort hätte bringen können. Wir kamen nur langsam vorwärts, eine schwache Brise füllte unser Segel nur zur Hälfte, und ich hatte Muße, meinen trüben Gedanken nachzuhängen. Die Hunde schlugen an auf der Küste; ich hörte die Brandung der Wellen, aber sie brachen sich nicht am heimathlichen Strande, und nicht von den Gestaden des Vaterlandes strömten mir alle diese süßen Wohlgerüche der Bäume, Kräuter und Blumen entgegen.

„Singe mir ein paar heitere Lieder, Chilianer," sagte ich zum Schiffer, „ich bezahle Dir für jedes einen Real."

Auf dieses Versprechen antwortete er mir zuerst mit einem munteren Lachen; dann stimmte er mit lautem Ton ein Spottlied an, das im ganzen spanischen Amerika bekannt ist, und oft den Zorn unserer Matrosen erregt und zu mancher blutigen Scene Veranlassung gegeben hat.

„Singe ein anderes Lied," rief ich. Er gehorchte, aber ich unterbrach ihn nochmals, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er genau die Laterne im Auge behalten und gerade darauf zufahren solle.

In demselben Augenblick glitt die Laterne, die eben noch unbeweglich wie ein Stern geglänzt, vom Mast auf das Deck herab. Eine Minute später war sie wieder oben, aber nur um nochmals hinabzufahren, hinaufzusteigen und endlich ganz zu verschwinden. „Das ist seltsam," dachte ich bei mir selbst; „diese Bewegungen der Laterne müssen einen Grund haben; es sind Signale; wem gelten sie?" Weder der Kapitän, noch die Offiziere waren an Bord; um so mehr trieb mich die Neugier, zu sehen, was es gäbe.

Das Boot fuhr äußerst langsam, der Wind hatte sich vollends

gelegt und die steigende Fluth fing bald an, uns gegen den Strand zurückzutreiben. Ich griff zum zweiten Ruder, aber auch dies fruchtete nichts; es war vergebens, gegen die Fluth anzukämpfen. So blieb mir nichts übrig, als an's Land zurückzukehren, und entweder in einer der elenden Hütten eines kleinen Stranddorfes zu übernachten, oder mich noch jetzt zur Chinganas zu begeben. Ich wählte das letztere und befahl dem Schiffer zu wenden und auf's Zollamt los zu steuern. Kaum hatten wir in dieser Weise eine kurze Strecke zurückgelegt, als ich ein leises, aber regel- und taktmäßiges Geräusch vernahm. Es waren offenbar Ruderschläge, die mit Eile und Geschicklichkeit die Wellen theilten, nicht allzuweit von uns entfernt. Ich horchte aufmerksam, und glaubte am Klange ein Wallfischfahrerboot zu erkennen, das jenen elenden Hütten zuzurudern schien. Ich rief das Fahrzeug an, es hielt einen Augenblick still, gab aber keine Antwort und setzte seinen Weg dann fort.

Plötzlich wich nun auch von meinem Schiffer die gewohnte Trägheit; er zog das Segel an, aber statt dem von mir bezeichneten Ziel zuzusteuern, schlug er dieselbe Richtung wie jenes geheimnißvolle Fahrzeug ein. Ich kannte die Umgegend Talcahuana's nicht, aber ich hatte gehört, daß die Bewohner jener Hütten nicht im besten Rufe ständen, und es schien mir durchaus nicht räthlich, ihnen zu dieser Zeit einen Besuch abzustatten. Dennoch schien der Schiffer meines wiederholten Befehles gar nicht zu achten.

„Ich bezahle Dich," rief ich, „damit Du mich hinführst, wohin ich will, und wenn Du nicht gehorchst, so werde ich nicht bezahlen!" Er hielt nicht an. „Wenn Du so fortfährst, so schlage ich Dich mit dem Ruder todt." Er fuhr fort. „Wenn Du nicht anhältst, so werfe ich Dich in's Wasser, so zerschmettere ich Dich mit einem Pistolenschuß!" rief ich nun im höchsten Zorn, aber vergebens. Jetzt kam mir der Gedanke, jenes Boot noch einmal anzurufen:

„Ohoi! Hierher zu mir, wenn ihr von der „Asia" seid!"

Ersticktes Lachen ließ sich jetzt vernehmen, und eine wohlbekannte Stimme antwortete ganz in meiner Nähe, aber gedämpft, leise und vorsichtig: Sie sind es, Doktor? Was machen Sie da?

„Zum Teufel!" entgegnete ich in demselben Ton, da ich errieth, daß es sich um eine geheimnißvolle Sache handle, und daß fremde Ohren zu fürchten seien, „ich will nach der Stadt zurückkehren, aber der Schurke von Schiffer besteht darauf, mich nach jenem Stranddorf zu führen. Legt an, und befreit mich!"

„Sennor," sagte jetzt der Schiffer, „ich wollte Sie nur an die Schaluppe Ihrer Fregatte bringen.

„So nimm denn," rief ich, indem ich in unser Boot sprang, und ihm drei Realen reichte, „und nun fahre wohin Du willst."

„Was haben Sie uns mit Ihrer Nußschale für einen Schrecken eingejagt," sagte der Offizier, der das Boot befehligte.

„Aber warum nur?"

„Weil ich glaubte, die Zollwächter seien mir auf den Ferſen."

„Die Zollwächter? Gehen Sie denn jetzt nicht zur Chinganas?"

„Ach was, Chinganas? Ich führe hier Contrebande. Setzen Sie ſich auf dieſen Ballen; es ſind Seidenzeuge von Lyon, première qualité; der General L. hat ſie unſerm Kapitän abgekauft. Wir werden dort im Dorf von einem Mann erwartet, dem wir mit unſerer Laterne das Signal gegeben haben. Morgen werden dieſe Ballen in Talcahuana ſein, und die reizenden Töchter des Generals werden ſich Kleider, Schleier und Shawls zuſchneiden, mit denen ſie ſich über acht Tage auf einem großen Feſt zu putzen gedenken, bei dem auch wir ſein werden. Meiner Treu, wär' es nicht für die reizenden Mädchen, ſo hätt' ich mich wahrlich nicht auf den Spaß eingelaſſen." So ſagte Rivallon, einer der Lieutenants der „Aſia." „Gebt Acht, Jungens," fuhr er fort, indem er aufhorchte, „ob des Doktors Nußſchale nach der Stadt zurückkehrt!

Rivallon war wegen der Schärfe ſeines Gehörs bekannt, eine Eigenſchaft, die bei einem Seemann viel werth iſt. Wir nannten ihn ſtets bei dem Namen jenes Rieſen, der das Gras wachſen hörte, „Feinohr." Wir horchten Alle, aber wir hörten nichts.

„Der Kahn rührt ſich nicht," ſagte der Lieutenant, „und doch kann er noch nicht weit ſein! Kennen Sie den Mann, Doktor?"

„Es iſt ein Fiſcher, und ich habe ihn am Strande mit ſeinem Boot gemiethet. Weiter weiß ich nichts."

„Was hat er geſagt, als Sie uns zuerſt anriefen, und wir keine Antwort gaben?"

„Er iſt auf dieſes Schiff los gefahren mit einer eben ſo großen Geſchwindigkeit, als er vorher Trägheit zeigte."

„Ich habe ihn nicht genau beobachtet," erwiderte der Lieutenant, „aber ſein Benehmen gefällt mir nicht; es ſchmeckt nach dem Zollwächter."

Wir kehrten jetzt zum Schein langſam nach dem Ankerplatz der „Aſia" zurück, und ſchlugen die Richtung auf das Stranddorf zu, wo man jetzt in einer der Hütten ein helles Feuer brennen ſah, nicht eher wieder ein, als bis mein Barkenführer, wenn er uns wirklich beobachtet hätte, uns längſt an Bord der „Aſia" angekommen wähnen mußte.

Jetzt waren wir dem Stranddorf wieder nah. „Alles geht gut," ſagte der Lieutenant; „die Zollwächter haben den Mann nicht ausſpionirt, der uns am Ufer erwartet und dieſes Feuer als Signal für uns unterhält."

Einige Minuten später waren wir am Ufer, der hell erleuchteten Hütte gegenüber; menschliche Gestalten zeichneten sich in schwarzen Silhouetten auf dem Feuerschein ab, und ein Unbekannter fragte uns auf Spanisch:

„Sind Sie die französischen Seeleute?

„Yes, Mylord," antwortete Rivallon.

Die Ballen wurden nun abgeladen und gegen ein paar Rollen Goldstücke eingetauscht.

„Jetzt, good morning, oder wenn Sie das besser verstehen, fare wel, Mylord," rief Rivallon. „Zurück nun an Bord! Wenn die Töchter des Generals mit ihren Kleidern nicht zufrieden sind, so will ich ihnen auf meiner nächsten Reise andere mitbringen."

Ich hatte inzwischen Zeit genug gehabt, die ganze seltsame Scene näher zu betrachten. Die Hütte war der elendeste Zufluchtsort, in dem jemals Menschen gelebt haben. Die Hütten der Pescherä's, der Seeländer, selbst der Hottentotten sind Paläste im Vergleich damit. Den auffallendsten Contrast bot hiegegen der Schleichhändler, ein junger, kräftiger, gewandter Mann. Das bronzefarbene Gesicht, die energische Beweglichkeit seiner Züge, sein kühner und doch beobachtender Blick, seine bündige Rede, Alles dies verwirklichte für mich den vollendetsten Typus jener schönen spanischen und italienischen Räuber, deren Bildnisse wir an den Schaufenstern unserer Kunsthändler bewundern. Wir hatten eben wieder unser Boot betreten und der Schleichhändler den Fuß in den Steigbügel gesetzt, als plötzlich aus einem Gebüsch ein Mann hervor sprang, jenen anhielt und mit lauter Stimme rief:

„Im Namen des Gesetzes verhafte ich Euch!

„Rudert drauf los, Jungens," flüsterte Rivallon; „da sind die Zollwächter! Vorwärts! Vorwärts!"

Was ging am Ufer vor? Ich weiß es nicht. Rivallon, um es zu erfahren, gebot nach einigen Minuten Halt. Er konnte nicht mehr für uns fürchten, da das Corpus delicti nicht mehr in unsern Händen war. Wir horchten und vernahmen ersticktes Geschrei, Pferdestampfen, Ausrufungen der Wuth und den wirren Lärm eines verzweifelten Kampfes; dann den Galopp eines einzigen Pferdes, und endlich ein immer leiser und schmerzlicher werdendes Gewimmer.

„Sollten sich die Messer in die Angelegenheit gemischt haben?" flüsterte der Lieutenant. Dieselben Seufzer wiederholten sich — dann hörten sie auf.

„Meiner Treu," sagte Rivallon, „sollte hier ein Mord geschehen sein, so mag Gott uns verzeihen. Hätte ich Das voraussehen können, ich hätte des Kapitäns Seidenstoffe lieber in's Wasser geworfen, als sie für den Preis eines Menschenlebens zu verkaufen,

und wär' auch dieser Mensch ein Zollwächter. Kinder, laßt uns an's Ufer zurückkehren; vielleicht ist der Mann noch nicht todt, und wir haben einen Arzt bei uns."

Kaum landeten wir, als eine Stimme uns zurief:

„Ohe! kommt mir zu Hülfe; ich stecke hier wie ein Fuchs in der Falle! Hierher!"

Der Klang der Stimme, die nur einem gesunden Menschen angehören konnte, machte uns Allen wieder Muth. Hingestreckt auf den Sand, und den einen Schenkel unter sein blutendes und unbeweglich liegendes Pferd gequetscht, fanden wir den Schleichhändler.

„Alle Teufel," rief er, als unsere Leute ihm wieder auf die Beine geholfen hatten; „ich wußte wohl, daß Ihr nicht taub seid, und mir zu Hülfe kommen würdet!

„Warum habt Ihr nicht eher gerufen?"

„Mir war bange, er möchte noch nicht todt sein!"

„Wer? Euer Hengst?"

„O nein, der Zollwächter, der sich erlauben wollte, mich im Namen des Gesetzes zu arretiren. Ich fürchtete, daß wenn Ihr zu meiner Hülfe gekommen wäret, er Euch noch erkennen würde. Drum wartete ich mit meinem Ruf, bis er seinen letzten Seufzer ausgehaucht."

Hätte der Tag in diesem Augenblick geschienen, so hätte er alle unsere Gesichter bleich vor Entsetzen über die rohe Kaltblütigkeit des Schleichhändlers gefunden.

„Halt ein," rief Rivallon, indem er ihn beim Arm ergriff; „führe uns hin, wo der Unglückliche liegt, und wenn er noch nicht todt ist, so werden wir uns seiner annehmen."

„Nein," erwiderte er, „ich sehe dergleichen Arbeit von meinen Händen nicht gern an. Es war nicht meine Schuld, warum hat er mein treues Pferd getödtet? Laßt mich jetzt gehen!"

Aber Rivallon mit seiner Eisenfaust hielt ihn fest; er mußte uns folgen.

„Todt!" sagte ich, als ich bei dem Leichnam niederkniete, um mit der Hand nach seinem Herzschlag zu fühlen.

Als ich aber noch einen letzten Blick des Mitleids auf den Leichnam warf, erkannte ich plötzlich den Fischer, der mich vorher gefahren hatte.

„Unglücklicher!" schrie ich; „was habt Ihr gethan! Es ist kein Zollwächter, es ist ein Fischer, den Ihr getödtet habt."

„Es ist ein Zollwächter," entgegnete er; „die Fischer sind fast alle unsere Freunde, und nur die Zollwächter tragen solche Säbel, wie der, welcher mein treues Thier getödtet hat."

„Aber seht ihn doch an; es ist mein Schiffer!“

Da sich der Schleichhändler noch immer weigerte, so faßte ihn Rivallon beim Genick und beugte ihn zum Leichnam hinunter; jener blickte ihn an, dann warf er sich plötzlich auf den Todten und stieß einen lauten Schrei der Verzweiflung aus. Er erkannte den Todten — es war sein Bruder.

„Thomas!“ schluchzte er; „Thomas, mein armer Bruder: Sieh mich an; sage mir, daß ich Dich nicht getödtet habe! Thomas, Thomas, erwache!

Er öffnete ihm die geschlossenen Augenlider; er küßte sein Gesicht, die Hände, die Wunde.

„Mutter Gottes!“ rief er plötzlich, „er hat geathmet, ich habe es gehört, er lebt!“

Wir horchten, vernahmen jedoch nichts. Der Schleichhändler aber wiederholte seine Behauptung mit einer so bestimmten Festigkeit, daß wir ihm halb und halb Glauben schenkten und den Ermordeten mit uns nahmen. Er erwachte wirklich; er ward verbunden und auf der „Asia“ untergebracht; denn auf die Verschwiegenheit unseres Schiffsvolks konnten wir uns verlassen.

Nach einigen Tagen lebte Thomas noch; sein Bruder hatte ihn nicht verlassen wollen; ich hörte sie eines Abends mit einander reden.

„Bruder,“ sagte der Sterbende, „ich glaubte, Du seiest Soldat und im Kriege gegen Peru?“

„Bruder,“ entgegnete der Andere, „ich bin desertirt und bin Schleichhändler geworden, um Reichthümer zu erwerben.“

„Ich, ich war Zollwächter geworden, um unsere alte Mutter zu ernähren, die noch immer in Penco-Viejo lebt, und ich hatte die Kleidung eines Fischers angenommen, um die französischen Schiffe besser beobachten zu können . . . O! ich erstücke . . . ich kann nicht mehr reden . . . Deine Hand . . . Leb' wohl! Denke an unsere Mutter. . . . Sie hat nun Niemand mehr, als Dich!“

„Wenn Du willst, daß ich lebe, so sage, daß Du mir verzeihst.“

„Ja, ja, ich verzeihe Dir. Leb' wohl.“

Thomas war verschieden.

Der Charakter des Chilianers ist eigenthümlicher Art, eine sonderbare Mischung von Empfindung und Kaltblütigkeit. So lange das Unheil, das ihn bedroht, noch nicht geschehen ist, so lange ihm noch ein wenig Hoffnung bleibt, klagt und weint er wie ein Kind. Energie und Willen zeigt er nur im Kampfe mit dem Leben. So wie das Unglück über ihn hereingebrochen ist, erhebt er sich, anstatt zerschmettert zu sein, und die Thränen und die Klagen weichen den Berechnungen der Vernunft.

„Kapitän," sagte der Schleichhändler wenige Minuten nach dem Tode seines Bruders, und nachdem er ein kurzes Gebet verrichtet hatte, „Kapitän, ich habe meinen Bruder getödtet, und er ist bei Ihnen gestorben. Aber fürchten Sie nichts; Niemand an der Küste soll etwas davon erfahren, wenn Sie mir ein Boot und fünf Matrosen leihen wollen. Ich will den Leichnam meines Bruders diesen Abend nach Penco-Viejo bringen, wo ein Priester ihn segnen und begraben soll. Ich werde dann meine Frau und meine Kinder holen, und wir wollen zusammen bei der alten Mutter leben. Dieser aber werde ich sagen, Thomas sei unter die Soldaten nach Peru gegangen. Stirbt die alte Frau, ehe er zurück ist, so braucht sie ihn wenigstens nicht als Opfer eines Brudermordes zu beweinen. Und da ich Deserteur bin, so werde ich dann den Schleichhandel wieder beginnen; ich kann keine andere Arbeit unternehmen, ohne die Gefahr, aufgegriffen zu werden. Wenn Sie einmal wieder mit verbotenen Waaren in den Hafen Concepcion kommen, so denken Sie an mich. Wollen Sie mir ein Boot und fünf Matrosen leihen?"

Die Seeleute leben in einem Zustand der Gnade: sie besitzen die Fähigkeit, rasch zu vergessen. Ohne dies würde ihr gefahrvolles, von mancher schrecklichen Episode verdüstertes Leben nur eine lange Kette von Schmerzen und Sorgen sein. Ein Sonnenstrahl muß sie über einen Sturm trösten. Der Befehlshaber unseres Schiffes dachte nicht mehr an die beiden Brüder von Penco-Viejo, als er wenige Tage nach Thomas' Tode in den festlichen Salon des Generals trat. Es war in der That ein herrlicher Abend; Tanz, Musik und Schönheit vereinigten sich, die flüchtigen Stunden wie ein Traum vorüberziehen zu lassen. Die Herren sowohl, wie die Damen waren nach europäischer Mode gekleidet; Alles trug gelbe Handschuhe, außer Freund Rivallon, der seine betheerten Hände unter seinen Kleidern zu verstecken suchte. Einige Augenblicke nach unserer Ankunft, flüsterte er mir traurig zu:

„Das ist eine nüchterne Versammlung; ich glaube gar, sie gehören zum Mäßigkeitsverein; da bringen sie Tassen mit Milch."

In der That, große Präsentirteller, auf denen Tassen mit jener unschuldigen Flüssigkeit gefüllt, standen, wurden in der Gesellschaft umhergereicht; dreimal ließ er sie an sich vorübergehen, indem er mit Schauder die Augen abwandte und mir zuflüsterte:

„Ich bin schon vor dreißig Jahren entwöhnt worden!"

„Rivallon," sagte ich ganz leise, nachdem ich meine Tasse unberührt bei Seite geschoben, „die Milch schmeckt sehr gut; man hat Ihnen schon mehrmals davon angeboten; es würde eine grobe Unhöflichkeit sein, sie nochmals vorübergehen zu lassen."

Der brave Junge zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit meiner Worte, und als der Präsentirteller wieder erschien, bemächtigte er sich einer Tasse, warf einen schmerzlichen Blick zum Himmel und trank mit dem Muth der Verzweiflung die ganze Flüssigkeit in einem Zuge. Dann nahm er eine zweite Tasse, dann eine dritte und vierte, später wieder eine, kurz er trank während des ganzen Abends davon.

„Wie?“ sagte ich, „schmeckt Ihnen jetzt die Milch?“

„Ja,“ erwiderte er, „die Milch ist gut; ich werde noch viel davon trinken, denn ich möchte gern recht höflich sein.“

Ich verstand seinen Gedankengang nicht; aber einige Minuten später, als ich mit einem Chilianer plauderte, und die Milchtassen wieder an mir vorübergehen ließ, fragte mich dieser:

„Lieben Sie den Eierpunsch nicht?“

„Ist das Punsch?“

„Nun allerdings.“

Ah! Jetzt ward mir die außerordentliche Höflichkeit Rivallons klar, der den Präsentirteller mit solcher Ausdauer verfolgte, daß er am nächsten Morgen taumelnd an Bord erschien.

Dennoch blieb ihm während des Abends Scharfsinn genug übrig, um mich auf die seidenen Kleider der jungen Damen aufmerksam zu machen.

„Es sind die Kleider von jener Nacht her. Erkennen Sie sie?“

Ich schauderte vor Entsetzen bei der Erinnerung an den armen Thomas, als die Reihe an mir war, mit einer der Damen zu tanzen, die in die Seide gekleidet war, welche das Leben eines Menschen gekostet hatte.

„Man findet,“ begann ich meine Unterhaltung, „im Hause des Generals die Salons von Paris wieder. Sie haben eine Toilette gemacht, mein Fräulein, die Ihnen zum Entzücken steht!“

„O wir empfangen oft „Nouveautés aus Frankreich.“

„Und wie empfangen Sie dieselben? Ich glaubte, es stände eine Strafe auf ihrer Einführung.“

„Das ist ein Geheimniß,“ sagte sie, indem sie einen der niedlichen Finger auf die Lippen legte. „Erst in den letzten Tagen ist uns ein Ballen Seidenwaaren wie vom Himmel herabgefallen. — Mein Herr, was kostet wohl in Paris die Elle von diesem Stoff?“

„Je nachdem,“ antwortete ich, „wir haben ihn zu verschiedenen Preisen. Aber mögen Sie, mein Fräulein,“ fügte ich düster hinzu, „nie erfahren, wie viel ein solches Kleid in Chili kosten kann.“

Sie verstand mich nicht; aber wenn sie mich auch verstanden hätte, ich glaube, das hätte sie nicht gehindert, die Nacht mit ungetrübter Heiterkeit zu vertanzen.

V.

Ein Besuch in Concepcion.

Wir hatten als Neuling im Seewesen an Bord unseres Schiffes einen armen jungen Mann von achtzehn Jahren, einen Bretagner, den die Anstrengungen der Reise, die mancherlei Entbehrungen und eine natürliche Anlage zur Schwindsucht fast in ein Skelett verwandelt hatten. Es blieb ihm nur noch ein Hauch von Leben, und der Consular-Agent in Talcahuana erlaubte uns, ihn dem Hospital in Concepcion zu übergeben. Ich übernahm dies.

Ich ritt auf einem feurigen Andalusier bei Sonnenaufgang nach dieser Hauptstadt der Provinz ab, während der Kranke auf einem von Ochsen gezogenen Wagen mir langsam nachgeführt wurde. Ich hätte die kurze Strecke zwar lieber mit der Jagdflinte zu Fuß zurückgelegt, aber die allgemeine Sitte widersetzte sich dem; ich würde mir die Verachtung aller Damen zugezogen haben; denn nur die Hunde reisen in Chili zu Fuß.

Vor nicht allzulanger Zeit hätte man allerdings diese Reise nicht allein unternehmen können, ohne Gefahr zu laufen, bestohlen, beraubt, ermordet zu werden; Dank der polizeilichen Ueberwachung aber ist jetzt der Weg vollkommen sicher. Ich empfand also nicht die mindeste Furcht, obwohl man mir noch am Abend zuvor mancherlei Geschichten erzählt von Personen, die an der Seite des Weges unter Hügeln verscharrt liegen, auf denen ein hohes hölzernes Kreuz als Denkmal ihres jähen Todes steht.

Schon lag die Hälfte des Weges hinter mir, als mein Pferd, das bisher leicht und graciös einhergetanzt war, plötzlich stutzte, schnuppirte und laut wieherte. Zwar setzte es sich sogleich wieder in Bewegung, aber schon nach ein paar Augenblicken wiederholte es dieselben Zeichen des Schreckens oder der Furcht.

„Holla!“ dacht' ich, „es wittert irgend etwas Ungewöhnliches.“

Ich liebkoste das Thier mit Wort und Hand, gab aber genau Achtung, ob sich irgend etwas zeigte. Wir galoppirten jetzt an einem dichten hohen Zaun entlang, dessen äußerstes Ende sich an einer Biegung des Weges verlor.

Noch zwanzig Schritt von dieser Biegung entfernt, springt mein Andalusier plötzlich zur Seite; ein Peitschenhieb bringt ihn auf den Pfad zurück, und nun erst bemerke ich einen Mann zu Pferde, gleich mir, der in gestrecktem Galopp, indem er unverständliche Worte murmelt und anscheinend mit einer Pistole droht, auf mich zueilt.

Ich erschrak, denn ich war unbewaffnet und konnte mich nicht vertheidigen. Dennoch verlor ich nicht den Kopf; ich sah ein, es blieb mir nur ein Weg der Rettung, die schleunigste Flucht. Mein Andalusier war ein rasches Thier; die Kugel, die mir Jener nachsenden würde, ging vielleicht fehl, und konnte ich nicht bald genug andern Reisenden begegnen, die mir Beistand leisteten? Ich wandte um und flog wie ein Pfeil zurück auf dem Wege nach Talcahuana. Der Räuber jedoch war noch schneller, als ich; mit einer unerhörten Geschwindigkeit war er mir auf den Fersen; ein kühner Sprung brachte ihn unmittelbar vor mich. Da stand er unbeweglich, mit ausgestrecktem Arm und einem Ausruf, der in meinen Ohren klang etwa: „la bourse ou la vie!“ (die Börse oder das Leben).

Ich griff in meine Tasche, um ihm mein Geld zu reichen, und mich dann glücklich zu schätzen, daß ich wenigstens noch das nackte Leben gerettet habe. — Da plötzlich überraschte mich der Ton seiner Stimme, die jetzt bittend und demüthig klang, nicht stolz und gebieterisch, wie die eines Straßenräubers. Ich horche und glaube zu begreifen, daß die Worte: „Feuer gefällig, Sennor!“ die er von Neuem ausspricht, wohl nicht „la bourse ou la vie!“ bedeuten.

Nun erst betrachte ich mir meinen Peiniger näher und erkenne einen armen Bettler, der, zu stolz, zu Fuß zu gehen, sein Handwerk zu Pferde betreibt; die fürchterliche Pistole aber, die mich so sehr erschreckt, war ein Stück Holz, ein Span vom „Zunderbaum“, das sehr lange glimmt, ohne Flammen zu geben oder zu verlöschen. Mit einem Wort, dieser Bettler, zu stolz, um zu fordern, ohne ein Gegendienst zu leisten, dieser ritterliche Bettler hielt Feuer in Bereitschaft für diejenigen Raucher unter den Reisenden, denen es an Streichhölzchen fehlen möchte.

Ich zündete also eine Cigarre an und gab ihm einen Real. Er dankte und grüßte auf's Höflichste, und ich steckte, etwas beschämt über meine Furchtsamkeit, die Börse wieder zu mir.

Nachdem ich in Concepcion meine Geschäftsangelegenheiten besorgt, kehrte ich in einem Gasthause ein, das ein alter Franzose dort hielt. Er war seit 1817 in Südamerika, wo er, wie so viele Andere, dem Freiheitshelden Columbia's, Bolivar, seinen Säbel und seinen Muth zur Disposition gestellt hatte. Sein lächelndes, blühendes Gesicht, seine joviale Beredtsamkeit, seine schlaue Gutmüthigkeit und sein noch immer echt französisches Wesen machten mir den alternden Herrn bald lieb, und ich verlebte einen sehr heitern Tag in seinem Hause.

Bei meinem Eintritt durch den Hof ward ich von einem großen storchähnlichen Vogel mit einer lärmenden Fanfare begrüßt. Es war ein Trompetenvogel oder Agami, wie in Chili fast in jedem

Hause einer zu finden ist; er schließt sich dem Menschen sehr vertraulich an und spielt eine wichtige Rolle. Tritt z. B. ein Fremder in ein Zimmer, wo er sich allein befindet, so nimmt er diesen ohne Weiteres für einen Dieb, stürzt hinaus und ruft mit kreischender Stimme um Hülfe.

Derjenige im Hause meines Wirthes, Don Gaspardo's, hatte das Amt, dessen kleinen Sohn Emilio jeden Morgen nach der Schule zu führen und Abends wieder einzuholen, und wenn der Knabe die Schule einmal schwänzen wollte, so wußte der Agami ihn durch Beißen zur Ordnung anzuhalten. Dafür genoß er aber auch gewisse Vorrechte; er wohnte allen Mahlzeiten unter dem Tisch bei, und empfing aus der Hand des Hausherrn oder der Hausfrau stets die erste Portion. Als mir beim Diner der Wirth ein Stück Wildpret auf den Teller legte, fuhr ich plötzlich mit einem Schrei des Schmerzes vom Stuhl empor. Alle Anwesenden lachten; ich aber ward fast ärgerlich, denn schon empfand ich einen zweiten Angriff auf mein Bein.

„Ah, Verzeihung!" sagte jetzt Gaspardo, „ich vergaß . . ."

Bei diesen Worten ergriff er ein Stück Braten, warf es unter den Tisch und beruhigte auf diese Weise den Zorn des Agami, der neidisch, daß er nicht zuerst bedient worden war, sich durch Beißen zu rächen suchte. Das hochmüthige Thier! Ich nahm mir vor, bei jedem neuen Gericht, das man mir reichen würde, zuvor zu fragen: „Ist der gnädige Herr Agami schon bedient?" Dennoch fühlte ich nicht lange darauf wieder einen heftigen Angriff auf mein Bein. „Das ist Unrecht, Don Gaspardo," sagte ich nun; „Sie sind mit dem Vogel im Einverständniß." Der Wirth versicherte, ihm von der Speise gegeben zu haben, ehe er mir angeboten. „Warum beißt er mich denn aber?" Don Gaspardo überlegte einen Augenblick, dann sagte er: Ich begreife jetzt, was er gegen Sie hat. Haben Sie nicht zu mir gesagt: „Ist der gnädige Herr Agami schon bedient?" Nun wohl, er hat es gehört und begriffen, daß Sie seiner spotten, indem Sie ihn als gnädigen Herrn behandeln." Ich war entwaffnet, und fing mit den übrigen Gästen an zu lachen über das vorgebliche Zartgefühl des Vogels und die scharfsinnige Erklärung seines Herrn.

VI.

Erzählungen eines alten Freiheitshelden.

Als die Tafel abgeräumt war und die dampfenden Kaffeetassen vor uns standen, gab uns Don Gaspardo manche Probe seines herrlichen Erzählungstalentes. Er war noch jetzt ein ebenso eifriger Jäger, als er früherhin Soldat gewesen, und wenn er auch bei seinen Jagdgeschichten wohl zuweilen seiner regen Phantasie die Zügel schießen ließ, so wußte er doch dafür aus den glorreichen Tagen der Befreiungskämpfe manchen wirklich merkwürdigen und interessanten Vorfall zu berichten.

„Bolivar," so erzählte er unter Anderm, „hatte den Schwur gethan, nicht den Degen in die Scheide zu stecken, so lange noch ein Soldat der spanisch-royalistischen Armee von Columbia bis an's Kap Horn zu finden sei, und er verfolgte sein Ziel, indem er auch zur Befreiung Peru's, Chili's und des Archipels von Chiloé seinen Arm bot. Mich beehrte er mit seinem besonderen Vertrauen, und einmal beauftragte er mich mit einer sehr wichtigen Sendung: Wir hatten die Royalisten bei Vargas geschlagen, und Bolivar erwartete, um nach Bogota, der Hauptstadt Neu-Granada's, zu marschiren, nur noch sichere Nachrichten über die Streitkräfte der Spanier, Nachrichten, die eine junge Dame aus Bogota ihm durch einen zuverlässigen Boten senden wollte. Bolivar beauftragte mich, dem Boten entgegen zu gehen, und falls ich ihn nicht zur bestimmten Stunde und am bestimmten Ort treffen würde, meinen Weg nach Bogota fortzusetzen und mit Pola, der schönen Donna Apolinaria Zalabarriata eine mündliche Besprechung zu suchen.

„Ich traf den Boten nicht, schlich mich daher als Bettelmönch verkleidet durch die spanische Armee und war mit Anbruch des Tages in Bogota. Hier herrschte eine allgemeine Bestürzung. Der Vicekönig, von der Niederlage der Spanier bei Vargas und von der Annäherung der Freiheitsschaaren unterrichtet, suchte den Widerstand zu organisiren, und sandte Boten über Boten nach den zerstreuten Truppen aus, die er rings um die Stadt zu vereinigen gedacht. Da er einen Aufstand der Bevölkerung fürchtete, so suchte er dieselbe durch Androhung der grausamsten Strafen einzuschüchtern.

„Den Fenstern seines Palastes gegenüber auf einem offenen Platz, hatte man einen Galgen errichtet, der von Stufen umgeben war; auf diese Stufen führte man, an Händen und Füßen gebunden, Alle, die von den Spionen des Patriotismus verdächtigt

worden waren; dann ging die Hinrichtung vor sich, und die Unglücklichen hatten noch die Qual, die vor ihnen angekommenen Opfer hinmorden zu sehen. Der Vicekönig sah von seinem Balkon aus zu, wie die Henker den Verdächtigen rasch den Garaus machten. Um zehn Uhr Morgens verließ er seinen Platz; denn es fehlte nun an Opfern.

„Ich erfuhr, daß er jetzt einem Kriegsgericht beiwohnen würde, das er über einige Personen zu urtheilen habe, die der Verbindung mit Bolivar angeklagt worden. Ich konnte nicht erfahren, wer die Unglücklichen seien, denn fast alle Bewohner hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen und wagten nicht, von den Angelegenheiten des Tages zu reden. Ich entschloß mich daher, auch meinerseits die Versammlung zu besuchen, in der Hoffnung, unter der Menge der Zuschauer einen der Mönche des Ordens zu treffen, dessen Kleidung ich trug; er würde mir, so glaubt' ich, Auskunft geben können über die neuesten Vorfälle. Wie groß aber war mein Entsetzen, als ich auf der Bank der Angeklagten Donna Apolinaria, sie selbst, die schöne Pola, erblickte, Arm an Arm gefesselt mit einem jungen Mann, den die Anklage als ihren Verlobten bezeichnete. Der Bote, dessen ich vergeblich geharrt, war in die Hände der Spione gefallen, und, mit dem Tode bedroht, hatte er das Geheimniß seiner Herrin preisgegeben.

„Der Prozeß dauerte nicht lange. Man klagte das junge Mädchen an, Bolivar schon seit längerer Zeit Notizen über die Stärke der spanischen Garnisonen in Neugranada, über die Bewegungen der Truppen und die Operationspläne zugesandt zu haben. Man klagte sie an, eine große Anzahl spanischer Offiziere zu ihren Gesellschaften geladen, durch Tanz, durch Lächeln und Galanterien berauscht und dann die nöthigen Nachrichten aus ihnen herausgelockt zu haben. Man klagte sie an, eine große Zahl Mitschuldiger zu besitzen und forderte deren Namen von ihr.

„Ich habe keinen Mitschuldigen," antwortete sie mit fester Stimme.

„Warum habt Ihr nicht von dem Verbrechen des Mädchens Anzeige gemacht?" wandte sich der Präsident an den Bräutigam.

„Er wußte nichts davon!" sagte sie eilig; „er ist nicht schuldig."

„Ich wußte Alles!" rief dieser.

„Pola hob die Augen zu ihm empor und dankte ihm mit einem langen, zärtlichen Blick. Nachdem das Urtheil gefällt, führte man beide in die Kapelle, und hielt sie hier bis zum andern Morgen gefangen, in der Hoffnung, daß sie Enthüllungen machen würden. Das Volk war durch die Grausamkeit des Vicekönigs auf's Aeußerste entrüstet; wäre nur die Armee Bolivar's nicht so weit entfernt ge-

wesen, so hätten wir wohl noch Zeit gehabt, die unglückliche Pola zu retten. So allein aber, was sollte ich beginnen? Ich verließ bei Anbruch des Tages das Kloster, in dem ich die Nacht zugebracht hatte, und beschloß, mich alsbald zu Bolivar zurück zu begeben. Ich hoffte, daß man die Hinrichtung Pola's und ihres Verlobten vielleicht noch verschiebe.

„Aber ich kannte den wilden Charakter des Vicekönigs nicht. Als ich jenen Platz überschritt, war ich erstaunt, ihn mit Soldaten und Menschengruppen angefüllt zu finden. Der Galgen stand noch immer da, und vor ihm eine Kompagnie Grenadiere mit erhobener Waffe. Ich hielt an, ich hörte die Menge von der Hinrichtung Pola's und ihres Verlobten reden. Nie werde ich die Schreckensscene vergessen. Der König erschien mit seinem ganzen Hof auf den Balkon in dem Augenblick, wo die beiden Verlobten auf einen Sitz, den Grenadieren gegenüber, geführt wurden. Sie trugen beide den Kopf hoch und frei; die Mönche bestürmten sie mit Ermahnungen und versprachen ihnen sogar volle Begnadigung, wenn sie Geständnisse machen würden.

„Pola blieb unerschütterlich. Ihr Bräutigam wollte reden, aber sie bat ihn, zu schweigen, und er schwieg. Endlich gab der Vicekönig ein Signal, die Grenadiere schulterten das Gewehr. Einen Augenblick ward Pola von Todesangst ergriffen.

„Henker!" rief sie, „habt Ihr den Muth, ein Weib zu ermorden?"

„Muth, Geliebte!" entgegnete mit lauter Stimme der Bräutigam; „wir sterben für das Vaterland und wir sterben zusammen!"

„Sie bedeckte sich mit der Mantille das Gesicht, und als sie dieselbe erhob und die tödtlichen Kugeln geflogen kamen, konnte man auf ihrem Corset die goldgestickten Worte lesen: „Es lebe das Vaterland!"

Trotz der strengen Strafe, die alle Verdächtigen traf, trotz der Grausamkeit selbst gegen die eigenen Soldaten, war zuletzt unter diesen eine wahre Epidemie der Desertion eingerissen, um sich den Freiheitsschaaren anzuschließen. Der spanische General Valdez ließ jeden fahnenflüchtigen Soldaten, der ins Lager zurückgebracht ward, standrechtlich erschießen. Täglich kamen solche Hinrichtungen in der spanischen Armee vor. Zuweilen erlaubte Valdez zwei Verurtheilten, um ihr Leben zu würfeln; wer die meisten Augen warf, war gerettet, der andere starb. Hatte der General eine Anwandlung von guter Laune, so begnadigte er wohl die beiden Spieler für den Fall, daß nur eine Kleinigkeit an der Gleichheit ihres Wurfs fehlte.

„Einst waren ein paar Zwillingsbrüder wegen Desertion zum Tode verdammt; man gestattete ihnen, um die Strafe zu würfeln; aber sie waren beide so heftig bewegt und zitterten so sehr an allen

Gliedern, daß es ihnen unmöglich war, den Schicksalsbecher zu schütteln. Zwei Offiziere derselben Compagnie thaten es daher an ihrer Statt. Aber seltsames Ereigniß! Beide Spieler warfen 18. Sie fingen noch einmal an: 21 für den ersten. Schon senden sie sich Abschiedsblicke zu; da leert sich der Becher des zweiten, und siehe, dieselbe Zahl 21 kommt zum Vorschein. Man beginnt noch ein drittes Mal; wiederum dasselbe Resultat. Als der General von dieser Beharrlichkeit des Schicksals zu Gunsten der Brüder benachrichtigt ward, schenkte er beiden das Leben." —

„Der General Sucre," so begann Don Gaspardo nach einer Pause eine neue Erzählung, „der General Sucre hatte Befehl erhalten, seine Division nach Angustara zu führen, dem Hauptquartier der Patrioten-Armee, die Bolivar in eigener Person befehligte.

„Die Division verließ Guyana la Vieja und fuhr in flachen Booten den Orinoco hinauf. Die Fahrt war mühevoll und langsam; aber es gab in diesem, von Wäldern, Savannen, Seen und Sümpfen bedeckten Lande keinen andern Weg, der auch nur für Indianer zu betreten gewesen wäre.

„Sucre schickte mich als Avantgarde mit einer Anzahl Soldaten voraus — denn ich war sein Vertrauensoffizier, sein erster Adjutant — um Bolivar schleunig eine wichtige Depesche zu überbringen. Später habe ich erfahren, daß er darin den Befreier von einer Verschwörung in Kenntniß setzte, welche die Damen von Angustara, lauter royalistische Megären, gegen sein Leben angezettelt. Ich kam noch zur rechten Zeit, und Bolivar war gerettet.

„Ich fuhr also mit meinen Soldaten den Strom hinauf, dessen hohe Wasser die Ufer überschwemmt hatten, so daß die Kronen der Bäume auf beiden Seiten nur wie Reihen von Buschwerk daraus hervorsahen.

„Für unsere erste Nachtruhe war es unmöglich, das Land zu betreten. Bei einer solchen Sündfluth hätten höchstens Tauben die Arche verlassen können.

„Am andern Tage jedoch war das Wasser schon etwas gefallen; die Stämme der Bäume sahen wieder daraus hervor; dann erschienen die Mangobäume, und endlich das Strauchwerk des Ufers mit seinen dichten Schlinggewächsen; aber Alles war mit einem dicken Schlamm überzogen. Am Mittag hatte die Sonne auch diesen getrocknet, und der Wind trug ihn als Staub von dannen; Leben und Geräusch erwachten wieder in der unermeßlichen Einöde: das Summen der Insekten, das Quaken der Frösche, das Klappern der Störche, der Reiher, der Pelikane.

„Noch immer indessen war der Strom sehr heftig, und es be-

durfte aller Kraft der Ruderer, um ihn zu besiegen. Wie freuten wir uns, zur Nacht an einer günstigen Stelle ein Lager aufzuschlagen, ein Feuer anzuzünden und einmal wieder auszuschlafen! Der Indianer, der uns als Pilot diente, aber versprach, uns in ein Dorf an einer Bucht des linken Flußufers zu führen.

„Diese Bucht war bald erreicht, eine Felsenbank jedoch lagerte sich davor. Dennoch landeten die vier ersten unserer Boote, Dank der Geschicklichkeit des Piloten, glücklich; das fünfte und letzte aber, das alle unsere Vorräthe trug, schlug um und war verloren. Ich befahl den anwesenden Indianern unter zu tauchen und Einiges von unserm Vorrath zu retten; aber sie weigerten sich, denn es zeigte sich hier und da der ungestaltene Kopf eines Alligators.

„Wir zündeten nun ein Feuer an, und die Soldaten begannen, am Ufer nach Schildkröten- und Kaiman-Eiern zu suchen. Ich hatte meinen Hunger durch einen Schluck Branntwein getäuscht, und begann nachzudenken, woher ich Lebensmittel für meine Soldaten nehmen solle. Ein Neger, den wir bei uns hatten, war am besten daran; er riß ein langes Bambusrohr aus und fing an demselben zu kauen. Ich bewunderte die gütige Vorsehung, als ich sein Wohlgefallen an dieser sonderbaren Speise bemerkte.

„Plötzlich erinnerte ich mich, daß der Pilot uns in ein Dorf zu führen versprochen hatte, wo wir sicherlich Mais und Yamwurzeln finden würden.

„Warum gehen wir nicht in das Dorf?" fragte ich ihn.

„Weil wir mitten darin sind, Master."

„Wir sind darin? Wo sind denn die Hütten und die Bewohner?"

„Die Bewohner sind auf Reisen, auf dem Fischfang oder auf der Jagd. Aber die Hütten sind da!"

„Da? . . . Wo denn?"

„Da, über Ihnen! Heben Sie den Kopf in die Höhe; sehen Sie sie nicht in den Bäumen? Sie sind auf den Gabeln der stärksten Aeste errichtet. Wenn die Indianer ihre Hütten auf der Erde bauen wollten, so würden sie ja bei jeder Ueberschwemmung fortgerissen werden; da oben aber hat es keine Gefahr."

„In der That unterschied ich auf den stärksten Zweigen wohl dreißig ziemlich fest gebaute Häuschen in einer Höhe von 40 bis 50 Fuß über dem Boden. Zahlreiche Einschnitte in den Stamm der Bäume machten es leichter, zu diesen Storchnestern hinaufzuklettern. Die Idee war bewundernswerth; aber ich hatte jetzt mehr zu thun, als über den erfinderischen Geist jener Naturkinder zu philosophiren.

„Diejenigen meiner Soldaten, die auf die Jagd ausgezogen waren, kehrten noch immer nicht wieder, und die zurückgebliebe-

nen fingen an, gegen mich, als den Urheber ihres Unglücks, zu murren.

„Warum waren wir nicht in Cahcara gelandet, wo der Admiral Diaz mit einer Flotille residirte; warum kehrten wir nicht noch jetzt dahin zurück?“ Fast war ich schon entschlossen, ihnen den Willen zu thun, als ich, o Wunder! am Fuß eines kleinen Hohlweges, der zum Wasser hinabführte, einen Baum bemerkte, der mit Austern über und über beladen war; nicht anders, als ob sie statt der Früchte darauf gewachsen seien. Sie mußten sich, als der Fluß ausgetreten war, daran festgesetzt haben, wie sie es zur Zeit der Fluth wohl an Felsen thun, und mußten da hängen geblieben sein, nachdem das Wasser sich wieder verlaufen hatte. Die Austern reichten indessen nur hin, unsern ersten Hunger zu stillen, und bald fing das Murren von Neuem an.

„Mit einem Male kamen einige der Soldaten über den Sand dahergelaufen und verfolgten mit Stockschlägen eine ganze Heerde kleiner Thiere, etwa in der Größe von jungen Hunden, die sich so rasch sie konnten, dem Fluß zu nähern suchten. Es waren junge Alligatoren, deren die Soldaten ein ganzes Nest voll aufgefunden hatten. Einige derselben wurden bald erlegt und ihrer harten Schale beraubt, an einem Degen aufgespießt und gebraten.

„Ich weigerte mich zuerst, davon zu essen, weil ich den Soldaten ein Beispiel der Enthaltsamkeit zu geben wünschte; da sie aber in mich drangen, so kostete ich aus Höflichkeit. Schmeckte das prächtig! Zart, weiß und weich, wie das Fleisch von jungen Hühnchen.

„Schon machten die Soldaten Anstalt, sich von Neuem auf die Alligatorenjagd zu begeben, als sich plötzlich in einiger Entfernung vom Ufer das ruhige, grüne Wasser des Flusses mit Schaum bedeckte, und ein dunkler, beweglicher Gegenstand bemerkbar ward, der sich dem Lande näherte, und in dem wir bald einen ungeheuren Alligator, vermuthlich die Mutter jener von uns verspeisten Jungen, erkannten. Wohin er sich wendete, ließ er einen langen Streifen einer öligen Fettigkeit hinter sich zurück, die das Wasser trübte.

„Jetzt war das Unthier nur noch wenige Schritte weit vom Ufer entfernt; wir hatten unsere Mahlzeit unterbrochen; Schrecken hatte Alles ergriffen; es war einer der kolossalsten Alligatoren, die ich je gesehen, und er schien nur noch zu warten, um die Zeit zu berechnen, in der er uns Alle würde verschlungen haben. Schon streckte er den weit geöffneten Rachen zum Wasser heraus.

„Master,“ sagte der Indianer ganz leise zu mir, — denn wir Alle wagten, kein lautes Wort zu reden — „dieser Alligator hat schon Menschenfleisch gefressen.“

„Warum?"

„Weil er uns so gierig betrachtet. Wenn diese Thiere einmal Menschenfleisch gekostet, so vergessen sie es nie mehr und trachten immer wieder danach. Sie würden ein Pferd, einen Stier, nein zehn Stiere verschmähen, um einen Menschen zu fressen."

„Master," fing der Indianer von Neuem an; „was würden Sie mir geben, wenn ich den Alligator tödtete?"

„Was möchtest Du haben?"

„Dieses Messer," erwiderte er, indem er einen Dolch von feinem Stahl liebkoste, den ich im Gürtel trug.

„Nein, nein, Yanis; ich will nicht, daß Du um einer elenden Waffe willen Dein Leben aufs Spiel setzest, Du armer Yanis."

„Fürchten Sie Nichts, Master; es ist nicht der erste Alligator, den ich getödtet habe. Soll ich das Messer haben?"

„Er näherte sich nun dem Saum des Waldes und schnitt den Zweig eines Baumes ab. Dabei zeigte er so viel Sicherheit und Ruhe, daß ich ihn endlich gewähren ließ. Die beiden Enden des Zweiges spitzte er scharf zu, härtete sie im Feuer, warf dann seine Kleider ab, watete in den Strom und ging mit ausgestrecktem Arm und mit jenem Pfahl bewaffnet, auf den Alligator los.

„Dieser tauchte von Zeit zu Zeit unter, kam aber bald wieder zum Vorschein mit noch immer weit geöffnetem Rachen. Kaum ward er den Indianer gewahr, so wandte er sich um und schritt langsam gegen ihn vorwärts. — Schon verengt sich der Raum, der die Feinde noch trennt, mehr und mehr; der Indianer zielt scharf auf den Rachen des Ungeheuers — wir sehen mit athemloser Spannung dem Moment entgegen, wo sie einander erreichen werden — jetzt stößt er zu; sein Arm dringt weit vor in den Rachen des Thieres, aber eben so schnell zieht er ihn auch zurück, und der Pfahl sitzt tief im Fleisch des Opfers. Dieses überschlägt sich und zappelt vor Schmerz; sein Blut färbt das Wasser weithin roth; es arbeitet gewaltig, den Kopf auf den Sand gekehrt und mit dem Schwanz in der Luft, um die tödtliche Waffe aus seinem Rachen zu entfernen; statt dessen stößt es sie aber nur tiefer und tiefer hinein.

„Jetzt war Yanis wieder bei uns. „Rasch mit dem „laso" herbei!" rief er aus. Es befanden sich nämlich unter den Soldaten einige Llanos, Prairienbewohner, welche die Pferde und Büffel mit einer Schlinge, dem „laso" einzufangen pflegen. Einer dieser Llanos sprang sogleich hinzu, und, das rechte Bein rückwärts, den linken Fuß fest auf den Boden gestemmt, warf er dem Alligator den laso über den Kopf. Er konnte uns jetzt nicht mehr entgegen. Der Indianer empfing als Belohnung den Dolch, den er sogleich einweihte, indem er ihn dem Unthier tief in's Herz

ſtieß. Ohne dies würde der Alligator, der ein äußerſt zähes Leben beſitzt, wohl noch vierundzwanzig Stunden gelebt haben.

„Meine Leute ſchnitten ſich aus ſeinem Fleiſch nun Roſtbeafs, und wenn dieſe auch etwas zäh und in keiner Weiſe mit dem zarten Leckerbiſſen eines jungen Alligators zu vergleichen waren, ſo ſtillten ſie doch den Hunger, und wir konnten am andern Morgen friſchgeſtärkt unſere Reiſe fortſetzen. Das Thier war 18 Fuß lang, und hatte einen Leibesumfang von 10 Fuß; auch verbreitete es rings um ſich her einen ſtarken Moſchusgeruch.“ —

Wie gern wäre ich noch einen zweiten Tag in Concepcion geblieben, um den Erzählungen meines intereſſanten Wirthes zuzuhören! Schon am nächſten Mittag aber mußte ich in Talcahuana ſein, wo der Kapitän das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Er ward indeß für ſeine Voreiligkeit beſtraft; denn wir bekamen bald einen ſo heftigen Sturm, daß unſer armes Fahrzeug ſchwer beſchädigt ward, und wir zu ſeiner Wiederherſtellung in die Bucht von San Carlos de Chiloé flüchten mußten.

VII.

Wie man Bürger von San Carlos werden kann.

Wer je einem Wallfiſchfahrer begegnet, der ſpreche mit ihm von San Carlos; die Stadt iſt einem Jeden unter ihnen bekannt, und wie wenig redſelig er auch ſonſt ſein möge, von ihr weiß er viel zu erzählen, ſo viel, daß man mit ihm übereinkommen wird, San Carlos könne das Paradies der Muhamedaner auf Erden ſein.

Ich habe einige Andeutungen über die Verwilderung der Sitten in Talcahuana gegeben; nachdem ich aber die Zügelloſigkeit Chiloé's kennen gelernt, ertheile ich den Chilianerinnen des Nordens Abſolution, erkläre ſie für tugendhaft und ſchweige.

In San Carlos ſind die Frauen für den Reiſenden die Hauptſache. Ich habe für ſie meinen Ausflügen ins Land entſagt; habe mein Herbarium, mein Muſeum, habe Regierung, Finanzen, Induſtrie und Handel vergeſſen; ich kenne nichts dort, habe nichts dort geſehen, als ſie allein. Auch ſind ſie in ſolcher Ueberzahl vorhanden, daß dies dem Fremden ſofort in die Augen fällt. Auf allen Booten, welche die Bucht durchſchneiden, um Holz oder andere Vorräthe nach der Stadt zu bringen, erblickt man nur Frauen; ſie führen das Ruder, und es iſt ſelten, daß ſie von einem Mann

oder gar zweien darin unterstützt werden. Und wo sieht man Männer, sobald man die Stadt betreten hat? Ein oder zwei Zollbeamte, der Chirurgus, ein europäischer Krämer, der in den Straßen unechte Schmuckſachen feil hält, die Schildwache vor dem Rathhaus, der Indianer, der von den Bergen herabgekommen ist, und die Matrosen von der Rhede, die im Schmutz waten — das ist Alles. Aber über den Kopf geworfene, unter dem Kinn zusammengeknüpfte Schleier, unter deren Spitzen ein Paar schwarze Augen blitzen; aber Röckchen, kurze Röckchen; aber schlanke bewegliche Gestalten, die an Euch vorübertänzeln, so nah, daß sie Euch berühren, daß sie Euch in Feuer setzen, die einen in seidenen Stiefelchen, die andern in Holzschuhen oder barfuß — diese sieht man in großer, großer Menge. — Unter 25,000 Seelen, so hoch beläuft sich die Bevölkerung Chiloé's, befinden sich 20,000 Frauen. Dieser Mangel an Männern ist ein Uebelstand für das Land, und die Regierung benutzt daher die schönen Augen der Kreolinnen, um die Zahl ihrer Bürger aus den Reihen der Fremden nach Möglichkeit zu vergrößern. Eine Heirath kann dort in weniger als vierundzwanzig Stunden projectirt, beschlossen, eingesegnet und gerichtlich bescheinigt sein. Da bedarf es keines öffentlichen Aufgebotes, keiner Gutheißungen und Contracte, keiner aller jener Vorbereitungen, wie in Europa, wo das Mißtrauen auf beiden Seiten herrscht, wo die Ehe wie ein Handelsgeschäft abgeschlossen wird, bei dem beide Parteien gegenseitige Bürgschaft fordern, als ob Jeder fürchtete, eine Thorheit zu begehen.

In Chili, in San Carlos ist es hinreichend, einander zu gestehen, daß man sich liebt; dann kniet man nieder zu den Füßen eines Priesters, welcher die Eheformel spricht, das Bündniß segnet, und für eine billige Entschädigung von zwei Piastern es in die Pfarrregister einträgt. Mit einem Wort: eine Heirath in Chili vollzieht sich mit der größten Leichtigkeit, und jedes Schiff, das in San Carlos Anker wirft, pflegt die schönsten Burschen seiner Mannschaft hier zurückzulassen.

Aber die Sache hat auch ihre Schattenseiten. Das Gesetz, die Verwaltung, die keinen Einspruch erheben in der Hochzeitsstunde, melden sich später; und wehe dem Unglücklichen, der vielleicht nördlich vom Aequator schon eine Gattin sein nennt! Ihn wird kein europäisches Gesetz beschützen; er wird, der Doppelehe überführt, zum Tode oder zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken verurtheilt.

Gesetzt aber auch den Fall, daß man dieses Verbrechens nicht schuldig ist, daß man ein Recht hat, sich zu vermählen, daß man selbst in dieser Ehe glücklich lebt; eines Morgens erwacht die Erinnerung an die Heimath; sie läßt dem Herzen keine Ruhe mehr;

man will das Vaterland, das Vaterhaus wiederſehen, den Zurückgebliebenen erzählen, wie man jetzt Familienvater geworden und Reichthümer erworben; man will mit einem Wort eine Reiſe nach Europa machen: da erſcheint der Scherge, der Richter, ſelbſt der Oberrichter, und führen Euch gewaltſam zurück unter das eheliche Dach und halten Euch da feſt, wenn nicht die gnädige Frau Gemahlin in aller Form Rechtens Euch ſelbſt den Erlaubnißſchein ausſtellt, das Kap Horn zu umſegeln.

Ein Landsmann und Schiffsarzt erzählte mir folgende Geſchichte, wonach auch er nahe daran war, ſich feſſeln zu laſſen. Hier die kurze Geſchichte ſeiner Heirath:

„Ich war," erzählte er, „zwei Tage vor unſerer Abreiſe mit meinem Kapitän zu einer Abendgeſellſchaft geladen, die von einer Dame der Ariſtokratie, einer Wittwe und deren ſchöner heirathsfähiger Tochter veranſtaltet worden war. Das Fräulein, Namens Tranſita, war längere Zeit hindurch leidend geweſen, und hatte ihre Geſundheit erſt ſeit den Beſuchen eines franzöſiſchen Arztes wiedergewonnen. Dieſer Arzt war ich.

„Ich war der Gefeierte aller geladenen Damen; ihre kleinen Aufmerkſamkeiten, ihr Lächeln, ihr Geplauder galten mir; ja ſie wußten mich ſelbſt noch zurückzuhalten, nachdem die übrigen Gäſte ſich bereits zurückgezogen hatten. Als ich bei Anbruch des Tages endlich an Bord landete, verfolgte mich noch immer das Andenken Tranſita's, ihrer zärtlichen Blicke, ihrer weißen Zähne, ihrer weichen Hand. Ich ſchlief nur ein, um von ihr zu träumen.

„Da unſere Abreiſe unwiderruflich auf den nächſten Morgen feſtgeſetzt war, ſo hielt ich es für meine Schuldigkeit, den Damen gegen Abend noch einen kurzen Abſchiedsbeſuch zu machen. Schon auf dem Wege indeſſen begegnete mir ein Bote, der mich ſchleunig zu ihnen beſchied, weil eine ſchwer Kranke meiner bedürfe. Es war dies eine Anverwandte Tranſita's, ein ſchönes junges Mädchen, das bleich und regungslos wie ein Marmorbild auf einem Ruhebette lag. Erſt heute hatte man ſie vom Landſitz ihrer Eltern nach San Carlos gebracht, um meinen Rath zu hören.

„Tranſita führte mich an ihrer weichen Hand vor das Lager der Kranken, und empfahl ſie mit ihrer ſüßen, zärtlichen Stimme meiner Sorge. Auch ließ ſie mit ihren dringenden und rührenden Bitten nicht eher nach, als bis ich noch dieſe Nacht mit ihr bei der Kranken zu wachen verſprach. Tranſita's Mutter, die der Kranken, und noch eine befreundete Dame, welche zugegen blieb, waren bald im offenen Nebenzimmer eingeſchlafen; nur wir ſaßen wachend dicht neben einander und flüſterten mit leiſer Stimme, ſie immer in caſtilianiſcher Sprache, ich immer franzöſiſch; aber wir verſtanden einander zum Entzücken, ſo ſehr iſt der Ausdruck der

Liebe die wahre Universalsprache. Der Zufall wollte, daß ich bei dieser Unthaltung, ohne irgend welche Bedeutung hineinzulegen, das Wort „Ehe“ aussprach.

„Bei diesem Wort erwachte plötzlich eine der Tanten; sie weckte die andern Damen, und ehe ich mich dessen versah, erklärten sie mir im Namen von Transita's Mutter, daß, da ich Transita zur Ehe wünsche, mir ihre Hand bewilligt sei. Ich wollte eine Ausrede, eine höfliche Entschuldigung stammeln, aber schon lag das süße, tief erröthende Mädchen in meinem Arm, und die Hand der gütigen Mutter ruhte segnend auf unsern Häuptern.

So war ich denn gefangen, war besiegt, unterjocht! Mein wirkliches Wohlgefallen indessen an dem schönen Mädchen gab mir bald die Fassung wieder, und sie noch immer umschlungen haltend, rief ich: „Ja, Transita und San Carlos auf ewig!“

„Die Kranke war inzwischen nicht vergessen, aber man sah doch ihrem unabwendbar nahen Tode mit Fassung entgegen. Sie ward, als der Tag dämmerte, einer Dienerin überlassen, und die Damen kündigten mir an, daß es Zeit sei, uns zu dem wichtigen Akt der Trauung in die Kirche zu begeben. Schon hörten wir die Glocke läuten. Ich machte keine Widerrede; ich war entschlossen, mich zu verheirathen und das Schiff ohne mich absegeln zu lassen.

Wir gingen durch den Garten und schlugen dann einen ländlichen Pfad ein, der zu dem Hügel führte, wo die Kirche stand. Mutter und Tante gingen voraus; die Geliebte stützte sich auf meinen Arm; wir waren glücklich. Als wir die Höhe erstiegen, lag die Bucht im Morgenglanz vor uns; ich erkannte unser Schiff mit seinen flatternden Wimpeln; es lag noch unbeweglich. O Macht der Liebe! Ich blieb kalt und fühllos beim Anblick dieses Schiffes, das mir so lange ein schwimmendes Vaterland gewesen!

„Der Priester erschien mit zwei Kirchendienern, von denen der eine die Kerzen anzündete, der andere das große Kirchenbuch herbeibrachte. Der feierliche Augenblick nahte. Schon hatte ich meinen Namen, Zunamen und Stand, den Namen und Zunamen meiner Eltern, mein Alter, meinen Geburtsort ꝛc. angegeben, als der Priester ungeduldig fragte: „Werden die Zeugen erscheinen oder nicht?“

„Wir sahen uns Alle bestürzt an; Transita hatte die nöthigen Zeugen in ihrer Mutter und Tante bei sich; daß aber auch ich deren mitbringen mußte, daran hatte Niemand gedacht. Die Damen waren in Verzweiflung; endlich fielen ihnen zwei in der Nähe wohnende befreundete Kaufleute, zwei Brüder, ein, die mir den Dienst gern leisten würden; ich küßte meiner Braut die Hand und eilte fort, die Herren herbeizurufen. Als ich in die Nähe der Bucht kam, wo sie wohnten, hörte ich plötzlich das Geräusch einer Anker-

kette, die aus dem Waſſer gezogen ward und ſich um ihre Winde rollte. Es wirkte magnetiſch auf mich, wie auf den verbannten Schweizer das Kuhhorn ſeiner Heimath. Dort lag mein theures Schiff, die „Aſia", bereit hinauszuſegeln nach dem geliebten Vaterland! Ich konnte es nicht allein ziehen laſſen; ich ſtand . . . ich zögerte . . .

„Da legte ſich eine kräftige Hand auf meine Schulter, es war die des Kapitäns, der ſich ſoeben an Bord begeben wollte.

„Ah," ſagte er lächelnd, „da ſind Sie endlich, Umhertreiber!"

„Ich war beſtürzt, zerſtreut, ich ſah ihn verwirrt an, und wußte nichts zu antworten. Er aber nahm mich mit ſich fort, und ich folgte willenlos.

„Als ich aber erſt das Schaukeln des raſchen Bootes empfand, als der friſche, ſchwellende Seewind mir die Stirn fächelte und kühlte, da kehrte mir die Beſinnung zurück; ich war glücklich, der Freiheit und dem regen Seeleben wiedergegeben zu ſein. Zwar ſandte ich zuweilen noch einen Seufzer nach der ſchönen betrogenen Tranſita hinüber; aber es war nicht der bittere Seufzer der Reue.

„Was iſt aus ihr geworden? Hat ſie mich beweint, mir geflucht oder mir verziehen?" —

VII.

Peru.

Mit einer gewiſſen hiſtoriſchen Ehrfurcht betrat ich, von J. Jago kommend, den peruaniſchen Boden. Befand ich mich doch jetzt in dem Lande, von welchem aus, als es durch den im Jahre 1531 hier landenden Franz Pizarro erobert wurde, die Kunde von einem Goldparadieſe über die ganze Welt ſtrömte, das Tauſende und Abertauſende von gewinnſüchtigen Abenteurern unter der ſpaniſchen Flagge hieher trug. War ich doch in dem Lande der uns jetzt zur Sage gewordenen Incas, jener die Sonne anbetenden Könige von Peru, aus deren Schatzkammern die Spanier zahlloſe Schiffsladungen von Gold- und Edelſteinen in das heimathliche Mutterland ſchleppten; in dem Lande, daß meine Kindesphantaſie erhitzte, wenn ich die von Gold, Silber und Diamanten durchblitzte Geſchichte jener ſpaniſchen Eroberungskriege las. Wie viel Strafen

und Verweise meiner Lehrer verdanke ich diesem Peru, wenn ich nach jener Lectüre keinen Sinn für Mathematik und Religion hatte, weil meine Gedanken noch in jenem Sagenreiche der dreizehn Incas verweilten, für das ich zu spät geboren worden, da ja die Spanier all das schöne Gold seit Jahrhunderten bis auf den letzten Dukaten herausgeschleppt hatten!

O über die nüchterne Prosa unserer Zeit! Schon mein erster Eintritt in dieses Land zerschlug alle meine Illusionen, überzeugte mich, daß seit der Zeit der spanischen Conquistadores oder Entdecker und unserer Gegenwart die Herrschaft jener glücklichen Spanier, die hier im Golde wühlten, längst untergegangen; denn Peru gehört seit lange nicht mehr den Allerkatholischsten Majestäten von Spanien; es ist Republik geworden seit 1821 und Alles, was ich von jenen glänzenden Eroberern noch sah, war der armselige Schädel des erschlagenen Helden Pizarro, der aber ebenso gut jedem Andern gehört haben konnte, als ihm.

Der Reisende, welcher Lima, die Hauptstadt von Peru, durch die prächtige Callao-Allee betritt, macht sich auf ganze Reihen von Palästen, paradiesische Gärten und eitel Eleganz und Blumenduft gefaßt, kaum aber hat er die Portada hinter sich, so schwindet alle Illusion. Er sieht sich zwischen verfallenen Häusern mit Bambusdächern und zwischen einer Bevölkerung, die Schmutz und Elend athmet; sieht sich von ekelhaften Geiern (gallinazos) umflogen, die mit wildem Geschrei sich den auf die Straße geworfenen Unrath streitig machen und laut Befehl der Obrigkeit geschützt werden, weil diese gefälligen Thiere das Geschäft der Straßenreinigung besorgen. Nur inmitten der Stadt beginnt einiger Luxus, und zwar mit der Straße der Mercaderes oder Kaufleute, welche in die plaza mayor endet und den Glanzpunkt der Stadt bildet. In Lima ist mit Ausschluß einiger eleganten französischen Läden Alles Ruine, und seit dem Erdbeben von 1746 scheint es sich nicht wieder erholt zu haben. Die einzige Originalität der Stadt ist das weibliche Publikum. „Gott schütze Sie vor den Frauen Lima's," sagte mir ein Bekannter, als ich Chili verließ, mit warnender Stimme; und doch hatte ich bisher so viel Reisende von diesen Frauen schwärmen gehört. — Die Frauen von Lima tragen den unverkennbar spanischen Typus, sie sind schön, aber dabei verschwenderisch, dumm und leichtsinnig; glücklich diejenigen von ihnen, welche lesen und schreiben können. Es giebt in Lima Pensions-Anstalten, aber hier herrscht der Unterschied, daß nicht die Lehrerinnen, sondern die Schülerinnen befehlen und Alles nach ihrer Caprice gehen muß. Was brauchen die Mädchen von Lima; sind sie nicht schön und haben sie nicht das Recht, bewundert zu werden? Was braucht man da zu lesen oder zu schreiben, zu sticken oder zu weben, oder Bil-

dung zu besitzen? Geographie und Geschichte sind für sie böhmische Dörfer; die Mode ist für sie Alles, Alles. In ihren Shwal oder Mantille gehüllt, sitzt die Dame in ihrem Stuhl; tritt ein Gast herein, so ladet sie ihn ein, Platz zu nehmen, richtet einige sehr gewöhnliche Worte an ihn, und da ihr nichts weiter einfällt, so schweigt sie. Die Conversation beschränkt sich auf ein Si oder ein No, oder auf ein ay Sennor! und nur die Chronique scandaleuse ist im Stande, sie in Fluß zu bringen. Draußen aber auf der Promenade ist ihre Welt. Mit ihrem schwarzen Haar, ihren Augen, die alle Heiligen des Paradieses in Versuchung führen könnten, ihren zierlichen Händen und Füßen stolzirt sie dahin. Die Corrida, das Stiergefecht, ist ihre Welt; wenn sie kein Geld hat, verkauft sie ihrem Gatten die Matratze unter dem Leibe, um sich ein Fläschchen eau de Cologne und einen Platz in der Arena zu kaufen. Auch bei Festlichkeiten trinkt sie den Männern zum Trotz; ihr Gesicht illuminirt sich, ihre Unterhaltung wird wild und confus, und am andern Morgen hört man sie nicht selten ausrufen: Me he mereado! Ich habe mich gestern betrunken. Die Liebe, das Glück der Ehe, und alle übrigen inneren Glückseligkeiten existiren für sie nicht; sie kennt nur den Luxus, das Vergnügen und leider die Ausschweifung.

Die hauptsächliche Bevölkerung von Peru besteht so zu sagen aus Räubern, und die Salteadores spielen daher eine erste Rolle. Drei Ursachen befördern die Vervielfältigung dieser Klasse: die Faulheit, der Mangel jeder Kenntniß von Moral und die Gleichgültigkeit der Behörden. Viele der Schwarzen, der cholos und zambos, ziehen das Vagabondiren einer ruhigen Thätigkeit vor, und keiner wird deshalb minder geachtet. Früher wurden die Mörder unbarmherzig auf der plaza mayor erschossen, jetzt bringt man sie ins Gefängniß, wenn man sie überhaupt ergreift und verurtheilt. Ein Artikel der Verfassung selbst erlaubt nicht mehr als fünf tödtliche Bestrafungen im Laufe des Jahres; hat man noch einige Hallunken darüber hinaus, so spart man sie bis zum nächsten Jahr.

Die Unzulänglichkeit der Legislation, die Schwäche der Behörden und die Bestechlichkeit der Kerkermeister erklären die Unzahl der Salteadores, welche Peru und die Umgegend der Hauptstadt verwüsten. Sie bilden gut organisirte, armirte und equipirte Banden mit einem Generalstab und einem Hauptquartier in irgend einer Höhle der Gebirge, wohin sie ihre Beute schleppen; die unteren Beamten der Polizei sind nicht selten ihre guten Freunde, sie belagern daher die Landstraßen und dringen auch wohl in die Vorstädte der Hauptstadt. Erst wenn ihre Verwüstungen überhand nehmen und die Journale die Behörden zu energischen Schritten

drängen, schickt man die Husaren oder Gensdarmen zu einem Treibjagen aus; nicht selten bleiben in solchen Gefechten die Räuber Herren des Schauplatzes; werden sie aber besiegt, so binden die Gensdarmen die Todten und Verwundeten auf ihre Pferde, schleppen sie zur Stadt und werfen sie auf den Inquisitionsplatz in den Staub, wo sie mit Blut besudelt, tagelang eine Augenweide des Volkes bilden. — Eines Abends, als ich über diesen Platz schritt, sah ich zwei solcher verwundeten Salteadores dort liegen, umgeben von einer Anzahl Neger. Einer von ihnen, ein schöner kräftiger Zambo, hatte drei Kugeln im Kopf und eine in der rechten Seite; sein Antlitz trug noch die Spuren der Wuth, mit welcher er sich vertheidigt. Der andere, ein Indianer, hatte eine klaffende Säbelwunde in der Stirn. Er athmete noch und bewegte sich, während ich ihn betrachtete. Die Masse schaute ihn neugierig an; ein Kind lief zu der gegenüberliegenden Kaserne und erzählte der Schildwache, einer der Räuber sei noch nicht todt. Die Schildwache kam, um sich zu überzeugen, und setzte dem sterbenden Banditen die Mündung der Muskete an's Ohr, um ihm den Schädel zu zerschmettern; die Menge jedoch fiel ihm in den Arm, und entrüstet wandte ich mich ab von diesem Schauspiel.

Da Peru keine eigentlichen Landstraßen und also auch keine Wagen besitzt, ist man genöthigt, zu Pferde oder auf einem Maulthier mit einem Arriero zu reisen, der als Führer und Wärter dient. Als ich die Ruinen von Pachacamac besuchen wollte, ließ ich mir von einem Freunde den zuverlässigsten Arriero, einen Indianer, Namens Vicenta, nachweisen, der als der gewissenhaftigste Führer bekannt war. Unterwegs fragte ich Vicenta, ob es in dieser Richtung Salteadores gäbe. „Hay bastantes" (es giebt genug), antwortete er mir; „man hat erst gestern einen französischen Uhrmacher ausgeplündert." Kaum hatte Vicenta diese Antwort mit einem lauten Gelächter begleitet, als ich das Geschrei: „Alto ahi" (Halt) neben mir hörte. Vicenta sprang im Sattel auf und ich ebenfalls. Aus einem Gebüsch sahen wir zwei weite Gewehrmündungen und dahinter zwei braune Köpfe herausschauen. Ein dritter Kopf stieg über ein Felsenstück hervor und der Räuber sprang auf uns zu.

„Sie sehen, Caballeros," sagte er mit impertinentem Scherz, „daß hier keine Vertheidigung nothwendig; meine beiden Advokaten dort werden meine Sache unterstützen."

Ohne zu überlegen, suchte ich die Geldstücke hervor, welche ich besaß, während Vicenta keine Miene verzog. Plötzlich kroch einer der Räuber aus dem Gebüsch hervor, und während ich dem Andern mein Geld reichte, rief der Erstere Vicenta zu:

„Wie, seid Ihr es, amigo? Wir haben uns lange nicht gesehen!“

Vicenta's Gesicht strahlte vor Freude.

„Ich führe diesen braven Caballero nach Pachacamac und ich hoffe, daß Ihr so artig sein werdet, sein Geld nicht anzunehmen.“

„Ihr wißt,“ antwortete der Bandit, „daß ich Euch nichts abschlage, was in der Möglichkeit liegt; aber das Geschäft geht schlecht und wir haben keinen Pito in der Tasche.“

„Aber der Herr ist mein Schützling,“ rief Vicenta; „er ist nicht reich, und ich dulde nicht, daß Ihr ihn rupft.“

„Por dios,“ antwortete der Räuber, „so wollen wir die Sache arrangiren! Wie viel hat der Herr gegeben?“

„Zehn Piaster und drei Realen!“

„Theilen wir also! Seid Ihr zufrieden, Sennor extrangero?“

„Mit Vergnügen,“ antwortete ich, sehr zufrieden mit diesem Arrangement, zog höflich meinen Hut, empfing meine fünf Piaster zurück und trollte mich weiter.

Unterwegs suchte sich Vicenta von meinem Verdacht zu reinigen, als spiele er mit den Spitzbuben unter einer Decke, er erklärte mir seinen Einfluß auf dieselben folgendermaßen:

„Ich habe ein unfehlbares Mittel, mich mit ihnen auf guten Fuß zu stellen. Am Donnerstage, wenn ich in Lima bin, besuche ich die Gefängnisse und vertheile Taback und andere kleine Geschenke an die Gefangenen; deshalb ist mein Name bei allen diesen armen Teufeln gesegnet, und da drei Viertel von ihnen wieder zu ihrem alten Gewerbe zurückkehren, so bleiben sie mir dankbar.“

Obgleich die Beispiele von Menschlichkeit bei den Salteadores nicht selten sind, giebt es unter ihnen doch finstere Charactere blutdürstiger Natur, welche in ihrem scheußlichen Handwerk zu Allem fähig sind. Wenn zu ihrer angebornen Brutalität sich noch ein Trieb zur Grausamkeit oder zur Rache gesellt, so sind sie wahre Teufel, und man erzählt von ihnen die entsetzlichsten Dinge. Vor einem Jahre hatten sich eine Modistin und zwei Kaufleute von Lima nach Chorillos begeben. Sechs bewaffnete Räuber überfielen sie, plünderten sie und zwangen die Kaufleute bei Todesstrafe, ihres Weges zu gehen, ohne zurückzublicken. Die zitternde Modistin wurde trotz ihres herzzerreißenden Geschrei's nackt an einen Palmbaum gebunden und auf's Scheußlichste mißhandelt, und erst am Abend wurde sie durch Vorübergehende, geschunden und halbtodt, erlöst. Das blutigste Drama dieser Art war jedenfalls folgendes: Vor wenigen Jahren lebte in Lima eine junge Pariserin, an einen französischen Kaufmann verheirathet, den wir X. nennen wollen. Sie war ebenso ausgezeichnet durch Charakter, wie durch Geschmack und Schönheit, war von ihrem Gatten geliebt, von den Männern

verehrt, von Allen geachtet und ein Gegenstand der Eifersucht der Weiber! Ihr Gatte hatte im Weichbilde von Lima ein Haus und einen Garten gemiethet, in welchem er oft tagelang mit seiner Gattin und seinem Bruder Eduard sich aufhielt. Eines Abends, nachdem man den Thee getrunken, zog sich Eduard in sein an der Thür des Hauses belegenes Zimmer zurück, während das Ehepaar das seinige suchte. Um Mitternacht erwachte Eduard durch ein seltsames Geräusch. Unbekannte Männer waren im Begriff, die Thür zu sprengen, und stürzten herein. Eduard war tapfer, aber ehe er noch sein Gewehr ergreifen konnte, hatten ihn die Salteadores auf das Bett gebunden und geknebelt. Kaum hatte er Zeit gehabt, die Seinigen durch lautes Rufen zu warnen. Die Räuber, Schwarze, cholos und zambos, waren ihrer fünfzehn, alle mit Dolchen und Gewehren bewaffnet; ein Theil der Bande umzingelte das Haus, während die Andern hineindrangen. Sie wußten aus guter Quelle, daß X. eine Summe von hundert Unzen bei sich hatte, und daß seine Frau Schmucksachen besaß. Nachdem sie Eduards Zimmer geplündert, eilten sie in das der Gatten. Die letzteren hatten sich auf Eduards Geschrei erhoben und eilig das Zimmer verbarrikadirt. X. hatte seinen Karabiner geladen und seine muthige Frau ihm beim Barrikadiren geholfen.

„Wer seid Ihr?" rief X., als die Räuber sein Zimmer erreichten. In demselben Augenblick stürzten sich diese auf die Thür, dieselbe mit Kolbenschlägen überhäufend. X., der jetzt einsah, daß er nichts gegen die Uebermacht ausrichten werde, baute auf die Festigkeit der Thür, und überzeugt, daß die Räuber nur kamen, um zu plündern, eilte er, seine Frau zurücklassend, durch eine geheime Hintertreppe hinab, durch den hintern Theil des Gartens und zu einer Kaserne, um Hülfe herbei zu holen. Die Soldaten hatten hiezu keine Lust. Inzwischen war es den Räubern gelungen, die Thür zu sprengen; sie stürzten sich auf die junge Frau, die ihnen entschlossen entgegentrat und ihnen eine Handvoll Unzen aushändigte. Ein lautes Freudengeheul erfolgte; aber die Räuber, nicht zufrieden hiermit, verlangten auch den letzten Quartillo und namentlich ihre Schmucksachen. Während Alles in ihre Hände wanderte, kehrte der Muth der jungen Frau zurück. Sie glaubte in einem der Räuber eine bekannte Stimme entdeckt zu haben; derselbe trug eine schwarze Larve vor dem Gesicht, und mußte also Ursache haben, sich unkenntlich zu machen. Entschlossen riß ihm das junge Weib die Larve vom Gesicht. „Du bist's, Antonio?" rief sie, ihren eigenen Diener, einen Menschen von indianischer Race, erkennend. „Was habt Ihr gethan, Wahnsinnige!" rief dieser. „Ich dachte Euch zu schonen, aber Ihr wollt es nicht anders!" Er zog sein Messer und bohrte es dreimal in den Hals der Unglücklichen. Zwei an-

dere Salteadores folgten seinem Beispiel, und als X. zurückkehrte, fand er seine Gattin im Blute schwimmend und von sechs Dolchstichen durchbohrt. Sie athmete noch, hauchte aber nach wenigen Minuten ihren letzten Seufzer aus.

Ein Schrei des Unwillens erhob sich in ganz Lima, als dies entsetzliche Ereigniß bekannt wurde; nur die Obrigkeit nahm die Sache mit der gewohnten Gleichgültigkeit hin. Es bedurfte erst der energischen Reclamationen des französischen Consuls, um die Behörden zu ihrer Schuldigkeit zu zwingen, und so gelang es denn wirklich, einen der Mörder zu ergreifen, der denn auch erschossen wurde.

So wüst das Land an sich, ebenso verwüstet ist die Hauptstadt desselben, denn Alles, was sie an Glanz besaß, ist von den Bürgerkriegen zertrümmert worden. Die Paläste sind zerfallen, die Kirchen ihres Schmuckes beraubt, und trauernd denken ihre Diener noch an die schönen Tage der Vicekönige und der Inquisition. Es gab eine Zeit, wo der Reisende noch die Cathedrale besuchte, um das glorreiche Banner Franz Pizarro's zu besehen, die großen Säulen von massivem Silber zu bewundern und die Schätze anzustaunen, welche durch mehrere Generationen im Schiff der Kirche aufgehäuft waren. Alles Das ist verschwunden, und die ewigen Bürgerkriege haben Lima auch des letzten Schmuckes beraubt; selbst der Körper Pizarro's, welchen man sorgfältig drei Jahrhunderte lang in den Gewölben der Kirche aufbewahrte, ist bis auf den Kopf abhanden gekommen. Pizarro, diese Heldenseele, hütete bekanntlich als Kind die Rinder, aber von feurigem Geist und voll Ehrgeiz, wußte er mit Diego d'Almagro eine der fabelhaftesten Expeditionen zu unternehmen, welche zur Entdeckung und Eroberung immenser Länderstriche führte. Unglücklicher Weise aber wurden diese Abenteurer ein Opfer ihrer Habsucht, als es galt, die Beute zu theilen. Pizarro und Almagro, beide herrschsüchtig, trennten sich; der Eine nahm Lima, das er im Jahre 1533 gegründet, der Andere nahm Cuzco. Blutige Kämpfe entwickelten sich zwischen ihnen, trotz der Intervention der spanischen Krone. Almagro wurde besiegt und Pizarro vertheilte seine Ländereien an seine Günstlinge unter den Soldaten. Verschiedene von den Soldaten Almagro's, darunter Abenteurer, deren Muth Pizarro einen großen Theil seiner Siege verdankte, waren leer ausgegangen und litten Hunger. In der Noth dieser alten Offiziere entschlossen sich dieselben zu einem Attentat gegen Pizarro, an dessen Spitze Juan de Herrada stand. Eines Sonntags drangen achtzehn Verschworene, bis an die Zähne in Eisen, in den Palast des Gouverneurs mit dem Ruf: Es lebe der König! Tod dem Tyrannen! Pizarro hatte sich eben von der Tafel erhoben und plauderte im Saal mit

einigen Gästen, als ein Page Lärm machte. Pizarro hatte kaum Zeit, nach seinem Degen zu greifen, als die Verschworenen hereindrangen. Von seinen Getreuen umgeben, schlug er sich wie ein Löwe, die Verschworenen aber, mit Helmen und Küraſſen bedeckt, waren stichfest, und durch die Brust getroffen brach der Held zusammen, indem er das Kreuz seines Schwertgriffes küßte. Der Palast wurde geplündert, ein Haufe Neger drang herein, mißhandelte den blutigen Körper Pizarro's und schleppte ihn zur Kirche. Ein alter Diener Pizarro's wagte die Leiche zu reclamiren und begrub sie auf seine Kosten. Nach Beendigung des Bürgerkrieges wieder ausgegraben, wurde sie in die Gewölbe der Cathedrale gebracht, von wo sie vor dreißig Jahren wieder fortgeschafft wurde.

Als ich in der Cathedrale die Reste Pizarro's zu sehen verlangte, zeigte man mir einen halben Schädel. Es war früher ein ganzer Kopf gewesen, aber die Curiositätensucht der reisenden Engländer hatte so lange daran gebröckelt, bis nur noch der Rest dieser Hirnschale übrig geblieben.

So wie diesem Schädel seines großen Eroberers, geht es dem ganzen Lande, das er einst entdeckte. Alles hier ist herabgekommen und verdorben. Die Bürgerkriege haben Peru in einen Zustand der Anarchie, der moralischen Verkommenheit, der Verwilderung und Entvölkerung versetzt, aus welchem es sich schwerlich ohne fremden Impuls so bald erheben wird.

Auch in Lima, wie in Rio de Janeiro, ist das gelbe Fieber sehr einheimisch, dieses unsichtbare Ungeheuer, das die Natur in einer Stunde des Zorns geschaffen, dessen Annäherung selbst die Muthigsten entsetzt und das Blut in ihren Adern erstarren macht. Nichts verschont dieses Ungeheuer; Jugend, Schönheit, Liebe, Tugend, Alles stirbt unter seinem giftigen Athem. Launenhaft wie ein Weib wählt es seine Opfer in Hütten, in Palästen, in der Wiege wie im Brautbette, es greift den Herrn wie den Sklaven an, den Jüngling, der hoffnungsvoll in die Zukunft, den Greis, der trauernd auf die Vergangenheit blickt.

Unersättlich wie es ist, verbreitet die Nachricht von seiner Ankunft Schrecken auf allen Gesichtern. Man fragt sich mit leiser Stimme und zitternd, ob es nur vorübergehend sein werde, oder ob es seinen dauernden Aufenthalt in der unglücklichen Stadt nehmen zu wollen scheine. Man zählt mit Beben die Opfer, welche es in die Grube schleppt. Die Reichen und Wohlhabenden fliehen eiligst aus ihren Wohnungen in der Stadt und suchen die frische Landluft; die Uebrigen, an ihre Häuser gebannt, versuchen allerlei Präservative, in der Regel aber nur, um desto gewissere Opfer zu werden.

Aber seltsam! Anstatt mit der Plage zu wachsen, mindert

sich die Angst, der Schreck allmälig und wird weniger merkbar. Neben den Unheilbaren gewöhnen sich die Gesunden, dem Ungeheuer muthig ins Auge zu sehen. Die Heiterkeit gewinnt nach und nach wieder Raum, die Vergnügungen beginnen wieder. Während die Einen jammern und weinen, überlassen sich die Andern der tollsten Ausgelassenheit, die durch das Bewußtsein der Gefahr nur gestachelt wird. Zwischen zwei Orgien hindurch begleitet man einen Kameraden zum Friedhof; zwischen zwei Quadrillen oder vor einer dampfenden Punschbowle liest man die vom vomito negro zu Boden geschmetterten Unglücklichen auf. Man trennt sich am Abend mit dem Bewußtsein, am Morgen einander nicht wieder zu sehen; jeden Tag schließen sich einzelne Magazine, die über Nacht ausgestorben sind; bis Morgens 10 Uhr sind die Straßen mit Karren bedeckt, welche die mit schwarzem Blut befleckten, halb nackten Leichen zur Stadt hinausbringen. Die Todtengräber reichen nicht aus; man muß die Sträflinge des Bagno zu Hülfe nehmen; die „Brüder vom guten Tode" wagen es nicht mehr, himmlischen Trost spendend sich an die Krankenbetten zu setzen. Namentlich die Fremden sind dieser Epidemie sehr ausgesetzt, und unter denselben vorzugsweise kräftige Constitutionen. Alles wird in eine gemeinschaftliche, kaum zwei Fuß tiefe Grube geworfen, aus der vielleicht die Beine der Leichen herausschauen.

Ich selbst hatte Gelegenheit, die Verwüstungen dieser Seuche mit anzusehen. Es war zur Carnevalszeit; eine dichte Menge drängte sich im Theater-Saal. Dort sah ich einen Tänzer mitten in einem Walzer von der Krankheit ergriffen zusammensinken. Man trug ihn hinaus und ‚der Tanz wurde fortgesetzt. An einem andern Abend sah ich eine als Bayadere costumirte reizende Tänzerin, die am Buffet auf das Wohl ihres Geliebten ein schäumendes Glas leerte, plötzlich zu Boden sinken. Der vomito negro hatte sich zwischen den Becher und ihre rothen Lippen gedrängt, und noch in derselben Nacht verschied sie unter den unsäglichsten Schmerzen.

Aus den charakteristischen Gestalten des Volkslebens der peruanischen Hauptstadt suchen wir uns schließlich hier noch den Aguador oder Wasserträger heraus. Man kann in Lima keine zehn Schritte thun, ohne einem kleinen, mageren, zottigen, mit Wunden und Narben bedeckten Esel zu begegnen, der mit einer Glocke am Hals und einem Wasserfäßchen an jeder Seite in chronometrischer Regelmäßigkeit dahertrabt. Hinter ihm her geht oder auf seinem Rücken sitzt der Aguador, fortwährend mit der Zunge schnalzend, oder ihn mit den größten Verwünschungen überhäufend. Der Aguador ist der Henker dieses armen Esels, denn unaufhörlich maltraitirt er das Thier mit seinem langen und schweren Stock. In der Regel ist es ein Schwarzer, aber ein Freier; er ist hoch und kräftig

gewachsen, trägt Schuhe mit dicken Sohlen, ein blaues baumwollenes Pantalon, eine Lederschürze, ein grobes Hemde mit zurückgeschlagenen Aermeln und einen Strohhut mit breiter Krempe. Er ist leidenschaftlich, muthig, rachsüchtig, grausam und liebt das Geld, wie die Frauen und den Branntwein. Er steht Jedem zu Diensten, der ihn bezahlt, und diese Dienste betreffen in der Regel seine Beine, seine Arme, seine Schlauheit oder sein Messer. Eine seiner Hauptbeschäftigungen, bei welcher er auch seine Grausamkeit zeigt, ist folgende: Geht man des Morgens um 11 Uhr über die plaza mayor, so bietet sich uns eins der abscheulichsten Schauspiele dar. Voltaire sagte, der Hund sei das treuste Thier und der beste Freund des Menschen. Die Bewohner von Lima aber verachten ihn. In Folge dessen sind die meisten Hunde sich selbst überlassen, und irren im Zustande vollständigster Wildheit in den Straßen umher. Der Aguador unternimmt zweimal im Monat seine Razzia gegen diese Thiere; er fängt sie ein und schleppt sie auf die plaza mayor, expedirt diejenigen, welche ein Halsband mit dem Namen ihres Herrn tragen, an die Polizei, die Uebrigen sind ein Opfer der grausamsten Executionen der sich hier versammelnden Aguadores. Ihr Stock ist das Todesinstrument; je mehr die Opfer heulen, desto blutdürstiger werden die Henker. Unbarmherzig fallen die Schläge auf die Köpfe der Hunde, die sich vor ihnen im Blute wälzen, bis auch der letzte verendet ist.

Der Aguador spielt auch in den Bürgerkriegen eine große Rolle, und ist bei den Präsidentenwahlen von wichtigem Einfluß. Man weiß bei diesen Wahlen, wie entschlossen er ist, daß es ihm nicht darauf ankommt, seinem Gegner die Knochen entzwei zu schlagen, und die Candidaten zur Präsidentur wissen ihn leicht zu erkaufen. Ist dies geschehen, so schicken sie ihn wie eine Dogge hinaus, um Stimmen zu sammeln. Ihm ist es gleich, ob er: es lebe der König! oder: es lebe die Republik! schreit, aber für die Sache, für welche er erkauft ist, giebt er den Ton an. Bei gewissen Wahlen stellt er sich als Schildwache auf und controllirt genau die Farbe der Wahlzettel, welche in die Urne fallen; jeder Wähler hat Respect vor seinem Dolch, und hütet sich, sein Gegner zu sein. Auch den Maitre de Plaisir spielt der Aguador gern; er ist der Vermittler in allen Liebeshändeln, bei Festen weiß er seine Guitarre zu spielen, und als Troubadour die größten Galanterien an die Frauen zu richten. Im Tanze steht er oben an, und die Stiergefechte sind ein Gegenstand seiner Passion. Die Banderilleros und Espadas, wenn sie den Stier geschickt bekämpfen, finden in ihm den enthusiastischsten Verehrer. Mit starrem Auge, offnem Munde verliert er keine Bewegung des Kampfes. Er ermuthigt die Torreros durch Zurufe und applaudirt, wenn sie ihre

Sache gut gemacht haben. In gewissen Augenblicken kennt der Aguador sich selbst nicht mehr; er jubelt mit Mund und Armen, wirft Blumen und Geldstücke in den Circus, und zuweilen auch seinen Hut und seine Börse. Ein ebenso großer Verehrer für die Hahnenkämpfe ist der Aguador. Wenn zwei mit tödtlichen Sporen bewaffnete Hähne in die Schranke treten, studirt und vergleicht er sie aufmerksam, erkennt ihre Stärke und Schwäche, und unterstützt die Wetten auf Beide. Wenn er gewinnt, stößt er ein Triumphgeheul aus; er überspringt die Barriere, eilt in den Circus und küßt den siegenden Hahn. Er verwettet in solchen Angelegenheiten seinen letzten Real, sein Beinkleid, sein Hemde, seine Geliebte, seine Frau, sein einziges Kind, sogar seine Seele. Ein ebenso fleißiger Kirchengänger ist er. Unbekümmert um seine Laster und Schandthaten nimmt er fromm seinen Hut ab und murmelt einige Ave's, wenn das Glöckchen läutet; er wirft sich vor den Prozessionen in den Staub und winselt die inbrünstigsten Gebete.

Eine andere interessante Gestalt dieses Volkslebens ist die Rabona. Man findet sie vor den Thüren der Kasernen und an ihren Mauern entlang. Ganze Reihen von Indianerinnen sieht man hier melancholisch den versengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt. In einem rothen oder blauen baumwollenen Röckchen, einem Spenzer von demselben Stoff, mit kupfernen, vergoldeten Ohrgehängen und Ringen, und einem Strohhut auf dem Kopf, unter welchem herab auf den Rücken zwei große schwarze Haarflechten fallen, so sitzen sie da. Die Rabonas, die Frauen oder Geliebten der Soldaten, sind die geduldigsten, bescheidensten Wesen der Welt.

Sie sprechen wenig, ihre ruhige Physiognomie, ihre sanften Augen zeugen von Ergebenheit. Mögen sie nun an die Soldaten verheirathet sein oder nicht, die Rabonas gehören ihnen mit Leib und Seele. Schweigsam und gelehrig, glücklich ihrem „Cholo" zu gehorchen, sind sie ganz ihren Gebietern anheimgestellt; es ist ihnen ein moralisches Gesetz, dem Mann zu gefallen, sich ihm ganz zu widmen, und dafür verlangt sie von ihm Nichts, als ein ganz klein wenig Nahrung und Zuneigung. Die Zufriedenheit ihres Geliebten ist für die Rabona die größte Belohnung.

In der Garnison führt sie ein erträgliches Leben; sie hat häufig keine regelmäßige Beschäftigung und ißt von der Ration des Soldaten, oder sie betreibt ein kleines Geschäft, oder auch sie vermiethet sich als Dienerin in einem Hause. Im Felde ist dies anders. Auf sie fallen die Beschwerden des Marsches und die Sorgen des Bivouac. Sie zieht mit ihrem Regiment und folgt demselben überall zu Fuß und schwer beladen durch Wüsten und Schluchten. Der Soldat seinerseits mißbraucht die Aufopferung dieses armen Geschöpfes nach Möglichkeit. Nicht zufrieden, sie mit einem Berg

von Geräthschaften zu beladen, übergiebt er ihr auch noch seinen Brodsack und seine Muskete, und behält nur seine Guitarre. Die unglückliche Rabona erträgt Alles mit Bereitwilligkeit, und wenn sie unter der Last zusammensänke, kein Seufzer würde ihrem Munde entschlüpfen. Sie kennt die Bedürfnisse des Soldaten, erräth seine Wünsche und sorgt für Alles. Im Bivouac angekommen, plaudert der Soldat mit seinen Kameraden, spielt Guitarre, singt Romanzen, oder streckt sich auf seine Decke und schläft ein. Inzwischen sammelt die Rabona Holz, zündet ein Feuer an und kocht ihm sein Mahl; ihr Cholo hat Hunger, er muß also essen. Auf Posten und im Kampfe weicht die Rabona nicht von der Stelle, und fällt sie, nun so stirbt sie den Soldatentod. Auf dem Schlachtfelde verbindet sie die Blessirten, und stirbt einer unter ihren Händen, so kniet sie neben ihm nieder, murmelt ein halb katholisches, halb heidnisches Gebet, gräbt eine Grube und legt ihn hinein. Fällt ihr Geliebter, tödtlich getroffen, so weint sie einen Moment und rauft sich verzweifelt die Haare aus, wenn sie nicht wüthend seine Muskete nimmt, um seinen Tod zu rächen.

Zu Anfang März 1858 belagerte der Marschall Castilla, Präsident der peruanischen Republik, in Arequica den General Vivanco, welcher gegen ihn die Fahne der Insurrection erhoben hatte. Der Marschall sah sich gegenüber einen energischen und gut hinter schnell aufgeworfenen Befestigungen verwahrten Feind. Verschiedene Scharmützel hatten bereits fruchtlos stattgefunden; Castilla suchte dem Kampfe ein Ende zu machen, und ließ einen allgemeinen Angriff stattfinden. Die besten Offiziere Vivanco's fielen, Castilla aber fand einen so verzweifelten Widerstand, daß er nach großem Verlust sich zurückgezogen haben würde, wenn ein Eliteregiment nicht geschworen hätte, zu siegen oder zu fallen. Dieses stürzte sich vor, als eine Kanonenkugel einen Soldaten, neben welchem seine Rabona focht, zu Boden riß. Die Rabona stieß ein Wuthgeschrei aus, bemächtigte sich eines Bajonets, stürmte vor, drang als eine der ersten in das befestigte Kloster Sta. Maria, tödtete hier fünf oder sechs Insurgenten und nahm ihnen unter dem Jubel der Soldaten ihre Fahne weg. Sie hatte ihren Geliebten retten wollen und hatte mehr gethan als das.

Die La Plata-Staaten.

I.

Buenos-Ayres und die Pampas.

Wir betreten jetzt jene südamerikanische Conföderation von vierzehn Staaten, welche wir unter dem Namen Argentinische Republik oder die vereinigten Staaten des La Plata-Stromes kennen und die von Chili durch die Hauptkette der Anden geschieden ist. Die Gegenden des La Plata-Stromes wurden im Jahre 1515 durch den spanischen Conquistador Diaz de Solis entdeckt, welcher hier die ersten Niederlassungen gründete und durch die hartnäckigsten Kämpfe das Land den eingebornen Indianern streitig machte. Gegenwärtig besteht dieser Staat aus der Republik Buenos Ayres und der sogenannten Conföderation. Lange Jahre, nachdem man die spanische Oberherrschaft abgeschüttelt, war das Land der Schauplatz der blutigsten Bürgerkriege und es ist noch heute selbst, seit die verschiedenen Parteien ihre Streitigkeiten durch die Scheidung in zwei Staaten geschlichtet.

Da ich hier nicht Geschichte schreibe und dem Leser die Unruhen der letzten Jahre, welche bisher in diesem gesegneten Lande das Gedeihen der Colonisation unmöglich machten, bekannt sein werden, so beschränke ich mich auf eine Schilderung der Zustände des Landes und zwar auf die Stadt Buenos Ayres und das flache Land oder die Pampas.

Schon die Einfahrt in den La Plata, an dessen Mündung die Stadt Buenos Ayres liegt, ist in der Regel eine sehr schwierige, immer aber eine lästige. Wohl Dem, der nicht von dem hier tobenden Südwestwind, dem sogenannten Pampero überrascht wird, einem Orkan, der von den schneebedeckten Anden über die Pampas herab-

tobend, so gewaltige Staubmassen zusammenballt und über Städte und Ebenen dahinjagt, daß sich die Luft verfinstert. Oft wird durch diese Orkane der Tag in dunkle Nacht verwandelt und folgt ihm dann ein heftiger Regen, so besteht dieser durch die niedergeschlagenen Staubwolken in einem wahren Schlammregen, der wie Dintentropfen auf uns herabfällt. Die äußersten Punkte des Stromes sind Cap Santa Maria und das gegenüberliegende Cap San Antonio. Bei einer Breite von 170 englischen Meilen glaubt man sich noch immer in einem See zu befinden; die große Anzahl von Schiffstrümmern jedoch, die sich stets hier vorfinden, zeugt von der Gefährlichkeit seiner Passage. Auch der Landungsplatz ist sehr unbequem; da das Wasser selbst für die Schiffsböte zu seicht ist, wird man etwa 50 Schritte vom Ufer auf colossale zweiräderige Karren geladen, deren halbnackte Führer uns zum Ufer schleppten. Die Stadt Buenos Ayres selbst bietet einen ziemlich einförmigen Anblick. Die Straßen durchschneiden sich stets in rechten Winkeln, so daß die Stadt einem Schachbrett ähnlich sieht. Die öffentlichen Gebäude bieten durch ihr Aeußeres kein Interesse, und selbst die Außenseite der Kirchen entspricht nicht dem pomphaften Luxus, mit welchem der katholische Glaube das Innere ausgestattet. Die Häuser entbehren innerlich alles Comforts, und erst in neuerer Zeit hat man begonnen, Häuser mit zwei Stockwerken zu errichten. Nur die Hauptstraßen sind gepflastert, und auch diese erst seit neuerer Zeit, da früher der Vicekönig behauptete, die Häuser würden einstürzen durch die Erschütterung, wenn ein schwerer Karren über das Pflaster rolle. In Folge dessen ist der Staub namentlich bei heftigem Winde unerträglich. Früher waren auch die Trottoirs, wo sich deren befanden, so schmal, daß nur eine Person darauf Platz hatte und also eine Familie, wenn sie zur Kirche ging, einen Gänsemarsch machen mußte. Einen freundlichen Anblick gewährt das rankige Grün, welches sich an den vergitterten Fenstern hinauf zieht. Einen großen Uebelstand bildet der Mangel an Trinkwasser, da das der Brunnen fast ungenießbar ist, und was man aus dem Flusse holt, ist in der Regel so schlammig, daß man es 24 Stunden lang stehen lassen muß.

Desto angenehmer ist der Aufenthalt in der Umgegend der Stadt in den sogenannten Quintas, den Landhäusern der Wohlhabenden, welche mit ihren schönen Baumgruppen, Gärten und dem Blumenflor, welchen die Damen von Buenos Ayres außerordentlich lieben, uns in ein Paradies versetzen. Zahllos sind die Colibri's, welche in diesen Gärten den kleinen Insecten nachjagen und die Luft mit ihrem glänzenden Gefieder durchkreuzen. Ganz im Gegensatz zu den Frauen von Chili führen die Frauen hier eine höchst sittsame bescheidene Existenz und namentlich die Mädchen sind oft

von blendender Schönheit. Das männliche Geschlecht, die Portennos, wie sich der Stadtbewohner von Buenos Ayres nennt, lieben dahingegen die Anstrengung nicht und überlassen, da sie meist wohlhabend sind, den Großhandel und die Industrie den Ausländern. Der Portenno ist faul und muß er durchaus eine Arbeit unternehmen, so antwortet er: moiana, moiana! d. h. morgen, morgen. Deshalb gedeihen hier die fremden Kaufleute und Handwerker und befinden sich durchschnittlich im Wohlstande. Der Eingeborne ist selbst zu bequem, sich auf seinen eigenen Füßen fortzubewegen; der Kaufmann reitet zu seinem Geschäftsmann, der Advocat reitet zu Gericht, der Arzt reitet zu seinen Kranken und selbst der Arme bittet uns reitend um ein Almosen. Daß der Ackerbau, als eine anstrengende Beschäftigung, namentlich den Fremden überlassen ist, versteht sich von selbst. Das Clima ist gesund, nur der oft wehende Nordwind bewirkt bei Manchen eine solche Reizbarkeit, daß sie kaum für ihre eigenen Handlungen zurechnungsfähig sind, und selbst die Polizei entschuldigt gern die Umstände, wenn zur Zeit des Nordwindes mehr Zank und blutige Raufereien vorkommen, als sonst. Viele Bewohner halten sich deshalb zur Zeit des Nordwindes in ihren Häusern, um sich ihre Besonnenheit zu bewahren.

Da ich die patagonischen Wilden, welche fortwährend die Pampa's, d. h. die unendlichen Ebenen der La Plata-Staaten durchstreifen, bereits geschildert habe, so beschränke ich mich hier auf den eingebornen Bewohner derselben, nämlich auf den sogenannten Gaucho, den Abkömmling der Spanier. In den weiten argentinischen Regionen findet man, namentlich nach den Grenzen hin, selten eine ansässige Bevölkerung, ja, auf manchen schiffbaren Flüssen ist noch nie ein Boot zu sehen gewesen. Unabsehbare Ebenen und dichte Wälder sind der Charakter des Inneren; selbst der Horizont ist unsicher, er verschwimmt in farbigen Wolken und leichten Dünsten mit Himmel und Erde, so daß man nicht weiß, wo der erstere beginnt und die letztere aufhört. Im Norden wie im Süden liegen die Indianer auf der Lauer, stürmen in Mondscheinnächten über die Ebene, und überfallen den Hyänen gleich die Heerden und Hirten. Oft zieht eine Wagen-Caravane über die Pampas; sie rastet mit Sonnenuntergang, lagert sich um ein Feuer und stellt die Wachen aus, die stets des Ueberfalls einer Indianerhorde gewärtig ist. Dieselbe Vorsicht muß die Caravane vor den Tigern und Schlangen beobachten. Bei der Unsicherheit und der Nothwendigkeit, jeden Augenblick sein Leben zu vertheidigen, besitzt der Argentiner beim Anblick der Todesgefahr eine Kaltblütigkeit, die sich durch nichts beirren läßt. Der Gaucho, dem ausschließlich diese Pampas gehören, kennt in seinem Verkehr nur das Recht des Stärkeren. Er kennt keine Familiengemeinschaft und ist deshalb

den Indianerstämmen in den Pampas unterlegen, weil diese sich stets in Gemeinschaft halten. Der Gaucho ist eine kräftige Gestalt und verachtet Jeden, der sich in den Städten mit irgend welcher Beschäftigung plagt, und weder einen Stier einzufangen, noch ein wildes Pferd zu reiten versteht, noch je den Kampf mit einem Tiger bestanden hat. Seine Bedürfnisse sind gering, seine Heerde giebt ihm Kleider und Nahrung, die Beaufsichtigung des Viehes macht ihm keine Mühe, die Guitarre, das Lieblings-Instrument aller Spanier, giebt auch ihm Zerstreuung, ja, der Gaucho macht sogar Verse und improvisirt sich zu seinem Instrument die schönsten Lieder. Wird er in den Pampas von irgend einem Tiger oder einer andern Bestie aufgehalten, so geht er, der gewohnt ist, allen Widerstand zu besiegen, dem Thier gradeswegs zu Leibe. Er wickelt seinen Poncho, das Universalkleidungsstück, nämlich eine als Mantel dienende Decke, um den linken Arm, steckt diesen der Bestie in den Rachen, und rennt ihr sein Messer in den Leib.

Der argentinische Pampasbewohner ist ein Wesen durch und durch origineller Art. Droht ihm ein Prairienbrand, so weiß er sich zu helfen, indem er, ehe der Brand seinem Fleck naht, sämmtliches Gras in seiner Nähe abbrennt. Seine Hauptwaffe und sein Universalwerkzeug ist das Messer. Beim geringsten Anlaß schwingt er die blitzende Klinge in der Luft, und oft wandelt ihn die Lust an, sich unter irgend einem nichtigen Vorwande mit einem Unbekannten zu messen. Er spielt um Messerstiche, wie er Würfel spielt. Dabei gilt es als Ehrenpunkt beim Messerfechten, daß man des Gegners Leben schone. Der Gaucho muß schon stark betrunken sein, oder seinen Gegner grimmig hassen, wenn er ihm wirklich nach dem Leben trachtet. Seine Absicht ist nur, ihn zu zeichnen, ihm einen Schnitt in's Gesicht zu geben. Ein Messergefecht ist ein großes Schauspiel für alle Umstehenden; aller Augen folgen den Blitzen der Messer, und erst, wenn reichlich Blut fließt, bringt man die Gegner auseinander. Geschieht dabei eine desgracia, ein Unglück, d. h. ein Mord, so sammelt sich die Theilnahme nicht um den Todten, sondern um den Ueberlebenden. Einen Menschen tödten, gilt eben nur als Mißgeschick, und Niemand wird den Thäter als einen Mörder betrachten. Der Gaucho ist frei, wie der Vogel in der Luft, und wer soll in den Pampas über ihn zu Gerichte sitzen?

Der Gaucho theilt sich, seiner Beschäftigung nach, in folgenden Klassen. Da ist zuerst der Rastreador. Rastrear heißt aufspüren, rastrero, ein Spürhund, und der Rastreador ist daher die interessanteste Erscheinung in den Pampas. Mehr oder weniger ist jeder Gaucho eine Art von Rastreador. Auf den unermeßlichen Ebenen laufen Fußpfade, Reitwege und Fahrstraßen nach allen

Himmelsrichtungen durch einander. Die Weide iſt für jede Heerde da, daher kommt viel darauf an, daß der Viehzüchter und ſein Hund die Spuren eines Thieres verfolgen und unter tauſend Andern herausfinden können. Er weiß, ob ein Thier langſam oder raſch ging, ob es allein oder mit einem andern eingeſchirrt war, ob beladen oder unbeladen. So geſchieht es denn oft, daß ein Gaucho, uns in den Pampas begleitend, zur Erde blickt und ſagt: Dorthin iſt eine hübſche ſchwarze Maulthierſtute gegangen; ſie gehört dem Don X., läßt ſich bequem reiten, war unter Sattel und iſt geſtern hier vorübergekommen.

Der Raſtreador iſt ein ernſter umſichtiger Mann, deſſen Ausſagen auch ſtets von den Untergerichten als glaubwürdig angenommen werden. Iſt in der Stadt des Nachts ein Diebſtahl begangen worden, und findet man eine Fußſpur, ſo deckt man ſie ſorgfältig zu, damit der Wind ſie nicht verwehe. Der Raſtreador wird geholt. Er betrachtet die Spur genau und verfolgt ſie unverwandt. Gewiß ſieht er Dinge, von denen kein Anderer etwas ahnt. Er geht durch Straßen und Gärten, tritt plötzlich in ein Haus ein, zeigt auf einen Menſchen und ſagt: „Der iſt es!“ Nur in ſeltenen Fällen leugnet ein auf ſolche Weiſe Ueberführter die That, denn der Raſtreador gilt für einen zuverläſſigeren Richter, als der am Tribunal, und lächerlich wäre es, ihm gegenüber etwas in Abrede zu ſtellen. Der Raſtreador iſt ein Finger Gottes. Einer der berühmteſten ſeines Faches war der Raſtreador Calibar. Als einmal in Buenos-Ayres ein zum Tode Verurtheilter aus dem Gefängniß entſprungen war, wandte man ſich an Calibar. Der Entflohene hatte alle mögliche Fürſorge aufgeboten, um ſeine Spur zu verwiſchen, war an ganzen Häuſerquadraten entlang auf den Zehen geſchlichen, über Mauern geklettert, hatte die Füße bald rück-, bald vorwärts geſetzt. Calibar wußte, daß es ſeinen Ruf galt und blieb dem Verbrecher auf der Fährte, bis er an einen mit Waſſer gefüllten Kanal in einer Vorſtadt gelangte, in welchen der Verbrecher hineingeſprungen war. Calibar ließ ſich nicht irre machen; er ging den Kanal entlang, bis er wieder Spuren im Graſe fand.

„Hier iſt er herausgekommen; Fußtapfen ſehe ich nicht, aber das Gras iſt naß geweſen,“ ſagte Calibar. Er ging weiter, ſah, daß an der Mauer, welche einen Weingarten umgab, etwas Lehm friſch abgebröckelt war, und rief: „Dort iſt er!“ Die ihn begleitenden Soldaten drangen ein, ſuchten, aber fanden nichts. „Er iſt wieder hinausgegangen!“ ſagte Calibar ganz ruhig; man ſuchte noch einmal, und am andern Tage hatte der Verbrecher aufgehört zu leben. — Als Calibar fünfzig Jahr als Raſtreador dem Gerichte gedient hatte, und ſchon achtzig Jahr alt war, ſagte er: „Jetzt tauge ich nicht mehr, aber hier ſind meine Söhne!“

Eine andere Art von Gauchos ist der Vaqueano, d. h. ein Kuhtreiber oder Rindviehhirt. Viehzucht war von jeher die Hauptbeschäftigung der Argentiner; sie trieben ihre Heerde über weite Strecken, in welchen sie jeden Weg und Steg kannten. So kam es, daß sowohl die Wagenkaravanen, als die Soldatenzüge sich Vaqueanos als Führer nahmen, und in der That ist der Vaqueano der eigentliche Pilot der Pampas. Für die operirenden Generale war in den Bürgerkriegen der Vaqueano die eigentliche Landkarte. Er ritt ihm stets zur Seite, denn der Vaqueano kennt alle Geheimnisse des Generals, er ist verschwiegen, und von ihm hängt nicht selten Sieg oder Niederlage, Verlust oder Eroberung einer Provinz ab. Er weiß, wohin der Pfad führt, ob zu einem Wasserplatz oder nicht, und ob zu einer Stelle, wo sich der Fluß durchwaten läßt; er kennt die Moräste und weiß, in welcher Jahreszeit sie zu passiren sind. In dunkler Nacht, in den dichtesten Wäldern weiß er Bescheid und steigt im Nothfall vom Pferde, um die Bäume oder Pflanzen zu untersuchen. Ist die Dunkelheit in den Pampas so undurchdringlich, daß man nicht die Hand vor Augen sehen kann, so rauft der Vaqueano an verschiedenen Stellen Gras aus, beriecht Wurzeln und Erde, kaut beide und weiß dann, ob ein salziger oder süßer Bach in der Nähe ist, wonach er sich zurechtfindet. Der bekannte General Rosas, ein Gaucho von Geburt, der sich vom Vaqueano zum Dictator der Republik aufschwang, kannte alle Gräser südlich von Buenos-Ayres am Geschmack.

Ebenso sicher wittert der Vaqueano, wenn er Truppen führt, auf zehn Stunden Weges die Ankunft des Feindes; er weiß sogar, in welcher Richtung derselbe sich bewegt, und erkennt dies an der Art und Weise, in welcher er Strauße, Hirsche und Alpacas durch die Steppe fliehen sieht. Sobald der Feind sich nähert, beobachtet er den Staub, und berechnet nach der Dichtigkeit desselben, wie stark er ist. Er weiß, ob tausend, fünfzehnhundert oder zweitausend Reiter nahen, und danach kann der General seine Maßregeln treffen. Aus dem Fluge der Condore und Raben erkennt er, ob sich irgendwo Leute versteckt halten, oder ob ein Aas in der Nähe liegt; er kennt jeden Richt- und Nebenweg, auf welchem die Montoneros (von denen wir weiter unten sprechen) sich in die Nähe von Wohnplätzen schleichen, um dieselben zu überrumpeln.

Auch der General Rivera, ein Parteiführer Uruguay's, der sich in den Kriegen sehr bemerkbar machte, war ein gewöhnlicher Vaqueano; er kannte jeden Baum im Lande, und war deshalb den eindringenden Brasilianern bei Besetzung des Landes von großem Vortheil. Rivera hatte das Land als Schleichhändler zu studiren begonnen, ward dann spanischer Beamter und diente gegen die Schleichhändler; focht darauf als Patriot gegen die Königlichen

Truppen, als Montonero wieder gegen die Patrioten, als Verbündeter der Brasilianer wieder gegen die Argentiner u. s. w. Dergleichen ist in diesem Lande durchaus kein Widerspruch.

Diese Montoneros nennen sich nach dem Worte Monton d. h. Haufen. Sie sind Schaaren unregelmäßiger, davongelaufener Truppen, die in den Pampas umherschwärmen, die Nachzügler der regelmäßigen Armee, oder gar diese selbst belästigen und angreifen, und plündern, was ihnen in die Hände fällt. Eine Truppe solcher Leute heißt Montonera, und besteht aus Gauchos. Diese Montoneras besitzen oft eine scheußliche Brutalität. Einer ihrer Anführer ließ z. B. gefangene Feinde in nasse Ochsenhäute nähen und auf der Steppe liegen; die Sonne trocknete die Haut, und der Unglückliche mußte allmälig ersticken. Dem Obersten Maciel z. B. ward ein Stück Fleisch aus dem lebendigen Leibe geschnitten, und der nachmalige Dictator Rosas band mit diesem Riemen aus Menschenhaut sein Pferd an einen Pfahl. Während der langen inneren Kriege dieses Landes pflegten die Montoneros ihre Kriegsgefangenen nicht zu erschießen, sondern ihnen den Hals abzuschneiden. Welche Begriffe man von dieser Art Menschen in diesem Lande im Allgemeinen hegt, beweist unter anderm der Umstand, daß Don Manuel de Rosas, der später fast zwanzig Jahre lang Buenos-Ayres als Dictator beherrschte, auf seinen Estancias in der Steppe förmliche Asyle für Mörder hatte, niemals aber nahm er einen Dieb in seinen Dienst.

In den südlichen Theilen der Provinz Buenos-Ayres bedarf man der Vaqueanos nicht, dahingegen lebt in den wenigen Niederlassungen jener Striche eine Klasse von Menschen, welche dieselben Dienste thun, und deren der fremde Reisende nicht entbehren kann, nämlich die Bomberos. Diese sind zuverlässige Führer, auf die man sich verlassen kann. Das Land dort ist ohne Flüsse und Bäche, und man sammelt deshalb in Entfernungen das Regenwasser in Löchern, welches natürlich nicht ohne Filtrirung zu genießen ist. Bei diesen „Pozos" wird Halt gemacht, doch muß man auf der Hut sein, um nicht von Indianern überfallen zu werden. Die Bomberos, deren Beruf mit vielen Gefahren verknüpft ist, liegen stets auf der Lauer, um nach dem Feinde auszuspähen, und stellen sich namentlich als verlorene Posten an solchen Punkten auf, welche die Indianer zu passiren pflegen. Alles was den leisesten Verdacht erregt, rapportiren sie sofort. Sie existiren von den Erträgen ihrer Jagd, sind immer zu Pferde, und die leiseste Spur im Grase zeigt ihnen, ob Jemand vor ihnen dort geritten. Abends versammeln sie sich an bestimmten Plätzen, wagen aber nicht ein Feuer anzuzünden, um den Indianern ihren Lagerplatz nicht zu verrathen, den sie oft wohl auch mitten in der Nacht wechseln, wenn es ihnen an der

Stelle nicht geheuer scheint. Vier Bomberos bilden gewöhnlich eine Partie. Bei den Indianern, deren gefürchtete Gegner sie sind, finden sie keine Schonung; wer ihnen in die Hände fällt, ist ein Kind des Todes. Eine solche Lebensweise prägt natürlich den Leuten einen eigenthümlichen Charakter auf, und so legt denn der Bombero bei unbegrenztem Muth keinen Werth auf sein Leben. Fällt einer seiner Kameraden neben ihm, so kümmert ihn das wenig, er sagt von ihm, er habe eine desgracia oder eine mala suerte gehabt, ein Unglück oder ein schlechtes Ende gehabt. In ewiger Fehde mit den Wilden sind sie selber Halbwilde geworden.

Es giebt unter den Gauchos auch Männer, welche als geächtet gelten, die sich mit der irdischen Gerechtigkeit überworfen und also Ursach haben, derselben aus dem Wege zu gehen. Diese Leute suchen die bewohnteren Gegenden zu meiden, die Gerichte verfolgen sie, die Bewohner der Steppe fürchten sie und nennen ihren Namen nur leise, aber stets mit einer unverkennbaren Achtung. Solch ein Malo Gaucho ist eine geheimnißvolle Person; er wohnt in den Pampas, jagt in den weiten, oft unübersehbaren Distelfedern und lebt von Rebhühnern, Igeln oder Armadillen. Wandelt ihn zuweilen der Appetit nach einer Rindszunge an, so nimmt er seine Fangschnur, reißt damit das erste Rind nieder, das ihm begegnet, schneidet sich das beste Stück aus dem Fleisch heraus und läßt das Uebrige liegen. Zuweilen erscheint er plötzlich in irgend einer Ortschaft, aus welcher vielleicht gerade Soldaten abziehen; er tritt mitten unter die Leute, und der böse Gaucho (unter welchem Prädikat durchaus nichts Ehrenrühriges gemeint ist) plaudert ganz gemüthlich mit den guten Gauchos, die ihn mit sichtbarem Interesse und sogar Bewunderung umdrängen. Ganz gemächlich versieht er sich mit Taback, Cigarren und mate (Paraguay-Thee), und sollten die Soldaten Miene machen, von ihm Notiz zu nehmen, so sprengt er auf seinem schnellen Pferde in die Steppe hinein, wohin ihn Niemand verfolgt, da sein flüchtiges Pferd nicht einzuholen ist. Wird er einmal von den Dienern der Justiz überrascht und umzingelt, so geht er muthig auf sie los, versetzt einem halben Dutzend von ihnen blitzschnell einen Schnitt über's Gesicht und bahnt sich so seinen Weg. Dann wirft er sich flach auf den Rücken seines Pferdes, damit ihn keine Kugel treffe, und jagt in die Steppe. Eine solche That macht ihn nur noch gefeierter in der Campanna; Alles erzählt von ihm, und die Poeten der Pampas besingen ihn. Zuweilen auch wohl erscheint der böse Gaucho ganz plötzlich auf einem ländlichen Tanzfest, raubt sich ein Mädchen und bringt dasselbe einige Tage später zurück.

Dabei muß man nicht glauben, daß dieser vom Gesetz geächtete Mann schlechter sei, als die andern, welche sorglos unter

ihrem Dache schlafen. Da er weder Straßenräuber noch Bandit ist und nicht an Mord denkt, so läßt er den Reisenden ungeschoren; freilich treibt er den Viehdiebstahl, aber das ist ja sein Beruf. Anderer Leute Pferde betrachtet er als sein Eigenthum und treibt mit ihnen Handel; wünscht man ein Pferd von irgend einer Farbe oder Größe zu kaufen, so wendet man sich an den Malo Gaucho, und darf überzeugt sein, daß man bekommt, was man wünscht; er hält stets, was er einmal versprochen hat.

Die Pampas haben auch ihre Sänger und Troubadoure, welche in den Estancias und Ortschaften umherziehen. Ihre Lieder besingen die Helden der Steppe, welche vor der Gerechtigkeit fliehen, den Schmerz der Wittwe, welcher die Indianer ihr Kind geraubt, die Niederlage eines Häuptlings, den Sieg oder den Tod eines Generals des Bürgerkrieges. Diese Sänger haben kein Domizil, sie legen ihr Haupt nieder, wo die Nacht sie überrascht, und sei es unter freiem Himmel. Sie sind überall willkommen, wo getanzt und getrunken wird, und bei jedem Feste wird ihnen ein Platz reservirt. Wenn der Gaucho trinkt, muß er Sang und Klang hören; in jeder Schenke hängt eine Guitarre, und der wandernde Sänger sieht schon von Weitem, ob er Zuhörer haben wird, aus der Zahl der vor der Thür angebundenen Pferde.

Zuweilen auch trägt der Sänger seine eigenen Thaten oder Erlebnisse vor. Wie der böse Gaucho steht auch er wohl mit der Justiz auf gespanntem Fuß, die von ihm Rechenschaft für gewisse Messerstiche und diese oder jene desgracia d. h. Mordthat, verlangt. Vielleicht hat er da und dort einmal Pferde oder ein hübsches Mädchen geraubt. So saß einmal während des Bürgerkrieges am Ufer des breiten Paranaflusses ein Sänger mit übereinandergeschlagenen Beinen und sang seinen Zuhörern von seinen Leiden und Erlebnissen, wie er seine Geliebte entführt, welche Qualen er erlitten, und wie er durch einen Streit zu einer desgracia gekommen. Endlich schilderte er sein Zusammentreffen mit Soldaten, und wie er sich mit Messerschnitten von ihnen befreit habe. Da plötzlich schrie man: „Die Soldaten kommen!“ Der Sänger war von einer starken Uebermacht umzingelt, und sah nur nach dem tief unten fließenden Parana hin noch den Weg frei. Der Sänger der Pampas behielt seine Ruhe, sein Entschluß war gefaßt. Schnell sprang er auf sein Pferd, warf den Soldaten noch einen Blick zu, die eben auf ihn anschlagen wollten, zog seinem Pferde den Poncho über die Augen, stieß dem Roß die Sporen in die Seiten und warf sich mit ihm in den Parana hinab. Wenige Sekunden darauf tauchte der Kopf des Pferdes aus dem Wasser, gleich darauf auch der des Sängers, der sich an den Schweif geklammert hatte und rückwärts zu dem hohen Ufer hinaufschaute. Einige

Kugeln pfiffen ihm nach, keine traf ihn und wohlbehalten erreichte er die nächste Insel.

Was den bewohnten Theil des großen Landes der argentinischen Staaten betrifft, dessen Clima sehr verschieden ist, zerfällt es in drei Regionen, deren Bevölkerungen natürlich auch ihr eigenthümliches Gepräge tragen. In der nördlichen Region nehmen undurchdringliche Gestrüppwälder eine unendliche Fläche ein. Die Region in der Mitte bildet einen mit jener nördlichen parallel laufenden Gürtel, in welchem die baumlosen Ebenen oder Pampas mit Gehölzen abwechseln.

An manchen Stellen überwiegt der Wald, welcher zuletzt in langes stacheliches Haidekraut ausläuft, dann aber wieder erscheint, wo die Flüsse den Baumwuchs begünstigen. Zuletzt jedoch bleibt nach Süden hin den Pampas der Sieg, und von da an ist Alles freie, unabsehbare Fläche, wie ein Ocean mitten im Festlande.

Trotz den vielen schiffbaren Flüssen, welche von allen Seiten dem La Plata zuströmen, haben alle diese von der Natur geschaffenen schönen Verbindungswege dem Lande bis jetzt keinen Nutzen gewährt. Die Bevölkerung, überwiegenden Theils Nachkommen der Spanier, welche dieses Land eroberten, hegen einen merkwürdigen Abscheu gegen jede Schiffahrt, und selbst ein Canot erscheint ihnen wie ein Gefängniß. Anstatt eine Fähre oder ein Boot zu benutzen, treiben sie ihr Pferd in den Fluß und bringen sich, entweder auf dem Rücken desselben sitzend oder sich am Schweif des Thieres haltend, bis zur nächsten Insel; dort ruhen sie aus, gelangen ebenso auf die nächste Insel u. s. f. bis zum andern Ufer. Der Gaucho, weit entfernt, in diesen Flüssen einen Segen zu sehen, betrachtet sie wie ein ärgerliches Hinderniß für seine freie Bewegung. Erst wenn die Ansiedelung die germanischen Stämme herübergerufen haben wird, können diese herrlichen Ströme zu Lebensadern des Staates werden, und Santa Fé, Entre Rios, Corrientes, Cordova, Salta, Tucuman und Jujuy werden eine Stelle unter den reichsten Ländern der Welt einnehmen, wie Buenos-Ayres und Montevideo unter den Handelsstädten.

Landwege giebt es, wie wir geschildert haben, eben so wenig, indeß können auf der weiten Fläche, die in einer Ausdehnung von mehr als 400 Stunden von Salta (an der Grenze Bolivia's) bis nach Buenos-Ayres und von da nach Mendoza (an der Grenze Chili's) reicht, beladene Wagen ohne Hinderniß fahren, wenn sie sich nur hie und da durch Bäume und Gestrüpp Bahn brechen. Aehneln diese weiten Strecken den asiatischen Wüsten, so erinnern auch die großen Wagenkaravanen an jenes Land. Man befördert die Waaren auf plumpen zweirädrigen Karren, die meist in Tucuman verfertigt sind, weil dort das härteste Holz wächst. Sie sind

fest und hoch, denn sie müssen durch Sümpfe und Moräste, durch Dick und Dünn. Die Ochsen werden paarweise, aber weit von einander gespannt. Eine Karavane besteht gewöhnlich aus vierzehn solcher Karren und macht selten mehr als fünf Leguas täglich. Die Hin- und Herreise von Salta nach Buenos-Ayres erfordert zehn bis zwölf Monate. Die Leitung der Karavane hat der Capataz, der zwanzig bis fünfundzwanzig Peones oder Knechte unter seinem Befehl hat. Dieser Capataz gleicht dem Führer der afrikanischen Karavane; er ist von eisernem Willen und grenzenloser Unerschrockenheit, um sich gegen alle Freibeuter zu wehren. Er duldet keine Widerspenstigkeit; bei dem geringsten Ungehorsam seiner Peones, der Treiber, greift er zu seiner mit Eisen beschlagenen Peitsche und haut unbarmherzig auf sie los. Zu seiner Pistole greift er dem Widerspenstigen gegenüber nur ungern, lieber zieht er sein Messer, das er meisterhaft zu führen versteht, und weiß sich damit sein Ansehen zu erhalten. Niemanden fällt es ein, wegen eines von der Hand des Capataz gefallenen Menschen zu reclamiren; man betrachtet dessen Handlung wie eine von der Obrigkeit geschehene. Die Wagenkaravane ist stets bewaffnet, man rechnet auf jeden Karren ein Schießgewehr, auch wohl zwei; oft auch steht auf dem vordersten Wagen ein Feldgeschütz auf einer beweglichen Lafette. Wird die Karavane von Indianern angegriffen, so stellt man die Karren in einen Kreis, bildet eine Wagenburg und leistet den Angreifenden einen erfolgreichen Widerstand.

In diesem weiten Lande sind vierzehn Provinzial-Hauptstädte zerstreut; Buenos-Ayres, Santa Fé, Entre Rios und Corrientes am Parana; Mendoza, San Juan, Rioja, Catamarca, Tucuman und Jujuy, die beinahe mit den chilenischen Anden parallel liegen; San Jago, San Luis und Cordova im Innern. Leider ist es von keinem Interesse, diese Städte zu schildern; sie sind alle nach einem einzigen Plan gebaut, die Straßen rechtwinklig, die ganze Stadt von weiten Einöden umgeben. Die Bevölkerung hat ihre eigene südamerikanische Tracht und sieht mit Verachtung auf die Kleidung der Großstädter herab.

Ein spanischer Schriftsteller schildert uns die Städte im Innern, wie sie allmälig durch die Bürgerkriege zu Grunde gerichtet wurden, so daß sie nur noch für Städtegerippe gelten konnten. In einer von ihnen befand sich im Jahre 1840 nur ein einziger Geistlicher; kein einziger Einwohner trug europäische Kleidung, eine Schule war nicht vorhanden. San Juan, das sonst 40,000 Einwohner zählte, hatte keinen Advokaten oder wissenschaftlich gebildeten Rechtsgelehrten; eine einzige öffentliche Unterrichtsanstalt für junge Mädchen wurde aufgehoben, und ebenso die drei Schulen für Knaben. Nur ein einziger Arzt war vorhanden; unter sämmt-

lichen Einwohnern waren kaum zehn, die das Lesen und Schreiben verstanden. Aus diesem elenden Zustande haben sich die Städte freilich wieder erholt, und die Civilisation hat auch Fortschritte zu machen versucht. Den Gaucho aber hat sie in seiner Lebensweise nicht beirrt, und wie er früher war, so lebt er heute noch.

Es bleiben uns von den Bewohnern der Pampas noch die Indianer oder Indianos bravos, auf deren Lebensweise die Erzählung eines jungen, in Buenos-Ayres angesiedelten Mechanikers das beste Licht werfen wird. Derselbe schilderte mir die Art und Weise, wie er in die Hände dieser Indianer gerathen, folgendermaßen:

Ich hatte in Cordova einige wichtige Geschäfte abzumachen, und begab mich dorthin, begleitet von vier Peones. Wir waren bereits mehrere Tage geritten, und der Abend des vierten dunkelte schon, als plötzlich einer meiner Begleiter auf eine Staubwolke am fernen Horizont zeigte, welche sich auf uns zu bewegte. Der unfehlbare Instinkt des Gaucho errieth die Ursache dieser Wolke, nämlich die Indianer. „Fliehen wir schnell," rief er ängstlich, „oder diese Malvados stürzen sich auf uns!" Wir waren gut beritten und drückten unsern Pferden die Sporen in die Seite. Unser Vorsprung war bereits bedeutend, als mein Colorado, ein ausgezeichnetes Pferd, in eine viscachera mit dem einen Fuß hineingerieth. Diese viscacheras sind Löcher in der Erde, welche durch eine Art von Kaninchen mit langem Schweif, viscacha genannt, gegraben werden und am La Plata sehr häufig sind. Mit einer schmalen Erdkruste bedeckt, so daß sie nicht zu bemerken sind, werden diese Höhlen oft sehr gefährlich. Der Fuß meines Colorado war durch diesen Fall so verstaucht, daß er ihn nicht aus der viscachera herauszuziehen vermochte. Ich rief meine Peones zu Hülfe und schrie ihnen zu, sie sollten mir ein anderes Pferd geben; aber die Bestürzung dieser Leute war so groß, daß sie davonjagten, ohne mich zu hören. Die Wolke kam immer näher; ich zerriß mit meinen Sporen die Flanken des armen Colorado, daß das Blut herabfloß. Das arme Thier ahnte die Gefahr und versuchte wenigstens zu traben, aber seine Kräfte entsprachen nicht seinem guten Willen, und mühsam schleppte es sich fort. Die Pampa lag vor mir, unendlich und nackt, wie der Ocean; kein Baum, kein Strauch, worin ich mich hätte vor den Indianern verbergen können. Die Verzeiflung machte mich grausam; ich riß das Gaucho-Messer aus dem Gürtel und versetzte dem Thier damit einige Stöße. Röchelnd brach es zusammen; ich lag neben seinem Cadaver und erwartete in dumpfer Resignation die Indianer.

Diese kamen mit verhängtem Zügel; drei von ihnen eilten

der Truppe voran, stürzten sich mit geschwungener Lanze auf mich und schrien mich wüthend an. Ihre Absichten waren offenbar feindlich, und ich hatte nicht einmal die Möglichkeit, mich in ihrer Sprache verständlich zu machen, da ich von dem Guarali kein Wort verstand. Ich richtete also in spanischer Sprache eine Rede an sie und unterstützte diese durch Handbewegungen. Ich deutete ihnen an, daß ich weit fort jenseits des Meeres geboren und den politischen Vorgängen des Landes durchaus fremd sei. Die Indianer, beinahe nach der Façon unseres Erzvaters Adam gekleidet, untersuchten mich sorgfältig, und einer von den Dreien, ein großer hübscher junger Mann, Namens Uaka, ließ sich herab, ein paar ermuthigende Worte in schlechtem Spanisch zu mir zu sprechen. Darauf kehrte er zu der Truppe zurück und diese berathschlagten.

Natürlich betrachtete ich diese Berathung mit ängstlichem Auge; es kam mir vor, als sei dieselbe mir nicht günstig. Ich fürchtete namentlich den Kaziken, einen riesigen Greis, dessen wilde Blicke und Pantomimen mich schaudern machten. Ich verbrachte eine entsetzliche Minute, und würde unfehlbar massacrirt worden sein, wenn nicht Uaka mich so energisch vertheidigt hätte. Er war der Sohn des Kaziken, und hatte beim ersten Anblick schon eine merkwürdige Sympathie für mich empfunden. Es gelang ihm, den Haß und das Mißtrauen seines Vaters zu besiegen, und man beschloß, ich solle als Freund behandelt werden. Während des Wortwechsels steifte sich Uaka darauf, daß ich keinen Bart hätte, und dieses Argument besiegte den Widerstand der Uebrigen.

Die Indianos bravos, schmutzige und faullenzende Wilde, bilden eine Gesellschaft, die wenig Anziehendes hat; haben sie den Fremden aber als Freund aufgenommen, so sind sie zuverlässig. So wild sie im Kampfe sind, ebenso sehr sind sie dem Fremden ergeben, der friedlich von ihnen Gastfreundschaft begehrt. Wider meinen Willen in ihre Gesellschaft aufgenommen, erzeigten sie mir tausend Aufmerksamkeiten. Uaka gab mir ein prächtiges Pferd und zeigte mir an, daß die Truppe sich wieder zur Tolderia zurückbegeben werde, welche hundert Stunden von hier nach der Seite des Paraguay zu lag. Ich dankte ihm für seine guten Absichten in Bezug auf meine Person, und beschwor ihn, mich nach Cordova ziehen zu lassen, wo für mich die wichtigsten Dinge auf dem Spiel standen. Er aber wollte nie hiervon etwas wissen, umgab mich mit der zärtlichsten Sorgfalt, und wollte von keiner Trennung hören.

Der Indianerkreis, in welchen Uaka's Sympathien mich hineinschleuderten, bestand etwa aus hundert Köpfen. Sie waren von hohem, schlankem und kräftigem Wuchs, ihr Gesicht war flach, ihre Augen schräg wie die der Chinesen, ihre Backenknochen hervor-

ſtehend, ihre Stirn niedrig, ihre Naſe kurz, ihr Haar ſchwarz und glatt, und ihre Haut braun. Ihre primitive Nacktheit war mit einem Fett überzogen, oder mit ſeltſamen Malereien bedeckt; ſie waren mit langen Lanzen bewaffnet, einige trugen auch Lazos, Alle aber Pfeile und Meſſer. Wir reiſten fünf Tage und Nächte, und erreichten endlich die Tolderia, am Saume eines Urwaldes, wo ich erſchöpft niederſank.

Dieſe Tolderias beſtehen aus hundert viereckigen für Schnee und Regen undurchdringlichen Lederzelten oder Toldos, in welchen die Indianer wohnen, wenn die Jahreszeit ihnen nicht erlaubt, ſich ſorglos in dem zwiſchen den grünen Zweigen aufgehängten Hamac zu wiegen. Uaka, der ſich auf der langen Reiſe meiner mit großer Liebe angenommen, beſtimmte mir einen Ehren-Toldo zwiſchen ſeinem Toldo und dem ſeines Vaters. Er inſtallirte mich hier und ſtellte mir drei Indianerinnen zur Dispoſition. Die Eine ſollte mir die Wirthſchaft führen, die Andere ihr hierin zur Hand gehen, die Dritte ſollte mich unterhalten. Die Letztere, etwa 15 bis 16 Jahre alt und eine der Perlen des Stammes, hatte für einen Civiliſirten nichts Verführeriſches; nichtsdeſtoweniger hatten ihre Friſche, die kräftige Eleganz ihrer Formen und die feurigen Blicke ihrer Augen doch etwas Anziehendes. Uaka verfolgte mich mit ſeiner naiven Freundſchaft auf eine wirklich läſtige Weiſe; er war ſtets bei mir, ſuchte ſeinen Stolz darin, mich den Indianern zu zeigen und ihnen zu beweiſen, wie ſehr intime Freunde wir ſeien; ja er ſchlief ſogar neben mir auf einer Büffelhaut. So ging dies täglich während meiner Gefangenſchaft, alſo einen Monat hindurch.

Weder die Achtung des Kaziken, noch die Liebenswürdigkeit ſeines Sohnes konnten mir indeſſen für meine neue Exiſtenz Geſchmack beibringen, und die Unthätigkeit ward mir zur Qual. Ich muß Uaka die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er alles Mögliche that, um mich zu zerſtreuen. Ich begleitete ihn auf der Jagd und das beſte Wild wurde für mich reſervirt. Wir ſpeiſten zuſammen in meinem Taldo oder in ſeinem, und die Gefräßigkeit, mit welcher er das halbgeröſtete Fleiſch verſchlang, amüſirte mich anfangs oft. Die Spiele und Feſte der Indianer hatten einigen Reiz für mich. Weder die Leiſtungen eines Circus, noch die Fantaſia der Araber iſt mit den Reiterkunſtſtücken dieſer Naturkinder zu vergleichen; das wildeſte Pferd gehorcht ihnen wie eine Marionette und ſie entfalten auf dem Rücken dieſer Thiere eine Gewandtheit, die an's Fabelhafte grenzt.

Dahingegen empörten mich die barbariſchen religiöſen Ceremonien dieſer Indianer. Eines Morgens vereinigten ſich die Häupter der Familien, welche allein das Recht haben, den Schutz des großen Geiſtes anzurufen, vor dem Toldo des Kaziken. Ihre Köpfe

waren mit Federn und Bändern, die Brust mit Amuletts und geheiligten Kugeln geschmückt; in der Hand hielten sie ein großes Büffelhorn, gefüllt mit einem dem Meth ähnlichen, spirituösen Getränk. Nachdem sie den Inhalt des Horns geleert, stachen sie sich in das Fleisch der Arme, Beine und Schenkel, dann durchbohrten sie es mit zugespitztem Holz, langen Dornen und Fischgräten. Die übrigen Angehörigen des Stammes saßen im Kreise um diese Andächtigen und suchten sie anzustacheln. Die Fanatischsten zerfleischten sich die Zunge mit ihrem Barbot (einem Stück Holz, das durch die untere Lippe gestochen ist) und rieben sich das Gesicht mit dem herausfließenden Blut. Empört wandte ich mich von diesem entsetzlichen Schauspiel ab.

Am andern Morgen ereignete sich eine Scene anderer, aber nicht minder abschreckender Art. Ein junger schwindsüchtiger Indianer war von dem Zauberarzt oder Arzneimann (eine Sorte, auf welche wir später noch kommen) der Tolderia als unheilbar erklärt; man transportirte ihn in eine entfernte Grube, auf deren Rand man einen Krug Wasser und Lebensmittel stellte. Dieser Unglückliche lebte drei Tage, verlassen von Allen. Als er geendet hatte, kamen seine Verwandten und Freunde täglich, um ihn anzuschauen, warfen seine Waffen in die Grube und füllten dieselbe mit Erde. Die Indianer, so unerschrocken sie im Kampfe sind, fürchten den ruhigen Tod.

Meine Indianer verarbeiteten auch das Gold und das Silber in sehr grober Weise; sie webten sonderbare Stoffe mit sehr feinen Leberriemchen und vertauschten dieselben gegen Branntwein und Quincaillerie-Waaren, oder fabricirten sich davon halbe Kleidungsstücke, die sie bei festlichen Gelegenheiten anlegten. Wenn ich auch einen großen Theil des Tages verbrachte, die originellen Sitten, Gebräuche und Beschäftigungen meiner Gastfreunde zu studiren, so packte mich die Langeweile endlich doch dermaßen, daß ich in Schwermuth verfiel. Ich dachte an meine Geschäfte und an meine Braut, die um mich in Sorgen leben mußte; gern hätte ich zehn Jahre meines Lebens hingegeben, wenn ich die Tolderia hätte verlassen können. Uaka mußte meine Laune oft fühlen; er beschuldigte mich der Undankbarkeit, beschwor mich, ihm nicht seinen theuersten Freund zu nehmen, nannte mich in poetischen Ausdrücken seinen Engel, seinen schönen Jaguar, seinen geliebten Tapir u. s. w. Endlich versicherte er mich, daß sein Vater meine Abreise nie zugeben werde. Eines Tages, als ich in der Abwesenheit des Kaziken mit Uaka in dessen Zelt war, fielen meine Augen zufällig auf eine Art schlechter Spieldosen, wie man sie wohl den Kindern zu Weihnacht schenkt. Auf meine Frage belehrte mich Uaka, daß sein

Vater dieses Kästchen vor langer, langer Zeit von einer Expedition mitgebracht.

„Es war darin," sagte er, „ein kleines unsichtbares Thier, das sang, wenn man das kleine Stückchen Eisen bewegte, das Du da siehst. Wenn mein Vater traurig oder unzufrieden war, berührte er das Eisen und das kleine Thier sang wie der schönste Vogel. Eines Abends kam er von der Jagd, nahm es in die Hand und war so ungeschickt, es fallen zu lassen. Das arme kleine Thier ist davon gestorben, denn es hat nie wieder gesungen. Mein Vater weinte sehr und hat sich noch heute nicht getröstet."

Ich nahm das Kästchen. Uaka sprang erschreckt auf und rief: „Rühre es nicht an! Mein Vater bewahrt es wie ein Heiligthum; er hofft noch immer, daß das Thier wieder erwachen wird." Ich mußte laut lachen und versicherte Uaka, daß ich vielleicht im Stande sei, daß Thierchen wieder zu erwecken. Uaka schaute mich groß an und ließ mir nach vielem Widerstreben meinen Willen. Ich untersuchte die Dose, fand den Mechanismus sehr einfach und sah, daß der Schaden auf die einfachste Weise wieder zu repariren sei. Schon im nächsten Augenblick erfreute ich Uaka mit einem Walzer aus dem „Kalifen von Bagdad". Uaka war sprachlos vor Erstaunen; wie versteinert stand er da. Inzwischen trat der Kazike ein und gerieth außer sich vor Freuden. Er lachte aus vollem Halse, machte die seltsamsten Sprünge, rollte sich auf der Erde, indem er kluckte wie eine Henne, umarmte mich, und rieb als Zeichen der Freude und Dankbarkeit seine Nase an der meinigen. Als der Kazike wieder zu sich gekommen war, sagte er mir, ich müsse mit den großen Geistern in Verbindung stehen; er beschwor mich, irgend eine Gnade von ihm zu erbitten, und gelobte mir bei seiner Lanze, daß sie mir sofort bewilligt sein werde.

Ich verlangte, wieder in meine Heimath zurückkehren zu dürfen. Der Kazike zitterte, Uaka sprang vor Schrecken auf. Beide versuchten, mich von meiner Absicht zurückzubringen, ich aber blieb unerbittlich. Endlich sagte der Kazike: „Da Du unerschütterlich bist, nun so geh! Ich werde meinen Eid nicht verletzen, indem ich Dich wider Deinen Willen zurückhalte, aber wenn das Unglück Dich inmitten der Leute Deiner Race trifft, wenn Neid und Verrath Dich ihrer überdrüssig machen, so kehre hieher zurück. Du findest bei uns einen Toldo, Deine Unabhängigkeit und treue Freunde."

Der alte Kazike war, während er sprach, tief bewegt; ich hatte Mitleid mit ihm und namentlich mit Uaka, der in tiefem Schmerz dasaß, und versprach ihnen, eines Tages zurückzukehren. Am andern Morgen umarmte ich Uaka, der mir sein schönstes Pferd zum Geschenk machte, und mich mit der Boussole orientirend, welche nie den Reisenden in den Pampas verläßt, brach ich auf. Ich hatte

Eile, Cordova zu erreichen, und legte 16 Stunden zurück, ohne aus dem Sattel zu steigen. Die Sonne war im Untergehen begriffen und mein Pferd schnappte nach Athem. Während ich es, an einem Bache sitzend, in dem dichten Kraut weiden ließ, verzehrte ich das geröstete Fleisch, welches ich mit mir genommen, und streckte mich unter einer Platane nieder. Als ich mich wieder erhob, um mein Pferd zu satteln, hörte ich eine laute Stimme durch die Ruhe der Ebene, und gleich darauf sah ich den braven Uaka mit sechs Indianern erscheinen.

„Dein Aufbruch aus der Tolderia war so schnell und so traurig," sagte Uaka, „daß ich Dir nicht einmal die Geschenke der Freundschaft geboten habe. Zum Glück habe ich noch Zeit, nachzuholen, was ich vergessen. Diese zwölf Pferde und was sie tragen gehören Dir. Nimm sie und denke zuweilen an den armen Uaka, der, Dich vermissend, die Hälfte seiner Seele verliert."

Dies Geschenk war nicht zurückzuweisen. Ich nahm die zwölf Pferde und die zwölf Büffelhäute, und dankte dem Sohn des Kaziken so innig, daß er überglücklich war. Unsere Trennung war so pathetisch wie die Scene eines Trauerspiels, und als Uaka mir den Rücken wandte, sah ich, wie große Thränen über seine Wangen rannen.

II.

Der Bürgerkrieg.

Ein treffendes Licht auf den Bürgerkrieg um Einigung oder Nichteinigung sämmtlicher argentinischen Staaten, wirft die Schilderung, welche mir derselbe junge Mechaniker, der Freund Uaka's, machte. Diese betrifft namentlich den Dictator Rosas und sein empörendes Treiben. „Mißbräuchlich," sagte er, „hat man in Europa den General Rosas mit dem Doctor Francia verglichen, ich aber bin Zeuge der Scheußlichkeiten gewesen, welche dieser Mensch verübt hat. Rosas ist ein unwissender, roher, rachsüchtiger und ehrgeiziger Gaucho, und würde eine ganze Welt opfern, um seinen Ehrgeiz zu sättigen; der Dictator Paraguay's aber war ein unterrichteter, arbeitsamer und nur für das Wohl seines Landes besorgter Mann. Paraguay wuchs unter seiner eisernen Leitung, und wenn er auch unversöhnlich war, so verdankt ihm doch das Land die vortrefflichsten Institutionen. Was Rosas betrifft, ist er halb Tiger, halb Schlange und die

Geißel der Völker, welche in seine Krallen fielen. Seine verwüstenden Horden sind mit dem Säbel, dem Dolch und der Fackel in der Hand von dem einen Ende der Conföderation zur andern gezogen und haben geraubt, gebrannt und gemordet im Namen ihres Herrn.

Im Monat October 1840 verheerten die Mitglieder der Mashorca, der wiederherstellenden Gesellschaft, welche aus den Creaturen Rosas bestand, 24 Stunden lang Buenos-Ayres mit Feuer und Blut. Unter den Mitgliedern der Mas-horca figurirten Magistratspersonen, Offiziere, Fleischer und selbst ein Geistlicher aus Chili, Namens Luis Solis, der sich durch seine Wildheit auszeichnete. Der Präsident Salomon theilte ihnen die wörtlichen Befehle des Dictators mit, denn Rosas hütete sich wohl, schriftliche Befehle zu ertheilen, seit, als er die Mörder des Generals Quiroga füsiliren lassen wollte, diese den von Rosas unterzeichneten Befehl vorbrachten, in dessen Auftrage sie gehandelt hatten. Von Zeit zu Zeit zogen die Henker eine verstümmelte Leiche vor Rosas Palast, und dieser lächelte zufrieden von seinem Mirador herab. Die unglücklichen Argentiner flehten die Hülfe der diplomatischen Agenten an und die Intervention der auf der Höhe liegenden französischen Escadre. Diese Agenten, geblendet durch die Festlichkeiten von Palermo (einem reizenden Landhaus, welche Rosas vor dem Thore von Buenos-Ayres besaß), rührten sich eben so wenig, wie die französischen Schiffe. Man erzählte, daß Rosas' Tochter Manuelita, schön wie eine Göttin, aber falsch wie ihr Vater, Krokodilthränen vor dem Grafen L. und dem Chevalier M. geweint, und diese durch ihre Reize bestochen habe. Man fügte hinzu, daß diese Herren zwei Millionen Franks bekommen hätten, um die entsetzliche Lage der Hauptstadt zu verschweigen, günstige Rapports an ihre Gouvernements zu richten und Rosas von der edelsten Seite zu schildern; ja man behauptete selbst, daß Manuelita der Preis ihrer Freundschaft gewesen.

Das erste Opfer der Mas-horca wurde der Bruder des Generals La Madrid. Man drängte sich um ein Uhr Morgens in sein Haus unter irgend einem Vorwand und tödtete ihn, ohne daß er einen Schrei hatte ausstoßen können. Sein Kopf wurde auf dem Gitter der Pyramide des Victoria-Platzes aufgestellt. Drei Nächte hindurch erwürgten die Emissäre der Mas-horca die auf den von Manuelita entworfenen Listen verzeichneten Bürger, während ihre vom Wein berauschten Collegen in den Straßen die Einheits-Anhänger mißhandelten und die Häuser plünderten. Eines Abends rief der Präsident sie zusammen und befahl ihnen, sich in der Stadt zu zerstreuen, und Jedem, der einen Rock oder Mantel trage, fünfzig Stockschläge zu geben. Die Räuber durchzogen die Straßen und

warfen sich auf die ihnen bezeichneten Personen; sie rissen ihnen die europäischen Kleidungsstücke vom Leibe, um daraus Föderaljacken zu machen, und verwandelten die Mäntel in Ponchos, indem sie mit den Messern ein Loch in dieselben stießen, durch welches man beim Poncho den Kopf steckt. Am andern Morgen erging der Befehl an die Helden der Mas-horca Alle durchzuprügeln, welche ihnen ohne rothe Weste oder Schnurrbart begegneten, oder die Roth und Blau trügen, und zwar ohne Ausſehen des Alters, des Geſchlechtes und des Standes. Ferner die Ordre, die Beſitzer von ganzen Bärten zu raſiren, die blauen Deviſen auf den Parteikleidern mit Theer zu beſchmieren, und alle verdächtigen Unitarier oder Anhänger des Einheitsſtaats zu tödten. Die Henker Salomons ſtürzten ſich in die Michelskirche, überfielen die Andächtigen, ſchlugen den Einen, verſuchten den Andern zu raſiren, zerriſſen den Weibern die Kleidungsſtücke und jagten ſie dann auf die Straße. Angefeuert durch dieſes Beiſpiel ſuchten 5—6000 Individuen des Pöbels ihnen nachzuahmen und verübten den ſcheußlichſten Unfug. Die Geiſtlichkeit murrte, die Soldaten ſelbſt, von Unwillen über dieſen Vandalismus ergriffen, begannen ſich laut zu beklagen. Roſas fürchtete eine Militair-Revolte und decretirte die Todesſtrafe für Jeden, den man auf der Straße finden werde, ausgenommen die Adjutanten des Gouvernements und des Militairs, ſowie die Commiſſäre der Polizei. Die Straßen verödeten ſofort, die Stadt war wie ausgeſtorben.

Der gegen die Farben gerichtete Krieg war indeß noch nicht beendet; man ſah den Biſchof Escalada von einer Bande unter dem Befehl des Oberſten Parra angefallen und auf den Platz geſchleppt, wo er mit ſeinem Leben die Unvorſichtigkeit, an ſeinem Hut ein braunes Futter behalten zu haben, bezahlen ſollte. Die Angreifer wollten ihm eben das Meſſer in die Seite ſtoßen, als eine Menge von Frauen und Kindern herbeilief und um Gnade für ihn flehte. Man begnügte ſich alſo damit, dem Biſchof einen rothen Hut aufzuſetzen und den ſeinigen in Stücke zu zerreißen.

Am 23. October begannen die Creaturen der Mas-horca die Bewohner von Häuſern, deren Thüren, Fenſter und innere Ausmalung nicht roth waren, mit Stockſchlägen zu tractiren, und alles, was ſie an grünen oder blauen Gegenſtänden fanden, zu zertrümmern; ja ſie unterſuchten die Magazine der Kaufleute aufs Genaueſte und verbrannten alle derartigen Stoffe. Selbſt die Statuen der Heiligen mußten ſich dem Geſetz dieſer Vandalen fügen; man ſteckte ſie in rothe Kleider. Es fehlte nur noch, daß Roſas ſich heilig ſprechen ließ; ſeine Büſte wurde in alle Kirchen getragen, und wenn dieſe Profanation auch das Gefühl der ganzen Bevölkerung empörte, Niemand wagte zu proteſtiren. Nur die Jeſuiten ſtießen das Bild

des Tyrannen von ihrem Altar, und sie entgingen dem Tode nur, indem sie sich in ihrem Etablissement derart verbarrikadirten, daß man dasselbe durch eine Belagerung hätte erobern müssen. Die Creaturen der Mas-horca, geführt von dem Geistlichen Solis, langten vor dem Etablissement an, und dieser Elende beschwor, indem er seine Stimme verstellte, die Jesuiten zu öffnen, im Namen eines Sterbenden, der sie erwarte. Die Jesuiten durchschauten den Plan und öffneten nicht. Am andern Morgen wurden sie durch ein Decret von dem Boden der Conföderation verbannt.

Vom 25. bis zum 28. October wurde das Uebel noch schlimmer. Der Pöbel, flattirt und ermuthigt durch Rosas, war Herr von Buenos-Ayres und schreckte vor keiner Schandthat zurück. Die anständigen Leute verließen ihre Häuser nicht mehr und hörten zitternd das Geheul der Banditen, die in einzelnen Trupps, betrunken, mit Trommelschlag in den Straßen tanzten. Diese Teufel hörten endlich auch nicht mehr auf die Stimme ihrer Führer, und begannen die Häuser der höchsten Gouvernementsbeamten anzugreifen. Die Mitglieder der Mas-horca vereinigten sich, um dem Strom einen Damm entgegen zu setzen; unnütze Anstrengung! Der Strom durchbrach Alles; ein Trauerflor breitete sich über die von Ruinen und Leichen bedeckte Stadt. Rosas, der von der Höhe seines Mirador (ein Pavillon auf den Dächern der Häuser) die Großthaten seiner Freunde sah, entschloß sich gegen diese das Regiment der serenos (der Nachtwächter) zu schleudern, mit der Ordre, Jeden zu erschießen, der sich, natürlich mit Ausnahme der Adjutanten und Commissäre, in den Straßen bewege. Die Haltung der serenos und einige summarische Exekutionen erschreckten die Bösewichter, und das Schweigen der Bestürzung folgte dem Tumult der vorigen Tage. Bei Sonnenaufgang bot Buenos-Ayres einen traurigen Anblick dar. Während die Karren der Polizei die Leichen fortschleppten, mit welchen man die Fische des Flusses nährte, strömten die Weiber zu den Kirchen, um die Hülfe des Himmels anzuflehen. Andere, mit wildem Blick und von Thränen genetztem Antlitz, suchten die Reste eines Sohnes, eines Bruders oder eines Gatten, der am Abend vorher gemordet worden. Der Jammerschrei der Wittwen und Waisen mischten sich mit den erstickten Seufzern Anderer, die bleich und vernichtet sich in die Ecken geschlichen und in ihrem eigenen Blut zusammengebrochen waren. Da geschah es, daß der an Rosas verkaufte Senat die Todesstrafe gegen alle gefühlvollen Seelen decretirte, welche ihren Schmerz über geschehene Dinge zu äußern wagen. Das Vaterland über Alles! sagte der argentinische Senat. Jeder setze blindes Vertrauen in die Maßnahmen der Regierung!

Der Mann, welcher mit einer satanischen Freude dem blutigen October-Drama von 1840 zusah und eine Million seiner Mitbürger unter dem Messer hielt, hätte von der Civilisation in Acht erklärt und wie ein wildes Thier verfolgt werden müssen. Aber Rosas hatte die Geschichte Jugurtha's, seines Musters, gelesen; er handelte so schlau, daß Europa kaum ein Zehntel seiner Schandthaten erfuhr, und fand eine wirksame Vertheidigerin und Lobrednerin in der französischen Presse, ja sogar in den Räthen des Gouvernements. Daher kam es, daß der Held der Wüste, der Wiederhersteller der Gesetze, wie er sich selbst zu nennen wagte, sich Alles erlaubte und daß die Octoberscenen im April 1842 eine noch weit ärgere Wiederholung fanden. Ich habe den ersteren wie den letzteren beigewohnt und werde sie niemals vergessen.

Am 6. April nämlich verkündete ein Bando, daß die Polizei die Hunde in den Straßen und in den Häusern tödten werde. Salomon erklärte der Mas-horca, daß mit dem Worte Hunde die „wilden Unitarier" gemeint seien. Die Friedensrichter und Alkaden hatten zahlreiche Proscriptionslisten entworfen, welche den Vertrauten vorgelesen wurden. Salomon befahl ihnen bei Todesstrafe das tiefste Schweigen. Er forderte sie auf, sobald die Nacht hereingebrochen, ans Werk zu gehen, d. h. die Verdächtigen geheimnißvoll in die einsamen Stadtviertel zu locken und sie dort zu vernichten. Da man nichts ahnte, so gelang es den Bösewichtern sehr leicht, die Unitarier unter allerlei Vorwänden zu verlocken, sie luden den Einen zum Ball, den Andern zum Abendessen ein; sie lockten den Einen durch einen wichtigen Auftrag, den Andern zwangen sie durch Befehle des Gouvernements. Die Unglücklichen nahmen ein fürchterliches Ende. Die Henker erstatteten Salomon sofort Bericht von ihren Großthaten und dieser beeilte sich, dem bene merito General Rosas Mittheilung zu machen. Der Letztere billigte das Geschehene vollkommen, indem er der Mas-horca ein glänzendes Banket gab, bei welchem Manuelita ihre Reize entfaltete. Noch an demselben Abend nahmen die vom Wein berauschten Gäste ihr Werk wieder auf und dies Mal verhüllte die Finsterniß nur halb die begangenen Verbrechen. Die Bürger wußten jetzt, wohin man so viel Unglückliche gelockt, die nicht wieder zum Vorschein kamen; einmal den Dolchen des Dictators verfallen, sobald sie Erziehung oder Vermögen besaßen, zogen sie sich jetzt in ihre Häuser zurück und erwarteten mit der Entsagung eines Schlachtthiers ihr Schicksal. Viele Fremde nahmen die Flucht, Andere bewaffneten sich.

Auf diese Sicherheitsmaßregel antwortete der Polizei-Intendant in dem Wunsch, daß kein einziger „Hund" in der Stadt bleibe, durch ein Bando, welches seine Agenten ermächtigte, die Hunde zu ver-

folgen, wo man sie finde. Salomon erklärte dieses Bando den Verbündeten der Mas-horca dahin: daß der Wille des erhabenen Wiederherstellers der Gesetze ihnen die Sorge anvertraue, die wilden Unitarier zu classificiren und sie mit Knitteln, Steinen, Dolchen, Lanzen oder Blei zu vertilgen. Er fügte hinzu, daß man die Besitzer oder Miether der verschlossenen Häuser und Alles, was sich nicht öffentlich zeige, als Feinde der amerikanischen Sache betrachten müsse. Die Werkzeuge des Dictators vertilgten im Saale der Mas-horca eine ungeheure Quantität von Weinen und Liqueuren, dann verbreiteten sie sich in der Stadt, schaarten den Abschaum der Bevölkerung um sich, und das Blutbad begann von Neuem beim Klange der Musik, beim Zerplatzen der Petarden und mit dem Geschrei: Es lebe der General Rosas! Es lebe der Held der Wüste! Nieder mit den wilden Unitariern!

Das Schauspiel, welches Buenos-Ayres am 15. und 16. April 1842 darbot, glich dem Einzuge der Gallier des Brennus in Rom. Die Mörder, gewaltsam in die Häuser eindringend, plünderten, erwürgten und schändeten Alles. Die verständigen Leute, in der Ueberzeugung, ihr letztes Stündlein habe geschlagen, übergaben sich der Verzweiflung; mit wilden Blicken und angstverzerrten Gesichtern, halb wahnsinnig vor Schreck, suchten sie sich zu verbergen, oder sie betranken sich, um die Gefahr zu vergessen, oder sie stürzten sich in blinder Verzweiflung auf die Straßen hinaus. Die Einen eilten, um dem Gouvernement immense Summen anzubieten für den Krieg, mit welchem England und Frankreich drohten; Andere ließen sich in die Armee enrolliren, oder gegen theure Zahlung in die Register der Mas-horca einschreiben; noch Andere erkauften den Schutz der einflußreichsten Mitglieder dieser Kannibalengesellschaft für hohe Summen. Die Franzosen und Engländer erwarben sich unter diesen entsetzlichen Umständen ein Anrecht von Dankbarkeit von Seiten der Argentiner. Sie gewährten Hunderten von Unglücklichen ein Asyl in ihren Häusern bis der Sturm vorüber sein werde.

Die Anarchie hatte ihren Höhepunkt erreicht, und die Kinder selbst freuten sich über die von den Kannibalen begangenen Grausamkeiten. Man sah Kinder mit noch nicht erkalteten Leichen spielen, sie mit Kanonenschlägen bewerfen und sie an Stricken zu den Fenstern hinaufziehen. Einige föderale Schurken hatten eine ganz neue Zerstreuung erfunden. Sie beluden einen Wagen mit frisch abgeschnittenen Köpfen und fuhren durch die Straßen mit dem Geschrei: A los buenos melones! (Schöne Melonen!). Rosas setzte die künstliche Politik fort, welche ihm 1840 so vortrefflich gelungen war; er hielt die fremden Consuln in seinem Landhause von rauschenden Festlichkeiten umgeben zurück, um ihnen den Anblick seiner

Schandthaten zu entziehen. Nur der brasilianische Gesandte machte eine Ausnahme, denn entsetzt durch die Greuel, die er täglich vor Augen hatte, war er Nachts heimlich aus der Stadt entflohen. Als endlich die französischen und englischen Agenten dem Dictator sanfte Vorstellungen machten, antwortete er mit Seelenruhe: „Es ist der Nationalgeist, der sich entwickelt; ein einfaches Vergnügen, das Niemandem Schaden zufügt, und sollte ein solcher einem Ihrer Landesangehörigen geschehen, so bin ich zu jeder Genugthuung bereit!"

Als es den Agenten endlich zu bunt wurde, ließ Rosas in seiner Kaserne einen Lieutenant, Namens Moreira, erschießen, der überwiesenermaßen 110 Personen ermordet hatte. Moreira war der Stolz der Mas-horca, und Rosas würde ihn den Agenten zum Trotz geschont haben, wenn derselbe nicht die Verwegenheit gehabt hätte, den Barbier des Dictators als mit in die Metzeleien verwickelt zu compromittiren. Man kennt ja die traditionelle Liebe der Tyrannen für ihre Barbiere.

Wie entsetzlich und bluttriefend auch die Scheußlichkeiten der Verbündeten waren, für Rosas genügten sie nicht, und in seinem unersättlichen Blutdurst entwarf er einen Plan, der des Caligula würdig. Am 21. April sollte im Victoriatheater eine Tragödie aufgeführt werden; er ließ erklären, daß alle Diejenigen, welche sich fern halten würden, als wilde Unitarier zu betrachten seien, da die Einnahme zur Bestreitung der Kriegskosten bestimmt sei. Die Zuschauer eilten natürlich in Menge herbei. Manuelita, die stete Genossin ihres Vaters, erschien beim Aufrollen des Vorhanges, begleitet vom Kapitän Carpintero. Am Ende des zweiten Aktes stimmte der Kapitän ein Vivat auf Rosas an und gab das verabredete Zeichen. Der ganze Saal hallte wieder von den Rufen: Tod den wilden Unitariern und allen Feinden der Conföderation! Der Dolch blitzte in den Händen der bravi der Mas-horca und mit funkelnden Augen suchten sie ihre Opfer. Eine ungeheure Verwirrung entstand im Saal; Alles, was nicht vom Schreck gelähmt war, stürzte zu den Thüren. Ein Seufzen und Jammern erfüllte den Saal; der Stahl glänzte, das Blut floß, und wer weiß, wie viel Unglückliche am Platze geblieben sein würden, hätte nicht Einer den glücklichen Gedanken gehabt, die Lichter zu löschen, während ein Anderer die Wache mit Orangen bewarf und sie zwang, die Eingänge des Theaters zu verlassen, um sich zur Vertheidigung zu setzen. Die Banditen, durch die Dunkelheit gestört, vereinigten sich in der Vorhalle, um ihr Werk fortzusetzen. Als der Saal leer war, hatten sie eine Menge von Personen getödtet oder schwer verletzt. Um sich zu erholen, traten sie in's benachbarte Kaffeehaus.

Die Tage des 22. und 23. April gaben dem 21. in Nichts

nach. Die Elite der Mas-horca und ihr sauberer Anhang begnügten sich nicht mehr, die Unitarier zu erwürgen und ihre Frauen zu mißhandeln, sie verbrannten sie lebendig in großen Theertonnen. Ein sehr achtbarer Spanier, Namens Martinez, welcher in der Calle de las Torres wohnte, wurde um 6 Uhr Abends vor meinen Augen gebraten. Ich höre noch heute seinen Schmerzensschrei, welchen ihm die Todesqualen entrissen, und sehe noch den Polizei-Intendanten, einige Beamte und ein Dutzend Offiziere, wie sie kaltblütig dieser scheußlichen Scene zuschauten. Auch der Doctor Zorilla ward ein trauriges Opfer der Kannibalen. Er hatte das Unglück, Donna Manuelita zu gefallen, welche die Absicht hegte, ihn zu heirathen, und ihren Vater um seine Einwilligung bat. Rosas aber war eifersüchtig auf seine Tochter, wie auf eine Geliebte, und Zorilla's Tod war also schnell beschlossen. Die Liebe oder die Laune ließ in dem Herzen Manuelita's die einzige Regung von Menschlichkeit erwachen, deren sie jemals fähig gewesen. Als sie die Absicht ihres Vaters durchschaute, bat sie Zorilla dringend, sich zu verstecken. Der Doctor aber hatte die Unklugheit, diesen Rath zu vernachlässigen, und um 2 Uhr Nachmittags ward er Angesichts des Polizei-Intendanten und des Victoria-Postens enthauptet.

Die Mas-horca hatte so gut gearbeitet, daß alle wirklichen oder vermuthlichen Feinde des Dictators im Grabe oder in der Verbannung waren. Sie richtete sich daher gegen die Fremden, namentlich gegen die Franzosen, und es bedurfte der größten Energie, um die Gefahren von diesen abzuwenden. Ja die Agenten der Mas-horca scheuten sich nicht, die fremden Diplomaten auf offner Straßen anzufallen. Jetzt gingen diesen die Augen auf. Sie redigirten eine gemeinschaftliche Note, in welcher sie den Dictator aufforderten, den Mördern Zügel anzulegen. Rosas entschuldigte sich, wie immer: er wisse gar nicht, wovon die Rede sei, wenn aber wirklich Unordnungen vorgefallen seien, so werde er die Schuldigen ergreifen und exemplarisch bestrafen lassen. Es geschah natürlich Nichts der Art, aber die entschiedene Sprache der Agenten überzeugte ihn, daß er innehalten müsse, und die Ruhe kehrte also wieder zurück.

So unwahrscheinlich diese Thatsachen lauten mögen, so wird man sie doch begreifen, wenn man bedenkt, daß der Held der Wüste seine politischen Freunde wie seine Gegner opferte und sich beeilte, die Werkzeuge seines Blutdurstes zu vernichten, sobald er sie nicht mehr gebrauchte.

Unter seinen Helfershelfern verdiente der General Oribe den ersten Platz. Während Rosas der Bevölkerung von Buenos-Ayres zu Aber ließ, führte Oribe im Innern von La Plata das Vorspiel

zu den unerhörten Schandthaten auf, welche er später in Uruguay beging. Oribe's Genie übertraf sogar in der Grausamkeit das seines Herrn; die Provinzen, die er entvölkerte, die Städte, welche er in Kirchhöfe verwandelte, werden sich ewig seiner Greuelthaten erinnern. Man erzählte mir Züge seiner Grausamkeit, welche in der ganzen Geschichte kaum ihres Gleichen finden.

Im Jahre 1840 wanderte ein reicher Grundbesitzer von Tucuman, Namens Domingo Tegerina, nach Bolivien aus, als die Banden Oribe's hereinbrachen. Nachdem seine Furcht sich allmälig gelegt hatte, bat er Oribe um die Erlaubniß, in den Schooß seiner Familie zurückkehren zu dürfen, mit dem Hinzufügen, er habe sich nur von Tucuman entfernt, um den Gefahren der ersten Stunde aus dem Wege zu gehen, und sei als friedlicher Bürger niemals den Absichten des föderalen Gouvernements entgegen gewesen. Oribe sandte ihm einen Paß und schrieb ihm, er könne in aller Sicherheit zurückkehren. Als Tegerina in Tucuman eintraf, beeilte er sich, dem General seine Aufwartung zu machen. Oribe sagte zu ihm im Tone beißender Ironie:

„Wie ich sehe, ist es sehr leicht, die wilden Unitarier zu beruhigen! Sagen Sie mir, Sennor Tegerina, was suchen Sie hier, da Sie zu den Wilden gehören?"

„Zu den Wilden?" antwortete Tegerina; „ich gehörte nie zu ihnen und werde nie zu ihnen gehören, excelentissimo Sennor! Ich bin bekannt als ein Freund der Ruhe um jeden Preis!"

„Aber wie kommt es denn, daß man Sie denuncirt hat? Wie geht es zu, daß Sie in vorigem Jahr ein blaues Beinkleid trugen und daß man Sie rufen hörte: Tod den Tyrannen?"

„Ich kaufte das Beinkleid, ehe die himmelblaue Farbe verboten ward; das Uebrige ist falsch; nur Einer hat es wagen können, mich anzuklagen, und dies ist mein Feind Jose Arteaga."

„Das heißt mit andern Worten," sagte Oribe, „die Männer, welche mit der Classification beauftragt, sind Schurken, welche die Unschuld verläumden? Gut denn, ich werde Sie vor Ihren Verleumdern sicher stellen, denn auch ich halte Sie für einen friedlichen Mann. Gehen Sie, amiguito (lieber Freund), Pedraza wird die Güte haben, sich Ihres Kopfes anzunehmen, damit Sie gegen fernere böswillige Verleumdungen geschützt sind."

Oribe, dessen Gesicht eine teuflische Bosheit verrieth, erhob sich von seinem Platz, indem er Tegerina freundlich auf die Schulter klopfte. Darauf rief er Pedraza, der sich, stets bereit die Befehle seines Herrn zu vollziehen, im Vorzimmer hielt. Beim Anblick Pedraza's, der mit eben solcher teuflischen Freude hereinsprang, fiel Tegerina vernichtet zurück.

„Sennor, sennor!" rief er mit einer Stimme, die einen Felsen

erweicht haben würde; „ich bin verheirathet und habe ein neugebornes Kind. Bei dem Allmächtigen schwöre ich, daß ich nie Jemanden etwas zu Leide gethan und nie daran gedacht habe, das Föderalsystem zu tadeln!“

„Machen Sie sich keinen Kummer,“ antwortete Oribe mit dem Lächeln eines Panthers. „Ihre Frau ist hübsch und meine Offiziere werden sich ihrer annehmen. Gehen Sie also ohne Besorgniß in die Ewigkeit.“

Noch einmal versuchte Tegerina diesen Satan zu erweichen, Pedraza aber hatte ihn bereits am Nacken gefaßt und legte ihm den Kopf vor die Füße. Doch hiermit nicht genug: Oribe wickelte den Kopf in ein Taschentuch und sandte ihn der Frau des Unglücklichen, die bei diesem Anblick bewußtlos zu Boden fiel.

Ein würdiges Seitenstück hierzu leisteten zwei Offiziere Oribe's. Unter tausend andern Schandthaten, welche Cordova in Angst und Schrecken versetzte, hatten sich die beiden Offiziere Manuel Barena und Pablo Allegre dreier Kinder von guter Familie bemächtigt und erklärt, sie würden dieselben ermorden, wenn ihnen nicht die Eltern in vierundzwanzig Stunden 200,000 Piaster überbrächten. Barena und Allegre waren Leute, denen man ansah, daß sie ihr Versprechen halten würden, und die Eltern versuchten Alles, um diese Summe zusammen zu bringen. Mit Mühe gelang es ihnen 24,000 Piaster aufzutreiben. Die Mütter der drei Kinder brachten das Geld selbst in das Quartier der Offiziere und beschworen sie um Mitleid, da es ihnen unmöglich gewesen sei, mehr herbeizuschaffen. Barena und Allegre empfingen sie sehr artig, boten ihnen Stühle, und waren so galant, auf ihr Wohl zu trinken. Als die sehnsüchtig ihre Kinder erwartenden Mütter endlich die vom Wein erhitzten Offiziere um Auslieferung derselben ersuchten, wurden sie von ihnen derart gemißhandelt, daß sie in Ohnmacht fielen. Als sie erwachten, fanden sie die Köpfe der unglücklichen Kinder an den Flechten ihres Haares befestigt. — Dies sind die Streiflichter, welche wir auf den Bürgerkrieg zu werfen hatten, durch den man dieses schöne Land verwüstete.

III.

Die Mulattin.

Derselbe junge Mechaniker erzählte mir die ferneren Abenteuer, die ihm aufgespart waren, als er der Freundschaft Naka's Valet gesagt, und die hier den Schluß meiner Schilderungen aus den argentinischen Staaten bilden mögen. In Cordova anlangend, fand er, daß man ihn für todt gehalten. Die Peones, seine Begleiter, hatten ausgesagt, die Pfeile der Indianer hätten ihn wie ein Sieb durchlöchert, er sei scalpirt worden und sein Haupthaar als Trophäe bei den Indianern aufgehängt. Doch ich lasse ihn hier selbst sprechen:

„Meine Freunde, die mich für todt gehalten, empfingen mich auf's Wärmste, unter diesen namentlich ein gewisser Gelas, mit dem ich auf intimem Fuße stand. Fanny, eine junge Waise, die mir zur Ehe bestimmt war, und unter der Vormundschaft ihrer Tanten lebte, hatten mich beweint, und die Tanten veranstalteten mir zu Ehren einen Ball. Meine Geschäfte gingen vorzüglich und nöthigten mich, auf längere Zeit in Cordova zu bleiben. Plötzlich aber machte der Bürgerkrieg einen Strich durch alle meine Hoffnungen. Das Verhältniß des Dictator Rosas und der europäischen Mächte war ein sehr mißliches geworden und man sah einen entschiedenen Bruch voraus. Die Provinzial-Behörden, ohne genügende Instructionen, zwischen den Rosisten und Anti-Rosisten schwankend, wußten nicht, woran sie waren. Plötzlich brachte ein Courier die Nachricht, daß die alliirten Escadren Buenos-Ayres blokirten und dem Despotismus Rosas ein Ende zu machen drohten. Diese Nachricht erschreckte die Behörden und die niedere Klasse. Wir, die in Cordova lebenden gebornen Franzosen wurden ein Gegenstand ihres Hasses. Die Gauchos verehrten Rosas, weil er aus ihren Reihen hervorgegangen war und er ihnen schmeichelte; sie auch hielten ihn ja, bis Urquiza ihn entfernt.

Man setzte alsbald einen Preis auf unsere Köpfe. Ich flüchtete mich zu der Tante Fanny's, einer reichen Dame, und diese schickte mich nach ihrer Estancia, ihrer Besitzung, wo ich das Weitere abwarten sollte. Aus Furcht vor Verrath hatte sie mich ihren Bedienten auf der Estancia als einen kürzlich aus den Vereinigten Staaten gekommenen Neffen bezeichnet. Ein junges, speziell mit meiner Bedienung beauftragtes Mädchen allein kannte meine Geschichte. Dieselbe verehrte ihre Herrin wie eine Mutter; sie war also zuverlässig. Cruz, kaum 18 Jahre alt, war die reizendste Mulattin, welche ich gesehen; groß, schlank, und gebaut wie eine Göttin, verrieth ihre edle Physiognomie zugleich Herz und Gefühl; alle

ihre Bewegungen zeigten Grazie, ihr Blick war feurig, ihre Stimme wohlklingend, mit einem Wort, Cruz war das Ideal einer Mulattin.

Ich gestehe, daß alle ihre Reize mich vollständig kalt ließen, und daß ich in der Besorgniß um mein Schicksal ihr nur eine sehr flüchtige Aufmerksamkeit widmete, während sie mich mit all' der Sorgfalt umgab, welche nur das höchste Interesse ihr dictiren konnte. Selten spazierte ich in den Weingärten oder im Walde, ohne ihr zu begegnen; als ich einmal zu ungewöhnlich früher Stunde mein Zimmer verließ, fand ich Cruz schlafend auf der Schwelle desselben. Ich machte ihr einen leisen Vorwurf. Sie erhob sich verwirrt, gedemüthigt, und verschwand wie ein aus seinem Lager verscheuchtes Reh.

Eines Sonntags übergab sie mir einen Brief von Fanny's Tante. Diese schrieb mir, die Blokade von Buenos-Ayres und das Seegefecht von Obligado, hätten den Dictator dermaßen aufgebracht, daß er an allen Franzosen Rache nehmen werde; die Provinzial-Gouverneure hätten bereits Ordre zur Verfolgung aller bezeichneten Opfer, und unter diesen stehe ich mit obenan; ich solle also fliehen, wenn mich nicht die rosistischen Partidas auffinden sollten.

Wohin sollte ich gehen? Die Frage war schwierig, denn nach allen Richtungen mußte ich einen weiten Weg zurücklegen, um die Grenze zu erreichen. Ein Seufzer störte mich in meinem Nachdenken; Cruz stand unbeweglich an einem Pfeiler des Patio oder Binnenhofes; ich sah, wie mühsam sie ihre Aufregung bemeisterte.

„Wie, bist Du es, Cruz?" fragte ich überrascht.

„Verzeihung, Sennor," antwortete sie furchtsam, „ich fürchtete, der Brief der Donna P. habe Ihnen schlimme Nachrichten gebracht, es drohe Ihnen Gefahr."

„Leider ist es so; Donna P. räth mir, keine Nacht mehr unter ihrem Dache zu bleiben; die Föderalen schweifen in der Umgegend, um mich todt oder lebendig zu überliefern."

„Ich ahnte es; mein Herz sagte es mir, und das trügt mich niemals!" versetzte sie mit matter Stimme.

„Tröste Dich; ich habe noch Zeit, mich zu retten," antwortete ich ihr. „Laß mir das beste Pferd im Stalle satteln."

„Sie wollen fort, allein und ohne Führer?" fragte sie zitternd.

„Allerdings; wer sollte mich begleiten?"

„Ich!" rief Cruz mit einer Stimme, die mich erbeben machte.

„Pobrecita!" sagte ich zu der Mulattin, die bebend auf eine Antwort wartete. „Ich danke Dir für eine Aufopferung, die Dir

allzu theuer würde. „Wenn ſie mich fänden, würdeſt auch Du verloren ſein.“

„O, ich werde den Tod ſegnen, wenn er mich an Ihrer Seite trifft! Ich bin gut und treu; nehmen Sie mich mit.“

„Unmöglich!“

„O welch' ein Unglück iſt es, nur eine Mulattin zu ſein!“ murmelte Cruz. „Wenn Sie mich zurückſtoßen, ſo werde ich toll oder ich tödte mich!“ ſetzte ſie wild hinzu.

„Du biſt ſchon wahnſinnig!“

„Ja,“ rief Cruz fanatiſch, „ich will das Geheimniß entſchleiern, das mich erſtickt, und ſollte meine Aufrichtigkeit auch mit Verachtung belohnt werden! Ich weiß nicht, wie es geſchah, aber das erſte Mal, wo ich Sie ſah, loderte es in mir auf wie eine Flamme. Ich ſuchte ſie zu erſticken, aber unmöglich; mein Herz bebte, und Alles um mich her ſchien ebenfalls in Flammen zu ſtehen. Ich hätte das Paradies hingegeben für ein einziges ſanftes Wort von Ihnen. Ich erröthete vor mir ſelbſt, aber ich gehörte nicht mehr mir; ich war Ihre Sklavin, Ihr Eigenthum; Sie waren meine Sonne, Sie waren mir nothwendig wie das Licht. Ich bitte ja nicht um Ihre Liebe, nur um Ihr Mitleid, oder ich ſterbe!“

Dieſes naive Bekenntniß einer ungeahnten Leidenſchaft verwirrte mich ſelbſt. Ueberwältigt von dieſer Aufopferung, ſchloß ich die zitternde Mulattin ſchweigend in meine Arme.

„Ach,“ fuhr ſie mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit fort, „heute erſt beginne ich zu leben. Nehmen Sie mich mit ſich, und Sie werden ſehen, was Cruz vermag! Ich werde die Büffel und die Schafe zerlegen, werde kochen und Ihnen das Bett aus dürren Blättern bereiten; ich werde Ihr Spion und Ihre Schildwache ſein; die Nacht hindurch werde ich über Sie wachen, und ich werde glücklich ſein, wenn Sie mir ein Lächeln dafür ſpenden.“

Die Mulattin kannte in ihrer jungfräulichen Hingebung die Kriegskunſt der erfahrenen Frauen nicht, welche dem Siege des Mannes erſt eine Reihe von Scharmützeln vorangehen laſſen. Sie gehorchte unwillkürlich ihrer Leidenſchaft, ohne jene Zurückhaltung, welche die froſtige Civiliſation uns auferlegt hat.

Unſere Vorbereitungen waren in zehn Minuten beendet; wir beſtiegen zwei tüchtige Pferde und eilten in die Pampa. Wir hatten erſt einige Stunden zurückgelegt und ritten eben an einem öden Flußufer dahin, als ich plötzlich eine mir bekannte Stimme meinen Namen rufen hörte. Ich ſchaute zurück und erblickte meinen Freund Gelas auf einem ſchaumbedeckten Maulthier.

Gelas erzählte, daß er ſich bereits eine Stunde lang abquäle, um uns zu folgen, daß er von einem Freunde in Cordova in deſſen Quinta verſteckt und dort zwei Monate verlebt habe, bis endlich

auch dieſes Aſyl nicht mehr ſicher erſchienen und er ſich auf gut Glück in die Pampa hinausgewagt habe. Gelas trug noch den Sombrero, den grünen Talma, die Gamaſchen und das Pantalon von Buenos-Ayres, und mit Jagdtaſche, Meſſer und Flinte beladen, ſah er aus wie ein Räuber in der komiſchen Oper.

Gelas war bald über mein Verhältniß zu Cruz aufgeklärt und näherte ſich ihr ehrfürchtig und mit drolliger Pantomime.

„Servidor à la hermosura, meinen Gruß der Schönheit!“ ſagte er, ſeinen Schnurrbart ſtreichend. „Ich gratulire meinem Freunde zu einer ſo reizenden Gefährtin, die er gewiß nicht gegen alle Schätze der Welt vertauſchen möchte.“

„O,“ antwortete Cruz zitternd und verlegen durch dieſe Galanterie, „ich bin nur die niedere Sklavin des Sennor! Don Arthur hatte die Güte, mir zu erlauben, ihn in ſein Exil zu begleiten, und ich werde die madre purissima ſegnen, wenn ich ihm dies erleichtern kann.“

Gelas erzählte mir jetzt, daß er noch zwei Kameraden nicht weit davon in einem Barranco verſteckt habe. Da er allein bewaffnet, war er auf Entdeckung ausgegangen, während jene von ihren Strapazen ausruhten. Gelas führte uns dorthin, und ich fand zwei Bekannte, Boireau und Danflour, in einem Graben beſchäftigt, eine hinſichts ihres Urſprungs ſehr verdächtige Gans zu rupfen. Sie waren zwei brave, muthige Kameraden, die mich überglücklich umarmten. Der Barranco war gut gelegen, wir beſchloſſen die Nacht hier zuzubringen und erſt am andern Morgen wieder aufzubrechen. Unſer karges Abendmahl wurde von Cruz auf eine ſo delikate und anſprechende Weiſe ſervirt, daß unſere Kameraden ganz entzückt waren. Wir lachten und ſangen, und Niemand würde uns angeſehen haben, daß wir Leute waren, welche in jedem Augenblick dem blutigſten Tode entgegenſehen konnten. Cruz entfaltete einen Eifer und eine Induſtrie, welche Alle überraſchte; ſie improviſirte aus unſern Sätteln, unſern Ponchos und einigen Armen voll Laubwerk einige Feldbetten, die uns wie ein Lager von Eiderdaunen erſchienen.

So weit war Alles gut. Aber der Herbſt ging zu Ende, der Winter brachte uns ein Uebermaß von Entbehrungen und Schmerzen, welche den Stärkſten erſchüttern mußten. Da wir nur im äußerſten Nothfall in die Pueblos (Dörfer) einzutreten wagten, ſo ſchliefen wir im Koth oder auf dem Schnee, und verbrachten oft zwei, drei Tage ohne die geringſte Nahrung. Cruz zeigte ſich erhaben unter den ſchwierigſten Verhältniſſen. Ohne ein Murren, ohne eine Klage ertrug ſie Hunger und Durſt, Kälte und Anſtrengung. Wenn ich auf unſern langen Märſchen, oder in dem eiſigen Bivouac einen mitleidsvollen Blick auf ſie warf, antwortete ſie mit dem Lächeln

eines Engels. Einmal, als wir vom Hunger erschöpft Lust hatten, uns den Behörden von La Rioja auszuliefern, weil wir den sicheren Tod dieser langsamen Todesqual vorzogen, rieth ich Cruz, unsere traurige Gesellschaft zu verlassen und in die Stadt zu gehen, wo sie eine Beschäftigung finden würde.

„Du siehst," sagte ich zu ihr, „Dein Opfer ist nutzlos, und Deine Leiden vermehren nur die unsrigen. So jung und schön wie Du, darf man nicht sterben. Geh' nach La Rioja, und wenn ein Wunder uns retten sollte, ..."

„Du liebst mich also nicht mehr!" rief die Mulattin, mich mit Seufzern unterbrechend, „Du bist meiner überdrüssig! O habe Mitleid mit Deiner Ninna und jage sie nicht von Dir, sie ist so glücklich, mit Dir leiden zu können!"

So viel Muth und Liebe entwaffneten mich. Auch meine Kameraden fühlten eine abgöttische Verehrung für sie; ihre Schlauheit und Wachsamkeit hatte uns oft vor unbesonnenen Unternehmungen bewahrt; wenn der Hunger uns hinstreckte, schlich Cruz davon, und selten kehrte sie ohne Früchte, Geflügel, nahrhafte Wurzeln oder Mais zurück. Cruz war unsere Vorsehung. In den Trümmern eines alten Tambo gelagert, inmitten eines Oceans von Schnee, ausgehungert und erstarrt bei 12° Kälte, beriethen wir eben nutzlos, als plötzlich Stimmen an unser Ohr schlugen, die uns wie Seraphsklang erschienen. Die Fremden waren zwei Franzosen, welche zu der Silbermine von Santa Maria zurückkehrten, wo sie beschäftigt waren. Sie nahmen uns mit sich in die Mine, wo etwa zwanzig französische und deutsche Arbeiter Alles, was sie besaßen, zu unserer Disposition stellten. Drei Wochen lebten wir in diesem Paradiese, und würden hier vielleicht den Sturz des Dictators abgewartet haben, wenn die Nachbarschaft einer Rosistischen Bande unsere Wirthe nicht erschreckt hätte. Wir mußten auch hier fort, um unsern Wirthen nicht zu schaden, und diese nannten uns eine verlassene Mine, wo wir wahrscheinlich ein Obdach würden finden können. Wir gingen und vertieften uns in dieses dunkle Grab. Als unsere Lebensmittel erschöpft waren, begann der Hunger abermals an uns zu nagen. Mit philosophischer Ruhe ließen wir ihn anfangs herantreten, in der Hoffnung, der Zufall werde uns zu Hülfe kommen. Der Taback, welcher bisher unsern leeren Magen noch getäuscht hatte, ging zu Ende; auch unser Humor versiegte allmälig.

„Meine Herren," sagte der unermüdliche Gelas eines Morgens, „der status quo kann nicht länger dauern; seit vier Tagen haben wir nichts mehr zu essen; meine Geduld ist zu Ende, es muß ein Entschluß gefaßt werden."

„Wir sind hierin einig," antwortete ich ihm; „wir sind nahe

dargan, uns unter einander zu verspeisen, wie die Schiffbrüchigen der „Medusa“. Für mich hat das Fleisch eines Christen nichts Verlockendes; wir sind so abgemagert, daß uns ein Neuseeländer verschmähen würde, und nur Gelas hat noch sein respectables Embonpoint bewahrt.“

„Ich bin gern bereit, mich dem öffentlichen Wohle zu opfern,“ antwortete Gelas, „halte es aber für gut, wenn Einer von uns die Umgegend durchstreift und trotz aller Gefahren Erkundigungen oder Lebensmittel bringt.“

Es wurde beschlossen, mit vier Strohhalmen das Loos zu ziehen; Cruz sollte dieselben halten. Ich weckte das Mädchen aus dem Halbschlummer und theilte ihr unsern Entschluß mit.

„Que Candidez! Welche Thorheit!“ rief sie. „Die Föderalen schweifen um die Mine umher; Ihr wäret Alle verloren, wenn sie Einen von Euch erwischten. Ich werde ausgehen und Nahrungsmittel suchen; ich kenne die Indianer und Niemand wird mir mißtrauen.“

Vergebens opponirten wir gegen diese Idee. Unsere Einwürfe befestigten das Mädchen nur noch mehr in ihrem Entschluß.

„Adios, amigos!“ sagte sie, „heute Abend bin ich zurück und wir werden uns froh und gesättigt schlafen legen.“

Mit diesen Worten schritt sie zum Ausgang der Miene. Hier wandte sie sich noch einmal zurück; unsere Blicke kreuzten sich, sie flog in meine Arme.

„Einen Kuß noch!“ murmelte sie, mich fest an ihren Busen drückend. „Das wird mir Glück bringen!“

Cruz ging. Die Nacht kam und sie war noch nicht zurück. Jeder von uns fühlte, wie innig die Zuneigung war, welche sie uns Allen eingeflößt hatte; dieses seltene Mädchen war unsere Seele, unser Leben, und ihre Abwesenheit versetzte uns in die tiefste Trauer. Bis zum Morgen blieben wir schlaflos; jetzt begannen wir zu fürchten, und wir beschlossen, unser Asyl zu verlassen. Gleichgültig gegen Alles, was uns drohen mochte, marschirten wir auf die Mine von Santa Maria zu. Hier fragten wir nach Cruz; Einer von den Arbeitern schaute uns wehmüthig an, während eine Thräne in seinem Auge glänzte.

„Ich wollte es Euch nicht sagen,“ sprach er endlich; „Cruz ist todt!“

„Todt!“ rief ich entsetzt und versteinert.

„Ja, ermordet! — Die Bande, welche Euch suchte, dreißig Mann stark, traf sie gestern, ich weiß nicht wo; man führte sie gebunden bis hier in die Nähe. Der Anführer der Bande erkannte sie an dem Signalement, das ihm von Cordova geschickt war.“

„Du bist mit Don Arthur von der Estancia geflohen!“ sagte

er in drohendem Tone zu ihr. Sag' mir, wo er ist, und ich gebe Dir die Freiheit. Wo nicht, wehe Dir!"

„Ich weiß nichts," antwortete Cruz. „Ich habe Don Arthur sechs Stunden hinter der Estancia verlassen."

„Du lügst!" schrie er. „Man hat Dich mit ihm und drei andern Gringos (Franzosen) gesehen! Bekennst Du nicht, so lasse ich Dich schlagen, bis Du den Mund öffnest."

„Und wenn Ihr mich in Stücke zerhaut, ich kann nichts sagen!" antwortete Cruz.

„Der Bandit ließ sie in höchster Wuth an einen Baum binden und verurtheilte sie zu fünfhundert Stockschlägen. Cruz nahm die Strafe mit der größten Resignation hin; keine Klage kam über ihre Lippen; ihr Antlitz verzog keine Miene. Endlich krönten die Henker ihr Werk, indem sie das Mädchen ermordeten. Sie kamen dann hieher und erzählten uns ihre Schandthat. Die heldenmüthige Mulattin würde ein Raub der Geier geworden sein, wenn wir sie nicht in die Erde gescharrt hätten."

Diese Erzählung machte auf uns Alle den entsetzlichsten Eindruck. Wir waren vernichtet; wir hatten unsern Schutzengel verloren. Gelas verlangte wüthend, sie zu rächen; wir Alle schäumten vor Wuth und beschlossen, Rache zu nehmen. Die Minen-Arbeiter verschafften uns Pferde (denn die unsrigen waren seit lange todt). Wir irrten fünf Tage suchend umher; dann erreichten wir ein Pueblo, ein Dorf, dessen Alkade, ein Anti-Rosist, uns als Freunde aufnahm. Die Ruhe, welche wir in seinem Schutze genossen, brachte uns allmälig wieder zu uns; wir gaben friedlicheren und besonneren Gedanken Raum und beschlossen, mit mehr Vorsicht zu reisen.

Nach einer Reihe von Abenteuern, deren Aufzählung den Leser ermüden würde, erreichten wir Mendoza, eine Stadt von 10,000 Einwohnern, am Fuße der Anden-Cordillere, an der Grenze Chili's. Von hier aus gelang es, uns endlich den Verfolgungen des blutdürstigen Dictators zu entziehen, indem wir fremden Boden betreten. — Noch heute gedenke ich der armen, treuen Cruz, und ihr Andenken lockt mir noch oft eine Thräne in's Auge.

Skizzen aus Braſilien.

I.

Rio de Janeiro.

Nach Ausſage aller Reiſenden iſt die Bucht von Rio de Janeiro die ſchönſte der Welt. Ich für meinen Theil werde nie die tiefe Bewegung vergeſſen, welche mich ergriff an dem Tage, wo ich auf die Schanzverkleidung des Schiffes gelehnt, dieſen wunderbaren Anblick erlebte. Die Sonne der Tropen übergoß unſere Scheitel mit blendendem Licht und beglänzte die ſchäumenden Wellen und die roſigen Büſchel der ippomaea, mit welchem das Ufer beſetzt iſt. Eine leichte Landbriſe trug uns den Duft der Orangen, gemiſcht mit den würzigen Ausdünſtungen der benachbarten Wälder entgegen. Auf dem Gipfel, auf den Abhängen und in den Tiefen der vor uns liegenden Berge, welche die Bucht umgeben, wachſen die poetiſchſten Bäume, die zierlichſten Geſträucher der Schöpfung. Dort zur Linken liegt der Crocovado, das Lieblingsziel der braſilianiſchen Promenaden; hinter ihnen die Tijuca mit den reizenden Cascaden, bedeckt mit den üppigſten Pflanzungen. Am Horizont, hinter den Inſeln, welche aus den grünen Wellen hervorragen, ſtreckt das Gebirge ſeine Spitzen in den Azur des Himmels.

Doch wozu eine Beſchreibung der Wunder verſuchen, für welche eine Feder nicht ausreicht!

Rio de Janeiro ſchließt ſo zu ſagen zwei Städte in ſich, nämlich die alte und die neue. Die Letztere, die ſich hinter dem Campo Santa Anna ausdehnt, iſt ſchöner gebaut, als die andere; die Straßen ſind lang und grade, ihre Häuſer äußerlich hübſch; aber es fehlt das Leben, und die Bevölkerung hier iſt elend genug. Die Ciganos wohnen hier in ſolcher Menge, daß eine Straße ihren

Namen trägt. Diese Zigeuner, Nachkommen der von Portugal ausgewanderten, sind die originellste Race, die es giebt.

In der alten Stadt muß man die brasilianischen Sitten und Civilisation studiren, dort findet man den Handel, die Arbeit, den Luxus, mit einem Wort die gesellschaftliche Thätigkeit. Von fern bietet die Hauptstadt Brasiliens einen Anblick, dem es nicht an Reiz und Großartigkeit fehlt. Uebersieht man vom Ankerplatz das Castello, auf welchem die Flaggen wehen, welche das Ein- und Auslaufen der Schiffe signalisiren, die schöne Terrasse des Passeyo publico, das Kloster S. Bento, die Morros, bedeckt mit Häusern und Gärten, und zu ihren Füßen diese Menge von Kirchen, welche ihre Spitzen in die Luft strecken, so ergreift uns eine fieberhafte Eile zur Einschiffung, um die blühendste Stadt von Süd-Amerika in der Nähe zu studiren.

Wir betreten den largo do Paço oder den Platz des Palastes. Vor uns erhebt sich die frühere Residenz der Gouverneure, heute die des Kaisers, ein niedriges, massives, charakterloses, mit Oker getünchtes Gebäude, das innerlich schlecht eingetheilt, mit einem Wort, seines Gastes unwürdig ist, aber einen reizenden Blick über die Bai und ihre schönen Ufer gewährt. Neben diesem Palast, welchen man niederzureißen beabsichtigt, erheben sich die Metropolitan-Kirche und die kaiserliche Kapelle. Auf demselben Platze, nicht weit von einer Fontaine in Pyramidenform, öffnet sich das Thor des Hauptmarktes. Hier findet man alle Arten von Gesichtern und Waaren, hört man alle Arten von Sprachen. Ohne die viereckige Einschließung zu verlassen, wo sich Weiße, Schwarze, Mulatten und Indianer durcheinander drängen, deklamiren und demonstriren, sich Artigkeiten und Beleidigungen sagen, kann man eine ganze Ladung der verschiedenartigsten Produkte einkaufen. Seid Ihr Liebhaber von Fischen, so giebt es Tausende von frischen Sardinen, garupas, rodobabos, anchovas und Riesenbarben, welche die Schwarzen uns mit großem Geräusch zum Kauf anbieten. Niemand wird uns Austern offeriren, obgleich die Austern von Rio excellent sind, weil man unerschöpfliche Felsen ein paar Schritt in die Bucht hinein findet; verlangt man aber ein Krokodil, dort amüsirt sich eins in dem Bassin der Fontaine. Seid Ihr Liebhaber von Affen, Papageien, Ustitis, kolossalen Eidechsen und Schlangen, Ihr braucht nur auf der für diese Thiere reservirten Seite zu wählen. Sucht Ihr Früchte — prächtige Negerinnen auf Maulesseln, Arme und Brust hübsch geformt, den Hals mit Corallen behängt, den Turban stolz auf dem Haupt, die Schärpe bis auf die Erde hinabreichend, streiten sich um die Ehre, Euch riesige Orangen, Pistazien, Bananen, Ananas, Caju-Aepfel oder die Früchte vom Brodbaum zu verkaufen.

Die Straßen von Rio sind in der Regel lang, eng, schmutzig und schlecht gepflastert; in einem Wagen darf man sich nicht hinausbegeben, ohne Contusionen davonzutragen, und ohne die Trottoirs würde der Fußgänger oft bis an die Knie versinken. Promeniren wir die Straßen Uvidor, da Quitanda, da Alfandega, Ajuda mit Muße hinab. Jener Herr dort, der im schwarzen Frack und buttergelben Handschuhen so wichtig an uns vorbeistreift, ist ein Brasilianer, der von carne seca (gedörrtem Fleisch), feijons und Manioc-Mehl lebt, um seine Extra-Ausgaben bezahlen zu können. Jener Andere dort mit dem Pantalon und Rock von weißer Baumwolle, großem Strohhut und ohne Weste und Cravatte, ist nichts minder als ein junger, von den Azoren „importirter" Millionär. Schon mit zwölf Jahren trieb er Wucher, bestahl seinen Prinzipal, bestahl die Neger, und hat die schmutzigen Gewohnheiten jener Tage des Elends noch so treu bewahrt, daß er es nicht wagen würde, täglich eine mille reis (3 Francs) auszugeben, weil er fürchtet, sich zu ruiniren. Jener große magere Herr dort, der es so eilig hat, um rechtzeitig zur Börse zu kommen, ist mit mehreren Orden bedeckt. Er ist Kammerherr des Kaisers, Commendador, und Mitglied philantropischer Vereine; aber er setzt den Handel fort, und mindestens tausend arme Neger (ohne diejenigen zu rechnen, welche auf der Ueberfahrt von Afrika umgekommen sind) haben mit ihrer Freiheit den Palast bezahlt, welchen er sich bauen ließ.

In der Thür jener dunkeln Höhle, aus welcher ein widriger Geruch dringt, kocht ein Schwarzer sein Mittagsmahl, aus pipocas oder grünen Maiskörnern bestehend, in den Scherben einer Schüssel. Etwas weiter hin, auf den Stufen einer Kirche, rührt eine alte zahnlose Negerin, mit Runzeln wie die Hexen Macbeths, in einer Kasserolle, ich weiß nicht was für eine schmutzige Sauce, in welche alle Sklaven ihres afrikanischen Stammes, die vorbeikommen, ihren Finger tauchen. Dort, jene halbnackte Dame, deren Gazellenauge hinter den Jalousien hervorlugt, ist eine Brasilianerin vom reinsten Blut; ganze Stunden wird sie dasitzen und mechanisch vor sich hinschauend ihre Stellung nicht verändern, an einer Zuckerstange oder an einer Schnitte Melancia (Wassermelone) lutschend. Welch' ein Unterschied zwischen diesem träumerischen Geschöpf und der robusten Quitandera (Verkäuferin), welche einen Korb Orangen auf ihrem Kopf und einen Negerknaben auf dem Rücken trägt, dem sie in vollem Trabe die Brust giebt!

Platz da für die glänzende Reihe von Trauerwagen, welche sich zum Kirchhof bewegt! Nach dem Gepränge zu schließen, begräbt man einen Prinzen oder wenigstens einen Senator. Aber weit gefehlt, der Todte ist ein Mensch von ziemlich obscurem Ursprunge.

Seine Familie wirft ſich in Schulden, um auf ſeiner Leiche Schätze aufzuhäufen und ſie mit königlichem Pompe zu begraben. Vielleicht iſt es abgeſchmackt, aber es iſt einmal ſo Sitte, und dieſe Sitte tröſtet die Angehörigen. — Wenn es Euch gefällt, treten wir zu einem braſilianiſchen Reſtaurant (casa de pasto) ein. Servietten exiſtiren hier nicht, die Wände ſind nackt, die Stühle hart, aber man wird Euch einen caldo de substancia, eine Bouillon mit aromatiſchen Kräutern, Schinken und Fiſche vorſetzen und vorausgeſetzt, daß Euer Mund mit Kupfer ausgeſchlagen, auch einen molho, eine pikante Sauce aus Weineſſig und Piment.

Was den Fremden in Rio am unangenehmſten berührt, das iſt die Maſſe von Schwarzen, welche nach allen Richtungen hin ihre Lumpen ſchleppen. Wohin man den Schritt wendet, ſtößt man auf dieſe unglücklichen, der Sklaverei verfallenen Geſchöpfe. Gerade dieſe Sklaverei iſt die offene Wunde Braſiliens, ſeine Schmach, ſein Verbrechen in den Augen der Civiliſation; doppelte Schmach, doppeltes Verbrechen, da alle früheren ſpaniſchen Colonien Südamerika's endlich das geheiligte Recht der Menſchheit anerkannt und die Schwarzen befreit. Sophiſten, welche ihr Intereſſe daran haben, eine ſchlechte Sache zu vertheidigen, wagen es zu behaupten, man müſſe es der Zeit überlaſſen, dieſe Wunde zu heilen, aber ich bezweifle, daß ſie auf dieſe Weiſe jemals ſich ſchließen wird.

Schon am erſten Abend meiner Ankunft in Rio war ich Zeuge einer eigenthümlichen Scene. Nachdem ich mein Gepäck den Händen des Douaniers entriſſen, begab ich mich in das von einem jungen Franzoſen gehaltene Hôtel de la bourse und ſetzte mich an die Mittagstafel. Ich war eben mit einem gebratenen Ignabu beſchäftigt, dem ſchönſten Vogel, welchen man auf einer Tafel ſerviren kann, als mich ein entſetzlicher Lärm hiebei ſtörte. Auf das von der obern Etage herabdringende Geſchrei erhoben ſich alle an der Tafel ſpeiſenden Gäſte, und Madame R., die Wirthin, ſtürzte aus ihrem Comtoir. Ich eilte ihr nach in das Zimmer, wo ſich mir ein originelles Schauſpiel darbot. Der Wirth hatte ſich vor einem Bett niedergehockt, unter welchem ein heiſeres Geſchrei hervordrang; ein halbes Dutzend in portugieſiſcher Sprache discurrirende Perſonen umgab ihn. Ich fragte einen Kellner nach der Urſache dieſes Lärms.

„Es iſt nichts," antwortete mir dieſer; „der Herr hat eben einen neuen*) Schwarzen bekommen, und dieſes Vieh glaubt, wir wollen ihn freſſen; deshalb hat er ſich unter dem Bett verſteckt und Niemand kann ihn wieder herausbringen. Wir haben

*) Man nennt in Rio die eben von den Sklavenſchiffen gebrachten Neger aus Afrika neue.

ihm schon zehnmal versichert, daß die Weißen keine Menschenfresser seien, aber er heult, als wollten wir ihn schon heute Mittag auf die Tafel bringen."

„Aber haben denn die Schwarzen, wenn sie von Afrika kommen, immer diese Furcht?" fragte ich.

„In der Regel, wenigstens wenn sie jung sind, es scheint, als erzähle man ihnen dies dort, um ihnen einen Haß vor der Sklaverei einzuflößen. Aber es genügt, sie einige Zeit auf die Pflanzung zu schicken, wo es schon gewohnte Neger giebt, um ihnen diese Angst zu nehmen."

Es gelang endlich, den Schwarzen aus seinem Versteck hervorzuziehen, er aber wehrte sich noch immer und zitterte an allen Gliedern. Ich setzte mich wieder an die Tafel, aber diese Scene hatte mir allen Appetit genommen.

Am Abend, als ich mich zu Bette begeben hatte, ward ich ein Opfer der Qualen, denen kein Neuangekommener entrinnt. Rio de Janeiro ist von entsetzlichen Insekten angefüllt, welche das Menschengeschlecht mit einem wahren Blutdurst verfolgen; die Eumeniden selbst können nicht so entsetzlich sein, wie diese Scorpione, Tausendfüßler, Muskito's und anderes Ungeziefer, das sich gegen unser Wohlsein verschworen hat. Wie müde ich war und wie sehr mich der Schlaf drückte, mußte ich erst einen hartnäckigen Kampf mit den blutdürstigen Muskito's liefern, welche wie die Pfeile an meinem Ohr vorbeizischten. Kaum war ich eingeschlafen, als ein fürchterlicher Lärm mich im Bett aufschreckte. Unheimliche Lichter drangen durch die Barren meines Fensters herein und erhellten mein Zimmer. Ich vernahm von der Straße herauf einen Lärm, von Ketten untermischt, mit anderen wirren Lauten und ohrzerreißenden Lamentationen. Von Zeit zu Zeit heulte ein fürchterlicher Chor ebenso unheimliche Worte, welche ich nicht verstand.

Was gab es? Eilig kleidete ich mich an und lief durch das Hotel, um zu fragen. Niemand begegnete mir, denn Alles war schon auf der Straße. Auf der Schwelle traf ich endlich Madame R., die mit einem sonderbaren Lächeln eine dem Mittelalter angehörende Ceremonie betrachtete. Reihen von Mönchen mit Capuzen über dem Kopf, mit Kreuzen, Bannern, Reliquen und einer Unzahl anderer religiöser Symbole bewaffnet, führten mit langsamem Schritt eine unzählbare Menge von Brasilianern und Portugiesen, Mitgliedern verschiedener Congregationen. Diese Leute, von denen Manche der höheren Gesellschaft angehörten, waren nackt bis zur Hüfte; sie trugen brennende Fackeln in den Händen und zogen ein bedeutendes Kettengewicht auf dem Pflaster nach sich, indem sie mit dumpfer Stimme Bußpsalmen sangen. Auf ein bestimmtes Zeichen wurden diese Psalmen unterbrochen, und Andere, mit Ruthen

bewaffnet, fielen peitschend über den Rücken dieser Büßenden her. Eine ungeheure, heulende Masse folgte der Prozession. Ich rieb mir die Augen und glaubte zu träumen.

„Würden Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, wo ich bin und was das Alles bedeutet?“ fragte ich Madame R., die über mein Erstaunen lachte. „Ich weiß wirklich nicht, ob ich schlafe oder wache. Um Gotteswillen sagen Sie mir, wo ich bin!“

„Ei,“ erwiderte Madame R., „Sie sind in Rio de Janeiro, der Hauptstadt von Brasilien, einer sehr civilisirten Stadt, wie man sagt.“

„Aber ich bitte Sie ...!“

„Nun so hören Sie: das gelbe Fieber herrscht seit zwei Monaten in der Stadt und fordert zahlreiche Opfer. Erschreckt durch die Zahl der letzteren und die Ohnmacht der Aerzte hat man diese Promenades erfunden, in der Hoffnung, den Himmel zu versöhnen und dem Vomito negro Einhalt zu thun. Ich versichere Sie, daß alle diese Menschen, vielleicht mit Ausnahme der Mönche, sich dieser Ceremonie aus freien Stücken unterwerfen, denn sie sind unwissend, abergläubisch und lieben den Spectakel bis zur Narrheit!“

Diese letzte Bemerkung war treffend; zugleich leicht und leidenschaftlich, entnervt durch das Klima, Feinde der Arbeit, den Annehmlichkeiten einer traditionellen Verweichlichung nachhängend, laufen die Eingebornen von Rio mit einem fieberhaften Eifer Allem nach, was glänzt, und Allem, was die Einbildungskraft oder die Sinne anregt. Ihr Leben läßt sich als eine nur durch Festlichkeiten unterbrochene Siesta bezeichnen. Da diese Feste das Brod der Bewohner von Rio sind, haben diese ihre Maßregeln getroffen, um nicht vor Entkräftung zu sterben. Ohne die nationalen Feierlichkeiten zu zählen, so wie die großen und kleinen Galas, den Carneval, die Pfingstfestlichkeiten und das neuntägige St. Antonius-Fest, feiern sie auch das Fest einer Litanei von Heiligen, die so unbekannt, daß selbst der Kalender nichts von ihnen weiß.

Mögen sie nun kirchliche oder weltliche sein, die Feste werden immer am Abend vorher durch Glockengeläute und chinesische Petarden annoncirt. Handelt es sich um ein höheres Fest, so dauert das Glockengebimmel und das Zerplatzen der Petarden die ganze Nacht hindurch und stört die friedlichen Leute im Schlummer. Man zündet in den Straßen Freudenfeuer an, um welche die Moleques, junge Schwarze, und die portugiesischen Commis umherspringen und ein abscheuliches Geschrei veranstalten. Dies ließe sich noch ertragen, wenn die Ruhestörer sich nicht damit amüsirten, Raketen und Kanonenschüsse, Busca-pes genannt, nach allen Seiten hinzuwerfen, welche den Vorübergehenden verfolgen, zwischen seinen

Füßen zerplatzen und ihnen Beinkleid und Rock verbrennten, wenn sie ihm nicht gar in die Augen springen. Die Tyrannei der Gewohnheit ist in Brasilien so stark, daß man diesen Unfug gutmüthig duldet und die Polizei sich vergeblich bemühen würde, den Gebrauch der Busca-pes und der intrudes zu verhindern.

Die intrudes (ein Name, welchen man den Freuden des Carnevals giebt) sind eine getreue Nachahmung der Saturnalien des alten Rom. Bilden sie die Freude der Brasilianer und namentlich der Brasilianerinnen, so sind sie das größte Aergerniß der Fremden, der sich um ihretwillen drei Tage hindurch einschließen muß, wenn er nicht seine Toilette verwüstet sehen will, sobald er seinen Fuß auf die Straße setzt. Vom Sonntag bis Fastnacht ist es unmöglich, die Straße zu betreten, ohne ein Wurfgeschoß von Wachs (limoes de cher) in das Gesicht, auf den Kopf, auf den Magen oder auf den Rücken zu bekommen; ja man kann froh sein, wenn man nicht einen ganzen Hagel davon bekommt. Diese Wurfgeschosse in Form von Citronen kommen aus allen Thüren, aus allen Fenstern und spelen, indem sie zerbrechen, Schneewasser aus. Ist dieses parfümirt und kommt es von einer schönen Senhora, so tröstet man sich im Nothfall, indem man von dem unbestrittenen Recht Gebrauch macht, in das Haus einzudringen, seinen Feind zu umarmen und zu küssen. Im entgegengesetzten Fall aber und namentlich, wenn man anstatt leichter Citronen ganze Krüge Wasser auf den Kopf bekommt, ist man versucht, diesen Angriff vom Balken herab mit Steinwürfen zu erwidern. Hierdurch würde man sich jedoch Dem aussetzen, massacrirt zu werden, nicht zu sprechen von der Strafe, zu welcher die Gerichte das Opfer der intrudes verurtheilen würden. Von der andern Seite haben diese intrudes, verachtet von der brasilianischen Aristokratie und gemieden von den Europäern, das Gute, daß sie die Schwarzen erheitern und ihr trauriges Schicksal für einen Augenblick versüßen. Die drei Tage des Carnevals nämlich sind für die Sklaven die schönsten des Jahres, und sie wissen dieselben zu proftiren. Welch eine Freude, welch ein ungeheures Gelächter, wenn sie das Gesicht eines Kameraden mit Mehl bewerfen oder seine Kleider damit einhüllen, wenn sie ihn unvorbereitet erwischt haben! Mit welcher Wonne werfen sie sich ganze Eimer voll Wasser in's Gesicht, mag dieses rein oder schmutzig sein! Dieses Spiel ist grob und ungeschliffen, aber die armen schwarzen Teufel finden daran ein so großes Vergnügen, daß man es ihnen gestattet.

Die Pfingstfestlichkeiten sind die lebhaftesten in Rio de Janeiro und dauern eine ganze Woche hindurch. Allerlei Schaustellungen bedecken den großen Platz; mit Einbruch des Abends ist das Campo festlich beleuchtet; kein Wirthshaus, keine Schenke, die nicht ihre

Guirlande von Flammen hätte; man bringt die Lampen und Laternen bis hoch in die Bäume hinauf. Die Straßen sind angefüllt von Spaziergängern, welche die Illumination betrachten und den Spielen eines Herkules oder den frivolen Quadrillen der Tänzer zuschauen. Von zehn bis eilf Uhr ziehen sich die anständigen Familien zurück, es bleiben nur übermüthige junge Leute, das vulgum pecus der Schwarzen, Negerinnen, Mulatten, freie und liederliche Mulattinnen auf dem Schauplatz, welche die Königinnen des Festes sind. Jetzt gestaltet sich dieses zur Orgie. Man schreit, man umarmt und küßt sich, man trinkt Limonade, Wein und caixaça und fällt sternbetrunken zusammen. Das Corpusfest wird hier bei weitem wilder gefeiert, als wir es bereits früher beschrieben haben, und kennt in seiner Ausgelassenheit keine Grenzen.

Ohne die Theater untergeordneten Ranges zu zählen, besitzt Rio de Janeiro deren drei, in welchen eine italienische, portugiesische und französische Gesellschaft spielen. Die Brasilianer, welche alle Schaustellungen lieben, sind fanatische Theatergänger und die ersten Celebritäten der Kunst haben bei ihnen bereits reiche Ernte gefunden. Handel, Industrie, Künste und Wissenschaften haben sich seit Beginn des Jahrhunderts in Rio sehr entwickelt. Dies Resultat verdanken sie zum großen Theil den Bemühungen Johann VI., Königs von Portugal. Als dieser Monarch durch die verbündete spanische und französische Armee aus seinem Reiche verjagt wurde, suchte er ein Asyl in Brasilien, dieser Perle seiner Colonien, und ließ sich lieber in Rio als in Bahia nieder, trotz den Vortheilen, welche ihm das letztere als frühere Hauptstadt des Landes bot. Man empfing ihn mit offenen Armen. Der exilirte Monarch beeilte sich die Häfen frei zu erklären, und andere vortheilhafte Maßregeln zu ergreifen, welche für das Land von immensem Vortheil wurden. Don Pedro I. und sein Sohn, der jetzige Kaiser, vollendeten dies Werk, und so gerieth Rio allmälig in Blüthe. Der Handel ist in Flor, die Straße Uvidor, welche den Mittelpunkt Rio's durchschneidet, giebt mit ihren glänzenden Magazinen hiervon ein Zeugniß. Die Presse ist durch viele Journale vertreten, und genießt eine Freiheit, wie kaum in einem andern Lande. Die Journale greifen das Gouvernement rücksichtslos an und führen offene Anklagen gegen Beamte, welche ihre Stellung mißbrauchen. Wehe dem betrügerischen Kaufmann, dem käuflichen Richter, dem unfähigen Verwaltungsbeamten, die Presse zieht sie rücksichtslos vor Gericht. Gewisse Bettler flehen in den Journalen öffentlich das Mitleid ihrer Nächsten an; zahlreiche Epitaphe und Elegien in schwarzer Einfassung finden wir in jeder Nummer der Blätter; Jeder, der in Rio stirbt, jung oder alt, Mann, Weib oder Kind,

erhält durch irgend eine unerschrockene Feder einen öffentlichen Nachruf.

Der Viracao oder die Seebrise, die sich täglich viermal erhebt, und die sündfluthlichen Regengüsse, welche die Straßen der Stadt in Kanäle verwandeln, reichen nicht hin, um das Uebermaß der trocknen Hitze zu mildern; eben deshalb haben viele Fremde ihr Domizil in den Vorstädten oder in der Bannmeile in Cattete, Botafago, Catumbi, Matacavallos, San Christovan oder auch in Praja-Grande und Santo Domingo auf der andern Seite der Bai gewählt. Diese Oerter sind wahre Paradiese. Eine großartige Vegetation giebt hier ewigen Schatten und zu jeder Jahreszeit die schönsten Früchte. Man glaubt sich in ein Land der Träume versetzt, wenn man in diesen bezauberten Gärten und Hainen spaziert; hier giebt es dichte Hecken von gelben, violetten und weißen Mimosen, Bromelias mit dem Korallen-Kelch, Calyptranten, deren Knospen den Geruch des Veilchens haben, aromatische Lantanas, aus denen man ein angenehmes Getränk zieht, Chorisias mit den Purpurblüthen, Orangen, Tamarinden, Magnolien, Cocusbäume und tausend andere, von mit Blüthen überfäeten Parasiten und Lianen umschlungen. Der graziöseste Vogel der Schöpfung, welchem die Indianer den poetischen Namen Sonnenstrahl oder Sonnenhaar (guaimumbi, guaracinga) gegeben und den die Brasilianer mit dem süßen Namen beja-flor bezeichnen, der Fliegenvogel schwirrt von Blüthe zu Blüthe und macht diese den bunten tausendfarbigen Schmetterlingen streitig. Selbst die Nacht giebt dieser Natur keine Ruhe, denn während die Vögel schlafen, erwachen Tausende von phantastischen Insekten beim ersten Sternenschein; sie überglänzen die Rasen mit goldenen Pünktchen und ziehen ihre glänzenden Kreise durch die Atmosphäre.

Am Sonntage bietet Rio einen stillen und schweigsamen Anblick. An diesem Tage leisten die Brasilianer ihren Frauen Gesellschaft, die nur ausgehen, um sich zur Kirche zu begeben; oder sie folgen den Fremden zur Stadt hinaus. Alles sehnt sich nach der frischen Landluft; zu Pferde, zu Wagen, zu Fuß oder in Booten begiebt man sich hinaus. In den Wirthshäusern der Umgegend sieht man alle Nationen fraternisiren. Ganze Familien, gefolgt von den die Lebensmittel tragenden Schwarzen, steigen langsam den Crocavado hinauf, der sich 2500 Fuß hoch erhebt, und bei dessen Besteigung man Panoramen von überirdischer Schönheit genießt. Unterwegs wird angehalten, man kramt die Eßkörbe aus und restaurirt sich; endlich aber oben angekommen, sieht man die Wunder einer Natur zu seinen Füßen, welche an Schönheit und Großartigkeit durch Nichts übertroffen wird.

Wie bekannt war Brasilien ein ganzes Decennium hindurch das Eldorado unserer deutschen Europamüden. Tausende und Abertausende suchten mit jedem Frühjahr eine neue Heimath jenseits des Oceans, und die Volkspoesie dichtete das bekannte „Brasilien ist nicht weit von hier."

In der That erschien es zuerst, als hätten diese Auswanderer die Heimath gefunden, welche sie suchten; indeß fehlte es bald nicht an Klageliedern, und wie es in der Regel der Fall ist, fand sich die Mehrzahl in ihren Erwartungen getäuscht, namentlich aber derjenige Theil, welcher mit der schönen Absicht hinübergegangen war, drüben die Hände in den Schooß zu legen und das Brod von den Bäumen zu pflücken. Nur die Arbeitstüchtigen und Fleißigen fanden ihr Gedeihen, und auch diese nur dann erst, als sie mit der Axt in der Hand dem Urwald den Boden abgefordert, auf welchen sie ihre Hütte erbauen, ihre Saaten ausstreuen konnten.

Die Regierung wies den Einwanderern freigebig das nöthige Land an; aber wenn der Kolonist an die Stätte kam, die ihm bestimmt war, und für deren Urbarmachung das Gouvernement ihn mit Geld und längerer Steuerfreiheit unterstützte, fand er einen Urwald, dessen Anblick ihm die Haare zu Berge sträubte. Es galt muthig Axt und Feuer anzulegen, und denen, welche die Courage nicht verloren, gelang das Werk. Aber selbst die Niederbrennung des Urwaldes war nicht das einzige überwundene Hinderniß zum Beginn der Civilisation. Der Boden ist von einer so wilden und ausschweifenden Fruchtbarkeit, daß, während der Colonist vorn mit der Hacke den Boden bearbeitete, ihm hinten die Schlinggewächse um die Beine wuchsen. Auch die von den vordringenden Kolonisten verscheuchten Eingebornen, die Indianer, waren nicht Willens, ihre bisherigen Schlupfwinkel so gutmüthig aufzugeben; es fielen oft blutige Kämpfe vor, und erst nach langen, langen Jahren gelang es der Colonisation, unbestritten festen Fuß zu fassen.

Auch ein anderes Hinderniß hemmte, wenn auch nicht das physische Gedeihen der Kolonisten, so doch das moralische. Die brasilianische Regierung war zwar geneigt und ist es auch heute noch, ihre eingegangenen Verpflichtungen zu halten, aber die Intoleranz der brasilianischen Kirche mischte sich in's Spiel, und was die eine gut machte, das verdarb die andere. Ferner ward das von der Regierung eingeführte System der Halbpacht von so hemmenden und abschreckenden Folgen, daß für den Augenblick die Einwanderung in Brasilien, wenn auch nicht gehemmt, so doch so in Verruf gekommen ist, daß sie vollständig darniederliegt, und die deutschen Regierungen nicht den Muth haben, dieselbe zu fördern.

Wir geben hier nach der Schilderung des Dr. Avé Lallemant

das Bild des Wohlbefindens einer der älteren deutschen Colonien in Brasilien, das zwar Manchem sehr verlockend erscheinen mag, aber eben nur verlockend *erscheint*, weil demselben die im Hintergrunde befindliche politische Seite fehlt.

Wir lassen diese Schilderung hier im Auszuge folgen.

II.

Eine deutsche Colonie.

Das kleine Dampfboot, das zwei- bis dreimal in der Woche von Porto Alegre nach der deutschen Kolonie S. Leopoldo fährt, lag am Sonnabend Morgen bereit im Dock, einem kleinen aus Sandstein aufgeführten und recht zweckmäßigen Bassin, um seine Passagiere an Bord zu nehmen. In ganz gemüthlicher deutscher Langsamkeit zog das deutsche Dampfschiff bald dahin über den stillen, breiten Fluß im nördlichen Curs; bald lag uns die freundliche Hügelstadt im Rücken und wir fuhren den Waldstrom grade aufwärts.

Der Ausdruck eines Waldstroms, eines stillen Waldstroms ist aber der rechte für den Rio-dos-Sinos! Still ist es, lieblich auf dem grünen Wasser, welches anfangs einem schmalen Landsee gleicht und nur langsam sich verengt. Kaum hier und da kommt ein Fahrzeug dahergezogen, kaum einige Mal begegnet man auf den etwa 11 deutsche Meilen langen Krümmungen des Flusses bis S. Leopoldo einem Canot mit einem Fischer. Nur hier und dort ist, wenigstens dem Anscheine nach, am Ufer die Waldung gelichtet, und man entdeckt ein auf Pfählen stehendes Haus, oder an etwas höhern Stellen ein kleines Gehöft, eine Ziegelei u. s. w. Oefters öffnet sich ein noch halbverwachsenes Weideland, wo Pferde und Rinder zusammen weiden, während wohl der mächtige Stier am Rande des kühlen Wassers halb im Schlamm vergraben liegt und beim Kommen des Dampfboots den Kopf trotzig in die Höhe wirft, sich erhebt und langsam fortschreitet.

Sonst ist alles Naturlaut auf dem Ufer des Flusses. In langem schwimmenden Schichten und fast in ununterbrochener Kette treiben vor allen prächtige Pontedarien ihre saftigen Triebe. Wenig erhoben über der Wasserfläche machen die auf röthlichen Stielen stehenden hellgrünen, fast umgekehrt herzförmigen Blätter eine schöne Wirkung auf der dunkelgrünen Fläche des Flusses, während

die schönen blauen Blüthentrauben, fast einer großen Hyacinthenblüthe ähnlich, sich etwas höher erheben. Der Wellenschlag des Dampfboots setzt die Pflanzendecke in Bewegung und anmuthig tanzt die blaue Wasserblume auf glänzend grünem Laube. Dann schwirrt wohl eine kleine fliegende Schaar aus dem Pontederienteppich, libellenartig mit schwarzen Flügeln und blutrothem Fleck darauf, um nach kurzem hüpfenden Flug immer wieder zur Pflanze zurückzukehren.

Das Colorit der hohen Waldbäume, aus denen als die höchsten die Myrten mit ihrem dunkeln Laube hervorragen, contrastirt anmuthig mit dem dichtbelaubten, ganz hellgrünen Bambusrohr, dessen mächtige Schafte in eleganter Bogenform weit über niedriges Gebüsch hinwegragen und ihre Spitzen bald bis in die Fluth tauchen, bald sie wieder in neckendem Spiel zwölf bis sechzehn Fuß in die Höhe schnellen. Weiterhin aber auf den Weideplätzen stehen nur vereinzelte Palmen, in trauriger Verlassenheit. Um so enger an einander gefesselt und verbunden aber sind die Uferbäume durch Schlinggewächse und Schmarotzerpflanzen, bis sie ausgesogen und ihrer Lebenskraft beraubt, zuletzt, halb mit der Wurzel hängend am Uferrand, ins Wasser stürzen und so einer kleinen Süßwasserschildkröte zum Lager und sonnigen Aufenthalt dienen. Ich sah ihrer eine ganze Menge so auf den Baumstämmen liegen; manche schwammen zappelnd im Fluß, um dem Dampfboot in ungeschickter Flucht auszuweichen.

Um die luftigen Kronen flattert das leichte Heer buntfarbiger Schmetterlinge, und auch zahlreiche Eisvögel, größer als unsere im Norden, aber sonst ihnen frappant ähnlich, eilen im Flug von Ast zu Ast.

Beinahe sieben Stunden fuhren wir so dahin. Dicht vor S. Leopoldo macht der enger werdende Fluß bedeutende Biegungen mit einigen Sandbänken, so daß wir bald am Gebüsch, bald auf dem Sand, bald an großen, mitten im Fluß liegenden Bäumen hängen blieben. Dennoch kamen wir wohlbehalten an und eine deutsche Schaar erwartete uns am Ufer.

S. Leopoldo beginnt am Ufer des Rio-dos-Sinos mit einem großen grünen Platze, gegen welchen einige ordentliche Straßen ausmünden. Eine von ihnen bildet die Hauptstraße, in welcher die Häuser in ununterbrochener Reihe zusammenhängen, viele von ihnen mit einem Stockwerk und bis zu sechs Fenster breit, meistens aber nur Erdgeschosse von massivem Bau mit Ziegeldächern, wodurch der Ort ein wohlhabendes und selbst reiches Ansehen gewinnt. Doch ist die Straße, wenn auch längs der Häuser Trottoirs gelegt sind, dennoch gegen die Mitte ohne Pflasterung und sandig, wodurch sie ihren ländlichen Anstrich vollkommen bewahrt.

Vollkommen ländlich ist aber ihr Anstrich auch durch die Leute. Sie saßen in traulichem Gespräch auf Stühlen oder Schemeln vor der Hausthür, und blondhaarige Kinder spielten im Sande bei ihnen. Aus einzelnen Häusern hörte ich sogar die Töne eines Klaviers. Ueberall ging das Leben und Treiben vor sich in deutscher Weise, in deutscher Zunge, so echt, so urdeutsch, daß ich mich in mein Vaterland versetzt glaubte.

Am folgenden Tage, einem Sonntag, erschien das liebe Deutschland im saubern Festtagsschmuck, die Buben sorglich gescheitelt, die Mädchen mit blauen, kurzen Kleidchen, weißen Beinkleidern und blanken Schuhen — ein reizender Anblick!

Ich ging zum Orte hinaus durch unregelmäßiges Weideland, besetzt mit kleinen Myrthenbüschen, zwischen denen sich das weithin weidende Vieh ungemein gut ausnahm. Wo bei solchen weidenden Heerden ein Hirtenknabe ist, da vermißt man gleich dessen Hund. Nicht doch! Der Junge reitet darauf: sein Pferd, und solch' ein Hirtenbursche ist immer beritten, ist sein Hirtenhund! Wo ein Thier zu weit geht, da umgaloppirt es der Knabe sogleich und bringt es im Nu zurück zur allgemeinen Weide. So lernen die riograndenser Deutschen schon als Kinder das Reiten, und wie Centauren tummeln sich selbst kleine Kerle umher auf der Fläche.

Aber auch Sonntagsleute kamen aus fernen Kolonie-Distrikten; schmucke, junge Reiter mit gestreiften Ponchos, mit silbernen Sporen und silberbeschlagenem Sattelzeug. Auch junge Frauen kamen geritten, ebenso sicher seitlich im Sattel sitzend, wie die Männer, auch mit Silberschmuck am Zaumzeug, aber ohne lange Reitkleider, und eben deswegen viel graziöser und naturwüchsiger, als unsere hektischen Amazonen. Sogar ganz allein ritten einzelne junge Mädchen. Es thut ihnen Niemand etwas. Und am Ende wäre es ja auch noch die Frage, ob ein frecher Räuber die flüchtige Centaurin einzuholen vermöchte!

In südöstlicher Richtung führte mich meine Wanderung. Weideplätze wechselten mit einzelnen Anpflanzungen, wo Mais, Maniac, Bohnen u. s. w. angebaut werden. Hier und dort kommt man bei einer Kolonistenwohnung vorbei und vernimmt mit Wohlgefallen zwischen brasilianischen Urwaldsresten den Laut einer beginnenden deutschen Bevölkerung und das so wohltönende: „Schönen guten Tag!"

Solch ein Urwaldsrest nahm mich bald auf. Tiefes Schweigen liegt dort überall; kein Mensch wandert hier umher, kein Thierlaut läßt sich hören, nichts unterbricht die Sonntagsruhe. Kaum hier und da fliegt ein scheuer Vogel tiefer ins Dickicht hinein und auf Sekunden rauscht es dann in den dunkeln Laubkronen. Selbst den eigenen Tritt hört man nicht auf dem weichen Boden des

ſchmalen Pfades. Der prachtvolle Tagfalter, der bläulich weiße Laertes, der hellſtahlblaue Morpho ziehen lautlos ihren Weg.

Die kräftigen, meiſt rindenloſen Stämme der Myrthen- und Feigenbäume gewähren durch ihre eigenthümlichen Verdrehungen und Verwachſungen, eng verſchlungen durch das unentwirrbare Strangwerk der blattloſen Lianen einen eigenthümlich wilden Anblick.

Eine neue Lichtung des Waldes that ſich mir auf. Ueber einer Maniocpflanzung lag auf einem Hügel ein kleines Gehöft. Eine herrliche Ausſicht von der Bergeshöhe belohnt für die mühſame Erſteigung der Steinmaſſen. Hügelketten und leicht erhabene Weideplätze wechſeln mit ganz flachen Ebenen, Anbau mit wilder Natur, freundliche auf viele Meilen hin verſtreute Koloniſtenhäuschen ſtechen ſeltſam ab auf ſchwarzgrünem Urwald. Während nun nach allen Seiten hin eine ferne blaue Serra das herrliche Bild einſchließt, eilt das Auge von Süden weiter hinab und entdeckt das ganz klar auf ſeinem Hügel mitten im Waſſer liegende Porto Alegre und die ſchöne Fläche des Guaiba.

Selbſt am dürren Geſtein hört die Vegetation nicht auf. Ich ſah einen Rieſencactus; ein gewaltiger Trieb hatte wohl 16 Fuß Höhe.

Nach meiner Rückkehr wandelte ich gegen Sonnenuntergang noch etwas am Fluß entlang. Auf dem grünen Platze gingen ſauber gekleidete, ja zum Theil ſelbſt elegant angezogene San-Leopoldenſerinnen ſpazieren, und am leiſe dahinrauſchenden Fluß trieben die Kinder ihr Weſen, oft übermüthig, tollkühn auf dem Waſſer ſchaukelnd, daß mich ſelbſt Angſt und Schrecken ergriff. Aber Niemandem fiel dies auf. Es kommt mir vor, als ob ſich bei unſern guten Landsleuten in dieſer freien ſüdamerikaniſchen Natur viel größere Beſtimmtheit im Entſchluß und im Handeln entwickelte. Unter Schwierigkeiten fingen ſie an, aber ſie eroberten ſich den Boden, und die in Deutſchland Knechte waren, ſind durch das Recht der Arbeit Herren geworden. Sie fühlen ſich frei, weil ſie ſich kennen gelernt! —

In der Nacht entlud ſich ein ſtarkes Gewitter; der Regen floß in Strömen, und noch am folgenden Morgen war die Phyſiognomie des Wetters ſehr grämlich und feucht. Dennoch ſtieg ich auf's Pferd und ging mit der Fähre über den Fluß, um eine tüchtige Tour zu den ferner wohnenden Koloniſten zu machen.

Kaum hat man die wenigen Häuſer und Gärten am Ufer des Fluſſes hinter ſich, ſo gelangt man auf eine tiefliegende Ebene, hier und dort mit einigen Teichen beſetzt. Weiterhin erhebt ſich der Boden. Weit ausgedehnte Hügel kurzen Graſes nehmen die Gegend ein; zwiſchen ihnen erſcheint im Grunde da und dort ein kleiner Wald.

Am Fuße eines Höhenzuges, der wegen zwei hervorragender

Spitzen das Gebirge der Beiden Brüder heißt, liegt der kleine liebliche Kolonieort Hamburger Berg oder Stadt Hamburg, mit einer Kirche auf der Höhe und freundlichen Häusern in der Tiefe.

Ein ganz neuer Charakter der Kolonie beginnt hier. Während bei den Kolonisten auf dem flachen Lande, denen „auf dem Camp" eine Einmischung des brasilianischen Elements immer noch zu erkennen ist, hört dies am Hamburger Berg ganz auf. Ein deutsches Element in seiner vollsten Integrität beginnt und folgt dem Wanderer viele Meilen weit durch ferne Gebirgswinkel und einsame Waldthäler.

Gleich hinter den freundlichen Gärten und Anpflanzungen des Hamburger Bergs beginnt der Gebirgswald. Nirgend wie in solchem Wald sieht man das zügellose Aufwuchern, Ersticken und Vergehen der Pflanzenwelt! Je tiefer sich aber der Beschauende in diese wunderbare Werkstatt der Natur hineinversenkt, desto betroffener wird er, wenn plötzlich der Wald aufhört. Wir stehen am Rande eines weiten Schlachtfeldes. Hunderte, tausende von verkohlten Stämmen liegen den tiefen Abhang hinunter, oder stehen einzeln noch aufrecht, geröstet vom Waldbrand, und strecken schwarze, blattlose Aeste, wie flehende Arme, racheschreiend gen Himmel, bis die Axt sich hinzugesellt zum vernichtenden Feuer, wie sie ja demselben schon voraufging, und den Stamm, vom Eisen gefällt, prasselnd hinabstürzt in die Tiefe. Und zwischen diesem Chaos der Vernichtung wogen ganze Felder der üppigen Maispflanzen und Bohnen; prachtvolle Orangengärten stehen umher; auf grünem Abhang weidet das Rind, Pferde wiehern am Waldesraud; ein paar Hunde schlagen an, man kommt an ein wohlgefugtes Kolonistenhaus. Liebes, blondes Kindergesindel tummelt sich vor der Thür zwischen Hühnern, Gänsen und Schweinen und staunt mit blauen Kornblumaugen den Kommenden an.

So folgen sich verschiedene Kolonien nach einander. Dann herrscht wieder das ernste Todesschweigen des tiefen Waldes. Oefter begegnet man auch Kolonisten, die mit ihren Produkten durch den Wald ziehen. Der Führer des Trupps ist eben so oft ein Bauermädchen wie ein Mann. Auf dem Camp unten reiten die Mädchen querwärts; hier oben im Wald aber alle wie die Männer, denn die Wege sind schlecht, schroff und schlüpfrig und verlangen einen guten, an den Gaul anschließenden Reiter. Nichts ist naiver, nichts ländlich anmuthiger, als solch ein Kolonistenmädchen aus dem Wald, wenn sie reitet. Von Schuhen und Strümpfen ist keine Rede, die Wege sind zu schmutzig zu solchem Stadtluxus. Nackt steht der Fuß, oft nur die große Zehe, nach Art der echten rio-grandenser Reiter in kleinen Steigbügeln, und die kräftige, oft

bis zum Knie ganz nackte Wade schließt sich fest an das Reitthier.

So traben diese meistens schon „im Wald" gebornen Mädchen, oft wirkliche prächtige Erscheinungen, ganz allein durch den Wald. Innig befreundet mit der Natur kennen sie keine Furcht, weder vor den Schauern der Wildniß, noch vor den schlechten Wegen, noch gar vor dem Kunststück des Reitens! Ich sah einmal eine Frau, die ihr Kind während des Reitens stillte. Ein kleiner Bach war zu überspringen, das Pferd setzte hinüber, das Kind ward nicht gestört; mit gleichem Geschick beobachtete die junge Frau Pferd und Säugling. Solche Situationen trifft man überall im Wald!

Und das Alles redet nur Deutsch, zumal die im Wald Geborenen. Wie fröhlich klopft dem deutschen Reisenden das Herz, wenn ihm, mag er auch meilenweit das Gebirge durchreisen, meilenweit als gastliche Parole das „Guten Morgen!" entgegentönt von Jung und Alt, von Mann und Weib.

Wie schön der deutsche Gruß auf brasilianischem Gebiete! Muth, Kraft, Arbeit, Europa, Gegenwart, Zukunft, alles, alles enthält er, bringt er mit sich! Wo sonst meilenweit der Urwald schwieg, oder nur Papageien schrieen und Affen heulten, da haben jetzt nach hartem Kampf die muthigen Streiter für sich, ihre Kinder und Enkel fruchtbaren Boden und wohlthabendes Besitzthum erobert; dieselben Leute, die, wie sie mir überall selbst gestanden, in Deutschland als Gutsknechte und Tagelöhner ergraut wären.

Um Mittag hielt ich vor einem freundlichen Wirthshause still. Die Wirthsleute, ein junges nettes Ehepaar, saßen mit ihren Knechten und einer Magd, wenn man solchen Unterschied machen darf, gemeinschaftlich um den Mittagstisch.

„Essen Sie mit uns, was wir haben," war die freundliche Einladung des Mannes. Und ich setzte mich zu Herrschaft, Magd und Tagelöhner, und aß mit ihnen ausgesuchtes Fleisch, Kartoffeln und einen wohlschmeckenden Fruchtbrei. Nachher gab's Kaffee, und die Leute hätten mich gern den ganzen Tag hier behalten. Sie erzählten mir von ihrem Leben und der vollsten Zufriedenheit, in der sie sich befanden. Dennoch aber mußte ich weiter. Es ward mir schwer, ihnen für mein Mittagsessen etwas Geld aufzudrängen. Für die Maisration des Thieres, für Wein, Bier u. s. w. kann man wohl bezahlen, nicht aber die Theilnahme am Mittagessen selbst. Die Leute hatten mich eingeladen, ich war ihr Gast gewesen, wie jeder Reisende, der gerade um Mittag an der Thür erscheint.

Reitend und rutschend, je nach Umständen, gelangte ich in's Thal. Einige Regenschauer machten den Weg, wenn möglich, noch schlechter. Doch kamen zu Zeiten auch wieder hübsche Sonnen-

blicke, und hell glänzte dann der Wald an seinem Rande; auf dürren Aesten saßen ganze Schaaren von Papageien und putzten sich ihre bunten Federkleider, flogen aber mit mörderischem Geschrei von dannen, wenn man sich ihnen näherte. Denn diese Erzfeinde der Maisfelder sind dem Jäger ein willkommenes Wild, und liefern einen guten Braten, obgleich auch Rehe und Waldschweine viel zu finden sind.

Ueber einen schäumenden Fluß führte mich eine neue, aus Quadersandsteinen aufgeführte Brücke, an einer reizend gelegenen Mühle vorüber das terrassenförmige Land hinauf. Je höher man kommt, desto üppiger wird es. Vor mir lag bald ein freundlicher kleiner Ort mit zwei Kirchen, einer katholischen älteren und einer neueren evangelischen, S. Michael oder häufiger „die Judengaß" genannt, weil sich ehemals viel hausirende Juden hier herumtrieben.

Bald gings über harten Felsboden, bald durch sumpfige, aber dennoch fruchtbare Gegenden zum Kamme des Gebirgs. Eine sehr schmale, kaum bemerkbare Bresche bezeichnet den Punkt, wo allein der Uebergang durch die wilde Partie möglich ist. Dicht unter ihr liegt ein Venda, ein Wirthshaus, das aber nie daran gedacht hat, Reisenden ein einigermaßen schickliches Nachtquartier zu gewähren, weil es in diesen Gegenden keine Reisenden giebt.

Ein Deutscher, Joseph Andres, war der Besitzer der Venda. Der Eintritt in's Haus war höchst unerfreulich; eine große Bretterdiele, hinten mit einem Schenkladen und einem kleinen Depot von Baumwollenzeugen, daneben ein großes Ehebett, links zwei Kammern, Bohnen in einer Ecke ausgeschüttet, in der andern ein Haufen Maissäcke, ein langer Tisch mit Holzbänken, das war der Raum, Wirthshaus genannt, wo ich bleiben sollte.

Ich bekam Maisbrot, Butter, carne secca oder gedörrtes Fleisch, dazu ein Glas Portwein. Der Zufall wollte es, daß ich mit der augenblicklich abwesenden Frau des Wirthes aus Rio de Janeiro her bekannt war und mit dem herzlichsten Fluch, worin sich der liebe Herrgott und der Teufel ohne Umstände theilen mußten, begrüßte der Wirth diese freudige Entdeckung.

Die Kinder wurden mitten im gemeinschaftlichen Lokale von der Magd gewaschen, abgefüttert und in eine Kammer gebracht, während eine andere den Abendtisch besorgte, ein ungemein gutgewachsenes, jugendliches Mädchen, dessen schöner Körperentwicklung der wollene rothe Friesrock in hartnäckigem Widerstreben nicht hatte folgen wollen. Unten am Knie war er viel zu kurz, oben am Mieder viel zu eng; Schuhe und Strümpfe trug das schlanke Mädchen nicht. Sichtlich schämte sie sich vor dem Fremden und doch sah das so kümmerlich drapirte Waldkind so gut aus!

Milch, Brod, Fleisch, Kaffee war zum Abendbrod auf den Tisch gesetzt, das wieder alle gemeinschaftlich beim Schein einer Oellampe versammelte.

Die Nacht kam und brachte einige Discussionen wegen der Schlafangelegenheit. Ich wollte, da nur zwei Betten vorhanden waren, weder den Joseph aus seinem Ehebett, noch die Mägde aus ihrem Bett in der einen Kammer vertreiben, und so machte ich mir denn auf zwei Bänken ein Lager und legte mich mit den nassen Kleidern darauf. Bald schnarchte Joseph in tiefem Schlafe und ich that, als ob ich schliefe.

Leise schlich sich die ältere Magd in die Kammer und ging zu Bett. Die jüngste setzte sich, mich im tiefen Schlaf wähnend, ganz leise neben den Eimer, woran die Kinder gewaschen waren, und wusch sich geräuschlos die Füße, so vorsichtig, so züchtig, daß mich ihre Lieblichkeit im höchsten Grade entzückte.

Ein rasselnder Regen weckte mich am andern Morgen, und nur ein dünner heißer Kaffee, den mir der kurze Friesrock aus der getrennt liegenden Küche durch den dicken Regen brachte, und das bald sich aufklärende Wetter, konnte meine gute Laune wieder herstellen.

Ich mußte einen kleinen Fußsteig rechts einschlagen, um zu dem Wasserfall des Rio-de-Cadêa zu gelangen. Der Hauptweg führt zu Thal in die „Walachei" und das „Jammerthal", zwei Kolonien, die ihren Namen dem ursprünglichen wüsten und wilden Zustande dieses Landstrichs verdanken. Großartig ist der Einblick in diese Orte. Kaum kann man wildere Waldpartien sehen, kaum entdeckt man den Anbau in der dunkeln Tiefe der Schluchten. Allerdings gehörte Muth dazu, von dieser Höhe hinabzudringen in's tiefe Thal, den ehemaligen Schlupfwinkeln von wilden Indianern, Unzen und Tapiren, und es hat viele blutige Kämpfe gekostet, um namentlich erstere zu vertreiben.

Die Bugres oder wilden Indianer hatten zur Zeit der Gründung von S. Leopoldo auf dem rechten Ufer des Rio-dos-Sinos ihr Wesen getrieben, zogen sich zwar in die Gebirge zurück, überfielen aber seitdem die einzelnen Picaden und Kolonien. Da sind denn blutige Zusammentreffen vorgekommen. Viele Kolonisten wurden erschlagen, Frauen und Kinder gestohlen, und glücklichen Falls erst nach Jahren erst zurückerobert. Ja, einer jungen schwangern Frau haben sie, als das Kind, das sie unter ihnen gebar, gleich laut aufschrie, dasselbe vor ihren Augen mit dem Kopfe gegen einen Baumstamm geschleudert und so zerschmettert, weil sie keine schreienden Kinder unter sich leiden wollen, die ihre Waldesschlupfwinkel verrathen könnten. Mit den eigenen Kindern sollen sie es oft ebenso gemacht haben.

Daher bestand denn auch kein Verkehr zwischen den Ansiedlern und den Bugres. Wo sich ein nackter Wilder sehen ließ — denn sie gehen alle völlig nackt, und so mußten auch ihre Gefangenen, selbst Frauen, unter ihnen umhergehen — da schoß man ihm ohne Weiteres die Kugel in das Fleisch. Und diese ultima rerum ratio hat denn auch angeschlagen; seit drei Jahren ist nichts mehr von Bugres in der Kolonie gehört worden. Einige „zahme Indianer" sind von der Regierung in der Kolonie angesiedelt worden, sie halten sich aber ganz für sich, und man meint auch, sie könnten doch noch einmal ihre Kleider abwerfen und das Urwaldsleben von Neuem beginnen.

Ich ließ also die wilden Schluchten der Wallachei und des Jammerthals links unter mir liegen und schlug den Weg auf der Höhe rechts ein, welche Gegend Boa-Vista heißt.

Da ich auf meinem Weitermarsch im dichten Wald keinen Fußsteig, kaum die Spur eines Weges fand, war ich, in der Ueberzeugung irre zu gehen, schon im Begriff wieder umzukehren, als plötzlich ein Urtypus der Kolonien im Wald, ein hübsches, blondes, ungefähr achtzehnjähriges Mädchen vom vollständigsten Wuchse, sauber in hellrothem Kleide, mit Schuhen und Strümpfen in der Hand, mir entgegentrat. Ich fragte sie nach dem Weg und erhielt eine unerschrockene Antwort. Sie kam aus der Wallachei und wollte ihren Bruder in der Nähe besuchen.

„Sind Sie gar nicht bange, wenn Sie so allein hier im Walde gehen?" fragte ich.

„Ich bange?" sagte sie, „hier thut mir ja Niemand etwas; ich bin hier schon Nachts gegangen, ganz allein, und kenne jeden Baum und Weg."

Plötzlich ergoß sich ein heftiger Regenstrom, sie fing an, rasch zu laufen, und verabschiedete sich bald, indem sie einen Seitenpfad einschlug, der sie zur Wohnung ihres Bruders führte, und so entschwand mir dieses liebliche Kind der Wildniß.

Hier im freien, urkräftigen riograndenser Hochwald, ungekränkt und ungedemüthigt von Standesverschiedenheiten, unbedrückt von Nahrungssorgen, von keinem rauhen Winter abgehärtet, gedeiht auf den luftigen Höhen eine elastischere Jugend, eine frischere, freiere Menschennatur!

Oft stieß ich beim weiteren Vordringen auf einzelne quer über den Pfad liegende riesige Stämme, aus denen zuweilen, da man sie nicht fortschaffen konnte, in der Mitte ein Stück herausgesägt ist, um einen Durchgang zu haben, oder es liegt hoch über dem Weg ein langer Stamm mit Farnkräutern aller Art bewachsen, so daß man wie durch ein grünes Thor unter ihm fortreiten muß.

Nach langem Ritt kam ich wieder zu einzelnen Kolonien, wo aus dem Chaos der Waldvernichtung wieder frisches fröhliches Leben herausſproßt. Mein Gaul war matt und ich ließ ihn bei einem Koloniſten zurück, indem ich meine Wanderung zu Fuß fortſetzte.

Bergab ging's durch Maisfelder, über einen kleinen Waldbach, dann wieder aufwärts längs des ſchönen Waldes. Der Himmel war klar geworden; die Sonne brach durch die Wolken; in herrlichem Glanze ſtrahlte Wald und Feld. Ueberall ſchrieen Papageien, der Ferrados ließ ſeinen durchdringenden Eiſenruf ertönen, den man gut eine halbe Meile weit vernehmen kann.

Ein markdurchdringender Schrei iſt der Ruf dieſes Vogels. Er ſtößt, nur ſo groß wie eine kleine Taube, in der Jugend mit grauweißem, im Alter mit ganz weißem Gefieder, grasgrünem Geſicht und kurzem Schnabel, erſt einen Ton aus, ähnlich dem Schlag des Hammers auf den Ambos, dann folgt ein Ton, als wenn der Schmied mit der Feile über den Rand von dickem Eiſenblech hinſtreicht.

Bei einer kleinen Koloniſtenwohnung nahm ich mir den Mann als Führer mit, und nun ſchritten wir durch einen feuchten Wald in ein aus Felſen beſtehendes Thal, das urſprünglich wohl ein Flußbett war, in dem jetzt aber nur ein kleiner Waldbach rauſchte. Nach links hin endet es urplötzlich wie abgeſchnitten und man hört aus weiter Tiefe ein dumpfes Brauſen.

Vorſichtig mit bloßen Füßen watete ich von Stein zu Stein durch das Flußbett, ſetzte mich auf einen äußerſten Vorſprung und ſchaute in die Tiefe hinab.

Eine ſchneeweiße zitternde Säule Waſſers ſchwebte am Abgrund. Lothrecht abgeſchnitten, ja faſt etwas überragend iſt die Felswand. Beide Seiten des Schlundes, mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckt, ſind faſt ebenſo ſchroff und bilden tief unten ein langes, gewundenes Thal, in deſſen Grunde nackte Felsmaſſen durcheinander geworfen ſind.

Doch ſteht man ſo unmittelbar über und neben dem Fall, daß man ihn nicht überſehen kann. Mit Händen und Füßen vorſichtig kletternd, wobei dicke Schlingpflanzen vortreffliche Dienſte leiſten, ſtiegen wir am Abgrund hinab, zweimal mußte eine Leiter helfen. Es war eine unendlich mühſame und gefahrvolle Niederfahrt, denn man ſchaut hunderte von Fuß neben ſich hinab und zwiſchen Schlingpflanzen und Felsblöcken hindurch. Von letzteren ſind die größeren hinuntergeſtürzt, und bilden unten ein Felſenthor, durch welches man durchkriechen muß.

Im Felſenchaos des untern Flußbettes klettert man mit allen Hülfsmitteln der Gymnaſtik vorwärts, in Gefahr, beim Ausgleiten

am Stein zu zerschellen oder im Wasser zu ertrinken, und gelangt so in die nächste Nähe des Falles, bis dicht vor die Felswand, über welcher der Rio-de-Cadêa 281 Fuß in einem einzigen schneeweißen Schaumbogen herunterstürzt. In ewigem Tosen und Brausen überschlägt sich die Wassermasse, die ewig bewegte, ewig stürzende, ein dunkelschwarzer, tiefer Wasserbehälter nimmt sie auf.

Neben dem ewig bewegten Wogensturze steht ringsher die starre, reglose Felswand. Dichte Vegetation drängt sich bis in die nächste Nähe des Falles. Bunte Blumen hängen weit hinüber über dem Bilde des ewigen Lebens, des ewigen Todes. Ein feiner Wasserduft schwimmt im ganzen Raudal und kühlt Wald und Felsschlucht. Leichte Schaaren von Tagfaltern gaukeln darüber hinweg und vollenden das herrliche Naturbild, über welchem oben, wie durch einen Einriß, der blaue Himmel in einem schmalen Streifen hingelagert ist.

Weniger mühsam, aber auch kraftanstrengender war das Heraufklettern; dennoch zitterte ich an Händen und Füßen, und es war mir eine große Erquickung, im obern Flußbett auf glattem Felsen, umrauscht vom klarsten Bergwasser, hingestreckt zu liegen und mich in behaglicher Ruhe dem glücklichen Moment ganz hinzugeben.

Der Nachmittag war prachtvoll geworden, und freudig machte ich mich auf den Rückweg, blickte noch einmal von der Höhe hinab auf das liebliche Bild und kam bald zurück in mein Nachtquartier. Ich verließ es jedoch bald und ritt nach S. Michael, wo ich für die Nacht ein eigenes Zimmer erhielt. Leider weckte mich am andern Morgen wieder der Regen und ich mußte, da ich trotzdem fortritt, mich in die Venda hineinflüchten. Hier fand ich eine ganze Schaar junger Deutscher im heitersten Humor. Dieser wurde unterbrochen, als plötzlich ein kräftiges Mädchen geritten kam und zwei Sack Bohnen verkaufte. Aber die Arme war schlimm daran. Offenbar hatte sie außer dem Hemd kein Unterzeug unter dem Kleid; sie war bis auf die Haut naß und schämte sich vor den vielen jungen Leuten, daß das anklebende Kleid ihre kühnen Formen verrieth. Doch ward kein Laut irgend welcher Neckerei aus dem Munde der jungen Leute gehört, und so ritt sie unbeirrt wieder fort durch den Regen.

Bald brach auch ich auf. Als ich im Walde war, erhob sich plötzlich ein grausiges Geheul, als ob eine ganze Heerde von Schweinen anfinge zu schreien. Es war eine Schaar Brüllaffen, die versteckt in den Zweigen lag und durch unsere Ankunft gestört wurde. Gesehen habe ich indeß keinen.

Durch die Ebene ritten wir einen kürzeren Weg, mußten aber viel durch Wasser reiten.

Gerade schlug die Bergglocke in der Villa von S. Leopoldo Mittag an, als ich über den Rio-dos-Sinos setzte und wohlbehalten in mein freundliches Standquartier zurückkam. Am folgenden Morgen fuhr ich wieder mit dem Dampfboot den Fluß hinunter.

III.

Die Stadt Blumenau.

Gott segne das liebe, deutsche Volk im fremden Lande! Das war mein herzlicher Wunsch, als ich nach langem, mühsamem Ritt am Sonntagmorgen in der Kolonie S. Pedro de Alcantara, in der Provinz S. Catarina vom Pferde stieg. Dieselbe wurde im Jahre 1829 gegründet. Obgleich man die ersten Kolonisten schändlich im Stich ließ, so sind doch die Verhältnisse besser geworden. Ein Geistlicher, ein Schullehrer, ein Arzt fehlt zwar der ungefähr 200 Familien starken Kolonie immer noch, übrigens aber sind die Leute seelenvergnügt und kennen Nahrungssorgen nur vom Hörensagen. Neben die alte Generation ist schon eine neue getreten, aber echt deutsch aufgewachsen, flachsköpfig mit blauen Augen und rothen Backen. Ein Mann schleppte mich mit Gewalt zu sich in's Haus. Ich mußte durchaus zu Mittag essen und den nie versiegenden Kaffee trinken, wozu den Leuten die Bohnen im Garten wachsen. Zuletzt sattelte er noch ein Pferd und wir ritten zusammen durch die Kolonie. Ueberall jener Wohlstand, überall jene Behaglichkeit, überall jenes vollkommene Dorfleben, wie wir es in den Schwarzwald-Dörfern finden. Wir besuchten mehrere Landleute. Da kamen wir zu einem freundlichen Alten, den ich malen möchte mit seinem silbergrauen, sorgsam gekämmten Haar, dem fröhlichen, frischen Gesicht und dem saubern Landmannsanzug. Wie nett sah die Stube aus! Die niedlichen Holzverzierungen, die bunten Heiligenbilder, die Schwarzwalder Uhr, das hübsche Porzellan! Die Kinder waren auf dem Felde. Der Alte braucht nicht mehr mitzugehen, er besitzt außer seiner schönen großen Kolonie 20,000 Thlr. wohlerworbenes Geld; er, der mit gar Nichts angefangen hatte.

Nicht weit davon hatten wir denn auch ein ernsteres Bild. In einer ganz neuen Colonie und dem noch nicht fertigen Hause war ein junges Ehepaar. Vor wenigen Stunden war die hübsche junge Frau eines Kindleins genesen, aber Gott hatte es ihr schon

wieder genommen; unter bittern Thränen machte der Vater selbst einen kleinen Sarg, um sein Kind darin zu begraben, und die junge Frau sah von ihrem Lager aus traurig danach hin. Das ist auch eine Dorfgeschichte, gewiß eine wehmüthige!

So besuchten wir eine ganze Reihe Kolonien. Die meisten Häuser standen ganz leer, alle Welt arbeitete an den Bergabhängen. Vor Dieben scheint man sich nicht zu fürchten. Die Leute garantiren sich gegenseitig ihr Eigenthum; man sieht keinen hindernden Zaun, kein schützendes Schloß, und doch stiehlt Niemand ein Blatt und kein Stück Vieh wird entwendet. Mais, Maniocmehl, Kartoffeln und gute Butter sind die Hauptprodukte der Kolonie, deren Waaren selbst bis nach Rio de Janeiro gehen, und ist dies ein mächtiger Hebel für den stattgehabten Aufschwung der Colonie.

Wir kamen zur Mittagszeit heim und nach der Mahlzeit verabschiedete ich mich von meinem freundlichen Wirth, der mich noch bis tief in den Hochwald hinein begleitete. In nördlicher Richtung ritten wir eine Waldschlucht hinab. Alles war Tropenvegetation. Man konnte keine schlankeren Palmen, keine höheren Myrthen, keine üppigeren Streliţien, keine kräftigere Farrenkräuter sehen; eine große Anzahl Blumen standen in voller Pracht, obgleich im Kalender Winter stand. An einem kleinen Bach, dem Rio-de-Lauro, begrüßte uns eine kleine Kapelle und einige deutsche Kolonien, die ebenfalls zu S. Pedro gehören.

Am andern Morgen befanden wir uns wieder im Walde auf herzlich schlechten Wegen, die uns oft längs des Biruassu hinführten, dessen anmuthige Wildniß durch hübschen Anbau, hin und wieder durch romantisch gelegene Gehöfte unterbrochen ward. Je weiter wir kamen, um so breiter wurde die Fläche zwischen den Bergen, durch welchen der Biruassu fließt, und bildet zuletzt eine wirkliche Ebene, welche wir von einer Anhöhe übersehen konnten. Zugleich thaten wir einen Blick über die schöne Bucht und die fernen Inselbildungen hinaus. Ein Anblick seltener Pracht! Dann gingen wir über eine hübsche Brücke des Biruassu und gelangten nach wenigen Minuten an den Strand des breiten Seebeckens, welches sich nördlich von Estraito und Desterro zwischen der Insel und dem Festlande ausdehnt. Mitten in diesem Becken von abgerundeter Form, nur an einer Seite zum Meere geöffnet, von den luftigsten Gebirgen umgeben, liegt die Insel Ratoneira. Ihr schräg gegenüber deckt ein kleines Fort, Santa Cruz, die Einfahrt.

Eine Kirche auf einer Anhöhe am Ufer und eine kleine Ortschaft daneben, bilden die Villa von S. Miguel. Viele hübsche Landwohnungen liegen zerstreut längs des Ufers. Die ganze Küste hat den Anstrich einer saubern Nettigkeit und bildet ein liebliches

Fischer-Idyll. Spiegelglatt war die runde Lagune; eine Menge kleiner Fischercanots lagen zerstreut auf dem Wasser umher, in welchem sich die Ufer scharf und rein abspiegelten.

Auch hier verbrachte ich einen angenehmen Abend in einer reichen Familie, und bekam zum Schlaflokal seit langer Zeit wieder einmal ein zierliches, europäisch elegantes Zimmer mit gestickten und schönen weichen Betten.

Nach einer angenehmen und erquickenden Nachtruhe trabten wir am andern Morgen in der prachtvollen Scenerie, die uns diese Gegend nach allen Seiten hin bot, weiter. Man möchte jene Küste fast einen ununterbrochenen Park nennen. Ueberall Anbau, kleine Landwohnungen, luftige Höhen, rieselnde Bäche! Im Sumpflande unten passirten wir den Rio-Inferninho, wörtlich „Kleinhöllenfluß", der seinen Namen wohl den jämmerlich schlechten Wegen an seinen Ufern verdankt. Langsam und oft bis zum Knie in Morast versinkend, erreichten wir bald einen breiten, ruhig, aber doch schnell fließenden Strom, den Rio-das-Tejuras-Grandes, den Fluß „der großen Drecke!" Und wirklich, nie hat ein geographischer Name den Nagel so auf den Kopf getroffen, wie dieser. Von einem sandigen Vorland kamen wir in den Wald, und hier war alles ein Dreck, doch ist dieses Wort noch nicht bezeichnend genug, man hat gar keinen Ausdruck dafür. Der ganze Weg am Fluß entlang ist Sumpf und Morast. An vielen Stellen geräth man in die augenscheinlichste Gefahr hinabzurutschen, ohne Aussicht mit dem Leben davonzukommen. Nach meiner Meinung müßte dieser Weg bei Todesstrafe verboten werden; sein Passiren ist ein Attentat auf das eigene Leben. Isto ho para matar agente, „das ist, um die Leute todt zu machen," sagte eine blasse Frau, die sich durch den Schlamm hindurchwühlte. Sie hatte ein eigenes Costüm an. Ihre Unterröcke waren hoch zurückgeschlagen, um die Waden und Schenkel hatte sie ein graues Tricot; hätte ich genau hingesehen, wäre es vielleicht ein geschmeidiger Lehmüberzug gewesen. Doch wollte ich die arme verlegene Frau nicht fragen, ob solche Beinkleider vielleicht die Nationaltracht von Rio-das-Tejuras-Grandes wäre.

Vom Flusse aus abwendend, trafen wir nach einiger Zeit auch wieder etwas bessern Boden und auf diesem niedliche Häuschen in dichten Orangenwäldern und Pisanggebüschen. In einem derselben fanden wir wieder einen wackeren Deutschen, bei dem wir für die Nacht unsere Herberge aufschlugen.

Gleich nach unserm Aufbruch am andern Morgen kamen einzelne Regenschauer, unter deren Einfluß der Weg keineswegs gewann und die Reise etwas unangenehm ward. Wir erreichten aber glücklich eine hübsche Besitzung mit einem freundlichen weißen Hause, an welches sich eine Reihe kleiner Wirthschaftshäuser anreihte.

Diese Besitzung gehörte dem ersten der Ansiedler, einem schon bejahrten, aber dennoch rüstigen Mann, der für die ganze Gegend von entschiedener Bedeutung ist und den man den Rio-das-Tejucas nennen möchte. Nach vieler Arbeit und unsäglichen Mühen brachte er sie bis zu dem jetzigen Zustande ihrer Wohlhabenheit und Größe. Wir trafen den Alten, der uns herzlich empfing, in seiner Zuckermühle. Langsam wanderten zwei Ochsen umher und setzten drei horizontal nebeneinander stehende Walzen in Bewegung, zwischen denen das Zuckerrohr zermalmt wird.

Am andern Morgen beabsichtigte ich, in einem Canot den Fluß hinunter zu fahren. Hätte ich aber vorher das Traurige einer solchen Fahrt bedacht, ich hätte es gern unterlassen. Solch ein Canot aus einem ausgehöhlten Baumstamm, wie das meinige, hat 16″ Durchmesser und 3″ Bord, außerdem ein kleines Leck und zog einiges Wasser. Da man in solchem Duodezschiffchen platt auf dem Boden sitzen, oder vielmehr liegen muß, wie ein Todter in seinem Sarge, um nicht umzuschlagen, aus demselben Grunde aber kein Glied regen darf (denn wenn ich nur den Kopf drehte, so wackelte das sonderbare Fahrzeug), so wurde mir die vierstündige Fahrt bis zum Passe von Tejuras zu einer qualvollen Ewigkeit. Hier angekommen setzte ich daher den Weg bis zu Frequezia-das-Tejuras, dicht am Strande des Meeres zu Fuß fort.

Das kleine Nest hat ganz das Ansehen eines Fisch- und Handelsdorfs. Die Häuser liegen ziemlich unregelmäßig am Wege. Man sieht kleine zweimastige, verdeckte Seeschiffe hier liegen, von denen Tejuras über dreißig besitzt, die weit den Fluß hinaufgehen, so daß die kleine Frequesie einen wirklichen Seehafen bildet. Am obern Tejuras findet sich noch die Colonia da Nova Italia, indeß wollte dieselbe nicht recht gedeihen, gebildet von den durch die Stürme des Jahres 1848 aus Italien vertriebenen Sardiniern.

Der Weg, den wir von hier nahmen, trennt sich vom Meer und bietet hübsche Parthien von Flachland und Gebirgsabhängen, so daß der Ritt dazwischen viel Interessantes darbietet. Nach einigen Stunden kommt man an die Bucht von Porto-Bello, an deren Südrand die kleine unbedeutende Stadt gleiches Namens liegt, dann zu einem kleinen, romantisch gelegenen Kirchdörfchen Bom-Successa, am Cambiru-Açu. Der Ort ist offenbar nur ärmlich, und bei einer freundlichen brasilianischen Familie machten wir einen kleinen Mittagshalt. Die Töchter vom Hause machten den allerangenehmsten Eindruck, erregten mir aber auch ein gewisses Bedauern. Sie waren gebildet, schön, die eine sogar auffallend schön; sie leben hier wie in einer Verbannung, woraus sie im besten Falle einmal von einem ungeschliffenen Mann erlöst werden. Bald gelangten wir an die Barre des Itajahy, und befanden uns somit

in einer Gegend der Provinz, die in neuerer Zeit wegen der dorthin sich richtenden deutschen Einwanderung klassisch geworden ist. Nach einem kaum halbstündigen Ritt landeinwärts längs des Flusses erreichten wir eine kleine Ansiedelung, aus zwei freundlichen Wohnhäusern bestehend und von Deutschen bewohnt.

Der Itajahy ist ein herrlicher Strom. Ruhig in überreicher Wasserfülle trägt er sicher die aus der See einlaufenden Handelsschiffe bis weit hinauf, kleinere Seeschiffe können sogar bis zur Kolonie selbst gelangen, ein Vortheil, der für die Anbauer von unberechenbarem Vortheil ist. Der flüchtigste Blick selbst ist hinreichend, um allem Kolonietreiben am Ufer des Itajahy das glücklichste Prognostikon zu stellen.

Auf einem alten, schmutzigen, geflickten Canot, dessen Lecke mit alten Lappen verstopft waren, fuhr ich den Fluß hinauf, der in langem Zuge, breit, tief, mächtig und lautlos dahinfließt. Ueppiger Urwald spiegelte sich in dem Wasser, schlanke Palmen hingen weit hinüber über die dunkle Fluth und schwankten leise hin und her. Aber neben dem Bilde des tiefsten Friedens lag auch oft das Bild wilder Zerstörung. An manchen Stellen sind die Wände des Flusses mit dem auf ihnen wuchernden Urwald eingestürzt. Dieselben gewaltigen Kronen, die hoch hinaufragten gen Himmel, sind jählings hinabgestürzt in das reißende Element und liegen nun dort fest im Grunde, umbraust vom schäumenden Wasser, bis sie entweder verfault sind oder vollends im Sande sich vergraben. Selbst die Baumleichen zeigen noch ein Bild wilder Zerstörung. Wer kennt nicht den verruchten Cipo matados, jenen mächtigen Schlingpflanzenstamm, der sich an dicken Waldstämmen in die Höhe schleicht, seine sehnigen Klammern in dieselben hineintreibt und sie so erwürgt? So sah ich sie beide, den Mörder und den Ermordeten, fest in einander geklammert und herabgestürzt von dem Barranco des Flusses, im Wasser als Leichen liegen.

Je weiter man den Fluß hinauffährt, desto mehr stellt sich der Anbau auf beiden Ufern heraus. Zunächst traf ich auf eine belgische Kolonie, oder vielmehr einzelne Ansiedelungen, in der ich aber auch einige Deutsche, und von diesen wieder eine sehr freundliche Aufnahme für die Nacht fand, da ich nämlich keineswegs Lust hatte, eine Nacht schreiend und in wirklicher Sträflingslage im Canot zuzubringen.

Auf dem weiteren Wege floß der Itajahy rascher und rauschte an manchen Stellen ziemlich heftig, so daß die Bootsmänner tüchtig arbeiten mußten. Im Jahre 1855 war der Fluß um circa 40 Fuß geschwollen, so daß die Anwohner kaum Zeit hatten, sich aus den Häusern auf nahe Waldhöhen zu flüchten, um so ihr Leben zu retten.

Eher als man es erwartet, legt das Canot an, man steigt den Barranco des Flusses hinauf und steht vor der Stadt Blumenau. Stadt Blumenau! Wenn Du, geneigter Leser, wie ich, einige Stunden des Morgens und den ganzen vorhergehenden Tag im Prokrustesbett eines Itajahy-Canots eingezwängt gewesen wärest, Du würdest mit unendlicher Liebe und Nachsicht dem vor Dir liegenden Etablissement die Qualität einer Stadt und der Stadt den Namen Blumenau von Herzen geschenkt haben. Sie hat zwar den besten Willen, eine Stadt zu werden, vorläufig fehlt ihr aber Alles, was eine Stadt constituirt. Von Kirche, Administrationshaus und sonstigen öffentlichen Bauten ist noch keine Spur zu sehen, auch stehen so wenige Häuser am Wege, daß man unwillkürlich fragt: Wo ist nun aber die Stadt?

Ein Empfangsschuppen gleich links ist in seiner einen Hälfte fertig, die andere ist ein von Pfeilern getragenes Dach. In der ersten Hälfte ist ein Raum für eine provisorische Schule und für einen provisorischen Betsaal, und einige Abtheilungen für etwaige Neuankommende, welche unbedingt nicht freundlich überrascht werden.

Zu beiden Seiten des ziemlich schlecht gehaltenen Weges stehen nur einige ganz hübsche Häuschen bis eine Höhe hinwärts, wo ein sehr gutes Pastorenhaus gebaut wird und eine Kirche projectirt ist; irgend welche Spur ist noch nicht davon zu sehen. Das Ganze macht immerhin einen recht freundlichen Eindruck, besonders wenn sich der Neuankommende erst an den Euphemismus „Stadt" Blumenau gewöhnt hat.

Neben dem Eindrucke des Freundlichen und Friedlichen macht das Etablissement aber auch einen wehmüthigen Eindruck. Wohin man blickt, wohin man geht, wo man steht, überall sieht man, daß es absolut an Geldmitteln fehlt, um die Kolonie als eine Gesammtheit zum Blühen zu bringen. Kaum hier und dort ein Stückchen Weg, kaum hin und wieder ein Steg. Was an Wegen und Stegen gut gewesen sein soll, ist von der Ueberschwemmung vernichtet worden. Obgleich Dr. Blumenau, der Gründer der Kolonie, alles Mögliche thut, um die Entwickelung seiner Kolonie zu beschleunigen, so findet er bei der Regierung nicht die Unterstützung, die dazu erforderlich. Trotzdem aber sehen wir zu unserer Freude, daß die Hand der Vorsehung auch den deutschen Fleiß der Einwanderer am Itajahy reichlich segnet. Das Land ist ausgezeichnet, Alles gedeiht in reichlicher Fülle, namentlich ist der Zuckerrohrbau im schönsten Beginnen und verheißt eine glänzende Zukunft.

Gleich am folgenden Tage machte ich in Begleitung eines Herrn Freudenreich und Herrn von Gilza, früher Artillerieoffizier, jetzt Lehrer der Kolonie, einen Spaziergang durch den größern Theil

der Kolonie am kleinen Flüßchen Garvia hin. Auch hier am Itajahy und an der Garvia überkam mich jenes Gefühl von Staunen, Achtung und Bewunderung beim Anblick der Riesenarbeit, die der deutsche Arm durchsetzt. Da reiht sich, gerade wie in Rio-Grande und seinen Kolonien, ein Schlachtfeld an das andere an; tief hinein in den Wald hat sich die Axt gehauen, weit um sich hat das Feuer gefressen und das verzehrt, was nicht feuerfest war; aber die echten Waldriesen sind feuerfest: Zweige und Aeste sind verbrannt, aber die Stämme sind nicht verkohlt, kaum etwas angebrannt, und mögen noch manches Jahrzehend liegen, ehe sie vermodert sind. Und zwischen diesem Wirrwarr schwankt das dichte Zuckerrohr hin und her, und mancher hübsche Weideplatz ist dem Urwald längst abgewonnen. Man vergesse nicht, daß ich im sogenannten Winter, im Juli, am Itajahy war, und deshalb weniger von dem lebhaften Colorit des Waldes und des Landbaues rede.

Geht man nun von einem Koloniehäuschen in's andere, so findet man mehr oder minder zufriedene Menschen. Am glücklichsten sind diejenigen, die in Europa allein auf ihre tüchtigen Fäuste angewiesen waren. Ehemalige Knechte, Tagelöhner, Gärtner gedeihen glänzend; weniger günstig, ja zum Theil recht ungünstig sind die gestellt, welche in Europa den Uebergang vom Land zur Stadt bildeten und vielleicht nicht aus dringender Noth auswanderten. Namentlich sind die Frauen und Töchter in solchen Familien zu bedauern. Die Männer finden in der harten Urwaldarbeit und in dem Gelingen des Werks immer noch Trost, häufig selbst Freude. Die Frauen aber, die in der schlechten Hütte oder dem Kolonistenhäuschen wohnen, gedenken mit heißer Sehnsucht der kleinen und armseligen, aber doch saubern Heimath, in der ihnen dieser oder jener Lebensgenuß, manche Freude und immer die Hoffnung auf ein Besserwerden vergönnt war. Nicht so in den entlegenen Picaden an der Garvia! Ich traf eine Familie aus Hamburg inmitten einer sich eben entwickelnden Kolonie. Der Mann war leidlich zufrieden und muthig. Die Frau aber war gedrückt! Das Haus ist noch gewaltig offen an allen Ecken und Enden; zwischen den schlanken Palmenstämmen, die meistens noch die Wände bilden, weht der Wind noch recht lebhaft durch, und der Verschlag, worin die Frau mit ihren drei Töchtern wohnt, ist noch lange, lange keine Wohnstube. Am allerwenigsten aber passen die Kinder, wie sie jetzt noch aussehen, da hinein. Ein hübsches erwachsenes Mädchen zeigt Zoll für Zoll, daß sie nicht für Axt und Hacke aufgewachsen ist. Eine zweite Tochter, die kürzlich krank gewesen, strahlt in den lieblichsten Farben und einer reizend kindlichen Verschämtheit, und noch eine dritte kleinere Tochter, fein und zart: was will das im Urwald? Alle leben in einer Art von Ver-

bannung! Ja wenn die Mädchen tüchtige Bauermädchen wären und die Axt schwingen könnten! Da bekämen sie nach der Reihe bald einen derben Mann. Das lebensfrische Ehepaar wäre im Stande, die Waldbäume mit der Wurzel auszureißen. So aber wie sie beschaffen sind, leiden sie an der Auswanderung nach Blumenau, von dem man in deutschen Zeitungen soviel Schönes gesagt hat.

Auch Krankheit schlägt tief hinein in das Kolonistenleben. Das Leben hier ist nur für gesunde Leute. Im Hause des Anbauers ist kein Krankenlager, auch fehlt es an einem wirklichen Arzt. Tief im Walde trafen wir u. A. eine eben gehauene Roça. Zwischen den umgeschlagenen Bäumen stand ein sehr armseliges Häuschen, eine echte Palmitenhütte. In ihr saß eine eben vom Typhus aufgestandene Frau, die sich einen Waldvogel zum Essen abrupfte; ein kleines Kind spielte um sie; der Mann war abwesend. Das Ganze machte einen düstern Eindruck auf mich. Wer nur von der Romantik des Urwaldes und des Kolonistenlebens träumte, mag sich solche Scenerien einmal recht ausmalen; besonders aber diejenigen, welche im Begriff sind, leichtsinnig auszuwandern.

Im Allgemeinen war der Eindruck, den mir mein erster Besuch in Blumenau verschaffte, ein ziemlich günstiger, wenn man aber einzelne Glanzpunkte kennen lernen will, muß man ein Endchen weiter den Fluß hinauffahren, und bei einem mecklenburgischen Landmann, Namens Prestien, einkehren, der aus seiner großen Kolonie ein nettes, sauberes Gehöft gemacht hat, wie ich in deutschen Kolonien auf brasilianischem Boden kein besseres gesehen habe. Außer diesem muß man noch den „alten Herbst" besuchen, einen ehemaligen preußischen Beamten, der auf seinem Grundstück die anmuthigste Gartenromantik mit prächtigem Feldbau vereint, und so ein herrliches Ganze geschaffen hat.

An einem folgenden Tage machten wir eine herrliche Fahrt den Itajahy hinauf, um weiter durch den Wald bis zum Salto, dem Wasserfall des Itajahy zu gelangen. Der Fluß ist hier schon so reißend, daß wer nicht ganz geschickte Canotführer hat, die Fahrt lieber unterlassen mag. Herrlich gestalten sich die Ufer, um welche trotz der ausruhenden Jahreszeit oft ein ganzer Frühling zu blühen scheint.

Bei einer der letzten Ansiedlungen hielten wir, weil wir trotz unserer sicheren Führer ein unfreiwilliges Bad jeden Augenblick fürchten mußten, so stark ist hier die Strömung. Ein köstliches junges Ehepaar fanden wir hier, Auswanderer, wie sie Alle sein sollten, beide blutjung, gesund bis zum Platzen und bis über die Ohren in einander verliebt. Sie haben sich aus Palmenstämmen das Häuschen recht zierlich zurechtgezimmert. Die Wohnzimmer-Abtheilung

allerliebst mit kleinen Bildchen, bunten Tukanfellen und anderen farbigen Waldgeschichten geschmückt; ein kleiner fester Tisch, eine Bank dahinter, ein kleines Gärtchen vor dem Hause mit hübschen Blumen, dazu das Feld hinterm Hause köstlich bestellt mit wucherndem Zuckerrohr. Wie mit diesen geht es am Ende mit den meisten jungen Ehepaaren in einer Kolonie. Das junge Volk wandert aus, weil es heirathen möchte und unter dem Drucke der Verhältnisse nicht heirathen darf. Oder sie verlieben sich unterwegs. Auf einem so engen Schiff kann man sich nicht ausweichen. Ist gerade ein Pastor an Bord, so kommen unterwegs Trauungen genug vor. Wo nicht, so müssen sie Hüon und Rezia spielen. Glücklicherweise geht aber das Schiff nicht deswegen zu Grunde; wieviel Kolonistenschiffe würden sonst ankommen? Angekommen, übernimmt das junge Paar ein Stück Land; beide machen sich eine provisorische Hütte, beide schlagen ihre Roça; der Mann geht tageweise auf Tagelohn, damit sie etwas zu essen haben, und so dauert es, bis sie ihr Palmenhäuschen fertig haben und ihre kleine Kolonie in Ordnung ist.

Wir gingen in den Wald hinein und kletterten meistens längs des Flusses über alle Hindernisse hinweg, welche die Natur dem Wanderer im Urwalde entgegenstellt. Baumstämme sind umgeworfen und liegen zu den bizarrsten Barrikaden umher, Schlingpflanzen versperren den Weg, Felsblöcke müssen umklettert werden, oder man voltigirt mit Händen und Füßen längs einer jungen Palme, die gerade über einen Bach hinüberhängt. Es ist eine wahre Turnfahrt solch Wandern.

Wir kamen wieder zum Fluß zurück und mußten die Canots besteigen, obschon mir die Fahrt höchst riskant zu sein schien, und arbeiteten neben kleinen Wasserfällen vorbei, zwischen Felsen durch die schäumende und wirbelnde Flut glücklich zum andern Ufer hinüber. Hier begann wieder die alte Kletterei, nur noch etwas mühsamer und gefährlicher. Von Block zu Block muß man längs der schroffen Wand hinklettern, ja manchmal hängt man im eigentlichsten Sinne des Wortes über dem Wasser, und muß sich mit den Händen aufwärts ziehen. So gelangt man an den eigentlichen Salto.

Hier hat des Wassers Gewalt eine mächtige Bresche gerissen durch die hemmenden Felsmassen. Mit rasender Gewalt stürzt der Strom gegen das schwarze Thor und tobt hinab in den Abgrund. In wilden Wirbeln legt er dann vollends den Weg zurück zwischen den zerhackten Wänden des Kanals und tritt endlich heraus aus der wilden Sturzpartie. Auf dem kahlen Felsen des Salto hielten wir unser Frühstück. Hoch über uns hingen die schwingenden Wald-

kronen, neben uns donnerte der Strom hinunter; keine Menſchenſpur, kein Kulturverſuch hatte hier die wilde Natur beleidigt.

Noch einmal das junge Ehepaar beſuchend, kehrten wir auf demſelben Wege, auf den wir gekommen waren, zurück und legten unten am „Stadtplatz“ an.

IV.

Die Sklaven Braſiliens.

Die größte Schattenſeite dieſes Landes, ja ſogar ein Schandfleck deſſelben iſt die Sklaverei. In den Augen der Sklaven haltenden Bevölkerung ſind die Schwarzen nichts als eine untergeordnete Race, Thiere, welche dem Inſtinct gehorchen, aber jedes Urtheils, jedes Willens, jeder Moralität entbehren, welche den Menſchen charakteriſiren. Ewig wird es zur Ehre Englands gereichen, ein bereitwilliges Ohr den Bemühungen des unſterblichen Wilberforce geliehen und Nichts verſäumt zu haben, um ſeine Anſtrengungen zu unterſtützen. Während der Katholicismus ſich ſo weit verirrte, die Rechtlichkeit der Sklaverei zu vertheidigen, ſchreckte das proteſtantiſche England von keinem Opfer zurück, um dieſe ſchmachvolle Wunde vernarben zu laſſen. Im Jahre 1815 zahlte England der portugieſiſchen Regierung mehr als 1,500,000 Francs unter der Bedingung, daß es ſeinen Unterthanen den Negerhandel nördlich vom Aequator unterſage. Im Jahre 1817 zahlte es 2,000,000 Francs an Spanien zu demſelben Zweck. Es that noch mehr im Jahre 1834, denn es ſchaffte die Sklaverei in ſeinen Kolonien ab und zahlte an die Beſitzer der Schwarzen 500 Millionen Entſchädigung. In fortdauerndem Eifer unterhielt es auf dem Ocean zahlreiche Kreuzer zur Unterdrückung des Menſchenhandels und unterzeichnete Verträge, in welchen ſich verſchiedene Länder verpflichteten, ihm beizuſtehen.

Leider müſſen wir geſtehen, daß der gute Wille Englands und die löbliche Thätigkeit ſeiner Seeoffiziere nicht den verdienten Erfolg gehabt haben. Gewiß iſt dieſer Handel etwas beeinträchtigt durch die ihm geſtellten Hinderniſſe, aber aufgehoben iſt er nicht. Leichte Fahrzeuge bringen noch alljährlich Tauſende von Schwarzen von Guinea oder Mozambique nach Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco. Dies liegt auf der einen Seite an der Unaufmerkſamkeit der franzöſiſchen Kreuzer und der Betheiligung der Bra-

silianer an diesen Handel, welche kein Negerschiff fangen, wenn sie nicht gradezu gezwungen sind; auf der andern Seite an dem enormen Gewinn, welchen dieser Handel bringt. In der Wirklichkeit sind die englischen Dampfer die einzigen, welche gewissenhaft an den Küsten wachen und auf dem Meere eine nachdrückliche Jagd auf die „Ebenholzhändler" machen; ja sie fühlen ihre Pflicht so sehr, daß sie zuweilen sogar im Innern der brasilianischen Häfen, Angesichts der kaiserlichen Kanonen, Fahrzeuge ergreifen, welche die schuldige Toleranz der Lokalbehörden durchschlüpfen ließ. Was Frankreich betrifft, haben uns leider die letzten Jahre Beispiele geliefert, welche uns zu dem Verdacht führen, daß es selber diesen einträglichen Handel nicht verschmäht, gegen welchen es sich doch mit England durch Verträge alliirt hat.

Die Negerschiffe haben sich trotzdem an Zahl nicht vermindert, die Händler sammeln schnell große Reichthümer, welche ihnen in Ländern, wo der Sklavenhandel als eine Nothwendigkeit betrachtet wird, den Weg zu Ehren und Auszeichnungen öffnen. Die Rechnung ist sehr einfach: Wenn von fünf Schiffen nur eins seine Bestimmung erreicht, so ist der Gewinn schon beträchtlich. Außerdem ist die Sache derart arrangirt, daß alle persönliche Gefahr auf einen geliehenen Namen fällt, dessen Besitzer einen unbedeutenden Antheil an dem Gewinn erhält. Als ein Beispiel führen wir hier einen Vorfall an, den wir im Coreio mercantil von Rio de Janeiro im Jahre 1850 gelesen. Dort heißt es wörtlich:

Der Duanenkutter Narceja bemerkte, als er außerhalb der Barre von Rio kreuzte, im Norden des Cap Frio, nahe der Praja von Piro ein kleines Schiff, welches ganz den Anschein hatte, als wolle es von der afrikanischen Küste gebrachte Schwarze an's Land setzen. Der Kommandant des Kutters wandte sich an die Provinzialbehörde und bat sie, eiligst das verdächtige Schiff zu verfolgen. Die Behörde zögerte, und erst am andern Morgen stieg man mit einigen Soldaten an Bord des Negerschiffes. Aber während der Nacht hatte man die Schwarzen verschwinden lassen. Die Einen hatte man ersäuft, die Andern nackt und ohne Hülfsmittel an's Land geworfen. Man fing von diesen zehn auf und führte sie nach Cap Frio, wo die Behörde Lebensmittel und Kleidungsstücke an sie vertheilen ließ. Drei Tage später wurden acht Andere am Meeresufer gefunden; die Unglücklichen waren so vom Hunger gequält, daß sie Sand aßen und sich gegenseitig zu Leibe gingen.

Ein andres Beispiel aus der allerneuesten Zeit lesen wir im Morning chronicle vom Februar 1858: Wir hören vom Cap der guten Hoffnung, daß das Dampfboot Sappho, an der westlichen Küste von Afrika kreuzend, ein großes Schiff von verdächtigem

Aeußern bemerkt, Jagd auf dasselbe gemacht und es gezwungen hat, an der Küste auf den Strand zu gehen. Die Sappho konnte sich nicht ganz nähern, weil sie nicht Wasser genug hatte und setzte ihre Böte aus. Das Negerschiff sah dieß, und warf circa 800 Neger in's Meer, worauf sich seine Mannschaft ebenfalls in die Böte warf. Als die Böte des Dampfers das Schiff erreichten, dessen Equipage bereits das Land erreicht hatte, fand man noch 400 Neger an Bord, die man nach Sierra Leone führte. Das Schiff selbst wurde verbrannt, und während die Leute von der Sappho dasselbe anzündeten, gab die Besatzung des Negerschiffes vom Lande aus Feuer auf sie. Der Hälfte der über Bord geworfenen Neger war es gelungen, das Ufer zu erreichen, die übrigen sind in den Wellen umgekommen."

Brasilien ist das einzige Land von Süd-Amerika, welches eine monarchische Regierung besitzt, aber auch das einzige, welches die Sklaven beibehalten hat. Die Brasilianer sind der Meinung, daß die Aufrechthaltung der Sklaverei für sie eine Lebensfrage sei; die Bodenbesitzer haben die Ueberzeugung, daß wenn man die Schwarzen emanzipirt, ihre Felder unbebaut bleiben würden und ein allgemeines Elend dem Reichthum folgen müsse. Die Mittelklasse der Städte, gewohnt an die Süßigkeiten des sorglosen Müßigganges, existirt von der Arbeit der Sklaven; sie benutzt einen Theil von ihnen zum Dienst des Hauses und schickt die andern hinaus, um gegen einen bestimmten Tagelohn zu arbeiten, welchen sie Abends bei Vermeidung von Prügeln abliefern müssen. Oft auch vermiethet man sie auf einen Monat: die Männer als Köche, Handwerker, Kellner u. s. w.; die Weiber als Ammen, Wäscherinnen ꝛc. Viele Negerinnen haben auch die Erlaubniß, außerhalb des Hauses zu schlafen, unter der Bedingung, daß sie dafür einen doppelten Lohn abliefern. Ihre Gebieter also stoßen sie selbst dem Laster in die Arme. — Dies sind die moralischen Lehren, welche man den armen Creaturen giebt.

Trotz dem allgemeinen Vorurtheil gegen die Schwarzen würde sich die Zahl der Sklaven allmählich vermindern, und die ganze Sklaverei schließlich eines Tages ihr Ende finden, wenn das Gouvernement die bestehenden Gesetze richtig handhabte. Anstatt die neuen Schwarzen zu beschützen, überläßt man dieselben allen Schrecken ihres elenden Schicksals; ja noch mehr: eine Menge dieser Unglücklichen, von den kaiserlichen Behörden an Bord der Negerschiffe ergriffen und als Domestiken in die öffentlichen Anstalten der fazendas der Nation gebracht, werden eines schönen Morgens durch falsche Todtenscheine für todt erklärt und heimlich in die Negerschaar gewisser hoher Beamter oder der Freunde der Minister gesteckt. Das Jornal do Comercio in Rio erzählte 1857 selbst: das Hospital de la misericordia, welches enorme Einkünfte

hat, errichtete ein Gebäude, um die verwaisten Kinder aufzunehmen. Diese Kinder, von welcher Farbe sie auch seien, sind frei. Aber wie handelt man? Gehören sie der weißen privilegirten Raçe an, so werden sie von den hier angestellten Ammen gewissenhaft gepflegt, sind sie aber Schwarze und also in der Acht der Menschheit, so schämen sich dieselben Ammen nicht, sie als gestorben zu erklären und zu ihrem eigenen Vortheil zu verkaufen. Um dergleichen Schandthaten aber kümmert sich in Brasilien kein Mensch. Leider ist es eine traurige Wahrheit, daß selbst die Europäer, wenn sie hieher kommen, sich sehr schnell daran gewöhnen, die Schwarzen wie ihre Hunde zu behandeln.

Wer die Sklaverei in ihrer scheußlichsten Gestalt kennen lernen will, muß sie in Brasilien studiren. Nach den neuesten Berechnungen zählen Stadt und Bannmeile von Rio de Janeiro gegen 111,000 Sklaven beiderlei Geschlechts auf circa 267,000 Einw. Nimmt man hierzu noch die befreiten Schwarzen und Mulatten, so ist die afrikanische Race der weißen und brasilianischen überlegen. Dieses Mißverhältniß bietet denn auch den in Rio anlangenden Fremden einen merkwürdigenden Anblick. Legionen von Schwarzen mit nacktem Kopf und nackten Füßen, vielfach mit tätowirten Gesichtern, in schmutzigen Lumpen, bevölkern die Straßen, die Märkte und die Ufer des Meeres; großentheils den tropischen Gegenden Afrika's entstammend, sind sie von verschiedenen Typen und verschiedenen Stämmen angehörend.

Unter diesen möchten wir die Minas als den schönsten Stamm hervorheben. Groß und schlank, vereinigen sie Eleganz der Bewegung mit herkulischer Kraft, und man verwendet sie daher zu den schwersten Arbeiten, namentlich zum Tragen der schweren Kaffeesäcke aus den Magazinen zu den Schiffen. Der Mina besitzt Intelligenz und Stolz; ein Schüler des Koran, fügt er sich der Sklaverei als einem göttlichen Gesetz, läßt sich aber nicht durch dieselbe moralisch verderben; er betrachtet sich nicht als den Weißen untergeordnet, demüthigt sich nicht vor ihnen, bittet niemals um Gnade unter der Peitsche und sieht sein Blut fließen mit einem Auge, stoisch oder funkelnd vor Wuth. Wie sehr man sie auch zu isoliren sucht, halten die Minas doch eng zusammen im Unglück; sie sprechen untereinander ihre Muttersprache und lieben die Frauen ihres Landes mit Aufrichtigkeit. Ihre unbeugsame Energie, gepaart mit ihrer Liebe zur Freiheit, beunruhigt die Herren nicht selten, läßt sie eine Revolte ahnen und führt ihnen das Schicksal der Weißen auf S. Domingo in's Gedächtniß. In der That, wären sie nicht so streng bewacht, die Minas, welche bereits in fürchterlichen Emeuten die höchste Todesverachtung gezeigt, würden nicht zögern, ihre Ketten zu brechen; inzwischen aber rächen sich viele

durch das Messer oder durch Gift für die scheußliche Behandlung, der sie unterworfen sind.

Auch die Frauen der Minas sind nicht minder interessant. Mit Intelligenz begabt, treiben sie den Handel mit Früchten, Geflügeln und Fischen auf den Märkten und in den Straßen; sie haben die Augen des Ebers, eine gequetschte Nase, dicke Lippen und eine rauhe Haut, dafür aber ist ihr Wuchs untadelhaft. Ihr Costüm ist malerisch: ein Turban, ein rothes Mieder, farbiges Röckchen, eine lange Schärpe, die sie kokett um die Hüften schlingen — so lieben die weiblichen Minas Luxus und Reinlichkeit; sie erscheinen nicht ohne ein Halsband von Korallen, Ohrgehänge, ein kupfernes, vergoldetes Armband und auch wohl die orientalischen Ringe (Crolcrals) an den Fußgelenken.

Man erstaunt darüber, daß die Sklaven faul, dem Trunk und Diebstahl ergeben, ausschweifend, mit einem Wort allen Lastern zugängig sind. Aber ist dies anders möglich? Anstatt die Fähigkeiten und Gefühle, welche die Natur in sie gelegt, zu entwickeln, sucht man dieselben zu ersticken; anstatt sie zu bilden, würdigt man sie zum Vieh herab. Vor allen Dingen verlangt man, daß sie nicht nachdenken (denn dies würde sie zu einer Betrachtung ihres Schicksals führen) und daß sie die Weißen wie Halbgötter verehren. Jeden Morgen, wenn er sich erhebt, eilt der Sklave, um mit einer tiefen Verbeugung und einer bizarren Pantomine seinen Herren zu begrüßen und ihm, zu seinen Füßen fallend, die Hand zu küssen. Wenn er, und sei es mit der rührendsten Demüthigkeit, bei einem Befehl oder einer Laune seines Herrn zaudert, so schlägt man ihn; wenn seine Lippen ein einziges Wort der Muttersprache murmeln — so schlägt man ihn. Man prägt ihm die Liebe zur Familie ein, indem man ihn von Weib und Kind trennt, das eine hier hin, das andre dort hin verkauft. Man lehrt ihn Gerechtigkeit, indem man ihn mit Ungerechtigkeiten überhäuft; man lehrt ihn die Würde, indem man ihm ohne Unterlaß wiederholt, daß er ein Vieh, kein Mensch sei. Man lehrt ihn die Güte, indem man ihn für eine einzige Silbe, für eine unwillkürliche Nachlässigkeit mit Schlägen bedeckt. Man zeigt ihm die Lehre vom Eigenthum, indem man ihn verkauft, oder wie einen alten Kessel verpfändet.

Wie oft war ich empört beim Anblick dieser schwarzen Männer, Weiber und Kinder, die in einer Ecke des Saales des Leilao zwischen Fässern, Mobilien und Säcken hockten und gezwungen waren, wie die Pferde ihre Zähne, ihre Glieder, ihre Füße von den Kauflustigen untersuchen zu lassen. Welch ein Schauspiel, trotz ihrer scheinbaren Unbeweglichkeit, sie unterdrückte Klagen ausstoßen zu hören, während aus ihren Augen ein Schmerz spricht, der das Herz zerreißt. Welch ein Gemüth gehört dazu, wie es die Sklavenbesitzer hier oft thun, dem Unglücklichen ein Papier in die Hand

zu ſtecken, ihm zu ſagen: Geh und verkaufe dich an wen du willſt! worauf man denn dieſe Armen ſuchend in der Stadt umherirren ſieht.

Das Sklavengeſetz in Braſilien iſt von drakoniſcher Strenge und die Richter, überzeugt, daß es nothwendig, der gefährlichen Sklavenrace eine Lehre zu geben, wenden dieſe mit Güte an; der Tod ſteht auf jeder Seite, und Nichts kann ihn abwenden. Wenn ein Schwarzer ein oder zweimal zur Strafe verurtheilt iſt, rettet ihn nichts. In der Regel ſchickt man ihn in die casa de correccao, das Correctionshaus, um dort 600 Schläge mit der Chicote zu empfangen. Erwieſener Maßen iſt bei 300 Schlägen dieſer mit großen Knoten verſehenen Peitſche ſelbſt der ſtärkſte Körper in Fetzen zerhauen und leblos!

Dieſe casa de correccao liegt in Matacavallo, in der Bannmeile von Rio. Groß, geräumig und weiß, umgeben von der üppigſten Vegetation und eine reiche Landſchaft beherrſchend, erſcheint dieſes Etabliſſement äußerlich wie ein Palaſt; im Innern aber iſt es eine Hölle. Dort in den von der Sonne übergoſſenen Höfen und in den finſteren Gewölben hört man das Schreien der Opfer und das Fluchen der Henker! Dort trinkt die Erde Blut und die Mauern triefen von Thränen! Wenn ein Sklave einen Fehler begangen hat und ſein Eigenthümer ihn ungelehrig findet, ſo ſchickt er ihn zur correccao, indem er die Tage ſeines Aufenthalts in dieſer Hölle und die Zahl der Hiebe, welche er empfangen ſoll, beſtimmt. Vom Staate beſoldete Knechte, verwildert in dieſem Handwerk, ergreifen die Sklaven, ſcheeren ihnen den Kopf und appliciren ihm die verlangte Züchtigung mit einem Eifer, der ihres Handwerks würdig iſt. Ein polizeiliches Reglement verbietet, dem Sklaven mehr als 25 Schläge täglich zu geben, dieſelben aber werden von einer ſo kräftigen Hand geführt, daß ſchon beim dritten die Haut davonfliegt. Wenn ihre Wunden es nicht verhindern, werden die Schwarzen im Correctionshauſe beſchäftigt, wie unſre Sträflinge, namentlich beim Straßenbau, bei der Straßenreinigung u. ſ. w. Man läßt ſie wieder los bei der erſten Requiſition ihrer Herren, und dieſe müſſen eben ſo viel mal zweihundert reis (6 Silbergr.) bezahlen, als ſie Tage in dem Hauſe benutzt haben. Wenn die Furcht vor der correccao und die Strenge der verdienten oder unverdienten Züchtigung die Schwarzen zähmt, ſo erzeugt dieſelbe in ihnen doch auch das Bedürfniß nach Rache; die Herren entledigen ſich daher ihrer gern, oder wenn ſie Urſache haben, ſie länger zu behalten, ſo verkaufen ſie dieſelben nach Rio Grande. Solche Verkäufe ſchließen immer die Bedingung des Rückkaufs in ſich. Die Sklaven werden in die ſüdliche Eſtancias geführt, wo die halbwilden Feitors oder Intendanten ſie zur ſchwie-

rigsten Arbeit und bei dem leiseſten Vorwand zu den unerhörteſten Strafen verurtheilen.

Der Zweck der casa de correccao iſt von Hauſe aus ein ganz löblicher. Man wollte, ſo ſagte man, die Sklaven der Willkür grauſamer Gebieter entziehen, welche die Strafe nicht nach dem Maße des Vergehens zu meſſen pflegen und die Unſchuldigen oft ſchlagen, nur um „ſich zu zerſtreuen.“ Seit Gründung dieſes Corrections-Inſtitutes hatte Niemand das Recht ſeinen Sklaven zu ſchlagen; es wurde ein Geſetz in dieſem Sinne erlaſſen, das gut angewendet, dem grauſamen Mißbrauch ein Ende gemacht haben würde. Aber dieſes Geſetz iſt ein leeres Wort, um welches ſich Niemand kümmert. Noch heute ſieht man bei manchen Gebietern, namentlich bei den Portugieſen ein ganzes Arſenal von Folterwerkzeugen für die Schwarzen. Man erlaſſe es mir, hier alle die Beiſpiele von unglaublicher Grauſamkeit aufzuzählen, deren Zeuge ich ſelbſt geweſen und zu deren Erfindung das Genie eines Teufels gehört. Seit jener Zeit begreife ich es, wenn die Sklaven ihren Herren Haß mit Haß vergelten, begreife ich es, daß ſie dieſen Martern zu entfliehen ſuchen. Groß iſt die Zahl derjenigen, welche in der Wildniß als Flüchtlinge Hunger und Elend jener Exiſtenz vorziehen; und in den entfernteſten Winkeln der Wälder wimmelt es von ſogenannten Marrons, deren Feinde, die Pedeſtres (Feldhüter) ihnen unaufhörlich nachſtellen. Iſt es erſtaunlich, wenn unter ſolchen Umſtänden der Schwarze, anſtatt den Weißen wie einen Protector zu lieben, in ihm ſeinen natürlichen Feind ſieht? Kann es befremden, wenn dieſe durch Mißhandlung verhärteten Gemüther ſeit Jahren ſich zu Aeußerungen der Rache hinreißen laſſen, welche ſchließlich und nothwendig in ein allgemeines Blutvergießen übergehen müſſen?

Eines Abends, gegen 10 Uhr, ſah ich einen Neger bei einem Krämer eintreten, wo er ein Glas Caixaca (Branntwein aus Zuckerrohr) verlangte. Der Gehülfe verweigerte ihm dies, der Schwarze beharrte und der Gehülfe verſetzte ihm einen Schlag. Der Schwarze hatte von dieſem Commis unter verſchiedenen Umſtänden bereits Schläge mit der Chicote bekommen und ihm bei der nächſten Gelegenheit heimlich den Tod geſchworen. Er zog ein Küchenmeſſer und ſtieß es bis ans Heft ſeinem Gegner in die Bruſt.

Der Mörder wurde gehenkt. Ich wohnte der Execution bei, deren entſetzliche Details nie meinem Gedächtniß entſchwinden werden. Der Galgen, aus drei eiſernen Stangen beſtehend, welche drei horizontale, einen Triangel bildende Streben trugen, war wie gewöhnlich auf dem Largo do Muro nahe dem Meere, einer Kaſerne gegenüber, errichtet. Um 9 Uhr Morgens, nachdem der Ver-

urtheilte der Messe gehört, begann er mit auf den Rücken gebundenen Händen den Marsch durch die Stadt. An der Spitze des Zuges ritt ein Detachement Cavalerie, dann folgten zwei Reihen Mönche, ein Mann, welcher die Glocke läutete, ein Chorknabe mit einem großen Kreuz, die Henker in leinenen Pantalons und einer violetten Jacke, endlich kam der Verurtheilte selbst, begleitet von einem „Bruder des guten Todes," der ihn ein Crucifix küssen ließ und ihn fortwährend ermahnte. Zu Fuß mußte er in alle Hauptstraßen gehen, in alle Kirchen eintreten und, vor den Altären niederknieend, eine Strafformel unter den unheimlichen Gesängen der Uebrigen herbeten.

Erst am Mittag verkündeten die Trompeten, daß der Zug den Richtplatz erreicht habe. Die Luft war rein und klar, die Tropensonne flammte auf eine Menge herab, welche von allen Seiten herbeigeströmt war, dem Feste beizuwohnen, denn der Todeskampf eines Schwarzen ist für viele Weiße in der That ein Fest. Hier sah ich Brasilianer, Portugiesen, Deutsche, Schweizer und Franzosen ungeduldig der Execution harren. Sie gehörten nicht, wie bei uns die Zuschauer solcher Schauspiele, zum niederen Volke — es waren reiche Kaufleute, wohlhabende Industrielle mit zierlichen Handschuhen und goldenen Uhrketten, welche lieber ein Börsengeschäft, als ein so amüsantes Schauspiel versäumen wollten.

Lautes Gelächter erschallte überall, man machte schlechte Witze und trieb allerlei Unfug. Der Anblick des Verurtheilten entlockte dieser unmenschlichen Gesellschaft ein cynisches Murmeln der Zufriedenheit, untermischt mit grobem Gespött. Ruhig, mit festem Schritt, trotz der Hitze und der Ermüdung, sah ich den Unglücklichen an mir vorbeigehen; seine ruhige kalte Miene verrieth weder Furcht noch Reue. Mit der äußersten Resignation hörte er die Rede des Beichtvaters an, der ihn erst verließ, als man ihm die Schlinge über den Kopf warf, und selbst bei dieser letzten Operation verzog er keine Miene. Mit instinctmäßigem Abscheu wandte ich mich fort — es war ein Unglücklicher weniger auf dieser Erde.

In Folge der Erniedrigung, in welcher man sie hält, geben sich die Schwarzen oft dem Trunk anheim, in welchem sie Vergessenheit für ihre Leiden finden. Auch Spieler sind sie; ihr Lieblingsspiel besteht darin, vier gleichmäßig geschnittene Stücke von Orangenschale in die Luft zu werfen. Wenn zwei oder vier Stücke die gelbe Seite nach oben zeigen, so hat der Werfende gewonnen. Nicht minder lieben sie den Tanz. Sie versammeln sich in elenden Hütten, wo man ihnen zu essen und zu trinken reicht; dort executiren stets ein Mann und ein Weib die lasciveſten Gliederverrenkungen, welche die Gesellschaft dadurch begleitet, daß sie sich in die Hände schlägt oder ein monotones Geheul ausstößt. Zu-

weilen auch treiben sie dieses Vergnügen auf den öffentlichen Plätzen oder am Ufer des Meeres, wo aber nicht selten die Pedestres ihrem Amüsement ein Ende machen und sie mit Peitschenhieben auseinander treiben.

Der bei diesen Unglücklichen eingewurzelte Aberglauben zerstört jede Möglichkeit, sie der katholischen Religion zuzuführen; ebenso aber bewahren sie auch mit gleicher Treue die edleren Regungen, welche sie aus ihrer Heimath mitgebracht. Den Greisen oder denjenigen, welche in ihrem Stamme eine Würde bekleideten, erzeigen sie den tiefsten Respect; um sie zu ehren, setzen sie die Gleichheit in der Sklaverei aus den Augen und erzeigen ihnen ihre Ehrfurcht, indem sie ihnen die Hände küssen oder das Knie vor ihnen beugen. Dies geschieht sogar auf offener Straße und mit einer unstörbaren Gemessenheit. So z. B. kannte ich einen alten Neger, der als Lastträger vermiethet wurde und in Afrika König gewesen war; der Schmutz seiner Lumpen beeinträchtigte in Nichts die Liebe seiner Unterthanen, welche ihm nie begegneten, ohne ihm die größte Unterwürfigkeit zu zeigen und um seinen Segen zu bitten.

Schließlich sei noch erwähnt, daß man in Brasilien Schwarze von untadelhafter Moralität findet, welche sehr geschickte Künstler geworden sind; mehrere Mulatten haben sich sogar zu sehr ausgezeichneten Männern aufgeschwungen, welche dem Lande zur sehr großen Ehre gereichen. Der beste Arzt in Lima ist z. B. ein alter Schwarzer, welcher sich ein beträchtliches Vermögen erworben und mit Erfolg gegen die englischen, französischen, italienischen und spanischen Aerzte kämpft, die aus der europäischen Schule hervorgegangen.

III.

Bei den Botokuden.

Eine der interessantesten Erscheinungen ist der Mascate oder Tabuletkrämer, welcher eine Menge von Gegenständen, meist europäischen Fabrikats in den Häusern verkauft. Das Sortiment eines Mascate besteht hauptsächlich aus echten und unechten Bijouterien, Quincaillerien, Wäsche und Parfümerien. Das Geschäft ist einträglich, wenn der Mascate es versteht und neben großer Geduld eine robuste Constitution besitzt. Die koquetten und launenhaften Brasilianerinnen verehren jeden Schmuck, aber sie sind so träge,

daß sie lieber auf ihn verzichten, als sich in irgend einen Laden bemühen. Zum Glück läßt der Mascate es ihnen an Nichts fehlen. Er geht am Morgen aus, begleitet von einem oder zwei Negern, welche seine Waarenkästen auf dem Kopfe tragen. Er tritt in alle Häuser; man führt ihn zu der Herrin, welche Alles untersucht und durcheinander wirft, um Alles feilscht und Alles anprobirt, während sie an einer Orange saugt.

Das Leben des Mascate in den Städten besteht in einer schlichten bürgerlichen Existenz, zieht er aber in den Provinzen umher, so ist es mit großen Mühen und Gefahren verknüpft. Der umherziehende Mascate bereist, weder den Pfeil der Indianer noch die Zähne der wilden Thiere fürchtend, die weiten Ebenen; bewaffnet mit einer guten Flinte und einem Jagdmesser, versehen mit Maniocmehl und einem ungeheuren Büffelhorn voll Branntwein, zieht er zu Pferde durch die Wüsten, über Flüsse und Gebirge. Seine Rast hält er unter den Dächern der Pflanzer und Bauern, die er mit seinen Waaren versieht, oder unter freiem Himmel. Seine Ankunft in der reichen Facenda ist ein Signal zu wahrhaft patriarchalischen Festen. Man räumt ihm das beste Zimmer, bringt ihm das Beste, was man hat, und tanzt bei Gesang und Guitarre bis in die Nacht hinein.

Oft vergehen ganze Wochen, ohne daß er ein gastfreies Dach findet. Er übernachtet, wo ihn der Untergang der Sonne überrascht, am Saum eines Waldes, in einer Savanne oder am Ufer eines Flusses. Er nimmt seinen Thieren die Last ab, zündet ein Feuer an, ißt, trinkt, raucht, singt eine Romanze und streckt sich dann auf die Erde oder in einen zwischen den Bäumen aufgehängten Hamac. Dort schnarcht er bis zum Morgen, wenn der indiscrete Besuch einer Schlange, das Geheul eines wilden Thieres, oder der Pfeil eines verdächtigen, Gott weiß wo versteckten Indianers ihn nicht stören, vielleicht auch zwingen, eiligst sein Lager abzubrechen.

Ein französischer Reisender F. Dabadie, dem wir höchst interessante Schilderungen aus Süd-Amerika verdanken, zeichnet uns in sehr raffelnder Weise das Leben eines herumziehenden Mascate deutschen Ursprungs, wie er sich dies von ihm selbst hat erzählen lassen. Dieser Mascate wurde in Dresden geboren, und der französische Reisende schmeichelt sich und seiner Nation mit der Bemerkung, daß er an diesem Abenteurer nichts von der bekannten deutschen Schwerfälligkeit, vielmehr verschiedene Charakterzüge gefunden habe, die eines Franzosen würdig seien. Er war lebhaft, witzig, originell und kannte nur drei Dinge, welche einen Mann begeistern können, nämlich das Studium, der Soldatenruhm und das Reisen. Unser Sachse war etwa 25 Jahr alt, er hatte seine Stu-

dien an der Universität Leipzig beendet, als sich eben der kurze und sehr unerquickliche Kampf in Schleswig-Holstein entwickelte. Fritz, so nennen wir ihn hier, trat unter die Freiwilligen und zeigte die größte Bravour. Der Krieg war beendet, Fritz, der ein Element für seine Thätigkeit suchte, nahm den Grad eines Lieutenants in einem Bataillon an, das am Rhein für Rechnung Brasiliens geworben wurde, welches letztere eine Expedition gegen die argentinische Republik und den Dictator Rosas organisirte. Er schiffte sich gegen Ende des Jahres 1850 nach Rio de Janeiro ein, in der Hoffnung, in den La Plata-Staaten eine große Lorbeer-Ernte zu halten.

Drei Monate wartete er, während welcher die Expedition von einem Tage zum andern aufgeschoben wurde, und als dieselbe endlich durch die Bemühungen der Diplomatie ganz unwahrscheinlich ward, ekelte ihn das Kasernenleben an; er hing seinen Degen an den Nagel. Er war im Besitz einer kleinen Summe, und ein spekulativer Kopf wie er, beschloß dieselbe zu verwerthen. Seinem unruhigen Temperament entsprach das Leben eines Mascate am besten.

Vier Monate hatten ihm genügt, um das Portugiesische zu erlernen; er hatte seine Gedächtnißkammer sogar mit einer Menge Phrasen des Guarany-Dialekts meublirt, welche ihm auf seinen Streifzügen gute Dienste leisten sollten; im Uebrigen hatte er sich von dem Charakter, den Sitten, dem Aberglauben und der Geschichte der Stämme unterrichtet, welche er auf seinen Zügen zu besuchen und zu studiren vorhatte. Entschlossen, zuvörderst eine Versuchsreise zu machen, kaufte er sich zwei Maulthiere, belud das eine mit Waaren, setzte sich auf das andere und ritt in's Land hinein. Zwei Monate später kehrte er nach Rio zurück, braun wie ein Abyssinier, zufrieden mit seinen Geschäften, aber angeekelt von den Caboclos, den einzigen Indianern, welche er gesehen hatte.

Diese Caboclos sind in der That wenig interessant. Faul und dem Trunk ergeben, verschleppen sie ihr Leben in der traurigsten Weise, einer Menge von Krankheiten ausgesetzt, welche sie mit brahminischer Resignation ertragen. Sie könnten aus der Fischerei, aus der Manioc-Kultur und dem Bogen Nutzen ziehen, welchen letzteren sie vorzüglich zu handhaben wissen; aber die geringste Arbeit entsetzt sie, und nur der Hunger treibt sie an. Fritz beschloß eine zweite Reise, welche ihn mit den wirklichen Wilden in Berührung bringen und ihn bis zu den Guaycurus, sehr ritterlichen und intelligenten Indianern führen sollte, mit welchen Brasilien im Jahre 1791 eine Allianz schloß. Diese wilden Indianer sind den kriegerischen Araukanern ähnlich; sie tätowiren sich durch Einschnitte, ihr Costüm ist einfach und nicht ohne Eleganz; sie tragen den Poncho,

und wie die Gaucho's fabriciren sie sich große Lederstiefeln. Den Franziskanern ähnlich scheeren sie sich das Haar um den Kopf; sie führen Pfeil und Bogen und eine enorme Lanze von 12 Fuß Länge. Alle ihre Unternehmungen geschehen zu Pferde. Ihre Zügel bestehen aus den Fasern der wilden Ananas. In der Regel tragen sie einen Gürtel um den Leib, an welchem ein Jagdmesser hängt. Ihre Taktik im Kriege mit andern indianischen Stämmen, besteht darin, eine Heerde wilder Pferde ohne Reiter voranzuschicken, welchen sie folgen, indem jeder Krieger nur mit einem Fuß in dem Steigbügel, mit der linken Hand die Mähne seines Pferdes erfaßt, sich so an die Seite desselben hängt, bis er auf Lanzenweite an den Feind herangekommen. Dann erhebt er sich im Sattel und kämpft mit Vortheil in der durch diesen Angriff verursachten Unordnung.

Die zweite Reise unseres Abenteurers begann unter schlechten Vorbedeutungen. Fritz stürzte mit dem Pferde und verletzte sich den Fuß; ein Römer würde umgekehrt sein, unser Sachse aber öffnete eine kleine Blechdose, seine Reiseapotheke, mit Hülfe deren er sich wieder flott machte. Sechs Tage später wurde sein Führer, ein Indianer, der alle Dialekte kannte, von einem Jararak gestochen, indem er Reisig sammelte. Nach einer halben Stunde verschied der Unglückliche. Fritz grub ihm ein Grab, legte ihn hinein, murmelte ein Gebet und ritt weiter, fest Willens, sich von seinem Programm auch nicht ein Jota zu streichen. Wenige Tage darauf fiel er den Puris, einer aussterbenden und sehr schmutzigen Negerrace, in die Hände. Diese nahmen ihn sehr gastfrei auf, brachten ihn in eine ganz leidliche, aber von Ungeziefer wimmelnde Hütte und gaben ihm Früchte, Eier und Geflügel. Um ihrem Gast ein Vergnügen zu bereiten, veranstalteten die Puris einen höchst seltsamen Tanz um eine große Flamme. Fritz schilderte die nackten, von häßlichen Gesichtern überragten Körper, wie sie sich gleich Wahnsinnigen mit ohrzerreißendem Geschrei im Lichte der Flamme umhertaumelten, als ein Schauspiel, das der Hölle würdig.

Nach Beendigung des Balles dankte ihnen Fritz, ging in seine Hütte und legte sich auf sein von Blättern bereitetes Bett. Am Morgen, als er seine Bagage wieder auf das Maulthier laden wollte, überzeugte ihn ein flüchtiger Blick, daß ihm drei Scheeren, ein Päckchen Nadeln, ein Dutzend Messer, zwei Armbänder und zwanzig Ohrgehänge fehlten. Wüthend stürzte sich Fritz in das Zeltdorf, durchsuchte nutzlos alle Hütten und erklärte den versammelten Puris, er werde nächstens mit großer Macht zurückkehren, um sich zu rächen, wenn man ihm die gestohlenen Gegenstände nicht zurückbringe. Seine Wuth erschreckte die armen Teufel, namentlich den alten gebrechlichen Häuptling, der an allen Gliedern zitterte

und ihn bat, sich nur zu besänftigen. Fritz packte ihn beim Haar, schüttelte ihn wie einen Pflaumenbaum und schrie wüthend:

„Höre, Du alter Schelm, wenn ich nicht in einer Stunde wiederhabe, was man mir gestohlen, so wird vor dem nächsten Monde Dein Stamm massacrirt, Deine Pflanzungen werden verwüstet und Deine Hütten werden den Flammen übergeben!"

Der Häuptling hatte Mühe, sich von dem wüthenden Mascate loszumachen; er bat ihn flehentlich, in seine Hütte zurückzukehren und versprach all seinen Einfluß aufzubieten, um ihm zu seinem Eigenthum zu verhelfen. Wenige Minuten darauf hatte Fritz sein Eigenthum wieder, und um zu zeigen, daß er nicht so böse sei wie er aussehe, machte er dem alten Puri einige Geschenke davon. Dies erregte den höchsten Enthusiasmus und mit großem Tumult gab man ihm ein kurzes Geleit.

Eine Woche darauf traf er nicht weit vom Mucury einen elenden aber gastfreien Stamm, dessen Gebräuche höchst seltsam. Am Tage seiner Ankunft feierten die Naknemukes eine Hochzeit, begleitet von kriegerischen Tänzen und großen Libationen. Der Bräutigam selbst lud Fritz zur Theilnahme an dem Fest ein. Es war dies ein hübscher junger Mann von 18 Jahren, schön gewachsen und von stolzer Haltung. Er schien entzückt von der ihm bestimmten Gattin, einer fast 60jährigen Wittwe, deren Haut von Regen und Sonne förmlich gegerbt und die mit einem Wort ein Ungeheuer von Häßlichkeit war. Fritz äußerte sein Erstaunen über diese seltsame Ehe und erfuhr, daß nach einer alten Sitte bei den Naknemukes die Greise junge Mädchen und die alten Weiber junge Männer heiratheten. Diese Ehe ist sehr vernünftig, sagte ihm einer der Indianer; unsre Existenz ist mitunter sehr schwer, unsre Familien sind oft getrennt, sie passiren auf ihren Zügen oft unfruchtbare Gegenden, wo sie nur auf sich selbst angewiesen sind. Jagen und Fischen ist schwer; die Hauptsache besteht darin, zu wissen und zu errathen, wo das Wild lagert, wo der Fisch schwimmt, wo die nahrhaften Wurzeln wachsen. Man würde vor Hunger sterben, wenn nicht Einer des Paares dieses Geheimniß, eine Frucht langer Erfahrung, besäße. Der ganze Stamm würde umkommen, wenn nicht Einer der Gatten die Weisheit, der Andere die Stärke repräsentirte. Die Liebe ist eine sehr schöne Sache, aber Essen und Trinken ist noch sehr viel angenehmer. Die bejahrte Wittwe, welche Du da siehst, wird ihrem Gatten freilich keine sehr große Freuden bereiten, aber sie wird ihn sicher durch's Leben führen.

Durchaus nicht ganz einverstanden mit diesen eigenthümlichen Lebensanschauungen vertheilte der Mascate doch von seinen kleinen Glassachen unter dem Stamm und trennte sich von ihm, begleitet mit tausend Segenssprüchen. Drei Tage hindurch folgte Fritz

seinem Instinkt durch die majestätische Natur, durch Jahrtausende alte Wälder, beschäftigt durch das Geschrei der über ihm in den Zweigen trillernden Vögel, der auf denselben umhertanzenden Affen, der in der Ferne brüllenden Jaguars, der Tapire und der Pecaris. Alles besaß für Fritz den größten Reiz. So erreichte er S. Francisco. Der Eigenthümer dieser Domäne, ein Portugiese, war ein liebenswürdiger Mann; er kannte das Land, in welches er sich vor 25 Jahren zurückgezogen, aufs Genaueste, und war also im Stande, dem Abenteurer die sichersten Nachrichten über die verschiedenen Indianerstämme zu geben. Unter diesen reizten den Letzteren am meisten die Botucuden, die Abkommen jener Aymores, deren Wildheit in Brasilien sprichwörtlich geblieben, und die so heldenmüthig für ihre Unabhängigkeit gekämpft. Wir geben hier ein Resumé dessen, was der alte Pflanzer eines Abends, als sie bei Kaffee und Limonade saßen, eine Bahia-Cigarre rauchend, dem Mascate erzählte: Man hat die Botocuden verleumdet. Man wirft sie mit ihren Vorfahren, den Aymores, zusammen, und diese waren allerdings niederträchtige Schurken. Größer, stärker und muthiger, überhaupt grausamer als alle übrigen Wilden, verübten sie im 16. Jahrhundert Räubereien und Schandthaten, deren Erzählung uns schaudern macht. Sie suchten damals die Capitanerien von Porto-Seguro und Ilheos oft heim. Sie verachteten jeden Körperschmuck, schliefen in Wind und Regen unter einem Baum und errichteten sich niemals Hütten. Mit mörderischen Bogen bewaffnet und stets im Felde, überfielen sie die Zuckerpflanzungen, massacrirten die Eingebornen ohne Unterschied, die schwarzen und die weißen, und schonten nicht Greise, Weiber und Kinder. Die Opfer, welche sie fortgeschleppt hatten, wurden von ihnen halbgebraten verspeist. Den Kolonisten flößten sie einen solchen Schreck ein, daß diese Alles zurücklassend flohen, wo sich die Wilden zeigten. Während 25 Jahren erwürgten sie am Ufer des Oceans, wo sie stets auf der Lauer lagen, mehr als 300 Portugiesen und 3000 Sklaven. Man entschloß sich endlich, diesen Wilden Soldaten entgegen zu schicken, welche ihnen einen nachdrücklichen Krieg lieferten und sie in's Innere Brasiliens zurückjagten. Die Aymores vertheidigten sich mit der größten Zähigkeit, die Regierung aber hatte sich vorgenommen, sie bis auf den letzten Mann zu vernichten.

Noch heute giebt es Aymores unter den Botocuden. Die Letzteren verabscheuen jede Disciplin und die Wohlthaten der Civilisation sind ihnen nicht verlockend. Der Botocude ist schweigsam, der geringste Widerstand reizt ihn, er braucht nur Luft und Raum, die Freiheit der Wüste. Alle Botocuden, welche man in den Städten zu zähmen versucht, und diejenigen, welche man als Gefangene zurückbehalten hat, sind sehr bald unterlegen. Wind und

Wetter haben auf sie keinen Einfluß; wenn Jagd- und Fischfang fehlschlagen, wenn die Bäume keine Früchte liefern, so suchten sie Eidechsen, Ratten und Ameisen. Wenn sie bei einem fremden Stamme Vorräthe wittern, so überfallen sie ihn; in der Noth wagen sie sich auch in die Niederlassungen und stehlen, was ihnen erreichbar ist. Die Botocuden mißtrauen den Weißen zu sehr, um sie zu lieben, indessen zeigen sie ihnen doch nicht mehr jenen glühenden Haß, welcher ehedem zu dem Plane Veranlassung gab, sie bis auf den letzten Mann zu vernichten. Indessen haben die Weißen ihnen auch viel Unrecht gethan. Anstatt sie durch Güte und eine weise Großmuth an sich zu ziehen, bestanden sie darauf, sie durch Gewalt zu unterwerfen. Soldaten, welche an diesem Krieg, der nur aus Hinterhalten und Ueberfällen besteht, gewöhnt waren, machten in den Wäldern und Ufern der Flüsse Jagd auf sie und schossen sie ohne Mitleid nieder. Ja einzelne Kolonisten haben die Barbarei so weit getrieben, daß sie Höllenmaschinen erfanden, welche auf den zu den Lagern der Botocuden führenden Steigen explodirten und sie tödteten; Andere schickten diesen Unglücklichen von den Pocken inficirte Geschenke, welche Tod und Verderben unter ihnen verbreiteten. Natürlich suchten sich die Botocuden zu rächen. Der Soldado da Conquista, der in ihre Hände fiel, hatte keine Gnade zu hoffen; sie tödteten ihn unter großen Qualen, und wenn sie Appetit hatten, verzehrten sie ihn in Familie. Heute freilich behandelt man sie besser; die Behörde hetzt nicht mehr die Soldaten gegen sie, sondern sucht sie durch Freundschaftsverträge zu fesseln, welche ihre Unabhängigkeit sichern. Dies Verfahren hat bereits gute Früchte getragen, die Botocuden schonen im Allgemeinen das Leben der Weißen und Schwarzen, welche sie nicht mehr zu reizen suchen, und haben das Menschenfressen ganz aufgegeben. —

Fritz war durch diese Schilderung natürlich disponirt, den Botocuden einen Besuch zu machen. Der alte Pflanzer rieth ihm, sich in diesem Falle zu sputen, da der Botocude bereits zu verschwinden beginne. Mit Lebensmitteln und den nöthigen Andeutungen versehen, machte er sich auf den Weg und drang in die pitoresken, waldigen Gegenden ein, in welchen die Indianer zu hausen pflegen. Sein erster Besuch galt den Patachos, einer kriegerischen, anscheinend unruhigen, aber im Grunde gutmüthigen Race, welche ihn mit Aufmerksamkeiten überhäufte. Seine Abreise setzte sie in große Betrübniß. Die Weiber rauften sich die Haare aus, während die Männer Trauergesänge oder ein Geheul anstimmten, welches die wilden Thiere in den Wäldern erschreckte. Eines Nachmittags, auf seiner Reise durch einen Fluß aufgehalten, unterhielt sich der Mascate damit, nach einigen Arras zu zielen, welche sich

im Gipfel eines Jacaranda-Baumes wiegten. Plötzlich hörte er ein Geräusch hinter sich und fast in demselben Augenblick drang ein Pfeil in das Fleisch seines linken Arms. Vom Schmerz nieder geworfen, hörte er alsbald das Geheul eines Dutzend ganz nackter Wilden um sich, welche die Bogen über ihm schwangen und ihn zu tödten drohten, wenn er sich rühre. Es waren die Botocuden, die sich unserm Mascate zum ersten Mal präsentirten. Sie hatten kleine Füße, wohlgeformte Beine, breite Brust, eine gelbe von Narben und Schrammen gezeichnete Haut, auch Brauen und Wimpern ausgerissen und das Kopfhaar derart geschoren, daß auf dem Scheitel nur eine Art von Töppel zurückblieb. Die ganze Art und Weise der Botocuden, ihre Pantomimen und ihre wilden Blicke waren für den Mascate allerdings weniger einladend, als er nach der Erzählung des Kolonisten gehofft hatte; nichtsdestoweniger behielt er seine Kaltblütigkeit, suchte ihnen durch Worte und Gesten anzudeuten, daß er kein Feind, sondern ein Reisender sei, welchen der Zufall in ihre Hände geführt, und daß er in dieser Eigenschaft von ihnen empfangen zu sein wünsche. Ohne ihm zu antworten, rissen die Botokuden ihn brutal auf, nahmen ihn und sein Pferd mit sich und erklärten ihm endlich, er sei ihr Gefangener, man werde über sein Schicksal berathschlagen. Eine Stunde lang verfolgte man das Ufer des Flusses, dann erreichte man das Lager. Dieses bestand aus etwa zwanzig überaus einfachen Hütten, welche hauptsächlich aus zusammengebogenen Palmblättern bestanden und in ihrem Innern nichts als einen großen, zum Aufschlagen der Cocusnüsse dienenden Stein enthielten. Der Mascate wurde in eine dieser Hütten gebracht, auf seinen Wunsch verband ihm ein Botocude den Arm unter der Aufsicht des Häuptlings, dessen Abzeichen aus einer in Form eines Mantels getragenen Thierhaut bestand. Ein andrer Botocude, welcher mit unserm Mascate leichter als die Uebrigen zu sprechen im Stande war, wurde ihm als Dolmetsch und Wächter bestellt. Dieser Mensch schien weniger rauh, als seine Gefährten, und seine Stimme hatte etwas Sanftes gegen die abscheulichen Gutturallaute der Uebrigen. Malicani brachte dem Gefangenen als Abendessen einen Palmkohlkopf, Früchte und ein Stück gerösteten Kaimanfleisches. Er sagte ihm, man würde ihn nicht so behandelt haben, wenn der Stamm nicht einer weißen Geisel bedurft hätte. Er rieth ihm, sich seiner Gefangenschaft wegen keine Sorge zu machen und mit Ruhe die Entscheidung abzuwarten.

„Wir sind unerbittlich im Kriege," setzte er hinzu, „aber großmüthig im Frieden; wenn Deine Brüder uns kein Leid zufügen, wird Dir kein Haar gekrümmt werden. Genese erst von Deiner Wunde und dann wirst Du an unseren Jagden und Festen Theil nehmen. Der Tupinaba (Häuptling) ist den Weißen nicht böse,

er haßt nur die rothen Gesichter. Du wirst nichts zu fürchten haben, wenn Du nicht zu entwischen suchst."

„Und was würde mir geschehen, wenn ich es doch versuchte?" fragte der Mascate.

„Man würde Dich an einen Baum binden und ein Pfeil Dir Dein Herz durchbohren."

Ein Schauder durchlief die Glieder des Mascate. Die Miene der Botocuden, welche sich vor seiner Hütte drängten und ihn gierig betrachteten, war nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Das Fieber verzehrte ihn, sein bleiches verzerrtes Gesicht verrieth seine innere Angst. Er schloß die Augen, um seinen Gedanken nachzuhängen.

„Ich bin erschöpft und krank, ich möchte schlafen," sagte er zu dem neben ihm sitzenden Malicani, der ihn schweigend betrachtete.

„Wenn Du nicht essen willst," antwortete dieser, „so will ich ein Feuer anzünden, denn die Nacht bricht herein. Das Feuer ist nöthig, denn unsre Wälder sind voll von bösen Geistern, welche in der Finsterniß umherirren und uns aufsuchen; das Licht jagt sie in die Flucht und das Feuer darf daher an unserm Lager nie erlöschen. Wenn es geschähe, würden die Janchons die Dunkelheit benutzen, sich in die Hütten schleichen und uns den Hals umdrehen."

Malicani sprach dies mit einer solchen Ueberzeugung und solcher Angst, daß der Mascate unwillkürlich lachen mußte.

„Ich fürchte mich nicht vor den Janchons," sagte er.

Malicani war über diese Kühnheit ganz versteinert; schweigend errichtete er einen kleinen Scheiterhaufen und machte Feuer, indem er zwei Stücke Taquarassu-Rinde an einander rieb. Dann ging er zu seiner Frau und anderen Botocuden, um ein großes Stück blutiges Fleisch, riesige Ameisen und wilde Bohnen zu verzehren, und zog sich dann in seine Hütte zurück.

Der Mascate bedurfte mehrerer Tage, um einigermaßen zu genesen, während welcher der Tupinaba ihn oft besuchte; ja dieser trieb die Artigkeit so weit, ihm seine acht Frauen zu schicken, welche ihn während der Stunden der Jagd durch Gesänge unterhalten mußten. Schon das erste Mal, als der Mascate seine Hütte verließ, gab ihm ein widerwärtiges Schauspiel. Er fand die Botocuden in größter Freude; sie waren frisch tätowirt, der Tupinaba hatte seine Gallahaut über den Rücken geworfen, die Frauen stolzirten mit ihren Halsbändern von Thierzähnen umher, und die Kinder tanzten um ein Dutzend Töpfe. Ein großes Feuer war angezündet und die Wilden waren eben im Begriff, das in vier Theile zerschnittene Pferd des Mascate zu braten. Mit Schrecken sah sich derselbe, ohne die Möglichkeit weiter zu kommen, verdammt, bei diesen Baga-

bonden zu bleiben, für die er sich zwar aus der Ferne sehr interessirt, die ihm aber in der Nähe als Teufel erschienen. Der Tupinaba sah den Unwillen des Mascate und runzelte die Stirn.

„Ich habe Dein Pferd zerschneiden lassen, weil ich es essen wollte," sagte er.

„Aber das Pferd war mein, und Du hattest nicht das Recht es anzurühren!" erwiderte der Gast.

„Was Dein ist, ist auch mein," fuhr der Botocude fort, „und wenn Du vergißt, daß Du hier ein Sklave bist, wenn Du es wagst, mich zu beleidigen, so werden wir Dich auch verspeisen, nachdem wir Dein Pferd verdaut haben!"

Bei dieser Drohung machten zwei alte abgehärtete Botocuden bereits Miene, sich auf ihn zu stürzen, und zeigten ihm ihre weißen Zähne. Der Mascate war klug genug zu schweigen, und trat in seine Hütte zurück. Die Botocuden warfen sich auf das Gras, sie zerrissen mit ihren Nägeln das rauchende Fleisch und verschlangen es. Nach der Mahlzeit warf sich der Häuptling auf den Boden mit einer Miene, als bereue er seine Härte gegen den Gast, und eine seiner Frauen, die dicke Cudjia mit den blauen Augen, setzte sich neben und krabbelte ihm den Bauch.

Cudjia war die Favorit-Frau des Häuptlings. Sie faßte alsbald für den Gast eine Zuneigung, welche diesem sehr gefährlich erschien, und der Mascate hatte große Mühe, sich ihrer zudringlichen Liebesbeweise zu erwehren. Der Tupinaba mochte dies bemerkt haben, denn er umarmte ihn zärtlich und erklärte, daß er ihm demnächst seine Freiheit zurückgeben werde. Der Augenblick, wo der Häuptling sein Wort hielt, kam; Malicani, sein bisheriger Kerkermeister, sollte nunmehr sein Reisegefährte werden. Der Stamm brach auf, um sich mit einer befreundeten Botocudenhorde zu vereinigen, und Malicani mußte auf dieser Reise das Gepäck des Gastes tragen.

Sobald die beiden Horden zusammenstießen, beriethen sie eine Excursion, welche Cudjia's Gatte leiten sollte. Es handelte sich darum, ein Lager der Patachos anzugreifen, welches einige Stunden entfernt war, Alles niederzumachen, die Frauen zu entführen und die Hütten anzuzünden. Der Mascate äußerte den Wunsch, diese Expedition als Amateur zu begleiten. Der Tupinaba aber bedeutete ihm, das gehe nicht an, weil er an diese Art von Krieg nicht gewohnt sei. Unsern Mascate den Indianern übergebend, welche das neue Lager zu bewachen hatten, brach der Häuptling am andern Morgen um Sonnenaufgang mit Malicani und dreißig Kriegern auf. Der Zurückgelassene fand sich von lauter verdächtigen Gestalten umgeben; unter diesen war namentlich ein Greis mit wilden Augen, herabhängender und zerrissener Lippe und zerschnitte-

nen, mit entsetzlichen Charakteren verzierten Wangen — ein wahres Ungeheuer. Obgleich er mehr als hundert Jahre zählte, hatte er schwarzes Haar, eine aufrechte Haltung, und der Stamm verehrte ihn wegen seines Alters und seiner Thaten. Man hörte ihn wie ein Orakel an, und wenn er eine Meinung äußerte, ward dieselbe einstimmig angenommen.

Wie alle Greise, sehnte sich auch Pirakan nach seiner Jugend zurück und hatte seltsame Phantasien. Umsonst versuchte es der Mascate eine Conversation mit ihm anzuknüpfen, oder ihm wenigstens ein freundliches Wort zu entlocken; der wilde Botocude würdigte ihn keiner Antwort, und wenn er ihn anblickte, so zeugte sein Auge von Haß und unversöhnlicher Wildheit. Der Mascate lächelte hierüber; eines Tages aber, als er auf seinem grünen Bette lag, sah er den alten Pirakan und zwei andere Botocuden leise heranschleichen. Er that, als schlafe er, und lauschte.

„Ehedem," hörte er Pirakan zu seinem Genossen sagen, „wenn die Botocuden einen Weißen gefangen hatten, schnitt man ihn in Stücke und verzehrte ihn, sein Kopf trocknete als Siegeszeichen auf einer Lanze. Diese Feste erfreuten den ganzen Stamm. Unsere Väter versäumten sie niemals und sie hatten Recht, denn das Fleisch der Menschen ist besser, als das der Jaguar, Geier und Fische, süßer als die Mandel des Lecithis, nahrhafter als das Mark der Atcha. Hier schläft jetzt ein Fremder; er ist vortrefflich und man könnte ihn in schöne Stücke zerschneiden."

„Er scheint mir ein Bischen mager," bemerkte einer der Botocuden.

„Das thut Nichts," sagte Pirakan; „ich habe viel magrere gegessen und sie schmeckten vortrefflich."

Fritz zitterte vor Angst; ein kalter Schweiß trat auf seine Stirn und seine Haare sträubten sich. Er wollte sich erheben und schreien, aber die Angst lähmte ihn und die Stimme versagte ihm. Die Botocuden traten inzwischen näher und Jeder bezeichnete mit dem Finger die Stelle an seinem Leibe, welche er am liebsten esse.

Die Augen des Alten leuchteten vor Appetit, als er die von Schreck gelähmten Glieder des Mascate betrachtete. Wie es schien, hielten die Beiden ihr Opfer für ganz gewiß und bezeichneten schon Tag und Stunde, wo dasselbe stattfinden werde.

Als die Botocuden ihn wieder verlassen, entwarf der Mascate eiligst einen Fluchtplan, um diesem entsetzlichen Schicksal zu entgehen. Die Rückkehr des Tupinaba beruhigte ihn indeß. Die Botocuden hatten bei den Patachos nicht schlecht gemordet und gesengt, und ihre Ankunft wurde mit Tanz und Geheul gefeiert. Der Tupinaba ließ ihn alsbald zu sich fordern und sagte zu ihm in Gegenwart der versammelten Wilden:

„Ich habe Dich mit Gewalt in unſere Mitte geführt und feſtgehalten, weil ich einen Angriff der Weißen fürchtete. Jetzt, da mich meine Späher und die Weiſſagungen unſrer Greiſe beruhigt haben, kannſt Du gehen, wohin Du Luſt haſt; die Botocuden werden Dir nichts zu Leide thun, ſie werden Dich im Gegentheil beſchützen, wenn Du bei ihnen die Gelegenheit abwarten willſt, wo Du Dich ohne Gefahr von ihnen trennen kannſt. Ich habe Dir mein Wort gehalten.“

Nur der ſchreckliche Pirakan proteſtirte gegen den Spruch des Häuptlings, ſeine Einwendungen aber drangen nicht durch — und ſo erzählte mir denn der Mascate drei Monate ſpäter in einem Kaffeehauſe von Rio de Janeiro ſeine dramatiſche Odyſſe.

Der Löwe der Anden.

Wir benutzen hier die noch ungedruckte Skizze eines neuen Reisenden, Leon de Pontelli, um dem Leser ein Stück wildes Indianerleben zu schildern, das bisher noch nicht durch die Neugier irgend eines Entdeckers entweiht worden. Pontelli, einer der unerschrockensten Touristen, gelang es nämlich, in Central-Amerika bis zu einem noch gänzlich unbekannt gebliebenen Gebirgsstrich vorzudringen, in welchem er auf Grund seiner Klugheit und seines persönlichen Muthes die gastfreiste Aufnahme fand.

Nachdem ich, schreibt Pontelli, einen großen Theil Afrikas und Asiens durchreist und das südliche Amerika in seiner ganzen Ausdehnung durchstreift, führten mich meine wissenschaftlichen Forschungen nach Central-Amerika, wo ich drei Jahre verlebte. Von dem Isthmus von Panama bis nach Téhuantepec habe ich Alles durchforscht und so gelang es mir, eine in der Geographie noch gänzlich unbekannte Gegend zu entdecken. Kein Reisender war vor mir bis hieher gedrungen, weil die Eingebornen seit der Eroberung des Landes einen tödtlichen Haß gegen die weiße und spanische Race hegen.

Diese Regionen liegen in den undurchforschten Gebirgstheilen der Grenze von Mexiko, Guatemala und Yucatan, und haben allein in ihrem südlichen Theil eine Ausdehnung von etwa 19,000 Quadrat-Stunden. Durchzogen von einer großen Anzahl Flüssen und reißenden, sich krümmenden Bächen, durchschnitten von hohen Gebirgen, erinnerte mich dieses Land sehr lebhaft an die Schweiz, wo ich einen Theil meiner Jugend verlebte, und deshalb nannte ich es die amerikanische Schweiz. Der nördliche Theil, der sich auf einer Unzahl von Plateaux entwickelt, zieht sich in seiner äußersten Grenze an Vera Paz, indem er den See Peten durchschneidet, Guatemala, Yucatan und Chiapas dahin, und halte ich diesen nörd-

lichen Theil für vierfach kleiner als den südlichen. Dieser Theil ist außerordentlich bevölkert; die Bergbewohner hier sind tapfer und kriegerisch und wohl im Stande, an 600,000 Krieger zu stellen. Das Hochland bietet alle Erzeugnisse Europa's, das Thal die Mannigfaltigkeit einer tropischen Vegetation. Ebenso verschieden ist das Klima.

Der Boden der Hochebenen ist außerordentlich fruchtbar, ebenso reich an Metallen, an Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Blei. Der Indianer, der für seinen Verkehr nach außen nur Gold und Silber gebraucht, beutet indessen von diesem Reichthum nur so viel aus, als er für seine persönlichen Bedürfnisse gebraucht. Desto eifersüchtiger ist er aber auf diese seine verborgenen Schätze, und überall habe ich in diesem Lande ein Gesetz in Kraft gesehen, welches Jeden mit dem Tode bestraft, der einem Weißen eine Gold- oder Silbermine verräth. Auch mineralogisch ist dieses Wunderland reich, denn ich fand hier Opal, Carneol, Topas, Rubinen und Smaragden; ebenso sah ich den Bergkristall in der Grotte glänzen. Unter den Bäumen zeichnen sich der Gummi- und Kautschuk-Baum, die rothe und gelbe Quinquina, der Wachs-, Talg- und Seidenbaum aus. Der letztere ist in so fern interessant, als er von einer Art Spinne bewohnt wird, die zwischen den Zweigen eine Tasche webt, welche mit der vorzüglichsten Seide gefüllt ist.

Zahlreich sind die Ruinen auf diesem Boden. Ich sandte den geographischen Gesellschaften in New-York und Paris bereits Nachricht von Copanaquista und Ostuta, zwei prachtvollen Ruinen, aber außer diesen Ueberbleibseln einer sehr vorgeschrittenen Civilisation, welche das Territorium dieser beiden Städte bedeckt, könnte ich noch sechs oder sieben andere Städte aufzählen. Die zahlreichen Teocali oder Gräber längst verstorbener Krieger und ihrer Familien tragen noch Spuren von Hieroglyphen und sind mit antiken Sculptur-Arbeiten bedeckt, welche Zeugniß geben von einer einst auch hier vorhanden gewesenen besseren Vorzeit. Mit Erstaunen begegnet man Gräbern von Königen, Sarcophagen, Thürmen, Ueberbleibseln von Palästen, schönen Mosaiken, gut erhaltenen Wasserleitungen, die aber großen Theils in die Erde versunken, viereckigen Thürmen von Porphyr und Jaspis von einem einzigen Block.

Die Schönheit dieser Ruinen übersteigt alle Begriffe; fast alle aber tragen japanesischen Charakter, denn ich erkannte in ihnen eine Menge Götzenbilder, wie z. B. die Götter Amida, Toranga, Xantai, Xaca, Canu, den Fisch Natsja und die große Schlange, die letztere stets um Opferschalen geschlungen.

Das Innere dieses Landes wird von den Indianern Mayas, den Zapateken und Lacandonen, sehr kriegerischen Stämmen, bewohnt. Um zu ihnen zu dringen, ist es nöthig, ihre Sprache zu

kennen, ebenso tüchtige, militärische, equestrische, chemische, botanische und mineralogische Kenntnisse zu besitzen, um sich bei den Häuptlingen und den Greisen Achtung und Anerkennung zu verschaffen, namentlich die Geheimnisse der Pflanzen zu kennen, um Aufschlüsse über dieses so reiche und nie bekannt gewordene Land zu sammeln.

Der Indianer dieser wilden Gegend ist nämlich ein ausgezeichneter Beobachter; nichts entgeht seinem durchdringenden Auge. Ein Feind der Schmeichelei und Kriecherei, ehrt er den Fremden, wenn er in ihm höhere Eigenschaften erkennt; findet er aber in ihnen Individuen, welche durch ihr Benehmen ihre Race unter die seinige stellen und sich dennoch zu seinem Herrn aufwerfen wollen, so ist er ohne Mitleid und behandelt ihn wie die Seinigen einst den Oberst Galindo, zwei belgische Naturforscher und drei spanische Dominikaner behandelten, welche ihre unbesonnenes Benehmen gegen diese Stämme, als sie zu ihnen kamen, mit dem Leben bezahlten.

Um ohne Gefahr in diese kriegerischen Stämme eindringen zu können, muß man einfach, fest, mäßig erscheinen, zugleich aber namentlich einen energischen Charakter und Erfahrenheit im Kriegshandwerk zeigen, um ihnen Achtung und Vertrauen einzuflößen, welche diese Indianer nur dem Fremden zu Theil werden lassen, der ihnen seine Proben abgelegt hat. Daß auch die von mir verlangten Proben nicht gering waren, bedarf kaum der Erwähnung.

Sehr schweigsam von Natur spricht der Indianer viel durch Zeichen. Der erste, in dessen Hände ich gerieth, fragte mich, was ich in diesem Lande suche; um mich auf die Probe zu stellen, brachte er mir ein wildes Pferd, daß ich zähmen solle. Er lud mich dann zur Jagd auf wilde Thiere ein, und zeigte mir später Quarz und andere Metalle. Wehe mir, wenn ich die mir auferlegten Proben nicht bestand! Verächtliche Zurückweisung wäre jedenfalls die gelindeste Strafe meiner Unkenntniß gewesen.

Schon während meiner ersten Tage unter diesen Wilden lernte ich das einfache Mittel kennen, durch welches sie von Stamm zu Stamm eine wichtige Mittheilung verbreiten. Dies geschieht durch ein Horn, dessen verschiedene Töne ihre besondere Bedeutung haben. Sobald ein Fremder auf ihrem Gebiete sich zeigt, wird seine Ankunft in einer Stunde mindestens im Umkreise von fünfundzwanzig Meilen bekannt und ist es ein Feind, so rettet ihn nichts vor dem Hinterhalt, der ihm auf jedem seiner Schritte gelegt ist.

Diese Wilden sind mäßig und alle ihre Sitten bezeichnet eine auffallende Strenge. Hat sich Einer des Stammes eines Verbrechens schuldig gemacht, so versammelt sich alsbald der Rath der

Greiſe und verurtheilt ihn. Nicht nur der Schuldige allein wird je nach ſeinem Verbrechen beſtraft, auch ſeine Verwandten bis zum entfernteſten Grade müſſen mit ihm in die Verbannung ziehen.

Seit einiger Zeit ſchon an der Grenze dieſes ſeltſamen Landes lebend und mit den Bewohnern deſſelben nach Ablegung aller Proben auf gutem Fuß, äußerte ich oft das Verlangen, ihren Häuptling kennen zu lernen; aber jedesmal rieth man mir von einer Reiſe in das Innere ab, indem man mich verſicherte, es werde dies unfehlbar mein Tod ſein. Um ſo mehr überraſcht wurde ich, als man mir eines Tages in der Bambushütte, in welcher man mir ein Obdach angewieſen hatte, und in welcher ich bisher ſtets von einem Indianer ſorgſam überwacht wurde, ohne daß man mir deshalb meine perſönliche Freiheit beſchränkt hätte — als man mir eines Tages mittheilte, es ſtehe mir jetzt frei, meinen Plan auszuführen; der mächtige Häuptling, der Löwe der Anden, ſei bereit, mich mit Wohlwollen bei ſich zu empfangen, ich werde auf meinem Wege Führer und andere Männer finden, welche mich beſchützen würden.

Man forderte mich auf, mein Pferd an der Grenze zu laſſen, da die Bergpfade ſo ſchwierig, auch ſo viel Abgründe zu paſſiren ſeien, daß ich unmöglich zu Pferde reiſen könne. In der That wurde in dieſen Bergregionen Alles auf dem Rücken transportirt, da die Päſſe zu ſteil und gefahrvoll ſind; dennoch weigerte ich mich, die Reiſe zu Fuß zu machen und antwortete, daß ich überall für meinen getreuen Cho-ho einſtehe, der mein unzertrennlicher Reiſegefährte ſei und auch hier ſeine Schuldigkeit thun werde. Dieſes ſeltene Pferd, von indianiſcher Gebirgsrace, war nämlich mit einer außerordentlichen Intelligenz begabt, ſeine Kraft, Ausdauer und Kühnheit kannte keine Grenzen, und nie war Cho-ho vor einer Gefahr zurückgeſchreckt. Meine Feſtigkeit imponirte den Indianern und ich bemerkte wohl, daß dieſe nur dazu beitrug, die gute Meinung, welche man einmal für mich gefaßt hatte, zu verſtärken.

Wir traten alſo unſre Reiſe an. Sehr bald ſah ich ein, daß ich mich in ein gefahrvolles Unternehmen vertieft habe, denn es galt Berge zu überklettern, tiefe Abgründe zu überſpringen, Ströme zu durchſchwimmen und überhaupt Hinderniſſe zu überwinden, die oft unüberwindlich erſchienen. Mehr als einmal ſah ich meine braven indianiſchen Begleiter, bewegt durch die Gefahren, welche ich durchmachte, ergriffen von der Sympathie, welche ich ihnen einflößte, ſich mit dem Geſicht auf die Erde werfen und den großen Geiſt zu meinen Gunſten anrufen. Danke ich es nun meiner Kaltblütigkeit und meinem feſten Willen, oder ihren Gebeten, kurz, ich erreichte, zwar etwas gequetſcht und geſchunden, aber doch ſonſt

wohlbehalten das Ziel der Reise. Vierzehn Tage nach unsrem Aufbruch langten wir in Cuchumata an, wo ich mit dem mächtigen Häuptling Basch-na-Iblt zusammentreffen sollte.

Am Rande eines tiefen Abgrundes erkannte ich den gefürchteten „Löwen der Anden" in seiner Kriegertracht. Er war ein Mann von seltener Größe und Gewandtheit; er allein hatte in seinem Stamm das Recht, sein Haupt mit einer Löwenhaut zu bedecken, über welcher ein großer Federschmuck hervorragte; eine dreifache Garnitur von Menschenzähnen umgab seinen Hals; die Zahl dieser Zähne bezeichnete die Anzahl seiner Siege über die Feinde. Seine Hüften waren mit langen, bunten Federn bedeckt; in seinem Gürtel steckten zwei Pistolen, seine Füße trugen hohe Lederschienen.

Neben ihm stand sein Weib, „die Rose der Anden" genannt. Sie ist schön und tapfer; ihr indianischer Typus hat etwas Sanftes und zeugt von Intelligenz; ihr Haar hängt in langen Flechten herab; ihre Füße sind mit Sandalen bekleidet. Sie allein hat unter allen Frauen das Privilegium, eine Löwenhaut auf ihren Schultern zu tragen.

Die Rose der Anden begleitet ihren Gemahl im Kriege, wie auf den großen Jagden; sie bereitet bei solchen Excursionen die Lebensmittel für den Häuptling, besteigt wie er die wildesten Pferde und kämpft an seiner Seite. Kehren sie siegreich von einer Expedition zurück, so werden sie von den Uebrigen mit großem Freudengeschrei empfangen. Dieses Geschrei ist ohrzerreißend; Einige ahmen das Geheul der wilden Bestien nach, Andere das Geschrei der Raubvögel, während ein übriger Theil auf den seltsamsten Instrumenten die Musik besorgt.

Der Häuptling selbst muß stets in allen Tugenden über seinen Stamm hervorragen; er muß die wildesten Pferde besteigen, die weitesten Abgründe überspringen und mit seinem Bogen den Vogel im Fluge treffen. Seine Würde ist nicht erblich. Wenn im Verlauf mehrer Jahre oder Monden der Häuptling an Siegen, an Klugheit, Gewandtheit, Tapferkeit oder in anderen Tugenden übertroffen wird, so versammelt sich der Rath der Aeltesten, um einen Nachfolger zu wählen, und der abgesetzte Häuptling wird dann Mitglied dieses Rathes. Selbst wenn der Löwe der Anden ein Weib wählt, muß diese erst Proben der Unerschrockenheit ablegen.

Ich fand also den Häuptling Basch-na-Iblt von seinem Weibe und dem Rathe der Aeltesten umgeben. Meine Ankunft wurde durch meine Führer mit Hornklängen angezeigt. Beim Anblick des Häuptlings gab ich meinem braven Cho-ho die Sporen, der mich

mit einem wilden Sprunge auf den entgegengesetzten Rand des Abgrunds trug. So stand ich plötzlich vor dem Häuptling, der über meine Geschicklichkeit und Kühnheit erstaunt schien. Er empfing mich mit sichtbarer Auszeichnung; in der einen Hand hielt er als Zeichen der Freundschaft ein Blatt der Fächerpalme, während die andere die mit dem Kolben auf den Boden gesetzte Büchse hielt.

Auch „die Rose der Anden" beehrte mich mit Freundschaftszeichen, indem sie die Arme in die Luft hob. Sie trug ein Kind auf ihrem Rücken. Die Mitglieder des Rathes ihrerseits begrüßten meine Ankunft mit einer Art Grunzen, das ihre Freude, mich zu sehen, ausdrücken sollte. Dann führte man mich mit der größten Zuvorkommenheit nach der Stadt, nach Ostuta, wo man mit der verschwenderischsten Gastfreundschaft für meine Bedürfnisse sorgte.

Meine Beziehungen zu dem Häuptling wurden bald sehr enge und familiär genug, um mich mit ihm auf einen vertrauten Fuß zu setzen.

Eines Tages wurde ich von Basch-na-Iblt zur Jagd eingeladen. Wir brachen sehr früh auf und gelangten an eine Lichtung inmitten des Waldes, wo der Häuptling ein Lager von Leoparden wußte. An Ort und Stelle angelangt, gab der Häuptling das Signal zum Angriff. Jasch! Jasch! schrie er mit durchdringender Stimme; das bedeutete „aufgepaßt!" Wir waren mit einem Dolch und einem Karabiner bewaffnet. Ich griff den Leoparden an, der als Schildwache auf einem Baumast saß, gerade in dem Augenblick, als er sich mit einem Sprung auf mich herabstürzen wollte. Ich tödtete das Thier mit einem wohlgezielten Schuß in's Auge. Der Häuptling war inzwischen mit dem Dolch in der Hand auf die Leopardin zugegangen. In kriechender Stellung und mit einem geschickten Stoß ins Herz, grade als das Thier sich gegen ihn erhob, streckte der Häuptling dasselbe mit dem Dolch nieder und bemächtigte sich dann der beiden hinter der Mutter sitzenden Jungen.

Höchst interessant waren die Erfahrungen religiöser Art, welche ich bei den Indianern machte. Was ich von dem Häuptling hinsichts der Religion des Landes erfuhr, überzeugte mich, daß die Eingebornen sich in einem trostlosen Zustande des Götzendienstes befanden. Ich glaubte diesen in entsetzlicher Unwissenheit befindlichen Leuten einen wahrhaften Dienst zu erweisen, wenn ich sie mit einer besseren Religion bekannt machte. Ohne sie in der Idee zu beirren, welche sie sich von dem großem Geiste gemacht, suchte ich dem Häuptling und seiner Familie einige Begriffe von der christlichen Moral beizubringen. Ich erklärte ihnen die Vorzüge

der Taufe und nach sehr gründlichen Ueberlegungen seinerseits gelang es mir, den indianischen Häuptling zu überreden, sich die Gnade dieser heiligen Handlung näher anzuschauen, eventuell sich derselben persönlich zu unterziehen.

Der Häuptling verlangte, ich solle mit seinen Kindern den Anfang machen und versicherte mich, daß seinem Beispiel alle Mütter folgen und mir ihre Kinder bringen würden. Demnach versammelten wir uns eines Tages am Ufer eines Flusses in Gegenwart der Aeltesten. Ich taufte mit der üblichen Ceremonie die Kinder des Häuptlings, während die Anwesenden auf meinen Wunsch den Segen des großen Geistes auf ihre Häupter herabriefen. Der Häuptling und sein Weib, beide auf einer Tigerhaut sitzend, riefen auch ihrerseits die Gottheit an.

Diese so seltsame und eigenthümliche Scene, inmitten der Waldeinsamkeit, machte auf mich selbst einen tiefen Eindruck; ich hatte Mühe, meine innere Rührung zu verheimlichen, um den Wilden nicht eine Schwäche zu verrathen, welche ihnen als eine weibische, des Mannes unwürdige Weichlichkeit erschienen sein würde. Ich war überrascht durch das religiöse Gefühl der Indianer. Es giebt keine Handlung im öffentlichen oder Privatleben, welche sie nicht zu den Füßen ihres Götzen führte. Der Kultus, welchen sie ihrer Gottheit bringen, ist von rührender Einfachheit: er besteht hauptsächlich im Gebet. Ich bin Zeuge vieler ihrer religiösen Ceremonien gewesen, aber keine hat mich so tief bewegt, wie das gemeinschaftliche Gebet, welches ihren Kämpfen vorangeht und durch welches sie die Gnade und den Schutz des großen Geistes für alle Diejenigen anrufen, welche im Kampfe fallen werden. Dieses Gebet wird vor der geheiligten Grotte des Tempels verrichtet, vor welcher man ein großes Feuer von wohlriechenden Hölzern anzündet. Jeder Krieger zündet außerdem vor sich selbst ein kleines Feuer im Kreise an und streckt das Gesicht und die Hände auf die Erde. Hinter jedem Krieger sind an einem in die Erde gesteckten Zweige die Waffen des Betenden aufgehängt.

Der Krieg spielt eine große Rolle im Leben dieser Bevölkerungen, und die Feindseligkeiten zwischen den Stämmen sind ohne Ende. Während meines Aufenthalts bei dem Häuptling beauftragte mich dieser, seine Leute in der Taktik des Krieges zu unterrichten; aber es ist schwierig, die europäische Taktik den Gewohnheiten dieser Wilden anzupassen, und die einzige Frucht meiner Bemühungen war, daß ich ihnen zwar keine Disciplin, aber ein besseres Zusammenwirken beim Angriff und einige strategische Operationen beibrachte. Kehren diese Krieger vom Kampfe zurück, so werden sie von den sie Erwartenden mit großem Geschrei empfangen, und sind sie siegreich gewesen, so werden große allegorische

Waffentänze aufgeführt, in welchen die Hauptacteure sich in die Köpfe und Häute von Löwen, Tigern, Büffeln, Affen, Hirschen und Krokodilen stecken und unter der Begleitung von ohrzerreißenden Instrumenten die tollsten Faxen machen.

Außer den inneren Streitigkeiten, welche die Stämme unaufhörlich gegen einander führen, giebt es auch zahlreiche Ursachen der Feindschaft gegen die Bevölkerung des Litorals; die Gründe hierzu sind fast immer Ungerechtigkeiten oder schlechte Behandlung der Ihrigen gegen die angrenzenden Besitzer. In solchen Fällen greift der Häuptling zu Repressalien. Er bestimmt das Dorf oder die Stadt, welche die Verantwortlichkeit für das Geschehene tragen soll. Dieser Krieg wird durch Hinterhalte geführt. Eine bestimmte Anzahl von Indianern, maskirt durch abgeschnittene Zweige, durch welche sie Gebüsch nachahmen, nähert sich kriechend und mit diesen Zweigen in der Hand des Nachts dem Orte, welcher gestraft werden soll. Sie sind mit Fackeln von harzigem Holz bewaffnet; sind sie dem Ort ganz nahe gekommen, so werden die Fackeln angezündet und auf ein Signal in die Besitzung geschleudert. Sobald der Lärm entsteht, eilen die übrigen versteckten Indianer herbei; der Kampf beginnt und endet in der Regel damit, daß der Ort verwüstet, die Männer niedergemacht und die Frauen als Gefangene weggeschleppt werden.

Eine Lieblingsbeschäftigung dieser Indianer ist die Jagd, in welcher sie, wie bereits angedeutet, einen grenzenlosen Muth an den Tag legen. Ich habe vielen dieser Jagden beigewohnt, und kann versichern, daß sie mehr einem Kriege als einer Zerstreuung gleichen.

Dieser wilde und blutige Zeitvertreib führte mich oft mit den wilden und unerschrockenen Jägern in die undurchdringlichsten Wälder und gab mir Gelegenheit zu den originellsten Beobachtungen. Ich sah auf diesen Excursionen inmitten einer wilden Bevölkerung Wunder der Tapferkeit und Thaten, welche dem Beobachter der menschlichen Natur vom höchsten Interesse sein müssen. Ich sah auch Scenen und Kämpfe zwischen den Thieren dieser Wildniß selbst, die für den Naturforscher wunderbar gewesen sein würden. So sah ich u. a. den Kampf einer riesigen Schlange gegen ein Javali oder rothen Eber, der durch seine kolossalen Kräfte selbst dieses gefährliche Reptil besiegte.

Ein anderes Mal, als ich mit meinen Indianern die Wälder durchstreifte, wurde ich durch ein Schauspiel überrascht, das dem Leser vielleicht unglaublich erscheinen wird. Meine Begleiter machten mich nämlich auf einen Bären aufmerksam, der mit dem Rücken auf einem breiten Baumstamm lag und eine Tatze über seinen Kopf hielt. Die Indianer führten mich in ein Versteck und machten mich

ſo zum Zeugen einer höchſt originellen Art von Jagd, in welcher der Bär ſoeben begriffen war. Während er ſelbſt in dem hohlen Baumſtamm faſt verſteckt lag, war ſeine emporgeſtreckte Tatze mit Honig beſchmiert und dieſer diente ihm als Köder. Die Affen der Nachbarſchaft rochen denſelben, kletterten von den Bäumen herab und verſammelten ſich um den Baumſtamm. Die Neugierigſten von ihnen begannen von dem Honig zu koſten, büßten aber ihre Thorheit, indem der Bär ſie einen nach dem andern packte und unter ſich erſtickte. Eine Zeit lang ſah ich mir dieſe Komödie mit an, dann zielte ich nach ſeinem Kopf, als er eben im Begriff war den vierten Affen zu expediren, und mit lautem Gebrüll ſank er zuſammen.

Einen andern in Europa noch wenig bekannten Gaſt fand ich in dieſen jungfräulichen Wäldern; es iſt dies ein Vogel, Namens Quezal, von einem Smaragdgrün mit braunrother Schattirung, deſſen Gefieder wie die ſchönſten Edelſteine glänzt. Er iſt von der Größe des Kuckucks, und namentlich bemerkenswerth durch ſeinen außerordentlich langen Schweif. Dieſer Vogel baut ſein Neſt von Roßhaar in den Bäumen, und zwar ſtets am Ufer tiefer Abgründe und wie ein Perpendikel an einem Zweige hängend. Das Neſt hat zwei Oeffnungen, wovon die eine der Eingang, die andere der Ausgang, und zwar ſo, daß der Schweif des Vogels nie gedrückt wird, vielmehr weit zum Neſt hinaushängt. Wie die Indianer behaupten, iſt der Quezal ſo eitel auf dieſen Schmuck, daß er vor Gram ſtirbt, wenn ihm das Unglück paſſirt, ſich an demſelben eine einzige Feder zu zerbrechen. Ich weiß nicht, ob dies wahr iſt und muß den Indianern die Verantwortlichkeit hiefür überlaſſen.

Die Mormonen des Salz-See.

Man hat ſich nicht nur in Amerika, ſondern auch in ganz Europa mit den Mormonen beſchäftigt, einer religiöſen Secte, welche man wirklich die Ausgeburt der verwildertſten Civiliſations-Ideen nennen kann. Die Angehörigen dieſer Secte haben eine kurze Zeit hindurch das Gouvernement der Vereinigten Staaten faſt ebenſo ſehr in Verlegenheit geſetzt, wie die mit ſo vielen Stürmen und Kämpfen verbunden geweſene Sklavenfrage. Faſt hätte ſich die große Republik vor ihnen gebeugt, denn was ihnen an Zahl fehlte, das erſetzten ſie durch eine kräftige Organiſation, eine Zähigkeit und Energie, welche ihresgleichen kaum hat. Man erinnert ſich vielleicht ihrer Haltung zu Anfang des Jahres 1858, als ſie erfuhren, daß eine Bundesarmee unter dem Befehl des General-Major Smith, des General Harris und des Colonel Jonſton gegen die Stadt des Salzſees marſchire, um ſich des Territoriums von Utah zu bemächtigen. Sofort begannen ſie Tag und Nacht Karabiner, Revolver, Kanonen, Pulver zu verfertigen, und ihr Oberhaupt Brigham Young reizte ſie durch feurige und kriegeriſche Reden zum äußerſten Widerſtand. „Der Herr iſt mit uns," ſagte Young zu den Heiligen der letzten Tage, wie ſie ſich ſelbſt nennen, „und wenn wir nur feſt entſchloſſen ſind, unſere Feinde zur Hölle zu ſchicken, ſo vermag keine Gewalt gegen uns etwas auszurichten, denn es iſt mir offenbart worden, daß in der Ebene kein Grashalm mehr bleiben würde, um ihre Pferde zu nähren."

Aus einem gewöhnlichen Munde hervorgangen, würden dieſe Worte nur Achſelzucken gefunden haben, aber Brigham Young war den Nord-Amerikanern ſehr wohl bekannt, ſie erinnerten ſich ſehr wohl, welchen Eifer er bereits mit ſeinen Mormonen in blutigen und ungleichen Kämpfen entfaltet. Sie verſuchten es daher, ihn

durch Güte zu gewinnen, und durch geschickte Vermittler gelang ihnen dies so sehr, daß der Gouverneur Cumming am Salzsee als Freund und Verbündeter empfangen wurde, daß er sich ganz friedlich hier installirte und daß eine Partie der Mormonen seine Autorität anerkannte, während die Uebrigen nach Sonora und andern Richtungen auswanderten.

Der Mormonismus ist indeß hierdurch keineswegs todt, und es wäre thöricht, ihm hier eine Leichenrede zu halten; aber er ist lebensgefährlich getroffen; die engen Bande, welche ihn früher zusammenhielten, sind gelockert, und es wird seinen Organisatoren viel Anstrengung kosten, sie wieder straff zu ziehen. Erzählen wir hier in Kürze seinen Ursprung und seine Mißgeschicke.

Während der letzten Jahre hat man die Mormonen in Zeitungen und Journalen auf's Heftigste angegriffen; Niemand hat es gewagt, sie zu vertheidigen, und nur ganz furchtsam ließ sich aus der Entfernung zuweilen eine Stimme zu ihren Gunsten hören. Man constatirte, daß die Mormonen, pietistische und mystische Bestrebungen mit einer unermüdlichen Thätigkeit und industrieller Betriebsamkeit verbindend, eine Wüste urbar gemacht, ihr die besten Ernten, die kostbarsten Früchte abgewonnen hatten. Ebenso unleugbar war es, daß sie eine bedeutende Stadt erbaut, in welcher man glänzende Monumente, öffentliche Bibliotheken, Schulen, Bäder, Mühlen, breite, von schönen Häusern und Gärten besetzte Straßen fand; daß sie Hunderten von Auswanderern das Leben gerettet, auf dem Wege nach Californien eine Etappe errichtet, in welcher die Reisenden sich ausruhen und mit neuen Vorräthen versehen konnten; mit einem Worte: daß sie friedlich gediehen und sich zu einem Volke zu gestalten im Begriff waren, trotz all' den Lastern, deren man sie beschuldigen muß. Die Schriftsteller aller Länder und aller Schulen leugneten dies nicht, trotzdem aber sahen sie sich genöthigt, sie zu verfolgen; man verwünschte sie an den Galgen, man warf ihnen vor, sie seien Menschen ohne Erziehung und Grundsätze, Intriguanten, niedrige Betrüger, Geistesvergifter und was man ihnen sonst für Namen gab.

Die Mormonen hatten dies leider verdient, denn sie waren thöricht genug, im neunzehnten Jahrhundert eine Gesellschaft bilden zu wollen, basirt auf Gottesherrschaft und Vielweiberei.

Die Skizze, welche wir über das Leben des Gründers zu geben haben, wird den Grundsatz bewahrheiten, daß eine theocratische Regierung nur auf Wunder gegründet werden, und daß ihre Dauer nur eine kurze sein kann. Sie wird beweisen, daß der Mensch trotz seinen Fortschritten in geistiger Aufklärung im Grunde immer derselbe bleibt, und daß das Wunderbare und Uebernatürliche ihn viel leichter anzieht, als die Vernunft. Sie wird

endlich zeigen, daß die gröbsten Lügen, wenn sie nur geschickt ausgebeutet werden und die Einbildungskraft anfeuern, den Menschen zerren und verlocken, wohin man ihn haben will.

Joseph oder Joe Smith, der erste Mormone, zog bereits die Blicke Gottes als Kind auf sich und empfing Gesandte vom Himmel, wenn man nämlich Snow, einem seiner Schüler, glauben will, welcher die Biographie seines Herrn und Meisters geschrieben. Schon in einem Alter von 16 Jahren machten ihm mehrere Engel die Visite. Zwei Jahre später, am 21. September 1823 fand seine himmlische Wahl ausdrücklich statt. Ein Engel, weiß gekleidet und schön zum Entzücken, erschien bei ihm. Er erklärte ihm, daß seine Sünden ihm verziehen, daß seine Gebete erhört werden sollten, daß die religiöse Einheit, nach welcher seine Seele strebe, demnächst sich vollenden solle, und daß Gott ihn erwählt habe, um seine glorreichen Absichten in's Werk zu setzen. Bei diesem Besuch theilte ihm der Engel den Plan seiner Sendung mit. Er enthüllte ihm, daß die Indianer Nord-Amerika's die Reste jener Stämme Israels seien, von welchen die Bibel nach der Gefangenschaft nicht mehr spricht. Die geheiligte Geschichte dieser Stämme war vor vierzehn Jahrhunderten in der Erde versteckt worden, auf einem Hügel, Cumorah genannt, im Staate New-York, und Smith jun. sei bestimmt, dieses heilige Buch, die Basis der neuen Kirche, auszugraben.

Snow's Erzählung zufolge, ging Joe Smith am andern Morgen aus, um die geheiligten Tafeln zu entdecken; er berührte sie mit seinen Fingern an dem angegebenen Ort, aber er sprach davon zu Niemand und hob sie erst nach vier Jahren aus der Erde. Und was ward inzwischen aus Smith? Bereitete er sich, auf den mormonischen Sinai zu steigen und seine göttliche Mission zu erfüllen, indem er sich dem Fasten, dem Gebet, dem Nachdenken, überhaupt all den frommen Werken hingab, welche zu jeder Zeit die Erfinder neuer Dogmen und Culten zu treiben pflegten? O nein! Ein Franzose, ein Italiener, ein Russe, ein Türke, ja ein Chinese sogar würde dies gethan haben; der Nord-Amerikaner ist ein Wesen für sich; was für eine Stellung im Leben er auch bekleiden möge, er ist unfehlbar Yankee, d. h. eine Art zweifüßiger Ameise, stets in Bewegung, das Geschäft, wie sein Hemde wechselnd, und die heterogensten Dinge neben oder hinter einander betreibend, wenn er sich nur ein metallisches Resultat davon verspricht.

Joe Smith war positiv, wie es den Männern seiner Race geziemt, und dabei arm wie eine Kirchenmaus. Während er auf die Erfüllung der Prophezeihung und des Wunders wartete, galt es zu leben. Joe Smith und sein Vater schlossen sich im Jahre 1825 einer Bande von Money diggers oder Goldsuchern an, welche in

den Gegenden von Harmony-Town-Ship, in der Grafschaft Susquehana, im Staate Pensylwanien in einer verlassenen Mine arbeitete. Smith's Rolle war hier drollig genug; unser Joe rühmte sich, mit den Geistern in Correspondenz zu stehen, und ein ebenso ausgezeichnetes Medium zu sein, wie der ausgezeichnete Hume. Er begnügt sich nicht, die Tische zu befragen und die Möbeln tanzen zu lassen; er legte z. B. einen Stein in seinen Hut, placirte diesen Hut horizontal vor sein Gesicht und rannte dann durch die Felder, um sich durch Vermittelung dieses Steines und des Filzes die Stelle anbeuten zu lassen, an welcher das Gold verborgen lag.

Joe zeigte in diesen Functionen einen außerordentlichen Eifer und großes Talent, aber beide waren vergebens. Er schwitzte Blut und Wasser, aber ohne ein einziges Goldkörnchen zu finden. Von Allen verlacht, behauptete er endlich eines Tages, er habe eine ungeheuer reiche Goldgrube gefunden. Man übergab seiner Führung einen Trupp Arbeiter, aber in dem Augenblick, wo diese zu graben sich anschickten, hielt Joe sie an und erklärte, er sehe Nichts mehr, weil feindliche Zauberer die Wirkungen seines zweiten Gesichts vernichteten. Das unglückliche Medium bekam sofort seinen Abschied.

Joe und sein Vater wohnten und aßen in Harmony bei einem gewissen Isaac Hale, einem wohlhabenden Mann. Dieser besaß eine einzige Tochter, Namens Emma, jung, angenehm und etwas verliebt. Joe machte ihr den Hof, und da er ihr gefiel, verlangte er sie von Isaac zur Ehe. Dieser gerieth in Wuth, behandelte Joe wie einen Abenteurer, schwur, daß Emma niemals einem Lumpen, wie er sei, angehören solle und drohte, ihn aus der Thür zu werfen, wenn er es noch einmal wage, seine Tochter anzusehen. Joe ließ sich dadurch nicht irre machen, er kannte das Sprichwort: Frauenwille, Gotteswille; und in einer schönen Nacht, als Alles schlief, entführte er Emma nach dem Staate New-York, wo er sich beeilte, sie zu heirathen. Nach fünfzehn Monaten kehrte er mit ihr zurück, um sich mit seinem Schwiegervater zu versöhnen. Dieser sah, daß Joe noch immer so pauvre war, wie er gewesen, glaubte aber zu finden, daß Joe ihm ein Geheimniß verstecke, auf welches der Schwiegersohn ein großes Gewicht zu setzen schien. Er überwachte ihn, suchte ihn auszuforschen, überhäufte ihn mit Fragen und gelangte endlich nicht ohne Mühe in Besitz des Geheimnisses, welches ihn so sehr gereizt hatte. Joe erzählte ihm seine Unterhaltungen mit den Engeln, und wie er von diesen inspirirt, dem Willen Gottes folgen werde. Er fügte hinzu, daß die Zeit nahe sei, und zeigte ihm unter dem Siegel der höchsten Verschwiegenheit eine Büchse, in welcher die heiligen Tafeln verschlossen seien. Diese Tafeln waren von Gold, sieben bis acht

Zoll lang, und bildeten ein etwa zehn Zoll dickes Buch, das in einer unbekannten Sprache geschrieben war. Joe hatte sie auf dem Hügel von Cumorah am 23. September 1827 ausgegraben und neben ihnen die Urim und Thummin, eine Art Brille von Kristall oder durchsichtigem Stein gefunden, mit deren Hülfe man diese Schrift lesen konnte. Leute aus dem Staate New-York, eifersüchtig auf den immensen Ruhm, welcher ihm beschieden war, hatten ihn verfolgt und gedroht, ihm seinen Schatz und sogar sein Leben zu nehmen; deshalb war er nach Pensylwanien zurückgekehrt und hatte die noch nicht übersetzten Tafeln glücklich gerettet.

Isaac wurde durch diese Mittheilungen Joe's nicht ganz beruhigt. War sein Schwiegersohn ein Spitzbube oder ein Narr? Um hierüber in's Klare zu kommen, verlangte Isaac den Inhalt der Büchse zu sehen. Joe weigerte sich. Er machte sich von den Nachstellungen seines Schwiegervaters dadurch los, daß er ihm betheuerte, er habe die Büchse in einem benachbarten Walde versteckt, um sie seiner Neugier zu entziehen. Alle Bemühungen Isaacs scheiterten an der Weigerung seines Schwiegersohnes. Die famosen Platten, bestimmt, das Universum zu regeneriren, konnten indeß nicht todt bleiben. Eines schönen Morgens zog Joe sie aus ihrem Versteck, schloß sich mit zwei Secretären, Harris und Cowdery, in ein Zimmer ein und dictirte diesen eine Uebersetzung des Textes, welchen er vor ihren Augen mit Hülfe des Urim und Thummin entzifferte. Dies ist die Version Snow's und der Gläubigen, welche auf Joe's Worte schwören; Ungläubige aber, welche ihn durchschaut haben wollten, behaupteten, daß weder Harris noch Cowdery, noch überhaupt Jemand die goldenen Tafeln gesehen habe. Joe war, während die Secretäre schrieben, hinter einer inmitten des Zimmers aufgespannten Decke versteckt; von dort aus dictirte er die Orakel, welche insgesammt das Buch Mormon, eine Art von Bibel ausmachen, die folgendermaßen beginnt:

„Ich, Mormon, schreibe jetzt eine Erzählung der Dinge, welche ich gesehen und gehört habe."

Der Betrug Joe's sollte sehr bald zur Evidenz klar werden. Als man sein Werk prüfte, fand es sich, daß es eine Nachahmung eines Manuscripts war, welches im Jahre 1815 bei M. Patterson in Pitsburg gedruckt werden sollte und das die imaginäre Geschichte der nordamerikanischen eingebornen Stämme enthalten sollte. Dieses Manuscript, die Frucht schlafloser Nächte eines amerikanischen Hirten, Namens Spalding, war zwei Jahre lang bei Patterson deponirt gewesen; ein Gehülfe Patterson's hatte davon eine Abschrift gemacht und dieselbe Joe gegeben, dessen Hauptmitarbeiter er wurde.

Wie dem sein mochte, das Buch Mormon war übersetzt und veröffentlicht. Joe Smith glaubte die Stunde gekommen, seine neue Lehre zu predigen. Er begab sich von Harmony nach dem Staate New-York und verkündete sich als Haupt der Sekte. Seine wirren Vorträge, die aber in einer wilden Beredtsamkeit gehalten wurden, seine Begeisterung, seine seltsamen Gesten, vor Allem aber die Versprechungen des Glücks und der Wonne, welche er dem unwissenden Haufen machte, vereinigten um ihn eine Anzahl Schüler, welche immer mehr wuchs. Joe hatte lange Zeit im Stillen über die Mittel nachgedacht, durch welche er die Einfältigen verführen könne und fand würdige Gehülfen. In seiner Stimme Josephs erzählt Snow die ersten Erfolge des Mormonismus:

„Am 6. April 1830 wurde die Kirche der Heiligen der letzten Tage im Staate New-York organisirt. Zwölf Apostel und andere Prediger, gestachelt durch den Geist der Offenbarung und der Prophezeihung, begannen Zeugniß abzulegen von dem Geiste, welcher sie beseelte. Gott segnete ihr Werk. Die Sünder bereuten; sie bekannten ihre Fehler, und in das Wasser getaucht (die Taufe), empfingen sie den heiligen Geist durch Auflegung der Hände. Sie hatten Visionen und prophezeiten; die bösen Geister wurden verjagt, die Kranken wurden geheilt, durch Gebete, Auflegung der Hände und Salbung mit Oel, und das Wort wurde bestätigt durch die Wunder, welche es begleiteten."

Im Jahre 1831 zählten die Mormonen schon Tausende, und die Secte verbreitete sich immer mehr. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier auch nur einen kurzen Abriß der Ereignisse geben, welche ihren Marsch durch die Vereinigten Staaten bis zu der Zeit begleiteten, wo sie sich am großen Salzsee niederließen, der wahrscheinlich ihre letzte Etappe gewesen ist. Wir würden die lächerlichsten und ungeheuerlichsten Dinge zu erzählen haben, könnten wir es über uns gewinnen, die Ausschweifungen, namentlich der unbegrenztesten Vielweiberei hier zu schildern, neben welchen diese Secte eine Thätigkeit, einen Heroismus und eine Ausdauer an den Tag legte, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Mit Ausnahme kurzer Zwischenräume, in welchen sie einen unsicheren Frieden genossen, war ihre Existenz eine Reihe von Verfolgungen, Schmerzen und Kämpfen, in welchen sie Ströme von Blut vergossen.

Kaum hatten sie nämlich im Staate Ohio eine blühende Kolonie gegründet, als die intoleranten Biblisten dieses Staates ihnen den Krieg erklärten. Diese griffen sie in den Straßen und in den Feldern an, tödteten sie, zwangen sie zur Flucht und zur Zurücklassung ihres Eigenthums, ihrer Reichthümer und namentlich eines prachtvollen Tempels, welchen sie erbaut hatten. Die Mormonen

flohen auf das Gebiet des Missouri unter der Führung ihres Herrn und Meisters Joe Smith, welcher behauptete, er werde durch eine Stimme von oben geleitet. Hier gediehen sie durch Arbeit und industrielle Betriebsamkeit. Bald aber begann die Verfolgung abermals, und wiederum schwebte ihr Leben in derselben Gefahr. Sie versuchten von Neuem den Kampf und organisirten unter sich ein Corps entschlossener Männer, Daniten genannt, welche eine unerhörte Bravour an den Tag legten. Aber vergeblich; die Milizen des Staates wurden zusammengerufen, welche eine unbarmherzige Jagd auf die Heiligen der letzten Tage veranstalteten. Tausend Gefahren trotzend, erreichten sie wiederum fliehend einen abgelegeneren Staat, nämlich Illinois, wo sie endlich Ruhe und Sicherheit hofften.

Als sie ihre Zelte aufgepflanzt hatten, richteten sie an den amerikanischen Congreß eine Schrift, in welcher sie sich in rührenden Ausdrücken über die Grausamkeiten ihrer Feinde beklagten, und die Freiheit beanspruchten, welche die Constitution allen Bürgern verleihe. Sie gründeten Nauvoo, und unter dem kräftigen Antrieb Joe Smith's vergrößerte und verschönerte sich dies wie durch Zauber; Geld und Gläubige flossen ihnen zu; ihr Gedeihen war vollständig.

Aber im Jahre 1844 zog sich das Unwetter abermals über den Häuptern der Mormonen zusammen. Die Bevölkerung von Illinois erhob sich gegen sie ohne wirklichen Grund. Der Gouverneur von Missouri war ermordet worden, und da sich der Mörder nach Nauvoo geflüchtet hatte, klagte man Joe Smith der Mitschuld an. In Folge einer Untersuchung, in welcher die Leidenschaft lauter sprach als die Gerechtigkeit, wurden Joe und sein Bruder Hyram in Carthago, der Nachbarstadt von Nauvoo, in's Gefängniß gebracht. Dort wurden sie durch die empörte Bevölkerung getödtet, trotz dem Heldenmuth eines Häufleins treuer Schüler, welche sich massacriren ließen, als sie jene dem Tode entreißen wollten.

Brigham Young übernahm die Erbschaft Joe Smith's. Man versichert, Young sei ein gemeiner Intriguant, und wir sind versucht, dies zu glauben. Intelligenz und Thatkraft aber sind ihm nicht abzusprechen. Unter seiner Leitung erholte sich Nauvoo wieder und genoß eines kurzen Friedens, bis der Gouverneur von Illinois auf die Drohungen der Bevölkerung hin die Vertreibung der Mormonen decretirte. Die Mormonen fügten sich. Sie schickten an den Senat des Staates eine Adresse, in welcher sie erklärten, daß sie bereit seien, im Frühjahr 1846 aufzubrechen „sobald das Wasser fließe und das Kraut die Prairien bedecke.“ In der That spannten sie zur bestimmten Zeit ihre Wagen an und vertieften sich in die

ungeheuren Ebenen des Weſtens, gen Californien ziehend. Nicht ohne tauſend Schwierigkeiten erreichten ſie die Felſen, und am 21. Juli 1847 ließen ſie ſich im Thale des Salzſees nieder, wo ſie die Stadt Utah gründeten und wiederum das Eintreffen des Gouverneurs Cumming, wie ſchon erwähnt, das Signal zu ihrer Quaſi-Auflöſung wurde.

Eine Frage, welche man ſich unwillkürlich ſtellt, wenn man das Leben des erſten Mormonen ſtudirt, iſt die: War Joe Smith ein Betrüger oder ein Erleuchteter, oder eine Miſchung von Beiden? Wir ſind der letzteren Meinung, obgleich ſie nicht die verbreitetſte iſt. Nach unſerer Anſicht war Joe zu Anfang ein Betrüger und nichts weiter, nach und nach aber erging es ihm wie allen Lügnern: er *glaubte*, was er ſich und Andern vorlog.

New-York.

Hat man eine der amerikanischen Seestädte gesehen, so hat man gewissermaßen alle gesehen. Das Leben in denselben ist mit wenigen Abwechselungen immer dasselbe, und ihre innere und äußere Organisation weicht nur wenig von einander ab. New-Orleans unter den Seestädten, Washington und St. Louis unter den größeren Orten des Binnenlandes, machen hiervon allenfalls eine Ausnahme. Ich halte mich deshalb nur bei der Beschreibung von New-York auf, um dem Leser ein flüchtiges Bild von dem Leben dieser merkwürdigen Stadt zu liefern.

Hat man Verwandte oder Freunde in dieser Weltstadt, oder ist man speziell einer oder der andern Firma empfohlen, die sich für uns interessirt, mit einem Wort, nähert man sich nicht als gänzlich Fremder, mit wenigen Schillingen in der Tasche auf einem Dampfschiff der amerikanischen Küste, so entsteht während der letzten Reisetage die Frage in uns: wo wirst Du bei Deiner Ankunft in der großen Metropole Dein Haupt niederlegen?

Man wendet sich in dieser Angelegenheit an seine Mitreisenden, hört deren Rath und Bedenken, erfährt Adressen von Gast- und Wirthshäusern, welche diesen in der Heimath angegeben sind; doch wird man in der Regel sehr wenig hiedurch zufrieden gestellt. Man wendet sich an den Steuermann und Kapitän; da aber diese Leute, wenn sie auf dem Lande sind, sich gewöhnlich in den respektabelsten und theuersten Hotels umhertreiben, so ist ihre Auskunft eben nur für denjenigen zufriedenstellend, welcher sich für schweres Geld überall bequem unterbringt. Man hört sie wohl sagen: „Ziehen Sie in dieses oder jenes Hotel, es ist billig und gut, man lebt dort für 2 — 3 Thlr. täglich.“ Der Unbemittelte wendet sich demnächst Rath fragend an seinen Geldbeutel, zählt

seine wenigen Goldstücke, schüttelt den Kopf und ist noch eben so klug, wie er gewesen.

Inzwischen nähert sich das Schiff immer mehr dem Lande; wir passiren Sandy Hook und sind in der Bucht von New-York, einer der schönsten der Welt nächst Rio de Janeiro. Auf der linken Seite erhebt sich Staaten-Island, auf der rechten Brooklyn; wir halten vor der Quarantaine. Der Arzt kommt in seiner kleinen Jolle mit der grünen Flagge an Bord. Er inspizirt Zwischen-Deck und Kajüte und findet den Gesundheitszustand vortrefflich. Kein Todesfall ist auf der Reise vorgekommen; vielleicht haben während der langen Reise ein paar neue Weltbürger das Licht erblickt, und das Gesetz giebt seine schriftliche Erlaubniß zur Einfahrt. Eine Stunde später fallen die Anker, wir liegen vor New-York.

Das letztere liegt auf einer Manhattan-Island genannten Insel; dieselbe ist 13¼ engl. Meilen lang, und wechselt in der Breite von 2 bis 2½ Meilen. Im Jahre 1614 soll die erste Kolonie, welche die Holländer hier anlegten, vier Häuser gezählt haben, aber schon im Jahre 1644 hatte sie sich bedeutend vergrößert und man nannte die kleine Stadt Neu-Amsterdam. Im letztgenannten Jahre erschien eine englische Flotte unter Anführung des Obersten Richard Nichols hier und nahm die Kolonie in Besitz. Da es dem König Carl II. von England gefiel, nach echter Räuberweise seinen Bruder James, Herzog von York, mit dem ganzen holländischen Territorium in Nord-Amerika zu belehnen, so wurde die Stadt dem Herzog zu Ehren New-York genannt. Die Zeit ging inzwischen darüber hin. Als der nordamerikanische Freiheitskrieg ausbrach, zählte New-York ungefähr 20,000 Einwohner. Erst von 1789 ab, wo Washington als erster Präsident der Vereinigten Staaten eingesetzt wurde, begann New-Yorks eigentliche Glanzperiode.

Die Stadt liegt unter dem 40° nördlicher Breite und dem 74° westlicher Länge. Ihre Entfernung von den übrigen Hauptstädten der Union ist folgende: von Albany 145, von Baltimore 184, von Boston und Washington 224, von Charlestown 784, von Philadelphia 87 und von New-Orleans 1663 engl. Meilen. New-York hat den Sommer Roms und den Winter Kopenhagens. Seine Lage ist in jeder Beziehung eine höchst günstige; Hafen und Bucht gehören zu den besten auf Erden und man behauptet, der Umfang derselben sei so groß, daß sie die Flotten sämmtlicher civilisirter Nationen beherbergen können.

New-York liegt etwa 7 engl. Meilen vom Meere entfernt; die Einfahrt zur Stadt geschieht durch die sogenannten Narrows oder Engpässe, welche von zwei einander unterstützenden Doppelforts vertheidigt werden und einer feindlichen Flotte das Einlaufen unmöglich machen. Daß eine Stadt mit einer solchen Lage, in einem

Welttheil, den die Vorsehung bestimmt zu haben scheint, mit seinen ungeheuren Ressourcen und dem Zuströmen endloser Auswanderer-Schwärme, die Nationen der übrigen Welt zu dominiren, daß eine solche Stadt einen erstaunlichen Aufschwung nehmen muß, ist einleuchtend. Im Jahre 1656 hatte New-York nur 1000 Einwohner; nach der Volkszählung von 1850 aber belief sich die Einwohnerzahl auf 518,000 oder vielmehr 750,000 Seelen, wenn man die Umgegend hinzunimmt, die sich von Jahr zu Jahr mehr der eigentlichen Stadt incorporirt.

Vor etwa fünfzig Jahren herrschten noch das gelbe Fieber und andere Seuchen in New-York, seit aber die Sümpfe in der Nähe der Stadt ausgetrocknet und zum Theil bebaut worden sind, ist der Gesundheitszustand vortrefflich.

Der Leser muß es sich schon gefallen lassen, wenn wir, nachdem wir ihn durch die Romantik des Urwaldes, durch die Wigwams der Indianer, durch Prairien und Pampas geschleppt, uns jetzt mit den positiven und nüchternen Angelegenheiten nordamerikanischer Civilisation beschäftigen, die freilich weniger Poetisches zu bieten haben, aber desto wichtiger für die reelle Welt sind. Wir fahren hier zunächst in unserer Beschreibung des bunten Städte-Ungeheuers fort und zwar mit einem Ueberblick von New-York.

Es war am 4. Juli, als ich in New-York eintraf, also an dem höchsten Festtage der Amerikaner, an welchem die Unabhängigkeits-Erklärung in dem ersten Congreß unterschrieben wurde. Die Sonne war eben erst aufgegangen, der Himmel blau und klar, und von der „Batterie" begrüßte eine Kanonensalve den Feiertag. Von allen Freiheitsbäumen (liberty poles) wehte die amerikanische Flagge und der Freiheitsgeist, der zuöberst auf der Stange sitzt, hatte eine neue Vergoldung bekommen. Noch waren nur wenig Menschen auf den Gassen. An den Quais lag ein Wald von Masten, mit den Flaggen der Nationen; einzelne der großen Packetschiffe waren im Begriff abzufahren; sie mußten an einem bestimmten Tage segeln, und der Festtag löst ihre Kontrakte nicht.

Welch ein Leben an den gewöhnlichen Tagen auf diesem Quais! Hier ist es, wo die Auswanderer an Land gehen; hier, wo die Handelsprodukte der fremden Länder ausgeladen, hier wo die reichen Erzeugnisse der Vereinigten Staaten verladen werden, um der Welt Zeugniß von dem Gedeihen und Blühen der Republik zu geben. Hier ist es, wo die reichen Kaufleute ihre Comtoire und Niederlagen haben, hier wo die Baumwollenpressen mit Dampf gehen, und die Ballen auf den geringsten Umfang zusammenschrauben. Hier ist es, wo die Handwerker, Böttcher, Schmiede, Zimmerleute und Segelmacher in ihren kleinen Shops

zu finden sind; hier sind die Eisengießereien und die Schmieden, wo die Dampfkessel verfertigt werden und das Gehämmer die Trommelhaut des Vorübergehenden sprengen — mit einem Wort, hier herrscht eine Thätigkeit, welche alle Begriffe übersteigt.

Auf diesen Quais auch findet man eine Menge guter Hotels und noch mehr Branntwein- und Austernkneipen. Hier treiben sich die kleinen Krämer umher, um den Seeleuten und Fremden ihre Waaren anzubieten. Hier auch ist der Schauplatz und Wirkungskreis von New-Yorks echten „loafers" (Umhertreibern, Taschendieben u. s. w.), sowie der Zeitungsjungen, welche die Blätter des Tages und die periodischen Schriften zu Kauf bieten.

Auf der „Batterie" hatte sich eine große Anzahl von Spaziergängern unter den Sykamoren und Akazienbäumen versammelt. Eine frische und milde Brise wehte vom Meere herüber, die Dampfer kreuzten und die Glocken läuteten — ein ebenso friedliches wie großartiges Bild lag vor uns. Von hier aus besuchte ich oft den niederen Theil der Stadt: den prachtvollen Broadway, die Beaver-Street, in welcher deutsche, französische und amerikanische Importeure ihre Waaren feilbieten. Nicht weit davon ist New-Street, wo namentlich deutsche und französische Häuser ihre Consignations-, Commissions-, Speditions- und Wechsel-Comtoire haben. Broad-Street ist ebenfalls in der Nähe, in welcher namentlich die Engländer zu Hause sind; Wall-Street, die größte Geschäftsstraße mit allen ihren Comtoiren, Banken und Telegraphen-Etablissements, dem prächtigen Zollhaus (customhouse) an der Ecke der Nassau-Street, unstreitig eins der schönsten Gebäude von New-York. Werfen wir zugleich einen flüchtigen Blick auf die Börse in der Wall-Street, ein magnifiques Gebäude, von Granit aufgeführt, dessen Boden allein gegen 800,000 Dollars kostete. Front-Street, Water-Street und die Nachbarschaft sind der Sitz der amerikanischen Commissionsgeschäfte; Pine-, Cedar-, Pearl-, Liberty- und Courtland-Street enthalten ungeheure Läger von deutschen, französischen und englischen Manufakturen. In Maidenlaine wird mit Pelz, Eisen und Bijouterien gehandelt; in John- und William-Street giebt es alle möglichen Mode- und Luxus-Artikel; Nassau-Street, eine Verlängerung der Broad-Street, ist von Buch- und Papierhändlern, Buchdruckereien, Horn- und Stockboutiquen und großartigen Kleiderläden in Anspruch genommen, und wenn man City-Hall passirt, schließt Stewarts glänzender Palast, das großartigste Modewaaren-Magazin der Welt, die Reihe von Geschäftshäusern, welche nirgends so mannigfaltig wie hier, zu finden sind.

Die Geschäfte zweiten Ranges werden oberhalb City-Hall (des Rathhauses) getrieben, und erstrecken sich namentlich bis Cha-

tham-Grand-Division-Canal und Hudson-Street, sowie auf New-Yorks zweiten Broadway, das sogenannte Bowery. An Plätzen hat die Stadt keinen Ueberfluß; die vorhandenen sind hübsch, mit Bäumen und Fontänen geschmückt, aber sehr eng und unbedeutend. Die größten sind: The Park vor City-Hall, Union-Place im oberen Theil der Stadt, und St. Johns-Park in Hudson-Street. Die Straßen dahingegen sind meist breit und gut gepflastert, allen voran der glänzende drei engl. Meilen lange Broadway, die Lebensader der Stadt. An öffentlichen Gebäuden seien hier außer dem Rathhause noch genannt: der Justiz-Palast (Halls of Justice), ein kolossales Gebäude in egyptischem Styl, auch die Gefängnisse enthaltend; ferner die Universität, in gothischem Styl von weißem Marmor aufgeführt, gegenüber Washington-Square. Eine der großartigsten Einrichtungen ist die Croton-Wasserleitung, so genannt von dem Croton-See, aus welchem das Wasser 50 engl. Meilen weit in die Stadt geführt wird.

Mitten in meiner ersten Wanderung, vergessen im Anschauen der Stadt, ward ich endlich auf dem Broadway wieder an den 4. Juli erinnert. Die Stadt, die am frühen Morgen noch so still, hatte ein festliches Gepräge angenommen; überall Schüsse, Hurrahs und Jubel. Der Broadway war von einer unabsehbaren Menschenmenge angefüllt, zwischen der sich die riesigen Omnibusse festgekeilt hatten und von deren Dächern die Neugierigen herabjubelten. Eine ganze Prozession kam den Broadway herab, voran der Mayor (Bürgermeister) von New-York mit seiner ganzen Suite, mehrere Pelotons Artillerie, nach dieser einige Bürger-Kompagnien in brillanten Uniformen; dann wieder eine ganze Escadron Dragoner und Lanziers, dicke, feste Kerle aus deutschen und irländischen Gewürzkrämern rekrutirt, mit schönen Pferden; ferner die Schottländer in ihrer schönen Nationaltracht mit den nackten Beinen und carrirten Plaids; eine Kompagnie Franzosen mit rothen Pantelons und blauen Röcken, endlich eine ganze Fremdenlegion von Ungarn, Polen, Italienern u. s. w. in ihren bunten Uniformen. Die militärische Abtheilung der Prozession schloß das flinke, behende Völkchen mit den blauen Pantalons, den roth-wollenen Hemden und dem blanken, künstlich geformten Lederhut, nämlich New-Yorks Feuerwehr (firemen), die in ihrem langen Zuge ein paar Löschapparate mit sich zog. Hinter ihnen kamen in ihrer Ordenstracht die Mitglieder der verschiedenen Freimaurer-Logen, der Old-fellows-Societät und mehr als zwanzig Mäßigkeits-Gesellschaften.

Ganz betäubt von dem Schauspiel und dem mit ihm verknüpften Lärm rettete ich mich aus dem Broadway, um meine einsamen Spaziergänge fortzusetzen.

Doch ich kehre zurück zu meiner Ankunft in New-York. Um

unser Schiff sammelt sich eine kleine Flotille von Booten, gefüllt mit Emissären von allen möglichen Auswandererhäusern, Dampfschiffs- und Canal-Gesellschaften, Transport-Linien, Boardinghäusern, Hôtels u. s. w., und bald wimmelt das Deck von diesen „runners“ (leider großentheils Deutschen), welche sich durch ihre unverschämte Zudringlichkeit und ihre blanken Wachstuchmützen auszeichnen. Wie ein Bienenschwarm umgeben sie die armen Reisenden, stecken ihnen Adreßkarten in die Hände, preisen in ihrer Muttersprache die prächtigen Lokalitäten, über welche sie zu verfügen haben, die gute Beköstigung und Gott weiß, was sonst noch für Annehmlichkeiten, was alles zusammengenommen nur einen halben Dollar pro Tag kosten soll. Ein Anderer offerirt die Beförderung mit den Dampfböten die Kanäle hinab für die Hälfte des sonst üblichen Preises, und der Unglückliche, der sich von ihnen fangen läßt, muß seine Leichtgläubigkeit theuer bezahlen, trotz all den Maßregeln, welche die Behörden gegen diese Runners getroffen haben.

Obgleich hinreichend gewarnt, suchte ich mir unter diesen Spitzbuben denjenigen aus, welcher mir noch ein halbwegs ehrliches Gesicht zu haben schien. Er versprach mir eine ganz vorzügliche Wohnung in einem kleinen Gasthause, und nachdem der Zollbeamte meine kleine Bagage durchschnüffelt, verließ ich mit einigen andern Passagieren in einem Boote das Schiff. Ich folgte meinem Führer in ein deutsches Gasthaus in der Washington-Street, genannt „zum Adler“. Der Wirth, ein Rheinbaier, nahm mich in Beschlag und versprach, mein Zimmer sofort in Ordnung zu bringen; ich solle nur inzwischen in „the barroom“ (Schenkstube) verweilen.

In der festen Zuversicht auf die Gemüthlichkeit, welche ich finden werde, verabschiedete ich meinen Führer und machte eine Promenade in die Stadt. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich, am Abend heimkehrend, das ganze Schenkzimmer festlich beleuchtet, Stühle und Tische beseitigt, statt ihnen eine große Gesellschaft beiderlei Geschlechts vorfand und bei den Zauberklängen, welche zwei deutsche Musikanten, in der Ecke sitzend, auf Flöte und Violine hervorbrachten, einen lustigen Schottischen tanzen sah. Ich war also in eine Tanzkneipe gerathen, und da ich wenigstens für diesen Abend mein Obdach behalten wollte, so fand ich schon jetzt einen Blick in New-Yorks Mysterien. Die Frau Wirthin stand im höchsten Staat hinter der Schenke und der Wirth, glaube ich, hatte sich sogar gewaschen. Die Mehrzahl der Cavaliere bestand aus Matrosen aller Nationen, deren Gesichter vom Genuß des „Gin und Brandy-Cocktails“ glühten. Die Damen gehörten ohne Ausnahme zu den Priesterinnen der Venus Vulgivaga, und waren ihrem Ursprung nach meist Irländerinnen und Deutsche, denn

Amerikanerinnen findet man, und wenn sie noch so tief gesunken sind, niemals in diesen Auswanderer- und Tanzhäusern. Mager und hohläugig und mit eingesunkenen Wangen, die sich nur vom Brandy and Water illuminirten, hingen sie am Arm der Matrosen; zwischen den Tänzen wurde getrunken, und wenn man weiß, welches Gift in diesen sogenannten „Three-Cents-Kneipen" geschenkt wird, so wundert man sich, daß sie noch soweit bei Besinnung blieben. Gelächter und ziemlich weit getriebener Scherz, wohin man sah beim Tanz. Der Alkohol spannte alle Nerven und führte zu den ärgsten Extravaganzen.

Eine Stunde lang war ich Zeuge dieser Orgie, dann suchte ich mein Zimmer und vermochte natürlich des Lärms wegen keine Stunde zu schlafen. Am andern Morgen verließ ich den Adler und zog in ein Kosthaus in der Greenwich-Street. Die Leute, welche diese Häuser halten, leben nur von ihren Inquilinen, und es giebt eine unzählige Menge verheiratheter und unverheiratheter Damen in den amerikanischen Städten, welche diese Kosthäuser zu ihrem Lebensberuf machen. In der That bieten diese Häuser Alles, was man an Bequemlichkeit erwarten kann; Einrichtung und Meublement sind vortrefflich und an Gesellschaft fehlt es niemals. In dem Hause, welches ich jetzt bezogen hatte, wohnten noch zwanzig andere Personen, zum Theil mit ihren Familien, welche diese Lebensweise nach amerikanischer Sitte der eignen Haushaltung vorzogen. Als ich am Mittag in die sogenannte Unterhaltungsstube (parlour) trat, stellte mich die Wirthin mehreren meiner Nachbarn vor und wir traten in den Speisesaal. Ich erhielt meinen Platz neben einem jungen, sehr gesprächigen Mann aus Canada, der seit mehreren Monaten hier im Hause wohnte und mir sofort die nöthigen Mittheilungen über die andern Tischgäste machte. Unter diesen erblickte ich ein halbes Dutzend junger Damen, sehr elegant gekleidet, mit schönem Haar und schönen Augen, aber bleichem Teint und scharfen Gesichtszügen, obgleich keine von ihnen das fünfundzwanzigste Jahr überschritten haben konnte. Fast alle Amerikanerinnen sind hübsch, aber es geht ihnen wie den Frauen des Südens, sie verblühen sehr schnell, und das einzige, was ihnen bleibt, ist der wunderbare tiefe Glanz des Auges.

Die amerikanische Küche ist im Ganzen genommen, sehr schlecht; man erhält eine Menge von Gerichten, aber trotz der Güte und Frische des Fleisches und der Gemüse ist ihre Zubereitung sehr mangelhaft. Der französische Gesandte, welcher nach 1804 in den Vereinigten Staaten anlangte, hatte vollkommen Recht, als er ausrief: „ein seltsames Land! Hundert verschiedene Religionssecten, aber nur eine einzige Sauce." Alles geht in diesen Häusern nach Stunde und Minute, Frühstück, Mittag- und Abendbrod werden

durch die Glocke annoncirt, und wer sich nicht zur rechten Zeit einfindet, hat das Nachsehen.

Man sagt im Allgemeinen, daß in diesen Häusern nicht gerade der strengste moralische Ton herrsche. Wenn ich auch nicht gerade Zeuge von irgend Etwas gewesen bin, das in den verschiedenen Häusern, welche ich bewohnte, gegen die gute Sitte gewesen wäre, so schließe ich mich doch der öffentlichen Meinung an, daß diese Etablissements nicht gerade die beste Schule für die jungen verheiratheten und unverheiratheten Damen sind, welche man in allen diesen Häusern findet. Immer giebt es in denselben eine Anzahl junger Herren, die großentheils unvermählt und leichtsinnig, ja oft auch wohl von zweifelhaftem Charakter sind. Die Amerikanerinnen pflegen im Allgemeinen die Bequemlichkeit sehr zu lieben, und ihre Unthätigkeit befördert natürlich auch die Leichtigkeit der Sitte. Sehr selten findet man sie beschäftigt; Tag aus, Tag ein sitzen sie in ihrem Wiegestuhl beim Lesen einer Novelle oder einer modernen Räubergeschichte; ja selbst wenn sie Kinder haben, überlassen sie dieselben gemietheten Leuten, ohne sich die geringsten Scrupel zu machen. Man sieht sie daher, wenn sie nicht zufällig auf den Straßen spazieren oder sich „shopping" in den Magazinen umsehen, gewöhnlich in dem Gesellschaftszimmer des Hauses in obiger Weise beschäftigt, oder auf dem natürlich immer verstimmten Piano klimpernd. Alles wird in Amerika fertig gekauft, die Wäscherin bringt das Leinen sauber gesteift jede Woche ins Haus, die Wirthin des Kosthauses muß für die Küche sorgen, Handarbeit ist nicht Mode, also haben die jungen Damen keinerlei Beschäftigung und ergreifen mit Freude die Gelegenheit, sich im Parlour mit den anwesenden jungen Gentlemen zu unterhalten, die natürlich Alles aufbieten, so interessant wie möglich zu sein. Der Gemahl der jungen Frau ist nämlich in der Regel bis spät Abends im Comtoir oder sonst wie beschäftigt, man sieht ihn nur bei der Mahlzeit und auch da vielleicht nicht einmal. Manche Bekanntschaft wird so zwischen den weiblichen und männlichen Bewohnern dieser Häuser gestiftet, und ist sie nicht immer strafwürdig, so ist sie doch gewöhnlich wenigstens unpassend.

Doch das amerikanische Leben kann ohne diese Etablissements nicht bestehen, und trotz ihrer Schattenseiten sind sie doch sehr angenehm für den weniger Bemittelten, welchem das Hotelleben zu theuer und eine eigene Haushaltung unmöglich ist. Als ich während der ersten Tage meines Aufenthalts in der Greenwich-Street von meinem Zimmer zum Frühstückstisch ging, fiel mein Blick zufällig auf einen ganzen Stapel von alten Koffern, Reisesäcken und Hutfutteralen, welche symmetrisch in einem Winkel des Flurs aufgestellt waren. Als mein canadischer Nachbar gerade des Weges

kam und sah, wie ich diese Reise-Utensilien betrachtete, rief er: „Hier, lieber Freund, sehen Sie die irdischen und vergänglichen Ueberreste so manches unglücklichen Kostgängers, welchen Schicksal und want of money aus unserm Hause hinausgetrieben haben. Jeden Morgen und jeden Abend ist ein Stück nach dem andern aus dem Koffer hinausspaziert, wenn in demselben überhaupt etwas anderes als ein Mauerstein vorhanden war, bis sich endlich der Eigenthümer selbst unsichtbar gemacht hat. Es ist dies eine jener traurigen Begebenheiten, welche selbst den Besten passiren können und die den Nachkommenden nur Unangenehmes bereiten, denn in allen diesen Häusern, wo man solche Stapel von Koffern findet, muß man, wenn man nicht sehr gute Reverenzen hat, vorausbezahlen!" Mit diesen Worten sprang er lachend die Treppe hinab.

In dem Hause, in welchem ich wohnte, bezahlte ich 5 Dollars die Woche für Kost und Logis; eine Extra-Aufwartung erhält man nicht, und hat man keinen Diener, so lernt man prächtig, sich selbst die Stiefel zu putzen, wenn man nicht schon früher auf Reisen darin Uebung gewonnen hat. Das Leben ist in allen diesen Häusern dasselbe, und selbst in den ersten derselben, wo man zehn Dollars die Woche zahlt, besteht der Unterschied nur darin, daß die Zimmer glänzender und die Tafel reicher ist, als in den übrigen.

Sowohl das gesellschaftliche, als das Familienleben in Nord-Amerika haben ihren ganz eigenthümlichen Maßstab, nach welchem sie gemessen sein wollen. Wir in der alten Welt mit unsern Begriffen sind in jeder Beziehung die gesellschaftlichen Antipoden der Nord-Amerikaner, und eben daher geschieht es, daß wir mit unserm Urtheil über jene sehr schnell fertig sind, in der Regel aber ihnen eben deshalb Unrecht thun. Die größte Eigenthümlichkeit dieses nordamerikanischen Lebens ist das Wesen der Frau, in welchem sich ein so autokratisches Prinzip ausprägt, daß der Mann, soweit es das Innere des Hauses betrifft, gewissermaßen als Null erscheint. In Nord-Amerika hat der Mann das äußere, die Frau das innere Departement. Die „Lady" ist Herrin des Hauses, der Mann, der Herr der Geschäfte; so sehr in dem ganzen Leben des Mannes die Gleichheit aller Stände sich ausprägt, ebenso sehr gilt im Kreise der Frauen das Gegentheil. Der Mann kennt Niemanden über oder unter sich, die Geschäfte machen Alles gleich, während die Frau in das häusliche Leben eine gewisse Prüderie, eine ganz genaue Gliederung dessen, was ihr ebenbürtig oder nicht, hineinträgt, so daß der Fremde, zurückgestoßen durch die Nothwendigkeit, sich erst nach allen Richtungen hin als tugendhaft und ehrsam zu legitimiren, der Einführung in Familienkreise lieber ganz entsagt.

So selbstständig wie die Frau dem Manne gegenüber, der sich weder um ihre Gesellschaften, noch um ihr ganzes Thun und Treiben

kümmert und bis in die Nacht hinein seinen Geschäften lebt, ebenso selbstständig bewegen sich die jungen Mädchen der Familien, wenn sie kaum erst über das Alter der Backfische hinaus sind. Allzuviel Schulkenntnisse besitzt die junge Miß sehr selten, dahingegen desto mehr Dünkel und Unabhängigkeitsgefühl. Kaum vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, steht sie vollständig auf eigenen Füßen; die Mutter tritt in den Hintergrund, der Backfisch ladet sich Gesellschaften, in welchen die jungen Herren, die im Hause eingeführt, sehr gern gesehen werden, ja es kommt vor, daß Fräulein X. sich ganz einfach unter andern auch diesen oder jenen jungen Gentleman durch eine Karte einladet. Die Ungenirtheit, mit welcher die Tochter im Hause schaltet und waltet, bringt natürlich auch eine sehr freie Bewegung in die Gesellschaft der jungen Dame. Die Mutter, welche in der Küche die Zubereitung des Abendmahls überwacht, hört mit Vergnügen das Singen, Tanzen und Lachen, und weder sie noch ihr Vater haben Zutritt, wenn sie nicht besonders um ihre Gegenwart gebeten sind.

Oft auch gehört die junge Miß irgend einer besonderen Religionssecte an, und ist dies der Fall, so weiß die kleine Gesellschaft die Andachtsübungen mit den unschuldigen kleinen Gesellschaftsspielen auf's Liebenswürdigste zu verbinden, und nachdem man die Gebetbücher bei Seite gelegt hat, kommt die „flirtation", die Courmacherei an die Reihe. „Wenn der junge Gentleman einen Besuch macht," so erzählt ein Reisender, „so fragt er allerdings, weil es die Form so will, nach der Frau des Hauses und tritt dann sofort in das Zimmer der jungen Ladies. Eine längere Bekanntschaft ist nicht erst erforderlich, um mit ihnen vertraulich zu werden; in irgend einer Gesellschaft wird man bei irgend einer jungen Lady eingeführt, man plaudert und tanzt mit ihr, man hat das Glück, ihr zu gefallen und sie ersucht uns, bald wieder zu kommen, natürlich mit der Bemerkung: Wir werden uns sehr freuen, Sie recht bald wieder bei uns zu sehen."

Gerade diese jungen Mädchen sind es, welche in der New-Yorker Gesellschaft den Ton angeben. Kaum den Kinderschuhen entlaufen, emanzipiren sie sich, treten mit dem größten Selbstbewußtsein in die Gesellschaft, beherrschen dieselbe vollständig, und so hat denn der Umgangston etwas so Unreifes, Flatterhaftes und durch die Abwesenheit aller gesellschaftlichen Vorurtheile etwas so Frivoles, daß ein Fremder von gereifter Erfahrung, gutem Ton und Geschmack sich selten darin heimisch fühlen kann. Daß diese Frühreife auf die innere Bildung des weiblichen Geschlechtes, namentlich auf Herz und Gemüth sehr nachtheiligen Einfluß ausübt, liegt auf der Hand. Mit der Keckheit und Unabhängigkeit, die hier jedes junge Ding an den Tag legt, geht das edlere Bewußt-

sein verloren; es giebt keine Schranke, keine Rücksicht; der junge Gentleman ladet sich seine junge Freundin, und gehört sie auch den ersten Häusern an, ganz ungenirt zur Spazierfahrt ein, sie nimmt die Einladung aus eigener Machtvollkommenheit an, läßt sich von ihm vom Concert und vom Theater nach Hause führen und hat also selbst in der Oeffentlichkeit das unbeschränkte Recht, über ihr Thun und Lassen zu verfügen.

Der bekannten amerikanischen Prüderie gegenüber findet man daher die eigenthümlichsten Contraste. Derselbe Reisende erzählt: „Vor einigen Jahren war das Bad New-Port in Rhode-Island in Mode gekommen, und ich hielt mich einige Wochen dort auf. Gleich am ersten Tage, als ich mit einem Freunde am Ufer auf und ab ging, begegnete uns eine Partie Damen und Herren, denen mich mein Begleiter vorstellte. Nach einer kurzen Unterhaltung schlug eine der Damen uns vor, mit in's Bad zu gehen. Ich erschrak natürlich, sah aber bald ein, daß dieser Vorschlag nichts Außergewöhnliches enthielt. Es giebt in diesen Bädern zum Auskleiden getrennte Räume. Man legt Badekleider an, steigt in's Wasser, und hier geben denn vielleicht fünfzig Herren und Damen einander die Hand und tanzen glücklich und ungenirt im Wellenschlage. Ländlich, sittlich! Wenn man nur die Ehre hat, den Damen vorgestellt zu sein, und sie die Garantie haben, daß man ein Gentleman sei, so schickt sich das Alles."

Nicht gerade für den Fremden sehr ansprechend ist das untergeordnete Verhältniß, in welchem in Nord-Amerika der Mann zu der Frau steht. Sie hat zu gebieten; dem Mann ist Alles Recht, was sie thut, ja er nimmt nicht einmal Notiz von Dem, was sie treibt. Man heirathet sehr zeitig, und sieht deshalb oft junge Ehepaare, die kaum den Kinderschuhen entlaufen sind. Der jungen Frau erscheint das Leben in den Kosthäusern sehr amüsant, denn was soll sie vor langer Weile machen, wenn der Mann den Tag hindurch im Geschäft ist. Freilich nimmt das Schaukeln im Wiegestuhl eine große Spanne Zeit des Tages in Anspruch, aber man will doch auch andere Unterhaltung, und diese ist in den Kosthäusern stets zu finden. Es bedarf schon ganz besonderer Veranlassungen, wenn eine junge Frau sich entschließen soll, den ganzen schwerfälligen Küchen- und Wirthschaftsapparat auf sich zu nehmen, welchen eine eigene Häuslichkeit verlangt, und deshalb sind die Kosthäuser, ein Gegenstand der Sittenverderbniß, stets in Flor.

Der Leser erstaune nicht darüber, daß wir uns so umständlich hier mit dem nordamerikanischen Frauenleben beschäftigen; dasselbe ist ein so hervorstechender Moment in dieser Gesellschaft, daß er da, wo Alles nur Geschäft, wo Alles nur ein Ringen und Jagen nach Geld, wo Alles nur auf das eigene Ich bedacht, und Keiner

nur das geringste Interesse für den Andern hat, dem Reisenden das höchste Interesse bietet. Namentlich während der letzten Jahre ist dieses Frauenleben ein Hauptaugenmerk der Reisenden gewesen, und man hat mehr über die Frauen, als über die Indianer Nord-Amerika's zu hören bekommen. Ueber die Schönheit der Nord-Amerikanerinnen sind die verschiedenartigsten Urtheile gefällt, doch so viel steht fest, daß dieselbe hinsichts der Regelmäßigkeit eine normale und unübertroffene ist. Es fehlt nur der Nord-Amerikanerin an jener Rundung der Formen, welche die Südländerin ziert, sie ist im Allgemeinen mager, schlank und hoch aufgeschossen, doch besitzt sie die kleinste Hand, den zierlichsten Fuß und ein schönes Auge. Ist das Klima daran Schuld, oder was sonst, kurz ihre Schönheit ist ebenso vergänglich, wie die der Südländerinnen, und giebt es auch locale Ausnahmen, zu welchen wir den Osten der Seen rechnen, so verblüht die Schönheit hier schon in dem Moment, wo sie sich eben zur Blüthe entfaltet hat.

Höchst originell und für den Fremden sogar zurückstoßend ist die Thätigkeit und das Selbstbewußtsein, mit welchem die Frauen in das politische Leben des Staates einzugreifen, stets bemüht sind. Nord-Amerika ist die Wiege der kühnsten und oft abgeschmacktesten Weiber-Ideen, die denn auch, sobald sie sich über den Ocean zu uns zu verpflanzen versuchen, stets von dem Fluch der Lächerlichkeit getroffen werden, da unsere Gesellschaft sich zu der Kühnheit jener Emanzipationsideen nie hinaufzuschwingen vermag, und durch sie abgeschreckt wird. Frauenvereine gegen den Branntwein, Frauenvereine zu allerlei wissenschaftlichen oder socialen Zwecken mit Kathedern und öffentlichen Vorträgen, von welchen die verwegensten socialen Gedanken in die Zuhörerschaft geschleudert werden, weibliche Doktoren, weibliche Agitatoren gegen Sklaverei und Gott weiß was sonst, weibliche Partei-Umtriebe bei den Präsidentenwahlen, und was es sonst an Ausgeburten giebt, sind in Amerika nur Allbekanntes, und namentlich hinsichts der Religion ist die Sucht nach Sektirerei bis zu einem abschreckenden Grade gediehen.

Der Amerikaner hat im Ganzen sehr wenig Zeit, die er den Belustigungen und Zerstreuungen widmen kann, denn Zahlen und Conto nehmen Alles in Anspruch. Kunst und Wissenschaften finden also weniger Gedeihen, und dennoch hat Amerika nicht nur bereits eine reiche Litteratur, sondern auch Künstler und Gelehrte, welche in erster Reihe stehen. Am meisten in das bürgerliche Leben greifen die Theater ein, von denen die ansehnlichsten in Broadway, Chambre-Street und auf Astor-Place stehen. Auch diese Theater sind, wie wir wissen, sehr häufig der Schauplatz der heftigsten Kämpfe im Publikum; sie sind namentlich das Terrain, auf welchem der „Humbug" seine üppigsten Blüthen schießt, wie uns der

weltberühmte Mr. Barnum hievon ein Beispiel gegeben hat. Die Künstler, welche am meisten Glück gemacht, waren meist Engländer; der beste von den gebornen Amerikanern war Mr. Forrest, der größte Tragiker seines Landes, seines Zeichens von Hause aus ein Fleischergesell, dessen imponirende Gestalt wohl am meisten zu seinem Glück beigetragen hat. Einen Maßstab, wie es in diesen Theatern zuweilen hergeht, finden wir in Mr. Forrest's Künstlerbahn. Mr. Forrest hatte England besucht und dort viel Triumphe geerntet. Als er nach New-York zurückkehrte, zeigte er sich dem Publikum sehr empfindlich über den vermeintlich kalten Empfang, welchen man ihm in England gewidmet, und da der Fleischergesell sich in seinem Wesen noch immer geltend machte, so erregte sein Benehmen den Unwillen einer großen Anzahl seiner Freunde in New-York, welche er für die Engländer büßen ließ.

Als nun Mr. Macready, einer der ausgezeichnetsten englischen Künstler, im Jahre 1849 nach New-York kam, und hier im Astor-Theater in Macbeth auftreten wollte, glaubten Forrest und seine Partei die Zeit gekommen, um an Macready zu rächen, was die Engländer an Forrest gethan hatten. Forrest zeigte an, daß er an demselben Abend ebenfalls in Macbeth im Bovery-Theater auftreten werde. Man fürchtete natürlich Skandal und eine doppelte Polizeimannschaft besetzte das Astor-Place-Theater. Eine ungeheure Volksmasse versammelte sich draußen, das Haus war überfüllt. Um 7 Uhr trat Macready in die Scene, er wurde von seinen Freunden mit stürmischem Beifall, von der überlegenen Forrest'schen Partei aber mit Zischen, groans und Pfeifen empfangen. Auch draußen nahm inzwischen das Hinzuströmen der Volksmassen überhand. Mehr als 20,000 Menschen waren versammelt, die Mehrzahl freilich nur Neugierige, aber durch die große Anzahl von Forrest's Anhängern mit Reden und Demonstrationen gegen den englischen Schauspieler aufgehetzt. Plötzlich fiel ein Hagel von Steinen in die Fenstern des Schauspielhauses, und dies war das Signal zum offnen Aufruhr. Man verlangte, das Theater solle der Erde gleich gemacht werden, man schrie Macready's Namen mit Flüchen und brachte ein Hurrah für Forrest; kurz es war ein fürchterlicher Lärm, in welchen sich das Klirren der Fensterscheiben mischte. Die Polizei vermochte Nichts auszurichten. Der Mayor fand sich mit mehreren Compagnien Militär ein, aber dies erhitzte die Stimmung immer noch mehr. Man schrie: „Nieder mit dem Militair! Nieder mit dem Mayor! Er hält es mit dem infamen Engländer! Schlagt sie Alle todt!"

Die Aufruhrsakte wurde jetzt verlesen, aber Niemand hörte darauf, denn der Lärm war zu groß. Mehrere Soldaten wurden von Steinwürfen getroffen; man kommandirte Feuer. Die erste

Salve wurde in die Luft abgeschossen und von der erhitzten Menge mit einem Steinhagel beantwortet. Abermals wurde Feuer kommandirt und diesmal nicht zum Scherz. Die Kugeln trafen Schuldige und Unschuldige, die Menge zerstreute sich, als sie Blut fließen sah, ein Peloton Artillerie wurde aufgeführt, man pflanzte die Kanonen vor das Theater, das Militair wurde verstärkt, und in zwei Stunden war Alles ruhig. Dieser Theaterscandal, der nur in Amerika möglich, hatte zwanzig Opfer gekostet. Macready verließ Amerika am nächsten Tage, der eigentliche Urheber dieser Meuterei wurde zwar vor Gericht gezogen, aber freigesprochen, da ihm Niemand Etwas beweisen konnte. Forrest, der früher bei allen seinen Landsleuten in hoher Gunst gestanden, verlor durch diese Katastrophe bedeutend an seiner Popularität, und nachdem auch sein skandalöser Eheprozeß, der lange den öffentlichen Blättern Stoff gab, hinzugekommen war, zog er sich in sein Landhaus am Ufer des Hudsons-Flusses zurück.

Eine nähere Beschäftigung mit den Theatern gehört nicht in diese Zeilen; wir wissen, wie reiche Ernte unsere europäischen Künstler jenseits des Oceans gehalten, wenn sie es nur verstanden, durch einen Cornac geführt, drüben mit dem nöthigen Humbug zu debütiren. Als einen Beweis, wie seltsam die Kontraste hier nebeneinander wohnen, will ich nur eine kleine Anekdote erwähnen. Ich war in einem sehr achtbaren Hause New-Yorks fast täglicher Gast und wollte einmal den beiden hübschen Töchtern der Familie ein kleines Zeichen der Aufmerksamkeit geben, indem ich zwei Billets für die italienische Oper kaufte und sie ihnen offerirte. Sie dankten auf das Liebenswürdigste, konnten aber meine Freundlichkeit nicht annehmen: „because we are members of the church“ (weil wir zur Kirche gehören). — Es giebt in New-York Theater, in welchen man selten Leute über fünfzig Jahren sieht, denn wenn der Amerikaner so alt geworden, hat er keinen Sinn mehr für Zerstreuungen, sein bussiness, d. h. seine Geschäfte nehmen ihn vollständig in Anspruch.

Die beste Zerstreuung des Amerikaners sind die öffentlichen Lokale, deren es, die Hotels mit eingerechnet, 6—7000 in New-York giebt. Der Amerikaner hat sein Comtoir in der Regel drei bis vier englische Meilen von seiner Wohnung; er verläßt diese des Morgens und kehrt erst spät Abends nach Hause. Sein Frühstück und sein Abendmahl genießt er daheim, aber sein „Lunch“ und sein Mittagsmahl nimmt er in einem öffentlichen Lokal. Hier trifft er Bekannte und Freunde, hier findet er die Zeitungen, hier wird er neuen Handelsfreunden vorgestellt, hier hört er die chronique scandaleuse des Tages und hier erlaubt er sich wohl eine halbstündige Muße, indem er sich seine Cigarre anzündet, sich in den

Lehnstuhl wirft, die Beine auf den niederen breiten Fensterrand legt und ruhig die Vorübergehenden mustert. Hier ist er vollkommen zu Hause, und das ist der Amerikaner überall, wo er weiß, daß er dafür bezahlen muß. Diese Schenken, Restaurationen, Bierhäuser, Austernkeller und was sonst dahin gehört, sind deshalb stets überfüllt, und je weiter man in die Vereinigten Staaten hineinkommt, desto großartiger wird das Kaffeehausleben.

Das Lotteriespiel ist in New-York verboten, aber man umgeht dieses Gesetz und die Loose anderer Staaten werden offen verkauft. Auch das Hazardspiel ist bei hoher Strafe verboten, nichtsdestoweniger aber giebt es unzählige Spielhöllen, sowohl in dem fashionablen Theil der Stadt, als in den finstersten Winkeln, aus welchen die Nachricht von Selbstmorden in die Zeitungen dringen.

Um dem Leser einen Blick in das nächtliche Leben dieser Weltstadt zu bieten, führe ich ihn etwa 400 Schritt von dem glänzenden Broadway nach East-River hinab, in das Herz von New-York, wo die Endpunkte verschiedener Gassen zusammenstoßen — nach „five points". Hier in dieser Reihe der elendesten Häuser ist der Tummelplatz von New-Yorks Mördern, Dieben und einem allen Lastern verfallenen Gesindel. Es ist eine Stätte, die man bei Tage meidet und die man in der Nacht nur zu besuchen wagt, wenn man von einem Polizeibeamten begleitet ist.

Sobald die Dunkelheit herabsinkt, beginnt hier das geheimnißvolle Leben, und gegen Mitternacht erreicht es seinen Höhepunkt. Treten wir in dieses niedere Haus an der Ecke der Anthony- und Orange-Street. In diesem Hause wohnt ein deutscher „grocer" oder Gewürzkrämer, der mit allen möglichen Dingen handelt; wir stehen in einem großen Gemach, und hinter dem Tische ist eine Anzahl Leute beschäftigt, die zahlreichen Kunden zu bedienen. Aber weiter hinten in der Boutique, hinter einem hohen Stapel von Fässern, Citronenkisten, Seifentonnen u. s. w. befindet sich eine mit allen möglichen Flaschen und Gläsern geschmückte Schenke. Ein großer Kessel mit Wasser steht auf dem Ofen, und zwanzig bis dreißig Männer und Weiber sind vor dieser Verschanzung beschäftigt. Sie haben fast Alle ein Glas in der Hand, obgleich die meisten von ihnen kaum hinreichend bedeckt sind, um ihre Blößen zu verheimlichen; paarweise oder zu Dreien und Vieren stehen sie in Gruppen da und diskuriren, von der einen Seite zur andern schwankend; die hektischen rothen Wangen, die matten Augen, die zerkratzte Nase und die oft mit getrocknetem Blut bedeckte Stirn, die lallende Zunge und die frechen Geberden zeugen davon, daß sich uns hier die tiefste Gesunkenheit, die höchste Potenz menschlicher Verworfenheit darbietet, daß wir am Eingang einer irdischen

Hölle stehen. Unter diesen Männern und Weibern sind fast alle Nationen repräsentirt, doch sind unter den Weibern die Mehrzahl Irländerinnen, während die Männer mit wenigen Ausnahmen eingeborene Amerikaner oder Neger und Mulatten sind.

Als ich mit einzelnen Bekannten hinter die hohe Verschanzung trat und wir uns der Schenke näherten, über welche die Gasflammen ein blendendes Licht verbreiteten, sahen wir uns von Weibern umringt, welche von uns zu trinken verlangten. Der uns begleitende Polizeihauptmann hinderte sie nicht, denn sie wußten, daß die Obrigkeit hier nur einschreitet, wenn es sich um ernstere Dinge handelt, als um „gin“ oder „brandy-sling“ (Genevre oder Cognac mit warmem Wasser, Zucker und einem Stück Citronenschale darin). Sie trinken so lange, und es bleibt friedlich so lange, bis der Alkohol diese Unglücklichen in Dämonen und Furien verwandelt, bis das Messer gezogen wird, oder der fürchterliche „slung-shot“ (ein Lederriemen mit einer schweren Bleikugel am Ende) den einen oder den andern Schädel zerschmettert, also ein Blutbad unumgänglich erscheint, und demzufolge die Polizei, herbeigerufen durch das murder-Geschrei der armen Opfer, hereindringt und sich der Schuldigen bemächtigt. Mehr als ein Policeman hat sein Leben im Kampf mit diesen verzweifelten Menschen gelassen, und in dem hier herrschenden Wirrwarr ist es großentheils unmöglich den wahren Schuldigen zu entdecken, welcher den Stich oder den Schlag versetzt hat.

Indessen finden diese Scenen doch selten in den eigentlichen Boutiquen, sondern in den Kellern und in den Hinterzimmern statt. Der Wirth oder der Krämer, wie wir ihn nennen wollen, darf nur bis zu einer gewissen Zeit sein Lokal offen halten, und hierin führt die Polizei eine strenge Aufsicht; aber ehe diese Gesellschaft sich zu ihren respektiven Schlafplätzen oder unterirdischen Tanzkneipen begiebt, versieht sie sich mit einer Flasche Whisky für die Nacht, wenn sich keine Gelegenheit findet, traktirt zu werden.

Mitten unter diesen Unglückshöhlen und Pflanzstätten des Elends erhebt sich ein dreistöckiges Gebäude, in welchem „Prinz Pete Williams“ sein Zelt aufgeschlagen hat, und das von allen Fremden gern besucht wird. Dieses Haus liegt in der Orange-Street, und öffnet sich jeden Abend, mit Ausnahme des Sonnabends, um 11 Uhr. Auch dieses Haus kann man nur in Gesellschaft eines Polizeibeamten betreten. Die unterste Etage, das sogenannte basement, besteht aus einer großen, gewölbten, aber nur niederen Halle; im Hintergrunde ist das Orchester placirt, bestehend aus sechs oder acht Musikanten, welche bis zur Verzweiflung alle möglichen Instrumente traktiren. Längs der einen Seite des Saales ist eine ungeheure Schenke, und hinter dieser thront „Pete Williams“,

ein großer starkgebauter Mulatte, mit einem Paar funkelnder Augen und einem beständigen Lächeln auf dem Gesicht, in seiner ganzen äthiopischen Majestät, assistirt von einem Dutzend der schwarzesten Söhne Afrikas. Pete Williams sitzt an der Kasse wie ein vernünftiger General und hat ein scharfes Auge auf alle seine Aufwärter, von denen der eine oder der andere zufällig vergessen könnte, ihm abzuliefern, was er von den sich um die Schenke drängenden Gästen erhalten hat. Entdeckt Pete Williams, daß ein paar Cents in der Verwirrung in die Tasche eines der Aufwärter gleiten, so ruft er ihn zu sich, flüstert ihm ein Paar Worte ins Ohr und läßt ihn dann auf die einfachste Weise zum Hause hinauswerfen. Das, meint er, sei der kürzeste und beste Prozeß. Auf der andern Seite der Halle befinden sich etwa dreißig kleine Kabinets mit Tischen und Bänken, in welchen Privatgesellschaften oder Liebespaare gegen höhere Bezahlung Erfrischungen erhalten können, geschützt durch einen Vorhang gegen die neugierigen Blicke der in der Halle tobenden Menge.

Wir traten in diesen unterirdischen, von hundert Gasflammen erhellten Raum, in welchem etwa vierzig Paare sich in einer Wolke von Staub und Tabacksrauch umhertummelten. In dieser Atmosphäre vermochte man kaum einzelne Gegenstände zu erkennen; der Temperaturgrad war fast unerträglich. Die Ausdünstungen der Schwarzen, der Branntweinsgeruch und hundert andere Dünste mischten sich in den Rauch und Tabacksqualm, wir mußten unwillkürlich nach Luft schnappen. Bald indeß entstand eine Pause im Tanz, und in Begleitung meines Polzeihauptmann konnte ich jetzt die Perle von fife points in Augenschein nehmen.

Wir traten zunächst an die Schenke, wo Pete Williams uns zuvorkommend empfing und dem Hauptmann vertraulich die Hand drückte mit der Versicherung, daß es ihm außerordentlich angenehm sei, ihn und seine Freunde zu sehen. Er ließ uns Champagner serviren, d. h. Cider von New-Jersey, welche man in der ganzen Union unter dem Namen von Champagner verkauft. Wir mußten mit Williams anstoßen, der sonst nie mit einem seiner Gäste zu trinken pflegt, und als wir bezahlen wollten, wies er mit Indignation das Geld zurück. Ausländische Gentlemen, welche in Begleitung seines Freundes, des Polizeihauptmanns, ihm die Ehre erweisen, sein Etablissement zu besuchen, sagte er, sollten sich nie über die amerikanische Gastfreiheit beklagen, und sei es auch in den berüchtigten fife points, setzte er hinzu, indem er seine weißen Elfenbeinzähne zeigte und mit einem Lächeln die Mundwinkel bis zu den Ohren verzog.

Der Tanz begann von Neuem, und die Atmosphäre ward fast erstickend heiß. Die Damen waren theils Weiße, theils Schwarze,

theils Mulattinnen und Quadronen. Alle waren sie mehr oder minder betrunken, und die Touren des Tanzes bachantisch. Ihr dünnes baumwollenes Kleide reichte ihnen kaum bis zu den Knieen, und nur zehn oder zwölf Mulattinnen waren genügend bekleidet; diese aber waren Pete Williams „eigene Frauenzimmer", wie man sie nannte, und sie wohnten hier im Hause. Mehrere von ihnen waren ohne Zweifel sehr schön gewesen, und die großen funkelnden schwarzen Augen, wenn auch mit blauen und grünen Rändern, Erinnerungen frühzeitiger Bachanalien, versehen, hatten ihr Feuer und ihre Lebhaftigkeit nicht verloren. Die Herren ihrerseits bestanden aus weißen und schwarzen Matrosen, Umhertreibern, Taschendieben, aus den Strafanstalten entlassenen Gefangenen, Lastträgern, Bettlern und dem Trunk ergebenen Land- und Seesoldaten, welche in dem mexikanischen Kriege gedient und jetzt zu fife points Stammgästen gehörten — kurz die ganze Hefe von New-Yorks Pöbel war hier versammelt, und Alle wurden von Pete Williams mit der größten Höflichkeit empfangen, wenn sie 12½ Cents bezahlen konnten und Alles voraus berichtigten, was sie an der Schenke verlangten. Unser Polizeihauptmann kannte alle diese Notabilitäten hier und gab uns einzelne interessante Schilderungen aus dem Leben dieser Unglücklichen.

„Sehen Sie dort den jungen Mann mit dem langen geölten Haar, den schwarzen Kleidern und der blanken Wachstuchmütze," sagte er unter anderm, „er steht eben da, den Arm auf den Nacken der dicken häßlichen Negerin gelehnt. Sein Vater war einst Repräsentant der Vereinigten Staaten an einem der größten Höfe Europas; er starb und seine Mutter war zu schwach, die Söhne im Zaum zu halten. Er war bereits drei Jahre wegen Fälschung in Sing-Sing (eine Straf-Anstalt in der Nähe von New-York), und wahrscheinlich wird er noch diese Nacht als Mitschuldiger bei einem Einbruchsdiebstahl in Brooklyn verhaftet werden. Daß er heute Abend in fife points, ist kein gutes Zeichen; hätte ich ein warrant (Arrestbefehl) bei mir, so nähme ich ihn augenblicklich in Verwahrung, obgleich ich überzeugt bin, daß er ein Messer und einen sechsläufigen Revolver bei sich führt. Er ist einer von New-Yorks desperatesten Charakteren, obgleich er so zart und mädchenhaft aussieht. Er hat es in einem Alter von zwanzig Jahren schon weit gebracht, auch bereits mehrere Policemen todtgeschlagen, ist aber von der Jury stets freigesprochen worden."

„Vor ganz Kurzem," fuhr der Hauptmann fort, „wurde dort in dem Kabinet neben dem Austerntisch ein Doppelmord begangen. Ein schwedischer Zimmermann war mit einem amerikanischen Schiff von China hiehergekommen, und trug seine Löhnung, ein paar hundert Dollars, in einem Gürtel um den Leib. In dem unteren Theil

von New-York umherschlendernd, traf er mit zwei Irländern zusammen, traktirte dieselben und trieb sich mit ihnen umher, bis es dunkel ward. Die Nacht fand sie in five points. Zufällig hatte Pete Williams unter seinen Mädchen eine Schwedin, mit welcher der Zimmermann sehr bald in nähere Berührung kam. Diese zog ihn in eins der Kabinets; der Schwede ward lustig, man trank fortwährend Brandy und Wasser; endlich begann man zu würfeln und Karten zu spielen. Die beiden Irländer, welche den Fremden nicht aus den Händen gelassen, theilten jetzt, als der letztere immer mehr betrunken ward, dem Mädchen ihren Plan mit, dem Fremden seine Goldstücke abzunehmen und sie unter sich zu theilen. Tief gesunken, wie dieses Weib bereits war, sträubte sie sich nicht lange, ihren eigenen Landsmann zu verrathen. Die Irländer öffneten jetzt dem Schweden die Weste, um sich des Gürtels zu bemächtigen. Dieser erwachte inzwischen aus seiner Betrunkenheit, und kaum sah das Mädchen dies, als sie für ihn Partei nahm, den einen Irländer bei der Brust packte und ihn mit Schimpfworten überhäufte. Im Nu aber hatte sowohl der Schwede als das Mädchen einen Schlag mit dem Slung-shot weg und Beide sanken ohne einen Laut zurück. Die beiden Irländer nahmen das Geld, verließen das Kabinet, traten kaltblütig zu Pete William und verlangten ein Glas Whisky mit dem Bemerken, er möge ihren Freund nicht stören lassen, derselbe wünsche allein zu sein. Beide verließen das Haus. Der Zimmermann war auf der Stelle todt, das Mädchen aber von dem Schlage nur betäubt, und bald begann sie laut zu jammern. Die Aufwärter kamen jetzt und die Polizei ward herbeigerufen. Am andern Morgen wurden die Mörder ergriffen; das Mädchen erkannte sie, gab ihre Erklärung ab und starb drei Tage später an einer Gehirn-Entzündung. Der Coroner gab sein Urtheil: daß sowohl ihr als des Zimmermanns Tod durch einen Schlag mit dem Slung-shot herbeigeführt, in dessen Besitz der eine der Irländer gefunden wurde. Dieser wurde natürlich gehängt, und sein Mitschuldiger auf 15 Jahre nach Sing-Sing geschickt. — Man sollte glauben," schloß der Polizeihauptmann, „daß ein solcher Doppelmord in unmittelbarer Nähe einer solchen Menschenmenge gar nicht geschehen könne, aber er wird erklärlich, wenn man dieses Heulen, Schreien und Lachen von mehren Hundert halb oder ganz betrunkenen Menschen hört und erwägt, wie leicht mit dieser Waffe ein Menschenleben ausgeblasen ist."

Es war in der That unheimlich, diese Erzählung an solcher Stätte mit anzuhören. Der Lärm nahm inzwischen immer mehr zu, der Skandal erreichte seinen Höhepunkt, als einige Weiber halb nackt, mit den Gebehrden von Furien, durch den Saal rasten, auf den Nacken der Männer sprangen und sich von diesen unter lautem

Jubel zur Schenke tragen ließen, wenn sie nicht unter noch größerem Gelächter auf dem Wege zusammenstürzten. Wir zogen es jetzt vor, uns davon zu schleichen. Ehe wir jedoch Pete William's Haus verließen, führte uns der Hauptmann zu einem schmalen Gange über den Hof; am Ende desselben war ein großes Zimmer mit einer Glasthür. Wir schauten hinein und erblickten etwa fünfzig, um kleine Tische versammelte Neger, welche Karten spielten. Keinem Weißen war der Zutritt in diese Zimmer gestattet.

Von diesem amerikanischen St. Giles kehrten wir noch einmal zu dem Krämer zurück. Dieser war eben im Begriff, die Gasflammen zu löschen und die Gäste zur Thür hinaus zu schaffen. Aus dem Kellerraum des Hauses drangen indeß die kreischenden Töne einer Geige und einer Klarinette hervor. Wir warfen einen Blick hinein. Ein mattes Licht brannte in einem Winkel der kaum drei Ellen hohen Höhle, bei dessen Schein etwa ein Dutzend Männer und Weiber hier versammelt waren. Einige sangen, Andere zankten, wieder Andere lagen auf dem Boden, wie es schien, in tiefem Schlummer. Die Whiskyflasche circulirte fleißig; ihr Inhalt gab ihren Herzen Vergessenheit, stärkte sie zu neuen Verbrechen und belebte für einige Augenblicke die erlahmten Nerven, die schlummernden Leidenschaften. — Wir gingen weiter und betraten verschiedene Gemächer in der sogenannten „alten Brauerei", einem großen baufälligen Gemäuer, welches, wie auch andere Häuser in fife points, an die elendeste und ärmste Volksklasse vermiethet wird. Für ein paar Cents finden hier die Bettler und Umhertreiber und andre elende Geschöpfe ein Nachtquartier. Nur Stroh liegt auf dem Boden und Männer, Weiber und Kinder liegen hier durcheinander, oft zu zwanzig und dreißig in einem engen Raum, durch dessen zerschlagene Fensterscheiben der Wind hereinpfeift, und aus welchem des Morgens nicht selten ein Kind oder ein Erwachsener als ein Opfer des Hungers, des Elends oder der Trunkenheit todt hinausgeschafft wird.

Fürwahr eine traurige Wanderung, welche unser Polizeihauptmann in stoischer Gleichgültigkeit mit uns zurücklegte. In mehreren dieser unterirdischen Höhlen, zu welchen die Thür erst geöffnet wurde, als unser Begleiter mit gebietender Stimme sich auf seine Autorität berief, sahen wir kaum 13- oder 14jährige Mädchen, deren rothblaue, geschwollene Wangen, matte Augen und freche Sprache und Geberden nur zu deutlich verriethen, wie tief sie selbst in diesem Alter schon dem Laster und der Schande verfallen waren. Es soll hier in fife points einzelne, sogar der Polizei unbekannte Schlupfwinkel und unterirdische Höhlen geben, wo die Falschmünzer ihr lohnendes Gewerbe treiben, wo Diebe und Mörder, wenigstens für einige Zeit sich vor dem Arm der Gerechtigkeit verstecken, und

wohin manches junge, unschuldige und schutzlose Mädchen geschleppt wird, um vielleicht erst das Tageslicht wieder zu sehen, wenn Leib und Seele verderbt sind.

Kurz, hier in fife points bietet fast jedes Haus (und es giebt ihrer gegen hundert) einen besonderen Beitrag zu New-Yorks Mysterien. In allen wird Branntwein geschenkt, und es vergeht keine Woche, wo man nicht in den Zeitungen läse, daß dieser oder jener (meist jedoch Fremde) betrunkener Weise von den weiblichen Bewohnern in diese Häuser verlockt, hier gezwungen, zu traktiren und selbst zu trinken, und dann alles dessen beraubt worden, was er bei sich trug, nachdem man ihm das Getränk mit Opium oder andern betäubenden Stoffen gemischt.

Lange ist in New-York die Rede davon gewesen, diese Häuser nieder zu reißen, aber selbst wenn das geschehen, wer reißt denn das menschliche Elend, wer reißt die menschlichen Leidenschaften ein! Die Bevölkerung jeder großen Stadt will ihre Hefe haben, und in dieser Beziehung vermögen sich leider die Hauptstädte der neuen Welt mit denen der alten zu messen.

Kehren wir jetzt von diesen düsteren Stätten in die Regionen des Lichts und der Luft zurück. Eine der im öffentlichen Leben New-Yorks hervorspringendsten Erscheinungen sind die Zeitungen und die Verkäufer derselben, die Newspapers und die Newsboys. In einem Staate, wo Alles Politik treibt, muß die Journalistik natürlich im höchsten Flor sein und die amerikanische Zeitungspresse darf sich daher mit der europäischen vollkommen messen. An der Spitze der newyorker Blätter steht der New-York-Herald, dessen Eigenthümer und Redakteur, ein Schottländer, Namens James Gordon Bennet, vor etwa vierzig Jahren einwanderte und seine Carriere bescheiden als reporter mehrerer amerikanischer Zeitungen begann. Jetzt ist er ein vermögender Mann, sein Etablissement ist eins der großartigsten der Welt, das selbst mit der Times in die Schranken tritt, und die Amerikaner sagen von ihm: „He his a smart man, but a damned rascal" d. h. auf deutsch, er ist ein gescheidter Mann, aber ein verdammter Schurke. Man gestatte mir aber hinzuzufügen, daß er ohne diese beiden Eigenschaften wahrscheinlich noch derselbe arme Schottländer wäre, der er zu Anfang gewesen.

Das Zeitungslesen ist für jeden Amerikaner unentbehrlich; ehe er sein Tagewerk beginnt, muß er seine Morgenzeitung lesen, und wenn er müde von des Tages Geschäft am Abend im Kreise der Familie ausruht, so greift er zur Abendzeitung. Allen Ständen ist diese Lektüre ein Bedürfniß, Alles muß sein Newspaper haben, und deshalb erscheinen denn in New-York Blätter in allen nur denkbaren Sprachen. Eine höchst ergötzliche Klasse der Gesellschaft

sind die Newsboys, die Burſche, welche den Zeitungshandel betreiben. Dieſe Jungen ſieht man überall, in den Gaſſen, auf den Plätzen, bei der Ankunft der Dampfſchiffe und der Eiſenbahnzüge, in den Hotels und Kaffeehäuſern, bei Tag und bei Nacht. Großentheils ſind ſie elternlos oder ihrer Familie davongelaufen; ihr Alter variirt von 8—17 Jahren, und obgleich es Tage giebt (namentlich wenn Extrablätter erſcheinen), wo ſie ihre zwei bis drei Dollars verdienen, ſo ſind ſie doch immer zerlumpt. Ein feſtes Obdach haben ſie nicht; einige von ihnen ſchlafen des Nachts auf den Thürſchwellen, andere auf Kellerhälſen, welche in das „Baſement" führen, wo die Zeitungen gedruckt werden, und wieder andere retten ſich in die Kaffeekeller in Beckmann-Street, welche die ganze Nacht hindurch offen ſind und wo unſer guter Mr. Newsboy mit einem Kameraden um einen Schnaps oder eine Taſſe Kaffee eine Partie Karten ſpielt. Hier fallen denn oft zwiſchen dieſen Jungen ernſte Schlägereien vor, und vor Kurzem erſt wurden zwei von ihnen über ein Stück Kuchen uneinig. Das Ende der Sache war, daß der eine ſein Meſſer zog und es dem andern in's Herz ſtach. Die Jury ſprach indeß den kleinen Mörder frei, weil die Zeugen beſtätigten, daß er das Meſſer zur Selbſtvertheidigung gebraucht habe. Trotz alledem ſind die Zeitungsjungen von den Amerikanern gern gelitten; ſie traben in Regen und Sturm, in Hitze und Kälte mit ihren Blättern umher; die Ankunft der Dampfſchiffe von Europa bringt ſie ſtets in guten Humor, und es iſt entſetzlich zu hören, wie ein ſolcher Junge brüllt: „Extra Herald! Arrival of the steamer Atlantic! News of Europe!" Nach einem ſolchen Tage geht er in der Regel in diejenigen Theater, wo man die ſchönſten Räuberſtücke giebt; hier iſt er auf ſeinem Platz in „the pit" und ſeine Stimme hört man in den Zwiſchenakten über das ganze Theater, wenn er entweder einen ſeiner Kameraden grüßt, den er auf der Gallerie entdeckt, oder mit ſeinem Nebenmann über den Werth des klaſſiſchen Stückes und die Leiſtungen der Schauſpieler in Streit geräth. Manche von dieſen Zeitungsjungen haben ſich zu ſehr ehrenwerthen Stellungen in der Geſellſchaft aufgeſchwungen, manche aber von ihnen enden leider auch in den Correctionshäuſern und Gefängniſſen. Für das newyorker Leben ſind dieſe Burſche in jeder Hinſicht charakteriſtiſch, und deshalb habe ich ihrer hier erwähnt.

Einer der wichtigſten und geräuſchvollſten Tage im Leben von New-York iſt die Präſidentenwahl. In einer Republik wie dieſer kann es nur eine einzige politiſche Partei geben, nämlich die demokratiſche; aber dieſe hat ſehr viel Abtheilungen oder Abzweigungen, welche mit jener wohl in der Hauptſache übereinſtimmen, aber doch in einzelnen Geſichtspunkten von ihr abweichen, deshalb ihre

verschiedenen öffentlichen Organe haben, und je nach ihren Grundsätzen und Anschauungen auch ihre Kandidaten aufstellen, wenn ein neuer Präsident gewählt werden soll.

Schon Monate vorher behandeln die Zeitungen diesen wichtigen Gegenstand; die verschiedenen Parteien stellen ihre Kandidaten auf und thun natürlich das Mögliche, um den Gegenkandidaten in der öffentlichen Meinung herabzusetzen; selbst das intimste Familienleben, die privatesten Familienverhältnisse werden nicht geschont, um sich aus diesen eine Waffe gegen denselben zu machen. Schmähschriften und Broschüren werden ausgestreut, die größten Gemeinheiten gegen die Kandidaten geschleudert, und ein Fremder, welcher nicht schon einmal einer solchen Präsidentenwahl beigewohnt, muß, sobald er die Organe der verschiedenen Parteien liest, diese für den höchsten Ehrenposten bestimmten Kandidaten für die elendesten Patrone halten. Große Meetings oder Versammlungen werden veranstaltet, in welchen die Häupter der Parteien die anwesenden Tausende haranguiren. Auf dem flachen Lande herrscht dieselbe Bewegung, wie in den großen Städten; Agenten der verschiedenen Parteien ziehen von Ort zu Ort, und während in den Hauptstädten große Stricke von einem Hause zum andern gezogen werden, an welchen auf riesigen Leinwandplakaten die Namen der verschiedenen Kandidaten geschrieben stehen, während hier jeden Abend pompöse Prozessionen mit Fahnen, klingendem Spiel und den Bannern, auf welchen der Name des Tageshelden steht, durch die Straßen ziehen, versammelt man sich in den kleinen Städten um brennende Theertonnen und lauscht unter Beifalls- oder Mißfallsäußerungen den Rednern.

Am Abend vor dem Wahltage sind die Straßen gefüllt; die Parteien sammeln sich in ihren Hauptquartieren, die Massen strömen in die öffentlichen Lokale, vom fashionabelsten bis zum elendesten hinab; man trinkt, man redet, man bringt Cheers für seinen Kandidaten aus und geht oft spät in der Nacht mit blutiger Nase und Stirn nach Hause, wenn, wie es oft passirt, die Parteien in irgend einer abgelegenen Straße caramboliren. Am Wahltage selbst sind in allen Hauptvierteln oder wards Urnen aufgestellt, in welche die Bürger ihre Wahlzettel stecken. Wer da mitwählt ohne das Bürgerrecht zu besitzen, wird mit zwei- bis dreijähriger Festungsstrafe dafür belegt, daß er unbefugter Weise in diesen wichtigen Akt einzugreifen gewagt hat. An diesem Tage wird weder Geld noch Branntwein gespart, um die Eingebornen der niederen Klassen, die Irländer und die Deutschen, für den betreffenden Kandidaten breit zu schlagen. Von Sonnenaufgang bis Untergang geschieht diese Abstimmung und zwar in der gesammten Union an einem und demselben Tage.

Je höher der Nachmittag heraufsteigt, desto höher steigt auch die Spannung. Oft wird hie und da ein Zettelkasten in dem herrschenden Wirrwarr umgestoßen, die Polizei schreitet ein und verhaftet die Ruhestörer. Am regsten ist jetzt das Leben auf den öffentlichen Plätzen; die Schenken sind belagert von den Massen, die Wetten geschehen Schlag auf Schlag, eben so schnell werden die Gläser geleert. Die Wirthe sind die stake-holders, bei welchen das Geld deponirt wird, und der Gewinnende muß natürlich am nächsten Tage traktiren. Ist es zehn oder zwölf Uhr Abends geworden, so ist ein Spaziergang am interessantesten, um alle Scenen zu beobachten; das Resultat der Wahl ist durch die bereits stattgefundene Zählung bekannt, aber New-York kann natürlich nicht den Ausschlag geben, man wartet auf die Nachrichten aus den übrigen Provinzen, die durch den Telegraphen anlangen.

Das dreizehnte Quartier hat für X. gestimmt! heißt es z. B. in Tamany-Hall, dem Hauptquartier der Demokraten, oder in Broadway-House, dem Versammlungsort der Whigs. Je nachdem dieses Resultat erwartet oder unerwartet ist, geht ein Jubel oder die Entrüstung durch das ganze Lokal. Jetzt kommt durch den Telegraphen die Nachricht aus den Städten der Union; die Hoffnungen steigen oder sinken; es kommt eine neue Depesche von Philadelphia und Boston, von Massachusetts und Pensylvanien u. s. w. Einer der leidenschaftlichsten Redner und Führer besteigt die Tribüne, seine Worte sind Feuer, seine Bewegungen so gewaltsam, als habe der Mann den Verstand verloren. Die Gegner, die Whigs, haben den Sieg davongetragen, und in seinem leidenschaftlichen Eifer prophezeit er, die stolze Republik werde zu Grunde gehen, die ganze Union werde wie die Spreu vor dem Winde zerfahren, wenn dieser „Bluthund", dieser „Menschenschlächter", dieser „ignominious cheat" dieser „niederträchtige Kerl", der General so und so, zum Präsidenten ernannt werde! — Eine Bewegung der Zuhörer unterbricht seine Expectoration, eine neue Depesche ist angelangt: Cincinnati, die Hauptstadt in Ohio, hat sich mit großer Majorität für diesen General erklärt. Eine neue Niederlage; der Redner verläßt augenblicklich die Tribüne, nachdem er diese Botschaft der Menge mitgetheilt. Am Schenktisch gießt er ein „steifes" Glas Cognac mit Wasser hinab und eilt dann so schnell als möglich davon. Man behauptet, er habe durch diese Niederlage seiner Partei über 20,000 Dollars in Wetten verloren. Ein Betrunkener ist inzwischen auf die Tribüne gestiegen und will seinen Vortrag beginnen. Ein Zischen, Pfeifen und Schreien erhebt sich, der Mann verläßt die Tribune, so schnell wie er gekommen, ein allgemeiner Wirrwarr herrscht in der Versammlung. Man überschreit einander, jeden Augenblick stimmt man drei Cheers für seinen Kandidaten, ein un-

geheures Grunzen (groans) für den Gegenkandidaten an. Plötzlich um zwölf Uhr geht das Gas aus, und mit ihm erlischt die Hoffnung der Demokraten, denn der Telegraph hat inzwischen Nachricht über Nachricht gebracht, daß die Whigs die Majorität behalten. Tamany-Hall ist öde und finster, und nur in der Schenkstube sind noch einige von Alkohol und Phantasie Erhitzte, welche trotz alledem behaupten, daß ihr Kandidat gewählt sei.

Freude und Jubel herrscht inzwischen in Broadway-House bei den Whigs. Pechkränze und Theertonnen brennen um das illuminirte Haus, und kaum vergehen fünf Minuten, ohne daß sich ein enthusiastisches Hurrah aus der hier versammelten Menge erhebt.

Leider vergönnt es der Raum nicht, dem sich im Allgemeinen nur um „business“ und „dollars“ bewegenden Leben dieser Weltstadt eine längere Schilderung zu widmen. Wir fassen dieses Leben in die eben angedeuteten beiden materiellen Begriffe zusammen, überlassen es dem Leser, sich dieses materielle Dasein so großartig vorzustellen, als es eben seine Geschäftsphantasie vermag und unternehmen jetzt einen kleinen Ausflug zum Niagara.

Der Niagara.

Es war an einem schönen Juli-Abend, als ich von Rochester in Buffalo ankam. Die Sonne war eben über dem Erie-See im Niedergange begriffen, und die Hitze wich einer frischen Brise, die von dem kleinen Inlands-Ocean herüberstrich, denn so darf man mit Recht die großen amerikanischen Landseen nennen, obgleich der durch Hunderte von Dampfschiffen, Briggs, Schonern und kleineren Fahrzeugen durchschnittene Erie-See einer der kleinsten ist. Ich hatte New-York vor zwei Tagen verlassen und mit Herzenslust die schönen Tableaux genossen, welche der Hudsonfluß von New-York nach Albany darbietet. Bei Westpoint, wo die größte Militair-Akademie der Vereinigten Staaten auf einem romantischen Platz mitten in den sogenannten Hudsons-Highlands liegt, war ich an Land gegangen, um mit Bewunderung das schöne Monument zu betrachten, welches die Kadetten, im Werthe von 5000 Dollars, dem Helden und Vaterlandsvertheidiger Kosciusco an dem Uferplätzchen errichtet, das die Lieblingsstätte des Polen gewesen. Von Albany ging es mit der Eisenbahn nach Utica, nach Auburn mit seinem weltberühmten Gefängniß, und nach dem schönen blühenden Rochester. Hier in der Nähe der Stadt liegt der Genesseh-Fall, berühmt durch Samuel Patch's Tod, eines Amerikaners, welcher sich das Privatvergnügen machte, in die verschiedenen großen Wasserfälle zu springen, und, zum Erstaunen seiner Landsleute immer gut davongekommen, selbst in den Hufeisenfall bei Niagara kopfüber hineingesprungen war und glücklich die amerikanische Seite des Falles erreicht hatte. Eines Tages hatte er indessen einige Tropfen zu viel getrunken und sich verrechnet; er sprang in den Genesseh-Fall und ward nicht wiedergesehen.

In Rochester wieder die Eisenbahn besteigend, fand ich mich unter Hunderten von Auswanderern, welche in Wisconsin, Michigan

und Jowa eine neue Heimath suchten. Buffalo ist eine hübsche Stadt; im Jahre 1814 war es ein hübsches Dorf und brannte bis auf das letzte Häuschen ab; jetzt besitzt es 80,000 Einwohner und die prächtigsten Gebäude. Der Erie-Kanal, welcher hier den Hudsonfluß mit dem Eriesee verbindet, hat namentlich zum Aufblühen der Stadt beigetragen, und jetzt ist Buffalo der Centraldurchgangspunkt der ganzen westlichen Auswanderung. Von Buffalo führt die Bahn längs des Niagarafluſses, mit Canada auf der entgegengesetzten Seite. Ich befand mich auf dem Wege zu dem berühmten Wasserfall. Alle Passagiere streckten mit gespannter Erwartung jede Minute die Köpfe zu den Fenstern hinaus, um dieses Weltwunder zu sehen, oder wenigstens schon seinen Lärm zu hören, zogen sie aber getäuscht stets wieder zurück, denn trotz der ungeheuren über die Felsen herabstürzenden Wassermasse ist ihr Lärm verhältnißmäßig sehr gering; man hört ihn in einer Entfernung von kaum zwei englischen Meilen, und die Gewalt und Schnelligkeit des Stromes vermehrt sich erst merkbar auf der letzten Meile. Eine weise Einrichtung ist es, daß man den Wasserfall, selbst von der Eisenbahn, nicht zu sehen im Stande.

Bei meiner Ankunft in der Stadt Niagara, welche dem Wasserfall ihre Entstehung und Existenz verdankt, stieg ich in dem Cataractheuse ab und ließ mich im Omnibus zum Wasserfall schaffen. Wir fuhren an einem steilen Felsenrand dahin, welcher die eine Seite des ungeheuren Bassins bildet, in das die Wassermasse hinabstürzt, und jetzt hörten wir den „Wasserdonner" (Niagara, ein indianisches Wort, hat diese Bedeutung) seine ewige, brausende Hymne anstimmen. Einige Bäume am Felsenrand verhinderten uns, den Wasserfall in demselben Augenblick zu sehen, wo wir ihn hörten; kaum hundert Schritte weiter aber hielt der Wagen; wir stiegen aus und vor uns lag der Niagara.

Unbeschreiblich sind die Hochgefühle, welche dieser schönste Anblick der Welt in dem Menschen erregt. Nichtig, einem Tropfen gleich, stehen wir vor der ungeheuren, majestätischen Schönheit da. Ein ziemlich steiler, aber übrigens guter Weg, führt vom Felsenrande in eine kleine Bay oder Bucht, welche der Wasserfall etwa anderthalb englische Meilen von dem Felsen bildet, über welchen er hinabstürzt. Hier stiegen wir hinab und fanden das sehr stark gebaute, aber sehr unbedeutend aussehende Dampfschiff „the Maid of the mist", das unserer harrte, um uns zu dem Niagarafall zu bringen.

Alsbald begann unsere Fahrt gegen den reißenden und schäumenden Wasserstrom, der in Ringeln und Wirbeln mit fast unwiderstehlicher Gewalt von dem mächtigen Cataract herabfließt. Zwei Männer standen am Steuer, die größte Vorsicht war von

Nöthen. Wir näherten uns dem amerikanischen Fall, wie er genannt wird, weil er von der amerikanischen Seite herabstürzt, während der Hufeisenfall mehr an die Canadaseite grenzt. Herren sowohl wie Damen in Kautschuk-Kleidern, fuhren wir nahe darunter fort; dicht über uns stürzte der breite und schäumende Strom in einer Höhe von etwa 200 Fuß in die Tiefe. Sich an den großen Steinen und Felsblöcken stoßend, welche unten liegen, stob das Wasser in weißen Dünsten und rauchendem Schaum um uns her; aber gerade diese Steine hemmen einen Theil der Gewalt, welche der Strom hier sonst besitzen und die uns das Vergnügen rauben würde, hier im größten Dampfbad zu fegeln. — Es war der erhabenste Anblick, der sich mir in meinem Leben dargeboten.

Kurz darauf näherten wir uns dem Hufeisenfall, der noch größer ist, als der amerikanische Fall. Eingehüllt in Dampf und Nebel, aber doch jeden einzelnen Gegenstand unterscheidend, während tausend Regenbogen sich über dem hellgrünen und wieder lichtschäumenden, von schwindelnder Höhe herabstürzenden Wasser bildeten, glitten wir ruhig, aber in tiefem Schweigen dahin. Ein kleines Boot kam plötzlich von der Canada-Seite nach der amerikanischen herüber; es ist dies eine Fähre, welche hier eingerichtet ist; doch muß man nicht vom Schwindel behaftet sein, wenn man mit ihr den Strom kreuzen will. Oben auf einem über dem Fall ragenden Felsen ist eine Brücke über die kochende Wassermasse geschlagen, und von dort kommt man zu einem kleinen Thurm, der nahe der amerikanischen Seite auf einer flachen Felsenspitze, mitten im Hufeisenfall, erbaut ist. Hier stand eine Menge von Menschen, uns mit Hüten und Taschentüchern grüßend, während wir unten den Fall passirten.

Das Dampfboot hält einige Minuten bei der Brücke auf der Canada-Seite an, ehe es zurück zu der kleinen Bucht geht, wo es vor Anker zu liegen pflegt; wir benutzten daher die Gelegenheit, um auf englischem Boden zu landen. Ein sehr beschwerlicher Weg läuft hier über die Klippen; es sind hier aber stets Wagen in Bereitschaft, und so erreichten wir bald die Stelle, wo vor etwa zwölf Jahren der Table-Rock stand, eine über den Niagarafall hangende Klippe, von welcher aus Tausende von Reisenden den Wasserdonner in seiner ganzen Majestät betrachteten, und die jener Zeit in den Wasserfall hinabstürzte, einen Wagen mit zwei Pferden mit sich reißend, der gerade auf derselben hielt. Von jenem Felsen aus sah man den Niagara von Oben, von dort aus sah man den Auslauf, oder richtiger gesagt, den Absturz des Niagaraflusses, welcher den Auslauf des Erie-Sees und fast aller der großen Inlandsseen Amerika's bildet, von denen man annimmt, daß sie fast

die Hälfte all des süßen Wassers enthalten, das auf der Oberfläche der Erde zu finden. Dies ist so unglaublich nicht, wenn Professor Dwight Recht hat, welcher die Quantität der Wassermasse des zwischen 170—200 Fuß herabstürzenden Niagarafalles auf 11,524,375 Tonnen in der Stunde berechnet, oder nach Darby: 1,672,704,000 Kubikfuß.

Wer kann es dem Indianer verdenken, daß er nach der alten Sage den Niagarafall, da er ihn zum ersten Male sah, als die Wohnung des großen Geistes betrachtete, als die Stätte, wo Tausende von Posaunen täglich zum Lobe der Gottheit ertönen, während der große Geist verborgen hinter dem lichtgrünen, mit milchweißem Schaum gesäumten Wasserungeheuer verborgen, diesen unermeßlichen Tönen lauscht. Ergeht es doch auch uns, wie es dem Indianer erging!

Lange standen wir in den schäumenden Abgrund hinabstarrend da, als plötzlich unsere Aufmerksamkeit abgelenkt wurde. Eins der großen Kanalböte war von der Heftigkeit des Niagaraflusses von seinem Cours abgetrieben worden und näherte sich mit der Schnelligkeit des Gedankens dem großen Hufeisenfall. Allem Anschein nach war das Boot schwer beladen und es mußten Menschen an Bord sein. Es war ein fürchterlicher Anblick. Alles lief herbei; sowohl auf der amerikanischen, als auf der Canada-Seite, wo wir standen. Bald überzeugten wir uns indeß, daß kein lebendes Wesen an Bord war, denn in der Entfernung von 150 Ellen von dem Fall, wo wir standen, hätten wir sie bemerken müssen; man hörte auch, daß zwölf Mann, welche auf diesem Fahrzeug gewesen, sich eine halbe englische Meile von dem Wasserfall mit Lebensgefahr in zwei kleine Böte gerettet und glücklich das Land erreicht hatten. Das Kanalschiff war mit Mehl und Proviant beladen und näherte sich immer mehr den Klippen, von welchen es in die dampfende Tiefe zerschmettert hinabstürzen mußte. Indeß geschah dies nicht sogleich; es wurde mitten im Hufeisenfall zwischen zwei Felsspitzen geklemmt und blieb trotz der Heftigkeit des Stromes dort sitzen. Später erfuhr ich, daß es sich acht Tage lang dort behauptet, und dann erst zerquetscht von dem Wasserdruck hinabgestürzt war.

Ungefähr anderhalb englische Meilen von dem Wasserfall selbst ist eine Hängebrücke, Suspension-bridge, über den Strom geschlagen, ein bewundernswerthes Kunstwerk, welches die Canadaseite mit der amerikanischen verbindet und die schwerste Last trägt. Von dieser Eisendrahtbrücke werfen wir noch einen letzten Blick auf den Niagara. Es ist kein Wölkchen am Himmel, kein Laub rührt sich, und trotz der Hitze des Julitages fühlte ich eine wohlthuende Kühle an dieser schwebenden Stelle. Drei schöne Regenbogen wölben sich über dem Hufeisenfall, zwei weiße Rauchwolken schweben

über dem amerikaniſchen Fall. Das bläulichgrüne Waſſer, das ſich brauſend und tobend in den tiefen Abgrund hinabſtürzt, erſcheint im Sonnenlicht gleich Millionen geſchliffener Saphire, Smaragde und funkelnder Brillanten, welche von der Felſenſpitze in den ſchneeweißen Strom hinabſpringen, um nur ein einziges Mal den ſtarrenden, bewundernden Blick mit ihrer Pracht zu blenden und dann für ewig in der myſtiſchen Tiefe zu verſchwinden.

Wir ſchreiten über die Brücke fort; der Wagen hält dort neben dem kleinen Hauſe, wo man einen „Lunch" einzunehmen pflegt, und erwartet uns ungeduldig. Noch einen Blick auf die unermeßliche Pracht dieſes Schauſpiels — und dann zurück in das wirre Treiben der großen Geſchäftsſtadt, in welcher die blanken Dollars die Smaragde und Brillanten von Gottes großer Natur vertreten.

Vom Niagara zum Rothen Fluß.

Ein seltsames, wildes, noch nicht von der Civilisation corrumpirtes Reich dehnt sich nördlich von der Grenze der Vereinigten Staaten bis zu dem Insel-Complex zwischen der Baffins-Bay und dem Eismeer, mythenhaft, eine ausschließliche Domäne des Schnee und des Eises verliert es sich gen Norden, wo wir später unsere Schilderungen Amerika's mit M'Clintock's denkwürdiger Entdeckungsfahrt schließen.

Ich beschränke mich hier auf einen Ausflug durch das Seen-Land Canada's und der Hudsons-Bay, durch das Gebiet der Rothhäute, welche zum Theil bereits von dem europäischen Handel unterjocht, und deren unermeßliche, von riesigen Wasseradern durchzogene Ebenen für diesen Handel seit Jahrzehnden eine unerschöpfliche Fundgrube gewesen sind. Auch die Romantik hat aus diesen Ebenen ihre fremdartigen Stoffe bereits in Hülle und Fülle bezogen, die Lederstrumpfs-Erzählungen u. a. haben den Leser jene Gegenden und deren Indianer-Stämme in ihrem poetischsten Lichte vorgeführt; möge man jetzt auch dem nüchternen Reisenden auf seiner kleinen Excursion in die baare Wirklichkeit folgen, wie er sie vorgefunden hat.

Mein Weg ging von Toronto direkt nach dem Simcoe-See und von dort auf dem Dampfer nach Orilla, von wo ich mich nach der Sturgeon-Bay am Huron-See, dann nach Penetanguishene, ebenfalls mit dem Dampfer, begab. Tags darauf erreichte ich Ovens-Sund, um hier an den Ufern einer Versammlung von Häuptlingen der eingebornen Ojibeways beizuwohnen, welche mit dem Commissär der Regierung über den Verkauf einer Landstrecke an die letztere zu verhandeln.

Die feierliche Versammlung fand in dem Indianerdorfe Saugeen statt, und wurde unter dem Vorsitze eines halben Dutzend

von Methodistenpredigern eröffnet. Dieses Dorf ist merkwürdig als die Schlachtstätte, auf welcher die Ojibeways früher mit den Mohawsk ihre blutigen Kämpfe ausfochten. Noch heute sieht man zahlreiche Hügel, unter welchen man die Erschlagenen begrub, und an einzelnen Stellen ragen noch heute die Knochen derselben aus der Erde. Die Rothhäute hier leben von der Jagd und dem Fischfang, ihr großer Stamm bewohnt die Ufer des Huron-, Michigan- und Superior-Sees bis zum oberen Mississippi und den Anthony-Fällen. Sehr zerstreut auf einem so großen Raum, bewahren sie doch treu die Gewohnheiten ihres Stammes, und selbst die entfernteren Zweige desselben, namentlich die 2—300 engl. Meilen nördlicher wohnenden „Pilleurs", so genannt wegen ihrer Spitzbuben-Natur, tragen noch den unverkennbaren Charakter der Ojibeways.

Der Häuptling der Rothhäute von Saugeen nannte sich Maskuhnconjee oder der „große Hecht", er trug die Häuptlingsmedaille, welche die Regierung an die indianischen Häuptlinge vertheilt, ein Ehrenzeichen, auf das sie den größten Werth legen. Höchst interessant sind die zahlreichen indianischen Lager, welche man auf den Inseln des Huronsees findet. Ihre Wigwams sind aus Birkenrinde verfertigt, welche durch Wurzelfasern zu Zelten verbunden werden; fehlt es an Rinde, so flicht man Binsen, mit deren Matten man in die Erde gesteckte Stangen bekleidet, der Art, daß oben an der Spitze eine Oeffnung bleibt, um den Rauch hinaus zu lassen. Wie frostig auch diese Hütten erscheinen, so sind sie doch durch das darin brennende Feuer stets erwärmt, und dem Fremden wäre der Aufenthalt in denselben erträglich, wenn nicht Schmutz und Ungeziefer in diesen Wigwams bis zum Ekel herrschten. Auch ihre Canots fertigen sie aus Birkenrinde, die sie über ein leichtes Gerippe von Cederholz spannen. Stets unterwegs, wie diese Rothhäute es sind, und namentlich viel auf dem Wasser, fertigen sie ihre Böte mit großer Sorgfalt und so leicht, daß sie dieselben bequem über die portages tragen können. So nämlich bezeichnet man die Stromschnellen, an welchem das Canot aus dem Wasser gehoben und die Höhe hinangetragen werden muß, während man dieselben an den discharges, den seichten Stellen, mit Stricken hinüberzieht. Die Indianer am Huronsee sind durch die stete Verbindung mit den Weißen von Bogen und Pfeilen entwöhnt und bedienen sich zur Jagd der Flinten.

Mein nächstes Ziel waren die Spider-Islands oder Spinnen-Inseln vor der Bay von Manetuawnig, einer sechs engl. Meilen langen Bay auf der großen Manetulin-Insel. Manetuawning heißt auf Deutsch das „Loch des Geistes". Das Dorf besteht aus vierzig Loghäusern, welche von der Provinzial-Regierung den In-

dianern erbaut worden sind. Hier befindet sich nämlich eine Mission mit einer Kirche und einem Pfarrer, einem indianischen Agenten und einem Arzt, welche von der Regierung besoldet werden. Der Zufall fügte es, daß ich auch hier gegen 2000 Indianer versammelt fand, welche auf die Ankunft des Schiffes warteten, das ihnen die jährlichen Geschenke der Regierung, bestehend aus Flinten, Aexten, Munition, Kesseln und anderem Geräth, überbringen sollte. Diese Geschenke hatte der oberste Häuptling, Namens Sigennok, ein sehr schlauer Indianer, an seine Stammesangehörigen zu vertheilen. Obgleich er kein Wort Englisch versteht, bezieht er doch von der britischen Regierung ein Gehalt als Dolmetsch, mit welchem man in der Wirklichkeit jedoch nur seinen Einfluß auf den Stamm bezahlt. Sigennok besitzt nämlich eine große Beredtsamkeit, und hat deshalb den Namen „The Blackbird" die schwarze Amsel; er steht mit dem Oberaufseher der indianischen Angelegenheiten in sehr gutem Verhältniß, und hat das Laster des Trunks, dem er früher ergeben war, seit lange abgelegt.

Diese Jahres-Versammlung, zu welcher sich die Rothhäute des Huron-, Nipissy- und Superior-Sees, so wie der benachbarten Strecken einfinden, gewährt einen ergötzlichen Anblick. Ist das Schiff mit den Geschenken angelangt, so setzen sie sich familienweise in langen Reihen auf das Gras, jeder Häuptling an der Spitze der Seinigen. Sigennok erscheint dann in seiner ganzen Glorie, indem er zu jedem dieser Häuptlinge tritt, sich die Zahl seiner Leute angeben läßt und mit der größten Unparteilichkeit die Geschenke austheilt, auch jeden Zank durch die Gewalt seiner Stimme überschreit.

Paul Kane, welcher einer solchen Versammlung beiwohnte, erzählt bei dieser Gelegenheit folgende indianische Liebesgeschichte: Unter den vielen hier versammelten Indianern war einer, welcher durch sein ehrwürdiges und vornehmes Ansehen meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zog. Auf meine Frage, wer er sei, erfuhr ich, daß er Shawwanossoway oder „Einer mit dem Gesicht gen Westen," hieß und als großer Arznei-Mann gelte, der sehr geübt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sei. Da ich zufälliger Weise ein paar Tage vorher einige Gegenstände aus meinem Zelte verloren, beschloß ich, um mit ihm Bekanntschaft anzuknüpfen und meine Neugierde zu befriedigen, mich an den Seher zu wenden. Als ich ihm meinen Fall vorlegte, sagte er mir, daß seine Macht da, wo die weißen Gesichter betheiligt seien, keine Wirkung habe, und ich konnte, ungeachtet ich eine sehr reichliche Belohnung bot, ihn nicht überreden, seine Zauberkünste in Anwendung zu bringen. Er war, wie man mir sagte, in seiner Jugend ein berühmter Krieger gewesen, doch sollte er in Folge eines ro-

mantischen Erlebnisses den Tomahawk und das Scalpirmesser für den friedlichen Beruf des Arznei-Mannes vertauscht haben oder, nach der gewöhnlichen Ausdrucksweise, für den eines Zauberers und Beschwörers, und in diesem hat er unter seinem Volke einen großen Ruf erlangt.

Vor vielen Jahren wohnte eine Bande der Ojibbeways an den Ufern eines der großen Seen. Unter ihnen befand sich eine Familie, die aus Vater und Mutter, einem erwachsenen Sohne und einer erwachsenen Tochter bestand; letztere hieß Awh-mid-way oder „es ist Musik in ihren Fußtritten"; sie übertraf an Schönheit alle Jungfrauen ihres Stammes, und alle jungen Krieger ihrer Nation warben um sie. Bald gelang es Muck-e-tick-enow oder „dem schwarzen Adler," der wegen seiner Kühnheit auf dem Schlachtfeld und auf der Jagd in hohem Rufe stand, durch seine Huldigungen ihre ungetheilte Zuneigung zu gewinnen; sie verbarg ihm auch diesen ihm günstigen Zustand ihrer Empfindungen nicht, sondern hatte in Uebereinstimmung mit den Gebräuchen ihres Volkes ohne Zögern die brennende Barke gelöscht, welche er auf dem an ihrer Hütte vorbeifließenden Strome hinunterfluthen ließ, und hatte ihn somit als ihren angenommenen Liebhaber anerkannt. Gestützt auf das Vertrauen ihr Herz zu besitzen, richtete er sein ganzes Streben dahin, sich die Eltern geneigt zu machen, und bemühte sich eifrig, ihnen einen Ersatz zu bieten, der sie für den Verlust, welchen sie in einer so innig geliebten Tochter erlitten, entschädigen könnte. Zu diesem Zwecke begab er sich auf eine lange und weite Jagdpartie, und während er alle geistigen und körperlichen Kräfte aufbot, um Trophäen und Geschenke zu sammeln, durch welche er ihre Gunst gewinnen und dem Gegenstande seiner Anbetung seine ganze Hingebung zeigen könnte, brachte ihr böses Geschick Shawwanossoway, einen damals großen Häuptling in der Fülle seiner männlichen Kraft und Frische, in ihr Lager; er kehrte von einem kriegerischen Ausfluge zurück, auf dem er sich sehr ausgezeichnet und seinen Ruf, der Schrecken seiner Feinde, so wie der Ruhm seiner Freunde zu sein, weit umher verbreitet hatte.

Da er von den überirdischen Reizen Awh-mid-way's gehört hatte, erschien er vor ihr, umgürtet mit den Kopfhäuten seiner Feinde und beladen mit Siegestrophäen. Kaum hatte er sie erblickt, als er auch schon, von ihren Reizen überwältigt, sich ihrem Dienste widmete und durch Alles, was nur irgend die leidenschaftlichste Liebe eingeben kann, ihre Achtung zu erwerben suchte. Er erzählte von den zahlreichen Schlachten, die er gewonnen, von den Feinden, die er geschlagen; er zeigte die dampfenden Kopfhäute, welche er dem besiegten Feinde abgenommen, — Kriegern, die der Schrecken seines Volkes gewesen waren; er nannte die vielen Häupt-

linge, welche bei ihm um Frieden eingekommen waren, und zugleich bediente er sich jeglicher List, um das Wohlwollen der Eltern zu gewinnen, welche, stolz auf die große Eroberung — wie sie zu sagen pflegten, — die ihre Tochter gemacht hatte, ihm mit Entzücken zuhörten und sie mit aller Ueberredungskraft zu dem Entschlusse drängten, einen so ausgezeichneten Häuptling zum Gatten zu nehmen, indem sie sich in Betrachtungen über die Ehre ergingen, welche solch eine Verbindung ihrer Familie bringen werde. Aber treu ihrem ersten Geliebten, war sie für alle Betheuerungen seines Nebenbuhlers taub, und was er von Siegen und Trophäen erzählte, rief nur ihren Abscheu hervor.

Doch unbiegsam in seinem Vorsatz und entschlossen sie zu gewinnen, sei es durch rechtliche oder unrechtliche Mittel, beharrte Shawwanossoway in seiner Bewerbung, indem er der Zeit und dem Zufall vertraute und durch sie seinen Zweck zu erreichen dachte. Das arme Mädchen, das nun durch seine unabläßige Verfolgung wahrhaft elend war, welche die Drohungen der Eltern begleiteten, die sich fest vornahmen, das, was sie als rebellischen Starrsinn ihres Kindes betrachteten, zu besiegen, kam endlich zu dem Entschluß, die Großmuth und Ehre ihres Verfolgers anzurufen, und gestand, da sie auf seine Langmuth baute, zu unseliger Stunde die langgehegte Liebe für Muck-e-tick-now. Kaum hatte er entdeckt, aus welchem Grunde seine Bewerbung zurückgewiesen worden, als Wuth und Eifersucht sein Herz ganz in Besitz nahmen und Rachepläne in rascher Folge sich entwickelten, bis er die Ermordung seines Nebenbuhlers beschloß. Da er von seiner arglosen Angebeteten den Weg erfahren, den ihr Geliebter eingeschlagen, folgte er seiner Spur, erreichte sein Lager, kroch, indem er sich hütete, bemerkt zu werden, nach dem Feuer hin, wo sein Opfer allein bei der Bereitung seiner Abendmahlzeit saß, und erschoß es von hinter einem Baum. Nachdem er den todten Körper zwischen etwas Buschwerk versteckt, nahm er das Wild seines getödteten Nebenbuhlers, um seine eigene Abwesenheit dadurch zu erklären, und eilte nach dem Dorfe zurück, wo er seine Bewerbung noch feuriger erneute, zur äußersten Verzweiflung und Enttäuschung Awh-mid-way's, welche seine Erklärungen immer noch mit Entrüstung zurückwies, bis sie endlich, durch die entschiedenen Befehle und Drohungen ihrer Eltern gedrängt und in der Hoffnung, durch irgend eine List den Unglückstag zu verschieben, einwilligte, den Zeitpunkt zu nennen, wo sie ihn als Gatten annehmen wolle. Sie baute fest darauf, daß ihr Geliebter inzwischen zurückkehren und sie von der ihr drohenden Selbstopferung erretten würde, und verbarg, so gut sie es vermochte, den wachsenden Abscheu vor ihrem Verfolger.

Endlich kam der gefürchtete Tag, aber der Geliebte erschien

natürlich nicht. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß seine zerschmetterten Gebeine eine Beute der Raubthiere des Waldes geworden; denn immer noch lenkte die Hoffnung ihren Blick nach der Richtung hin, in welcher sie ihn damals hatte fortwandern sehen, als Alles noch im Sonnenschein zukünftigen Glückes vor ihr lag. Mit brennenden Augen und brechendem Herzen sah sie den Abend heranrücken, der sie unwiderruflich einem Manne verbinden sollte, den sie verabscheute.

Das bräutliche Canot, welches nach indischem Gebrauch mit allen nöthigen Vorräthen versehen worden war, um das vermählte Paar für eine Reise von der Dauer eines Monats allein aufzunehmen, worin in der That die einzige Trauformel besteht, lag schon am Ufer. Die Nacht war hereingebrochen, das Hochzeitsfest bereitet — das letzte Fest, an welchem sie im väterlichen Hause Theil nehmen sollte — als, siehe da, die Braut vermißt wurde, und Bestürzung an die Stelle der Heiterkeit und des hochzeitlichen Gewühles trat. Eifrig hatte man sie mit Fackelschein und Rufen in den benachbarten Waldungen gesucht, doch kein antwortender Laut drang an ihr Ohr, obgleich das Suchen mit unermüdetem Eifer bis Tagesanbruch fortgesetzt wurde. Da merkte man zum ersten Mal, daß das Hochzeitsboot verschwunden war, und indem man daraus schloß, daß sich die Braut desselben zu ihrer Flucht bedient hatte, so brach Shawwanossoway in Begleitung ihres Bruders, um ihr zu folgen, zu Fuß in der Richtung des Ufers auf.

Als sie einige Stunden gegangen waren, erblickten sie das Canot und seine schöne Führerin in der Ferne. Indem sie ihre Eile verdoppelten, erreichten sie einen Punkt, um welchen es nothwendigerweise herumkommen mußte. Hier schwamm der Liebhaber hinaus in den Fluß, um ihm den Weg abzuschneiden. Vergebens suchte er durch alle Mittel, die er ersinnen konnte, sie zu bewegen, daß sie anhalten und ihn an Bord nehmen möchte. Besiegt durch ihre entschlossene Weigerung und durch die Kraft und Gewandtheit, womit sie das Ruder führte, war er genöthigt die Verfolgung aufzugeben und an das Ufer zurückzukehren. Kaum war er gelandet, als ein heftiger Sturm, begleitet von Donner, Blitz und Regenströmen, sich erhob und das Paar zwang, sein Nachtquartier aufzuschlagen. Sie verharrte, ungeachtet des Sturmwetters in ihren Anstrengungen, bis die Schatten der Nacht sie den Blicken ihrer Verfolger entzogen. Mit Tagesanbruch zerstreuten sich die Wolken, und sie setzten ihre Verfolgungen fort, bis sie endlich das Canot erspähten, das auf dem Ufer lag. In dem Glauben, nun ihren Zweck erreicht zu haben, beschleunigten sie ihre Schritte; doch da sie näher herankamen, gewahrten sie eine Schaar Wölfe, und man kann sich das Grausen denken, das sie ergriff, als sie von dem

Wesen, das sie liebten, nur die fast ganz verzehrten Ueberreste fanden, die blos noch an den zerrissenen und zerstreuten Gewändern kenntlich waren. Mit gramvollen Herzen sammelten sie sorgfältig die theuren Reste, legten sie in das Canot und kehrten in das Lager zurück, wo die Todte viele Wochen lang von ihren trostlosen Verwandten und Freunden beweint und betrauert und mit allen in ihrem Stamme gebräuchlichen Feierlichkeiten begraben wurden.

Es war offenbar, daß der starke Sturm das Canot an's Land getrieben hatte, und wahrscheinlich, daß das Material zum Feueranzünden vom Wasser durchfeuchtet worden, und so das einzige Mittel, um diese Raubthiere zu verscheuchen, ihr gefehlt hatte.

Shawwanossoway grämte sich so sehr über das Leid, in welches seine ungezähmten Leidenschaften den Gegenstand seiner wärmsten Liebe gestürzt hatten, daß er den Entschluß faßte, seine kriegerische Laufbahn zu verlassen. Er warf den Tomahawk empor zum großen Geiste, damit er nur als ein Werkzeug der Gerechtigkeit gebraucht werde, und nahm an seiner Statt die Schnarre des Arznei-Mannes; auch hat er nie wieder irgend eine Handlung begangen, die mit seinem veränderten Wesen und Berufe nicht übereingestimmt hätte.

Sechs engl. Meilen von Manetouawning traf ich das Dorf Wequimecong, mit einer katholischen Mission, dessen indianische Bevölkerung, zu den Ottawwah's gehörend, sich hauptsächlich von Lachs und Weißfischen nährt. Selbst der Agent der Regierung hier ist ein Mischling, war früher Häuptling der Wyandots, ein Abkömmling des berühmten Tecumsah und führt den Namen „Geh' im Wasser". Wie alle indianischen Familien führte auch er eine Art von Wappen, welches die Häuptlinge gleichsam als Unterschrift bei wichtigen Veranlassungen benutzen. Wie Kane erzählt, schneidet eine durch den Wald ziehende Indianer-Familie häufig einen Spahn aus dem ersten Baum heraus und zeichnet ihr Sinnbild auf die frische Baumfläche, damit die Nachkommenden wissen, wer hier vorüber gezogen; oder wünscht z. B. ein Häuptling auf die Post zu schicken, um irgend etwas dort abholen zu lassen, so giebt er dem Boten sein auf ein Stück Birkenrinde gezeichnetes Wappen, einen Fuchs, einen Bär, Hund oder sonst etwas der Art als Legitimation.

An Bord eines Regierungsdampfers begab ich mich nach Soult S. Mariä, am unteren Ende des Superior-Sees, wo dieser in den Fluß St. Marie auf seinem Laufe in den Huron-See mündet. Auf einer Strecke von ungefähr 1¼ engl. Meilen macht derselbe in diesen Fluß einen bedeutenden Fall, so daß der letzte zu einem schäumenden Strom wird, und die Canots, welche ihn zu befahren wagen, mit der äußersten Heftigkeit vor sich hinschleudert.

So geschickt auch die Indianer ihre leichten Canots in diesen Stromschnellen zu führen wissen, so zerschellt doch oft die leichte Birkenrinde an dem Felsen und manches Boot hat seinen Untergang gefunden. Auch bei Soult St. Marie fand ich eine große Schaar von Indianern, Djibewahs und Ottawwahs, welche mit den Regierungs-Agenten zu verhandeln hatten.

Meine Weiterreise ging unter den unsäglichsten Mühen vor sich; ich passirte den sogenannten Donnerpunkt, einen 1200 Fuß hohen Stromfelsen, das Fort William, welches einst der wichtigste Punkt der Nordwest-Compagnie war, und gelangte endlich an die zahlreichen Portages oder Trageplätze, deren Passage mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist, da bei jedem Trageplatz das Boot entweder auf dem Lande oder zwischen den Felsen des Stromes hindurch getragen werden muß.

Ich will den Leser nicht mit einer Erzählung dieser Schwierigkeiten ermüden, sondern knüpfe an dem Moment an, wo ich nach dreiwöchentlichem Umherirren auf den Strömen die Mündung des Red-River oder Rothen Flusses erreichte. Nachdem wir ungefähr 20 Meilen stromaufwärts gefahren, langten wir in den der Hudsons-Bay-Compagnie gehörenden Stone-Fort an. Nach einer kurzen Rast führte mich mein Weg durch die Red-River-Ansiedelungen, durch das Gebiet der Saltoux- und Sioux-Indianer, d. h. durch lange und leblose Ebenen nach dem Fort Garry, einem der wichtigsten Etablissement der Kompagnie in 97° w. L. und dem 50° 6′ 2″ ° n. B. auf dem Gabellande, zwischen dem Rothen Fluß und dem Assiniboine. Die Ansiedelung hier zieht sich fast 50 engl. Meilen an den Ufern des Flusses entlang und enthält eine katholische und eine protestantische Kirche; dieselbe wurde von Lord Selkirk im Jahre 1811 gegründet und entfaltete sich schon während der nächsten Jahre unter dem Schutze der Hudsons-Bay-Compagnie. Ein großer Luxus ist den Bewohnern der Kolonie freilich nicht vergönnt, da sie von allen Märkten abgeschnitten sind und selbst der nächste, St. Pauls am Mississippi, 700 engl. Meilen entfernt, hinter einer pfadlosen Prairie liegt. Die Mehrzahl der Bewohner hier besteht aus Half-Breeds, den Abkömmlingen der im Dienste der Hudsons-Bay-Compagnie stehenden Weißen und eingeborener Indianerinnen. Sie reden die Cree-Sprache und das Patois von Unter-Canada; ebenso werden sie gleich den indianischen Stämmen von einem Häuptling regiert. Diese Half-Breeds sind ein sehr gesunder Menschenschlag, da aber der Indianer in ihrem Charakter immer vorherrscht, so sind sie schlechte Landwirthe und hängen am liebsten dem Vergnügen der Jagd nach. Die Hauptsache sind für sie die Büffeljagden, welche jährlich zweimal stattfinden, und an denen der ganze Stamm Theil nimmt. Der Ver-

sammlungsort zu diesen Jagden, in den Monaten Juni und October, ist die „Ebene der weißen Pferde", nach welcher sämmtliche Familien hinbestellt werden. Hier nun theilt sich der Stamm in drei Banden von etwa 500 Köpfen, jede schlägt ihre eigene Richtung ein, um auf Büffelheerden zu treffen, und jede führt kleine Wagen bei sich, die auf's Roheste zusammengezimmert sind und an denen kein Nagel zu finden ist. Selbst die Räder sind mit Leder überzogen, welches naß um das Rad gelegt, auf diesem trocknet, zusammenschrumpft und so fest hält, daß es sich niemals löst.

Als ich Fort Garry erreichte, waren die Half-Breeds gerade auf die Jagd ausgezogen; um diese mitzumachen, verschaffte ich mir einen Führer, einen kleinen Wagen für mein Zelt, ein Pferd für mich und zog hinaus, um eine der Banden zu treffen. Am ersten Tage legten wir etwa 30 engl. Meilen zurück und schlugen unser Lager Abends auf einer von kleinen Rosen übersäeten Ebene auf. Um so fataler ward uns die nächste Tagesreise durch ein Sumpfland, das von zahllosen Insekten bevölkert war, die man für höchst gefährlich hielt, weil sie sich, wie man sagt, selbst durch die Magenwände durchfressen und sogar die Pferde tödten.

Am dritten Tage erreichte ich den Pambinaw-Fluß. Hier fand ich eine Bande eben beschäftigt, Pfähle zu schneiden, um an denselben das Fleisch zu dörren, denn von hier ab bis zum Schildkröten-Berg, wo sich die drei Banden treffen sollten, um das mitgenommene Fleisch zu Pimmikon zu verarbeiten, gab es keinen Wald mehr. Dieser Pimmikon wird bereitet, indem man gedörrte Fleischschnitte zwischen zwei Steinen quetscht, bis sich die Fasern lösen; 50 Pfund Fleisch werden mit etwa ebensoviel heißem, geschmolzenem Fett vermischt; das Ganze wird in einen Sack von Büffelhaut gehüllt und zugenäht. Jeder Wagen bringt zehn solcher Säcke nach Hause, und was die Half-Breeds nicht selbst verbrauchen, das verkaufen sie an die Compagnie, welche den sich Jahre lang conservirenden Pimmikon nach den entfernten Posten versendet, wo es an Lebensmitteln mangelt.

Die etwa hundert Jäger mit ihren Weibern und Kindern nahmen mich sehr freundlich auf und führten mich in ihre Zelte von Büffelhäuten, in welchen sie nebst ihren großen Hunden wohnten. Am nächsten Morgen schon brachen wir in die weiten Ebenen auf. Hier verursachte der Zufall einen flüchtigen feindlichen Zusammenstoß mit den Sioux-Indianern, mit welchen die Half-Breeds seit Jahren im Kriege lebten. Während wir auf der Ebene dahinritten, gaben die uns vorausgeeilten Späher verdächtige Signale. Wenn nämlich diese Späher den Feind erblicken, so zeigen sie dies an durch unruhiges Hin- und Herjagen, sahen sie hingegen Büffel, so werfen sie einige Hände voll Staub in die Luft. Die Unruhe unsrer

Späher veranlaßte sofort einen großen Trupp der am besten Berittenen voraus zu jagen; sie versteckten sich hinter dem Ufervorsprung eines kleinen Flusses und schickten einige voraus, um die Sioux in die Falle zu locken. Letztere stürzten sich in der That auf diese kleine Vorhut, die Half-Breeds hingegen sprangen aus ihrem Versteck und feuerte eine Ladung auf sie, welche acht von ihnen auf den Boden warf.

Am nächsten Nachmittage gelangten wir an das Ufer eines kleinen Sees, an welchem wir unser Lager aufschlugen. Schon hier boten sich mir einige interessante kleinere Scenen der Jagd. Etwa vierzig Büffelkühe zeigten sich in der Ferne; unsere Jäger setzten ihnen nach. Es gelang ihnen, ein Dutzend von diesen zu tödten; sie wurden in das Lager geschleppt, und alsbald warf sich der ganze Trupp mit einer wahren Gier über das frische Fleisch. Das Leben in diesen Ebenen erregt Appetit, und auch ich nahm mit großem Vergnügen an dem Schmause Theil. Der größte Leckerbissen am Büffel ist die Zunge, dann der sogenannte kleine Höcker, der sehr fest, aber zugleich sehr zart ist und von den Indianern zur Aufbewahrung zurückgelegt wird. Nachdem wir soviel verschlungen, als unser Appetit verlangte, verbrachten wir den Abend mit dem Rösten der Marksknochen, welche gewissermaßen unser Dessert bildeten, und streckten uns in die Zelte hin.

Während der nächsten Tage wuchsen die Büffelheerden, welche uns begegneten, allmälig, bis endlich unsre Späher meldeten, daß sich in unserer Nähe eine ungeheure Anzahl von Büffel-Stieren befinde. Die letzteren unterscheidet man in der Ferne von den Büffelkühen dadurch, daß jene sich weitläuftiger über die Ebene zerstreuen, während die Kühe zum Schutz ihrer Kälber sich stets zusammenhalten. Ein Half-Breed, der mir stets besondere Freundlichkeit zeigte, weckte mich am Morgen sehr früh, um mich den Uebrigen voraus zu führen und mir das Weiden der Büffel zu zeigen, ehe die Jagd beginne. Nach einem sechsstündigen scharfen Ritt fanden wir uns eine engl. Viertelmeile von der Spitze der Heerde entfernt, deren schwarze Masse die Ebene färbte, soweit das Auge reichte. Der Wind war uns entgegen und die Büffel spürten uns deshalb nicht. Nach einer kleinen Stunde hatten auch die hundert übrigen Jäger uns eingeholt; Jeder lud seine Flinte und untersuchte den Sattelgurt. Dann nahm jeder der Jäger den Mund voll Kugeln, um auf diese Weise laden zu können, während sein Pferd im vollen Laufe ist; eine Gewohnheit, die zwar oft das Rohr sprengt, aber doch bei diesen Jagden einmal Sitte ist. Alles war in Bereitschaft; wir trieben unsere Pferde zu. Kaum waren wir 200 Schritte vor, als die Masse, uns entdeckend, sich nach entgegengesetzter Richtung in Bewegung setzte. Den Pferden die

Sporen gebend, waren wir in 20 Minuten mitten unter ihnen, also in einer Masse von mindestens 5000 Stieren, unter welchen sich nicht eine einzige Kuh befand.

Das sich jetzt entwickelnde Schauspiel war ein großartiges. In toller Hast jagten die Stiere über die Ebene; die Jäger, keiner Gefahr achtend, feuerten unablässig auf ihre stets nur wenige Schritte entfernten Opfer. Sobald ein Büffel fiel, warf der Jäger ein Kleidungsstück, daß er meist nur zu diesem Zweck bei sich führte, als ein Erkennungszeichen auf seine Beute und stürzte sich auf eine andere. Eine Stunde lang wüthete die Jagd auf einem Raum von etwa 5 engl. Quadratmeilen, bis endlich 500 Büffel todt oder verendend am Boden lagen. Ich war eben im Begriff über eine kleine Erderhöhung hinwegzusetzen, als mein Pferd plötzlich auf die Seite sprang. Einer der Büffel hatte sich, schwer getroffen, aufgerichtet, und während das Blut ihm aus dem Maul troff, stürzte er sich auf mein Pferd, um an uns Rache für seine Schmerzen zu üben. Mitten im Sprunge aber brach er blutend zusammen. Es giebt keinen unheimlicheren Anblick, als das von Blut unterlaufene Auge eines Büffels, wenn er Rache schnaubend den Kopf senkt, um sich auf seinen Todfeind zu stürzen, und nie werde ich den Anblick dieses armen Thieres vergessen. Als Gegenstück hierzu sah ich auf meinem Rückwege in's Lager einen Indianer, welcher kaltblütig einen verwundeten Büffel vor sich hin trieb. Auf meine Frage, warum er das Thier nicht todtschieße, antwortete er mir, er treibe den Büffel bis zu den Zelten, um sich die Mühe zu sparen, das Fleisch erst mit einem Wagen zu holen. In der That gab er dem Thier erst hundert Schritt vor den Zelten den Gnadenschuß. An demselben Abend, während die Jäger noch abwesend, rannte ein durch die Jagd verstörter Büffel zwischen die Zelte des Lagers und flüchtete sich in eins derselben, während die Weiber und Kinder mit lautem Geschrei heraussprangen. Als die Männer zurückkehrten, fand man ihn noch in der Hütte und mußte ihn in derselben niederschießen, da er nicht herauszubringen war.

Die Horde verlegte jetzt ihr Lager unmittelbar auf das Schlachtfeld. Ermattet von der Jagd warf ich mich in meinen Wigwam, konnte aber die ganze Nacht hindurch kein Auge schließen, da die Wölfe und Hunde in der Nähe des Lagers ein unerträgliches Geheul unterhielten Am andern Morgen glich die ganze Ebene einer Fleischerbank. Während die Späher nach andrer Richtung hin bereits eine neue Büffelheerde entdeckt hatten und die Jäger gegen diese auszogen, machten sich die Weiber die Arbeit, das Büffelfleisch in Streifen zu zerschneiden und dieselben auf zusammengebundenen Stangen in die Sonne zu hängen. Die Jagd dauerte noch Wochen lang fort; das Ergebniß derselben war jetzt wie immer

ein ungeheures, und man darf annehmen, daß allein die Half-Breeds das Jahr hindurch an 20—30,000 Büffel erlegen.

Ich meines Theils trat meinen Rückweg zur Kolonie an. Mit Mühe gelang es mir, im Lager einen Jäger zu überreden, mich als Führer zu begleiten, da die Furcht der Half-Breeds vor den Sioux eine allgemeine ist und er fürchtete, daß dieselben uns auf diesem ihrem Gebiet den Weg abschneiden könnten. Endlich erklärte sich Einer bereit; wir rauchten im Lager noch die landesübliche Abschiedspfeife und von etwa zwanzig Jägern begleitet, die mir 10 englische Meilen das Geleit gaben, brach ich zur Colonie auf. Unser Weg führte durch ein großes Sumpfland, in welchem wir großen Mangel an Wasser litten, da die Moräste in der heißen Jahreszeit ausgetrocknet waren.

Ganze Schaaren von Hunden und Wölfen umschwärmten uns, und selbst in der Nacht, wenn wir unser Lager aufgeschlagen hatten, gab es keine Ruhe, denn die Furcht vor den Sioux ließ meinen Führer kein Auge schließen. Am nächsten Tage erreichten wir den Swampy-Lake oder Sumpfsee, über welchen der Weg in einer Länge von etwa 14 engl. Meilen dahinführt. Das Unglück wollte, daß mein Führer erkranken mußte. Dieser Unfall nöthigte mich, eine kleine Erhöhung im Wasser als Lagerstätte zu wählen. Diese war jedoch so schmal und eng, daß mir kaum noch Raum blieb, mich neben den Wagen, in welchem der Kranke lag, niederzuhocken. Am Kochen war nicht zu denken; ich mußte daher mein gedörrtes Fleisch roh verzehren. Zwar versuchte ich, trotz dieser unbequemen Lage zu schlafen, die Millionen von Mosquitos aber, welche mich umschwärmten und nach meinem letzten Blutstropfen lechzten, machte mir auch dies unmöglich. Fast erblindet durch die Stiche dieses Ungeziefers, suchte ich gegen 4 Uhr Morgens die Pferde; diese aber hatten sich, angelockt durch die Wasserlilien, bis an den Bauch im Wasser verlaufen, und so mußte ich denn zu ihnen waten, um sie zurück zu holen.

Erst gegen 9 Uhr konnte ich an die Weiterreise denken. Mein Führer befand sich zwar etwas besser, doch bestand er darauf, ich solle ihn und seinen Wagen nur allein fahren lassen und meinen Weg zu Pferde fortsetzen. Aus Rücksicht für den armen Kerl wollte ich ihn wenigstens durch den vor uns liegenden „Stinkfluß" bringen, in welchem das Wasser bis über den Hals der Pferde ging. Mühselig brachte ich ihn hindurch, überließ ihn jetzt seinem Schicksal und setzte meinen Weg in der Richtung des Forts allein fort. Aber welch' eine Arbeit, über alle die Sümpfe hinwegzukommen, die in diesen Gegenden das Reisen so beschwerlich machen! Wie oft steckte mein Pferd bis zum Sattel im Schlamm, wie oft saß ich voll Verzweiflung fest, ohne die Hoffnung, weder vor- noch

rückwärts zu kommen! Soweit mein Auge schaute, nichts als Sumpf! Ich mußte den Sattel verlassen, um dem Pferde die Arbeit leichter zu machen, und mitten durch das im Wasser und Schlamm wimmelnde Ungeziefer wateten wir meilenweit einer traurigen Zukunft entgegen.

Offenbar hatte ich eine falsche Richtung eingeschlagen, dennoch war ich überzeugt den Assiniboine-Fluß zu erreichen, wenn ich diese Richtung fortsetzte, und diesem folgend mußte ich jedenfalls die Niederlassung erreichen. Spät am Abend sah ich mich zu meiner Freude wirklich an den Ufern dieses Flusses und erreichte wieder um Mitternacht das Fort Garry.

Letzteres ist eins der besten Forts im Gebiete der Hudsons-Bay-Compagnie; es hat eine mit Bastionen versehene Steinmauer, welche die großen Magazine und die bequemen Wohnhäuser der Beamten umschließt. Gut befestigt hat dieses Etablissement weder von den Half-Breeds noch von den Indianern etwas zu fürchten. Der mit der Oberleitung der Geschäfte beauftragte Herr Christin empfing mich mit großer Freundlichkeit, und unter seinem Dache verlebte ich denn einige glückliche Wochen.

Das Gouverneurs-Amt der Ansiedelungen am Rothen Fluß ist eben so mühsam, wie die Verantwortlichkeit groß ist. Von dem Scharfsinn und der Klugheit, mit welcher der Gouverneur verfährt und die ihm gegebenen Instruktionen ausführt, hängt das Wohl der ganzen Niederlassung ab. Die Half-Breeds sind stets unzufrieden, und wie bereitwillig ihnen die Hudsons-Bay-Gesellschaft auch entgegenkommt, ihre Ansprüche grenzen immer an das Unmögliche. Dabei hilft und sorgt die Compagnie für das Wohl und Wehe der Eingebornen nach Möglichkeit, giebt ihnen Arzneien und Erleichterungen, schlichtet die Streitigkeiten der feindlichen Stämme und hindert den Verkauf des Branntweins durch so strenge Gesetze, daß selbst die Beamten nicht im Stande sind, sich von diesem Gift mehr zu verschaffen, als ihnen für ihre Reisen zugemessen wird.

Gewiß widerstreitet das dieser Gesellschaft übergebene Monopol für den Pelzhandel den Grundsätzen der allgemeinen Gewerbefreiheit, aber ein einziger Blick auf den Zustand der Indianer im Gebiete der Hudsons-Bay-Compagnie und auf den der Indianer in den Vereinigten Staaten überzeugt uns, daß die Freigebung des Handels mit den Indianern nothwendig zum vollständigen Untergange der letzteren führen muß. Eine Gesellschaft wird stets darauf bedacht sein, das Wohl der Indianer zu fördern, ihre angeborene Neigung zur Jagd zu unterstützen und ihren Fleiß anzufeuern. Privat-Abenteurer aber oder kleinere Gesellschaften werden stets bemüht sein, das Land und dessen Eingeborene so schnell als

möglich auszusaugen und dadurch die Quellen des Reichthums schnell und gründlich zu vernichten. Namentlich der Branntwein ist es, welcher in den Händen der Weißen für die armen Indianer ein tödtliches Gift geworden; die unselige Neigung aller indianischen Stämme für berauschende Getränke macht die Eingebornen zu einem willenlosen Werkzeug der Weißen, und führt zu ihrer gänzlichen Vertilgung. Wenn auch die Gesetze der Vereinigten Staaten den Verkauf des Branntweins an die Indianer streng untersagen, so ist es doch unmöglich, die Befolgung dieses Verbotes zu erzwingen; mit Hülfe dieses Giftes machen die Handelsleute glänzende Geschäfte und die Zahl der Indianer vermindert sich alljährlich; im Gebiete der Hudsons-Bay-Gesellschaft hingegen gedeiht der Pelzhandel vortrefflich, wenn freilich auch hier die Stämme sich vermindern in demselben Grade, in welchem die „Trappers" oder Fallensteller in den unermeßlichen Ebenen vordringen und den Indianern das Wild wegfangen. Von Jahr zu Jahr wird ja überhaupt das Jagdgebiet der Indianer kleiner; sämmtliche Flußufer sind den dem Biber nachstellenden Trappers verfallen, und dem Indianer bleibt keine andere Revange für diese Usurpation, als daß er sich jährlich durch den Tod einiger Trappers rächt, wenn er diese überrumpeln kann.

Hier vom Fort Garry aus unternahm ich meine regelmäßigen Ausflüge sowohl zu den Sioux- als den Salteaux-, den Ojibeway- und den übrigen hier ansässigen Indianern. Wohin ich kam, wurde mir von den Rothhäuten eine bereitwillige Aufnahme zu Theil und mit großer Freundlichkeit stellten sie sich mir auf meinen Jagdzügen zur Disposition.

Mein Hauptverkehr betraf die Salteaux-Indianer, in deren Zelten ich mich heimisch gemacht hatte. In der Mitte ihres Lagers befand sich die sogenannte Arznei-Hütte, ein längliches Zelt, das aus zusammengebogenen Stangen errichtet und oben mit Birkenrinde bedeckt war. Diese Rinde ist eine den armen Indianern von der Natur erwiesene unendliche Wohlthat; mit ihrer Hülfe schützt er sich vor der rauhen Witterung, befährt er die großen Binnenseen, an denen seine wilde Heimath so reich ist; aus dieser Rinde fertigt er seine Küchen- und andere Geräthe, und da sie kein Wasser durchläßt, so kocht er sich auch seine Fische in birkenen Töpfen, indem er glühend gemachte Steine in das Wasser hineinlegt. Die Rinde dient ihm sogar als eine Art Papyrus, indem sie, wie oben erwähnt, seine hieroglyphische Correspondenz vermittelt.

Das Wort „Arznei" hat bei dem Indianer seine ganz eigenthümliche Bedeutung. Arznei heißt bei ihm Alles, was Geheimniß ist und spielt eine ganz bedeutende Rolle. Die Pelzhändler in diesen Gegenden sind nämlich großentheils Franzosen, bei denen der Arzt

„medecin" heißt. Die Indianer-Regionen wimmeln nun von Aerzten, die sämmtlich große Zauberer und in tiefe Geheimnisse eingeweiht zu sein behaupten. Die Engländer und Amerikaner, welche hier ihren Handel treiben, haben, wie Catlin schreibt, dieses Wort mit einer kleinen Veränderung, aber in derselben Bedeutung angenommen; sie nennen jene Personen „Medizinmänner", was etwas mehr bedeuten soll, als Arzt. Da es nun unter den Indianern sowohl, als unter den Weißen Personen giebt, welche die Geheimnißkrämerei treiben, ohne von der Arzei etwas zu verstehen, so wurden alle mit dem umfassenden Namen Medizinmänner bezeichnet. Catlin, der als Maler jene Gegenden bereiste, erzählt, daß er diesem abergläubischen Volke als ein Medizinmann ersten Ranges erschienen, weil ihnen die Malerei etwas Unbekanntes und Unerklärliches war und daher von ihnen die „größte Medizin" genannt wurde. Seine mit Perkussion versehenen Flinten und Pistolen wäre große Medizin, und kein Indianer wagte sie abzufeuern, weil sie nichts mit des weißen Mannes Medizin zu thun haben wollten.

Bei den Indianern, unter welchen die Civilisation noch keine Fortschritte gemacht hat, spielt noch heute der Medizinbeutel die hauptsächlichste Rolle. Diese Beutel werden aus Häuten von Säugethieren, Vögel oder Amphibien bereitet und auf die seltsamste Weise verziert, so daß sie einen Schmuck des Indianers bilden. Sie werden stets mit Moos, Gras oder dergleichen ausgestopft, sind fest verschlossen und werden nie geöffnet. Jeder Indianer erweist seinem Medizinbeutel die höchste Verehrung und erwartet von ihm Schutz und Sicherheit, ja er unterwirft sich wochenlangen Fasten und Bußübungen, wenn er seine Medizin beleidigt zu haben glaubt. Ein Mann ohne Medizin gilt bei diesen Naturföhnen für entehrt und deshalb bewahrt ein Jeder dieselbe bis zum Tode.

Alle Stämme haben ihre Aerzte, die eigentlichen Medizinmänner. Dieselben verordnen Wurzeln und Kräuter, und wenn diese nichts helfen, greifen sie zu ihrem letzten Mittel, zu ihrem Geheimniß oder Medizin. Machen sie einem Kranken den letzten Besuch, so staffiren sie sich auf die wunderlichste Weise heraus, tanzen über dem Kranken, schütteln ihre schrecklichen Rasseln unter Zaubergesängen, und wenn das Alles nicht hilft, so ist es der Wille des großen Geistes gewesen, daß der Mann sterben sollte. Der Anzug dieses Indianer-Arztes ist ein wunderliches Gemisch von allerlei Gegenständen des Thier- und Pflanzenreichs. Oft steckt er in der Haut des gelben Bären, an welchem Schlangenhäute, Frösche, Fledermäuse, Vogelschnäbel und überhaupt etwas von alle dem hängt, was auf der Erde schwimmt, fliegt oder läuft.

Bei meinem Eintritt in diese Arzneihütte fand ich vier Männer, anscheinend Häuptlinge, auf den am Boden liegenden Matten sitzend.

Sie gestikulirten sehr heftig und schlugen den Takt zu dem Wirbel einer Trommel. Irgend ein heiliger Gegenstand lag verdeckt inmitten dieser Gruppe. Als sie mich eintreten sahen, verstummte ihre Musik sofort, sie warfen mir unwillige Blicke zu, näherten sich mir aber ohne Feindlichkeit, betasteten meine Kleider, und da sie dieselben sehr fein glaubten, erklärten sie, ich müsse ein Häuptling sein.

Mich in der Hütte umschauend, sah ich dieses Heiligthum mit Binsenmatten behängt, an welchen allerlei Opfergaben befestigt waren, nämlich blaue und rothe Zeugstücke, Perlschnüre, Skalpe oder feindliche Kopfhäute und verschiedene andere mir unbegreifliche Dinge. In der Ueberzeugung, daß ich störend sei, zog ich mich zurück. Kaum aber war ich aus der Hütte getreten, als mich ein Schwarm von Weibern und Kindern umringt, mich vom Kopf bis zum Fuß musterte und mir bis an mein Zelt folgte. Auf diesem Wege kam ich an einem Grabe vorbei, auf welchem eine Stange errichtet war, die sicherlich eine dem Feinde abgezogene Kopfhaut getragen hatte. Wie ich später hörte, waren jene Männer in der Hütte Medizinmänner, die wahrscheinlich eine wissenschaftliche Berathschlagung gehalten, zu welcher sie des großen Tam-tam, ihrer Trommel, bedurften, damit den übrigen Indianern im Dorfe der gehörige Respekt vor der Feierlichkeit und Heiligkeit eingeflößt werde.

Nach einem genügenden Aufenthalt am Rothen Fluß, welcher mich in vielfachen Verkehr sowohl mit den Stämmen, als mit den weißen und rothen Fallenstellern an den Flüssen brachte, machte ich mich auf den Weg nach Toronto zurück und erreichte New-York über Buffalo und Niagara.

Im nördlichen Polar-Meer.

Das traurige Schicksal Sir John Franklin's und der von ihm geführten Schiffe „Erebus" und „Terror" ist bekannt. Sie waren 1845 auf eine höchst gefahrvolle Entdeckungsreise gegangen — die dritte, welche Sir John unternommen, um eine nordwestliche Durchfahrt durch die arktischen Seen zu suchen. Sie fanden die Durchfahrt, wie jetzt unzweifelhaft dargethan ist. Aber sie bezahlten ihre Entdeckung mit dem Leben; fern von ihrer Heimath, der ihr Ende fünfzehn Jahre lang ein schreckliches Geheimniß blieb, kamen sie im Eise um. Manche Versuche zwar — zur Ehre der britischen Nation und der Vereinigten Staaten sei es gesagt! — wurden seit 1847 unternommen, um Kunde von dem im Dienste der Wissenschaft und des Vaterlandes Verunglückten zu gewinnen. Aber lange Zeit umsonst, bis es endlich der unerschütterlichen Liebe und Treue Lady Franklins, der Wittwe Sir John's, und dem Muth, dem Geschick und der Opferfreudigkeit jener Männer, an deren Spitze M'Clintock*) als Führer und Kapitän der Yacht „Fox" stand, gelang, den Schleier zu lüften, zu gleicher Zeit der Wissenschaft einen unvergeßlichen Dienst leistend und den Todten auf den Eisgefilden die letzte Ehre erweisend, welche das Vaterland ihnen schuldete. Der tapfere M'Clintock hatte, als er von allen Gefahren des arktischen Meeres umstarrt, sein Reise-Tagebuch schrieb, keine Idee, daß es einst noch vor der Welt erscheinen und das Interesse derselben in so ungeheurem Maße in Anspruch nehmen werde. Auch wir glauben unsrem Leser die einfache Geschichte, wie er und seine Gefährten ihre große Aufgabe lösten, nicht vorenthalten zu dürfen, und folgen ihm nach M'Clintocks eigenen Worten.

*) Gesprochen: Mac Clintock.

I.

Es ist bereits als historische Thatsache bekannt, wie Regierungs- und Privat-Expeditionen mit einem Eifer und einer Ausdauer, die ihres Gleichen nicht haben, zwischen den Jahren 1847 bis 1855 auszogen, um Sir John Franklin's Schiffe zu suchen; daß der einzige Schimmer einer Nachricht der war, welchen die Inschriften auf drei Grabsteinen in Beechey-Eiland gewährten. Diese gaben die Namen und Daten der Todesfälle jener Mitglieder der verlorenen Expedition an, welche in der Sache der Wissenschaft und ihres Vaterlandes so früh fielen.

Auf diese Weise erfuhren wir den Ort, wo die Franklin-Expedition ihren ersten arktischen Winter verbrachte. Im Oktober 1854 brachte Dr. Ray die einzige weitere Nachricht über sie heim, welche uns je erreicht hat. Von den Eskimos, von Boothia Felix hörte er, daß eine Schaar von ungefähr vierzig weißen Männern auf der Westküste von King-Williams-Eiland gesehen worden sei, daß sie von dort zu der Mündung des großen Fischstromes wanderten, wo sie Alle, wahrscheinlich im Frühling 1850, verhungerten. Einige Reliquien, welche Dr. Ray von diesen Eingebornen erhielt und mit sich nahm, wurden als Eigenthum Sir John Franklins und einigen seiner Gefährten erkannt.

Die englische Regierung sandte 1855 eine Expedition den Fischstrom hinunter; aber obwohl genügende Spuren gefunden wurden, um darzuthun, daß ein Theil der Mannschaft von dem „Erebus" und „Terror" wirklich an den Ufern jenes Stromes gelandet waren und Spuren derselben sogar bis zu den Franklinfällen existirten, so wurde doch keine weitere Nachricht erlangt, weder durch Entdeckung hinterlassener Aufzeichnung noch durch die Eskimos.

Lady Franklin und die sonstigen Fürsprecher einer weiteren Untersuchung ließen nicht nach, der Regierung vorzustellen, wie nothwendig es sei, in einer nachdrücklicheren Weise die Spuren zu verfolgen, welche Dr. Ray zufällig gefunden, und wie man die Nachsuchungen durch eine weitere, keineswegs gewagte und kostspielige Anstrengung vervollständigen könne. Erst im April 1857 erhielt Lady Franklin eine entscheidende Antwort. Die Regierung war der Ansicht, man bringe das Leben der Offiziere und Schiffsleute unnöthig in Gefahr, ohne Aussicht, den in den Eismeeren Verunglückten noch helfen zu können.

Lady Franklin, in ihren Hoffnungen getäuscht, zögerte nicht, augenblickliche Vorbereitungen zu einer Expedition auf eigene Kosten zu machen. Aber sie blieb nicht allein. Viele Freunde der Sache, darunter einige der ausgezeichnetsten Gelehrten in England, beeilten sich, ihre Hülfe anzubieten, und bald war eine beträchtliche Summe zur Unterstützung eines so edlen Unternehmens zusammengebracht.

Am 18. April 1857, erzählt M'Clintock, erwies Lady Franklin mir die Ehre, mir das Kommando der beabsichtigten Expedition anzubieten; freudig nahm ich es an. Als ein Ehrenposten, der nicht ganz ohne Schwierigkeit war, besaß er hinreichende Reize für einen See-Offizier, der bereits in drei auf einander folgenden Expeditionen von 1848—1854 gedient hatte. Ich war durchaus erfahren in allen Einzelheiten dieses eigenthümlichen Unternehmens; und so gestehe ich obenein, daß mein ganzes Herz bei der Sache war. Wie hätte ich umhin gekonnt, mich dem Versuche zu widmen, wenigstens die Erinnerung treuer bis zu ihrem Tod geleisteter Dienste meiner Kameraden zu retten? Und da ich einer von jenen war, durch deren vereinte Anstrengungen nicht blos die Wiederentdeckung des Franklin und die Geographie des arktischen Amerikas fast bis zu ihrer Vollendung gebracht worden waren, so konnte ich gutwillig der Nachwelt die Ehre nicht überlassen, die kleine noch gebliebene Lücke auf unsern Karten auszufüllen.

Diese Entdeckungen unvollständig zu lassen, besonders in einer Meeresgegend, durch welche der Fluthstrom die Existenz eines Kanals deutlich anzeigt, — in der That die einzige Hoffnung einer brauchbaren Nordwest-Durchfahrt — würde nichts Anderes gewesen sein, als künftigen Forschern die starke Versuchung zu hinterlassen, den reichen Lohn unsrer lang fortgesetzten Anstrengungen zu ernten.

Ich wandte mich unverzüglich an die Admiralität um Urlaub zur Vollendung der Franklin-Expedition, und erhielt am 23sten in Dublin die telegraphische Botschaft von Lady Franklin: „Ihr Gesuch ist angenommen. Der Fox ist mein. Die Ausstattung wird sogleich beginnen." Sie hatte bereits die Schrauben-Yacht Fox von 177 Tonnen gekauft, und stellte sie nun zusammen mit den nothwendigen Fonds zu meiner Verfügung.

Ich muß erklären, was hier mit dem Worte „ausstatten" gemeint war. Die Sammtvorhänge und kostbarsten Möbeln der Yacht, sowie Alles, was nicht dazu diente, das Schiff dauerhaft zu machen, mußte entfernt werden. Die großen Fensterluken und geräumigen Leitertreppen mußten auf ein Maaß, welches mehr für ein Polarklima paßte, beschränkt werden. Das ganze Schiff mußte

außen mit starkem Plankenwerk bekleidet und inwendig durch kräftige Kreuzbalken, Eisenstangen und diagonale Stützen befestigt, kurz, Alles bis auf Kiel und Schornstein mußte verändert und durch stärkere Materialien ersetzt werden.

Der Innenraum ward in jedem Sinne mit der strengsten Sparsamkeit hergestellt. Um Platz für Vorräthe und Werkzeuge zu schaffen, wurden die Offiziere in wahre Taubenschläge gesteckt. Unser Eßzimmer für fünf Personen maß 8 Fuß im Geviert. Der gewöhnliche Heizapparat für den Wintergebrauch wurde durch ein paar sehr kleine Kohlbecken ersetzt. Der „Fox", beiläufig gesagt, hatte erst eine Reise nach Norwegen gemacht und war von Lady Franklin für 2000 Pfd. Sterl. gekauft worden.

Manche würdige Seeleute, meine Genossen in den früheren arktischen Seereisen, offerirten sehr bereitwillig ihre Dienste und wurden mit Freuden angenommen; denn es war mein Wunsch, erprobte Männer um mich zu versammeln, welche der Pflichten, die man von ihnen erwartete, bewußt und an See-Disciplin gewöhnt waren. So hatten denn von den fünfundzwanzig Männern, welche unsere kleine Gesellschaft bildeten, siebzehn früher schon in den arktischen Expeditionen gedient.

Expeditionen dieser Art sind immer beliebt bei englischen Seemännern gewesen und zahllos waren die Anträge, welche mir zugingen; aber noch mehr waren der Anerbietungen, mir „in irgend welcher Eigenschaft" zu dienen, welche von allen Theilen des Landes, von Leuten aller Klassen, deren manche nie die See gesehen hatten, einliefen. Es war mir, wie sehr mich dieser Beweis der Theilnahme auch freute und ermunterte, unmöglich, auf dieselben einzugehen, und ich wählte meine Begleiter folgendermaßen:

Mein Zweitkommandirender war W. R. Hobson, ein Offizier, der sich bereits im arktischen Dienste ausgezeichnet hatte. Kapitän Allen Young gesellte sich als Segelmeister hinzu, und widmete nicht nur seine schätzbaren Dienste, sondern auch einen großen Theil seines Vermögens der Expedition. Dieser Herr hatte früher einen unsrer schönsten Kauffahrer, alsdann das Dampf-Transportschiff „Adelaide" von 2500 Tonnen kommandirt, und war neulich erst krank aus dem schwarzen Meere zurückgekehrt, wo er während des größeren Theiles des Krimkrieges beschäftigt gewesen. David Walker, Doktor der Medizin, übernahm unentgeltlich den Posten eines Arztes, Naturalisten und Photographen; und gerade, ehe wir absegelten, kam Carl Petersen, allen arktischen Forschern als Eskimo-Dolmetscher in den Expeditionen des Kapitän Penny und Dr. Kane, so wohl bekannt, von Kopenhagen an, um mich zu be-

gleiten, obgleich er dahin erst sechs Tage früher von Grönland, nach einer Abwesenheit von einem Jahr von seiner Familie, zurückgekehrt war.

Reichliche Vorräthe für achtundzwanzig Monate wurden eingeschifft, darunter eingemachte Gemüse, Citronensaft, Pickles für täglichen Gebrauch, und Pökelfleisch für jeden dritten Tag; desgleichen soviel vom stärksten Ale-Bier, als im Schiffe Raum war. Auch die Regierung, obwohl sie es abgelehnt hatte, eine Expedition auszusenden, unterstützte uns doch nun in der liberalsten Weise. Alle unsre Waffen, Pulver, Blei, Raketen, Signalmörser, Eisbrecher, Eissägen, Eisanker und Eisklammern; alle unsere wissenschaftlichen Instrumente, Karten, Chronometer, Bücher, Apotheke, sogar die für eine solche Expedition nothwendigen Kleidungsstücke wurden uns von ihr geliefert.

Am letzten Tage des Juni kam Lady Franklin, begleitet von ihrer Nichte, Miß Sophia Cracroft und Kapitän Maguire, an Bord, um uns Lebewohl zu sagen, denn wir beabsichtigten am Abend abzureisen. Da ich sah, wie tief bewegt sie war, als sie das Schiff verließ, bemühte ich mich den Enthusiasmus meiner Schiffmannschaft zu unterdrücken, aber umsonst; er machte sich Luft in drei langen herzlichen Abschiedsrufen.

Wir sollten an diesem Abend indeß nicht in die See kommen, mußten an der Küste liegen bleiben und den nächsten Morgen erwarten. Dann lief der „Fox" glücklich mit Hochwasser aus und begann seine lange und einsame Reise.

Kaum hatten wir die geschäftige Welt hinter uns gelassen, als wir auch schon anfingen, unsere Vorkehrungen für gegenwärtige Behaglichkeit und zukünftige Anstrengungen zu treffen. Wie geschäftig, wie glücklich und wie hoffnungsvoll wir damals Alle waren!

In der Nacht des 2. Juli passirten wir Pentland-Firth, wo die Fluth heftig gegen einen starken Wind fließend, die See furchtbar hoch machte. Aber unter Dampf und Leinwand kämpfte sich das kleine Schiff wacker hindurch. Die bleichen milden Gestade der Orkney-Inseln, die noch wilderen Piloten, die zu uns kamen und ihr heiseres Geschrei und unverständlichen Dialekt, das schrille Geschrei unzählbarer Seevögel, die heulende Brise und tobende See, erregten in uns ein Gefühl, als ob wir in Grönland selber erwacht wären. Aber erst am 12ten sollten wir die Südspitze dieses eisumschlossenen Continentes erblicken. Es ist sonderbarer Weise Cap „Fahre wohl" genannt; ob aber von irgend einem leichtgläubigen Abenteurer, welcher sich einbildete, daß er alle Gefahr überwunden, sobald er Grönland hinter sich habe; oder ob von dem

müden, heimwehkranken Seemann, welcher in seiner zerschlagenen Barke dem eisigen Umfangen des Winters mit Mühe entronnen war und nun diesem freundlosen Lande ein langes „Fahr wohl!“ zurief — das ist nicht bekannt.

Von Januar bis Juli pflegt diese Küste durch eine breite Mauer schweren Eises, welches aus der Nachbarschaft von Spitzbergen hierhertreibt, und nachdem es sich um das Cap geschoben hat, sich längs dem Strande in einer Entfernung von 250 Meilen ausdehnt, unnahbar gemacht zu werden.

Um diese Zeit beschloß ich, da einer von meiner Mannschaft Symptome der Lungenkrankheit zeigte, die erste Gelegenheit zu benutzen, um ihn aus einem Klima, welches für derartige Constitutionen tödtlich ist, nach Haus zurückzusenden; und da ich von Mr. Petersen, welcher Grönland erst im letzten April verlassen hatte, erfuhr, daß ein Schiff bald von Frederiks-haab nach Kopenhagen abgehen würde, so entschloß ich mich nach diesem Platze zu gehen, um das heimwärtssegelnde Schiff zu erreichen.

Es war nothwendig, sich durch das Spitzbergen-Eis zu arbeiten, und wir drangen nach 18 Stunden schwerer Arbeit glücklich durch. Ein dicker Nebel verhinderte uns weiter vorzuschreiten; als der Abend nahte, gab ich alle Hoffnung für die Nacht auf. Aber plötzlich rollte der Nebel auf das Land zurück und enthüllte einige kleine Inseln dicht in unserer Nähe; dann die zerrissenen Zacken des Festlandes, und endlich, da er ganz in Luft zerging, die entfernten Schneekuppen auf einem tiefblauem Himmel.

Der Abend ward hell und köstlich; die ganze Ausdehnung der Küste war gesäumt mit zahllosen kleinen Inseln, hinter denen hohe Gebirge standen, welche, da sie von einer glorriösen Westsonne reich gefärbt waren, einen ungewöhnlich herrlichen Anblick bildete. Grönland enthüllte unserm erstaunten Blick an jenem Abend die ganze Pracht seiner natürlichen Schönheit.

Am 20. Juli des Morgens kam der erste Kaufmann der Niederlassung, oder wie er von den Engländern gewöhnlich genannt wird, der Gouverneur, zu uns und sein Pilot brachte uns bald in den sicheren kleinen Hafen von Frederiks-haab. Ich erfuhr zu meiner Freude, daß es gerade noch Zeit sei, unsern kranken Seemann mit dem abgehenden Schiffe heimzuschicken.

Die dänische Regierung hat den Handel von Grönland monopolisirt. Seine Eskimos und gemischte Bevölkerung beträgt ungefähr 7000 Seelen. Etwa 1000 Dänen wohnen beständig dort, um den Handel zu leiten, welcher fast ausschließlich in dem Austausch europäischer Güter gegen Thran und Rennthierfelle besteht. Die Eskimo sind keine dänischen Unterthanen, aber obwohl sie auf

ihre nominelle Unabhängigkeit ſtolz ſind, ſind ſie doch den Dänen aufrichtig ergeben und nicht ohne Urſache. Ein lutheraniſcher Prediger, ein Doktor und ein Schulmeiſter, deren Pflicht es iſt, unentgeltlich zu lehren und zu helfen, werden von der Regierung erhalten und ſind in jedem Diſtrikt vorhanden; und wenn dieſes ſorgloſe Volk in Noth iſt, was während der langen Winter nicht ſelten geſchieht, ſo werden ihnen Nahrungsmittel geliefert, ohne daß ſie dafür Etwas zu bezahlen brauchen. Geiſtige Getränke ſind ſtreng verboten. Sie ſind alle Chriſten geworden, und viele von ihnen können leſen und ſchreiben.

Grönland iſt in zwei Inſpektorate getheilt, das nördliche und das ſüdliche; der Inſpektor der letzteren Abtheilung, Dr. Rink, war gerade einen Tag vor uns auf ſeiner Sommer-Rundreiſe in Frederiks-haab angekommen. Er kam an Bord, um mich zu beſuchen. Nachdem wir Gottesdienſt daſelbſt gehalten, landete ich und machte einen Gang mit ihm über die moosbekleideten Hügel. Ich hatte dieſen Mann in Nord-Grönland im Jahre 1848 kennen gelernt; ſeit der Zeit hatten wir uns nicht geſehen, und ſo hatten wir viel mit einander zu ſprechen. Dr. Rink iſt ein Mann von anerkanntem Ruf, ein gewandter Reiſender und ſehr bewandert in der Geologie und Botanik.

Man erlaubte uns, 8 Tonnen Kohlen und andere kleine Dinge, deren wir bedurften, zu kaufen; die einzigen friſchen Vorräthe, welche man außer Kabeljau uns lieferte, beſtanden in einigen Schneehühnern, Haſen und ein paar Lämmern. Einige Ziegen ſind da, aber acht Monate lang werden ſie in ein Haus geſperrt, und ſelbſt jetzt im Hochſommer wurden ſie nur bei Tage herausgelaſſen. Frederiks-haab war gerade damals gut mit Holz verſehen; außer einer Brigg, die nicht mehr ſeetüchtig war, lag das Wrack eines großen Schiffes auf dem Strande und das Rippenwerk eines Schiffes, welches zwiſchen Island und Grönland im Juli vom Prinzen Napoleon angetroffen und ſeitdem die Küſte hinunter dreißig Meilen nördlich getrieben worden war.

II.

Am 23. Juli bei günstiger Strömung befanden wir uns in der Nähe der kleinen Außenstation Fiskernäs, als uns von einem starken Gegenwind in der Frühe des Morgens unser Vorder-Topmast weggerissen wurde. Dieser Zufall veranlaßte mich, einzulaufen und Anker zu werfen, um den Schaden auszubessern.

Nachdem wir die Außen-Eilande passirt, kam rechts die herrnhutische Kolonie Lichtenfels. Sie besteht aus einem großen düster aussehenden Holzhaus, über welchem ein Glockenthurm ist; aus einem kleineren Holzhaus und ungefähr einem Dutzend Hütten mit Rasendach, und ist kaum von dem Boden, selbst in geringerer Entfernung, zu unterscheiden. Das Land unmittelbar dahinter, ein nackter steiler Fels, war gerade jetzt hinreichend von Schnee entblößt, um äußerst trostlos auszusehen. Eine starke Fluth kam aus dem Fjord, als wir nahten und in der felsigen kleinen Bucht von Fiskernäs ankerten. Hier waren wir nicht blos vor dem Wind geschützt, sondern die steilen, schwarzen Felsen zu beiden Seiten auf Schiffslänge von uns strahlten eine starke Hitze zurück, während große Moskitos keine Zeit verloren, uns ihre lästigen Besuche abzustatten. Dieser entfernte Ort ist von den arktischen Reisenden Kapitän Inglefield, Dr. Kane und neuerdings vom Prinzen Napoleon besucht worden.

Das einsame Wohnhaus gehört dem ersten Kaufmann und ist in der That ein Muster von Reinlichkeit und Ordnung. Aus Holz gebaut, ist es doch mit allen Hülfsmitteln der Malerkunst verschönt; das Aeußere ist ein wunderliches Roth, die Fensterrahmen sind weiß, die Fußböden gelb und die Decken hellblau. Die Dame des Hauses hatte hier ungefähr acht Jahre gewohnt und schien, wie sie uns auch nachher gestand, ihrer Einsamkeit herzlich müde. Sie gab mir Kaffee und einigen Saamen zur Kultur in unseren Winterquartieren, nämlich Lattig, Spinat, Rüben, Kümmel und Erbsen. Diese letzteren haben auf diesem Fleck meistens nur Blätter hervorgebracht, aber einmal war es vorgekommen, daß die jungen Erbsen groß genug zur Tafel geworden waren. Ich drückte den Wunsch aus, einmal das Innere eines Eskimozeltes zu sehen. Petersen zog das dünne Fell irgend eines Thieres fort, welches vor einer Thür hing und dazu diente, den Wind auszuschließen, aber das Licht einließ; denn obgleich es nach Mitternacht war, so stand die Sonne doch noch am Himmel. Etwa sieben oder acht Individuen lagen drinnen dicht zusammengepackt auf der Erde; die Köpfe von Alt und Jung,

Männern und Frauen waren gerade noch sichtbar über der gemeinsamen Decke. Zu Bette gehen bedeutet hier nur: sich mit den Kleidern auf eine Rennthierhaut legen, wo man eben Platz dazu findet, und eine andere Haut über sich zu decken.

Fiskernäs schien ein kleiner sonniger Winkel zu sein, aber alle Leute, die wir daselbst sahen, litten an Husten und Schnupfen, und mehrere Todesfälle hatten sich während des Frühlings ereignet.

Die Knaben brachten uns Händevoll Granaten, einige so groß wie Wallnüsse, und nahmen dafür zu ihrer sichtbaren Zufriedenheit Bisquits in Empfang.

Am nächsten Morgen waren wir im Stande, wieder in See zu gehen, und früh am folgenden Tage kamen wir bei der großen Niederlassung von Godhaab an. Dicht bei Godhaab ist die mährische Kolonie „Neu-Herrenhut". Hier war es, wo Hans Egede, der Missionär von Grönland, sich 1721 niederließ, und also die Communikation zwischen Europa und Grönland wieder eröffnete, welche seit dem Aussterben seiner ersten skandinavischen Ansiedler im 14. Jahrhundert aufgehört hatte.

Einige Jahre nach Egede's erfolgreichem Anfang wurde die mährische Mission, welche noch unter dem Namen „Neu-Herrenhut" existirt, begründet. Gegenwärtig unterhalten die Herrenhuter vier Missionen in Grönland; sie sind keine dänischen Unterthanen, dürfen aber auch in keiner Weise sich am Handel betheiligen. Als wir im Begriff waren in den Hafen einzulaufen, kam das dänische Schiff — die einzige Veranlassung unseres Besuches — heraus; ohne Zeitverlust konnten wir also unsern Invaliden und unsern Briefbeutel an Bord senden und unsern Küstenpiloten an's Land setzen.

Dieser Mann hatte uns von Frederikshaab für die sehr geringe Summe von 3 Pfd. Sterl. heraufgebracht. Es war ein Eskimo und als Bruder von dem armen Hans, Dr. Kane's unglücklichem Hundetreiber, wurde er unter uns mit Freuden aufgenommen, gewann auch bald unsere Achtung durch sein ruhig gefälliges Betragen, sowie seine Fähigkeit in der Verrichtung seines Dienstes; er war so scharfsichtig und so wachsam, daß es eine wahre Beruhigung, ihn während des nebligen Wetters an Bord zu haben, denn er erkannte augenblicklich jeden Felsen oder Vorsprung, selbst wenn er nur schwach durch den Nebel graute.

Am 31. Juli ankerten wir in Disco für ein paar Stunden. Ich überreichte dem Inspektor von Nord-Grönland, Herrn Olrik, einen Brief von den Direktoren des Königlich grönländischen Handels, welcher ihn ermächtigte, uns mit allen nothwendigen Vorräthen zu versehen. Unser einziges Bedürfniß waren Schlittenhunde und ein Eingeborner, welcher sie führen könnte. Wir er-

hielten ohne Weiteres zehn Hunde, wurden aber in Bezug auf den Führer angewiesen, in Disco Fjord einzulaufen, wo viele Eskimos mit dem Fangen und Trocknen von Salmen beschäftigt seien, und wo wir einige von ihnen ohne Mühe bekommen dürften.

Olrik empfing uns sehr freundlich und zeigte sich uns als ein liebenswürdiger und unterrichteter Mann. In Grönland, von dänischen Eltern geboren, ist er nicht bloß durchaus bewandert in der Sprache und den Gewohnheiten der Eskimo, sondern hat auch viel von seiner Mußezeit darauf verwandt, seltene Exemplare von Thieren, Pflanzen und Steinen des Landes zu sammeln. Wir verließen Disco am Nachmittag mit einem eingebornen Piloten, und befanden uns früh am andern Morgen 10 oder 12 engl. Meilen weit im Disco Fjord. Nachdem wir den Piloten abgesandt, um unsere Ankunft seinen Landsleuten auf ihrer Fischerstation zu melden, gingen der Doktor und ich, auf der Nordseite an's Land.

Die Scenerie hier ist reizend. Hohe Basaltfelsen senkten sich mit ungewöhnlich reichen Abhängen zum Fjord nieder. Unter den wilden Blumen fanden wir hauptsächlich die blaue Glockenblume. Um diese Jahreszeit kommen die Eingebornen von Godhaab hierher, um die Fischerei zu treiben. — Es ist in der That ihre Erntezeit: Das Wetter ist angenehm, die Nahrung gut und reichlich, die Arbeit mehr ein angenehmer Zeitvertreib.

Einige Kajaken (Eskimo-Böte) kamen an's Schiff, um uns frischen und geräucherten Lachs zu bringen.

Ein junger Eskimo, Namens Christian, bot uns seine Dienste als unser Hundetreiber an, und ward angenommen. Er war ungefähr 23 Jahr alt, unverheirathet und eine Waise. Die Matrosen wuschen und frisirten ihn gründlich, da Seife und Scheere für einen Eskimo neue Dinge sind. Alsdann takelten sie ihn in Matrosenkleidern hoch auf; er war offenbar nicht recht zu Haus in ihnen, aber nichtsdestoweniger doch sehr stolz auf seinen neuen Schmuck, und die bewundernden Blicke seiner Landsleute ruhten lange auf ihm.

Wir eilten nun in die Waigat-Straße hinein, um unsere Kohlenvorräthe zu vervollständigen. Nachdem wir Godhaab verlassen, ward der Pilot, ohne daß unser Schiff anhielt, in sein kleines Kajak abgesetzt. Ein guter Wind trug uns rasch nordwärts an vielen Eisbergen vorüber. Durch Petersens genaue Kenntniß der Küste ward es uns möglich, während der Nacht bei der kleinen Niederlassung Proven anzulaufen, woselbst wir Hunde und Hundefutter einnahmen. Am 6. früh erreichten wir Uppernivik, die äußerste Station, die letzte Spur der Civilisation, welche wir lange Zeit nicht erblicken sollten. Hier wohnte Petersen zwölf Jahre

von den achtzehn, welche er in Grönland zubrachte und seine unerwartete Erscheinung erstaunte und entzückte die kleine Gemeinde, hauptsächlich den Gouverneur Fleischer und seinen Haushalt, welche uns mit herzlichem Willkommen empfingen.

Als wir Anker hoben, war das Wetter sehr schlecht und wurde immer schlimmer. Die letzten Briefe in die Heimath wurden an Land geschafft, vierzehn Hunde und eine Quantität Seehundsfleisch für sie ward eingenommen und der Bugspriet seewärts gekehrt.

Es tobte ein südlicher Sturm, mit bedecktem finstrem Himmel und einer schwerlaufenden See. Als wir vier Meilen vom letzten Eiland in See waren, ward vor uns eine Brandung entdeckt; gerade noch früh genug, um eine Bank eingesunkener Felsen zu vermeiden, gegen welche die Wogen mit höchster Gewalt anschlugen. Da wir nun glücklich in See waren und das Schiff für die Nacht in leichter Straße zu sein schien, ging ich früh zu Bett, in der Hoffnung zu schlafen. Ich war die ganze Nacht vorher auf gewesen. Aengstlich wegen des Schiffes, das seinen Weg durch so viele Gefahren zu machen hatte, und beschäftigt meine Correspondenz zu beschließen, welche nun für wenigstens ein Jahr ein Ende haben mußte. Eine ungewisse Zukunft dunkelte ahnungsvoll vor mir. Die großen Verantwortlichkeiten, die ich übernommen, schienen jetzt mit einem Mal in ihrem ganzen Gewicht auf mich zu fallen. Ein Wirbelwind der Seele war die Folge, welcher im Verein mit dem draußen tobenden Sturm und dem Geheul der verwünschten Hunde an Deck, und dem Hin- und Herstolpern von Allem, was sich im Kiel befand, den Schlaf lange fernhielt. Ein Gedanke und Gefühl aber herrschte vor: es war tiefe Dankbarkeit für den Erfolg, welcher uns bis hieher begleitet, und für manche glückliche Hülfe, welche uns die Vorsehung schen gesandt hatte.

Am 12. August waren wir in Melville-Bay. Wir machten das Schiff an einem Eisberg fest, welcher in einer Tiefe von 58 Faden auf dem Grund lag, ungefähr 2 Meilen von den Browns-Inseln und zwischen ihnen und dem großen Gletscher, welcher hier die Stelle der Küstenlinie einnimmt.

Viel umgab uns, was unser Staunen und unsere Bewunderung erregen mußte. Man konnte mit einem Blick die Großartigkeit dieses mächtigen Gletschers, welcher sich ungebrochen auf 40 bis 50 engl. Meilen weit erstreckte, nicht ermessen. Seine Seeklippen, ungefähr 5 oder 6 Meilen von uns, erschienen verhältnißmäßig niedrig, aber die von ihm losgerissenen Eisberge waren von der beträchtlichsten Höhe. Die weit entfernte Außenlinie des Gletschers, gegen den östlichen Himmel gesehen, hat einen schwachen Anhauch von Gelb, sie ist fast horizontal und von einer unbekannten Entfernung und Höhe.

Alles um uns war peinlich still, außer wenn gelegentlich ein Eisberg von dem heimathlichen Gletscher absplitterte. Dann hörten wir ein dumpfes Krachen, gleich entferntem Donner, und die Woge, durch den Sturz bewegt, erreichte uns in 6 oder 7 Minuten und machte das Schiff für eine gleiche Zeit langsam schwanken. Ich kann mir nicht denken, daß im ganzen Umfang der mannigfaltigen Naturanschauungen dem menschlichen Auge eine Scene geboten ist, welche so sehr geeignet wäre, ein tiefes und ernsthaftes Nachdenken hervorzurufen und die Gedanken von den gemeinen Dingen des Alltagslebens zu anderen von der höchsten Wichtigkeit zu erheben.

Der Gletscher erinnert den Beschauer zugleich an die Zeit und die Ewigkeit — an die Zeit, da wir Theile von ihm abbrechen, hintreiben und fortschmelzen sehen; und an die Ewigkeit, da sein Niedersinken so außerordentlich langsam und sein emporsteigender Nachwachs so regelmäßig ist, daß von Jahrhundert zu Jahrhundert kein Wechsel in seiner Erscheinung wahrzunehmen ist. Wenn selbst die kulturlosen Wilden der glänzenden Tropenwelt die Erde nur als einen Aufenthalt für kurze Zeit betrachten: wahrlich Alle, welche auf diese eisbegrabene Region schauen, auf die weite Fläche des Erdenwracks, müssen auf gleiche Weise fühlen, daß wir keine „bleibende Stätte" haben.

Während des Tages ist der starke Glanz sehr betäubend, weswegen das gedämpfte Licht der Mitternacht, wenn die Sonne eben noch am nördlichen Himmel glimmt, der angenehmste Theil der 24 Stunden ist. Die Temperatur wechselt dann 30 und 40° Fahrenheit.

Das Treibeis von verschiedener Größe um uns, ist beständig in Bewegung unter dem Einfluß der mysteriösen Tiefe und Unterströmungen, welche es in alle möglichen Richtungen auch erwirbeln.

Gegen Südosten waren zwei kleine Eilande fast eingehüllt in den Gletscher und fern im Gesichtskreis stieg ein Berggipfel aus ihnen empor.

III.

Drei Tage der tiefsten Ruhe konnten unsere Geduld kaum erschöpfen. Liebliches helles Wetter; aber kaum ein lebendes Wesen ward gesehen. Am 16. August hatten wir einen der schönsten Morgen, die man sich denken kann. Die Eisberge funkelten in der Sonne, die Brise war gerade hinreichend kräftig, um die Flecken dunkelblauer See zu kräuseln. Außerdem war vom Mastkorb aus Nichts zu entdecken. Das Eis vor uns blieb, wie es war, und ich beschloß deswegen südwestlich zurück zu gehen, um einen andern Ausweg zu suchen. Aber am Abend des 18ten schlossen sich die Schollen so dicht um uns zusammen, daß wir auch hier nicht weiter konnten und unser Schiff festmachen mußten. Eine Mitternacht mit vielem Wind und Schnee folgte. Wenn wir nicht erlöst werden und deswegen gezwungen sein sollten, in diesen Eisbergen zu überwintern, so wollte ich doch, daß war mein fester Entschluß, den Versuch im nächsten Jahre erneuern, um mit Gottes Hülfe zuletzt doch meine heilige Pflicht zu erfüllen. Wie ängstlich bewachte ich Eis, Wetter, Barometer und Thermometer! Wind, von jeder andern Gegend als Südost, würde die Eisschollen treiben, sich anders zu ordnen, wobei sie lose werden und wir in die Lage kommen würden, unsere Reise fortzusetzen.

Die Mannschaft hatte bis dahin wenig Argwohn, wie traurig unsere Aussichten waren. Meinem Geist aber drängte sich die gefürchtete Wirklichkeit des Ueberwinterns in dieser Gegend immer stärker auf.

Am 29sten begannen wir unser Schiff vorwärts zu arbeiten, brachten es aber nur 10 Fuß weiter, und am 6. September waren wir nur 9 engl. Meilen vorwärts gekommen. Wir hatten weder genügende Bemannung, Dampfkraft, noch Gewicht überhaupt, um die Schollen auseinander zu treiben. Ich bin überzeugt, daß ein Dampfer von mäßiger Größe und Kraft, mit einer Mannschaft von 40—50 Mann durch mehrere hundert Meilen von solchem Eis in weniger Zeit gedrungen wäre. Von den sechs oder sieben Eisbergen in Sicht waren die nächsten westlich von uns. Sie waren sehr groß und schienen bis auf den Grund zu gehen. Das Wetter war angenehm, aber der Wind viel zu sanft, um uns von Nutzen zu sein. Unser Hauptzeitvertreib war die Seehundsjagd.

So waren wir in der letzten Hälfte des Septembers im „Nordwasser". Die Temperatur ging des Nachts unter Null herab. Das

alte Eis hatte sich nach allen Seiten hin verbreitet, so daß nur das junge Eis, welches sich in den letzten vierzehn Tagen gebildet hatte, uns als Gefangene zurückhielt.

Die Eisberge, welche die erste Ursache unserer unglücklichen Versäumniß gewesen und welche mehr als drei Wochen lang westwärts von uns gestanden hatten, waren nun in der kurzen Zeit von zwei Tagen ostwärts fast ganz aus Sicht gegangen. Die Vorbereitungen zum Ueberwintern und Schlittenfahren gingen daher rasch vorwärts.

Ungeachtet meine theuersten Hoffnungen auf diese Weise sehr enttäuscht wurden, konnte ich doch nicht die vielen Hülfsmittel, welche uns blieben, übersehen. Wir hatten nicht nur die nothwendigsten Dinge, sondern sogar die Luxusartikel des gewöhnlichen Seelebens. Unsere Nahrungsmittel und Kleidungsstücke waren gut und in Ueberfluß vorhanden. Unsere ganze Einrichtung war im vollkommnen Zustande. Wir Alle erfreuten uns der besten Gesundheit und die Leute alle freudig, willig und ruhig. Unsre eingeborenen Hülfstruppen, bestehend aus Christian und seinen neunundzwanzig Hunden waren im Stande, uns außerordentliche Dienste zu leisten; während Mr. Petersen wegen seiner großen arktischen Erfahrung mir von großem Nutzen war, von seiner unschätzbaren Eigenschaft als Dolmetscher gar nicht zu reden. Wir waren verurtheilt, einen langen Winter in gänzlicher Unthätigkeit bei vergleichsweise großer Gefahr und Entbehrung zu verbringen. Nichtsdestoweniger schien die Mannschaft sehr zufrieden, gedankenlos, wie es in der That die ächten Seeleute immer sind.

Unsere kleine Drehorgel ward Anfangs Oktober aus ihrem Kasten genommen und auf dem Unterdeck aufgestellt. Die Mannschaft ergötzte sich sehr bei ihren Klängen, während Christian in einem Zustande unbeschreiblichen Entzückens nicht müde ward, sie zu drehen. Er betrachtete sie mit solcher Erfurcht und Bewunderung und war so bezaubert, daß man nicht umhin konnte, ihn zu beneiden. Das Instrument war vom Prinz-Gemahl dem ersten seinen Namen tragenden Schiffe geschenkt worden, welches Lady Franklin 1851 ausschickte. Es war sein dritter Winter, den es nun in den Eisregionen zubringen sollte.

Seehunde erschienen täglich auf dem neuen Eise, aber bei dem eigenthümlichen Lichte, welches jetzt herrschte, waren sie äußerst scheu und unsere Jäger konnten nicht in Schußweite kommen. Die Bären hörten oder rochen unsere Hunde und hielten sich fern. Selbst der Haifisch hatte uns verlassen und die Lockspeise blieb unberührt. Die Schneekristalle, die sich in der Nacht bildeten, waren außerordentlich schön; die größten waren einen Zoll lang und ihre Form glich genau dem Ende einer gespitzten Feder. Auch Stern-

kristalle kamen vor, sie hatten sechs Ecken und sahen herrlich aus, wenn man sie unter's Mikroskop brachte. In der Sonne oder selbst im Mondenlicht funkeln diese Kristalle wie Edelsteine, und da unsere Masten und Takellage reichlich mit ihnen bedeckt, so war in der That der gute „Fox" niemals so brillant gekleidet, als in dieser Zeit.

Ein Tag ging hin wie der andere. Wir hatten nur mit der Eintönigkeit des Lebens zu kämpfen, und wenn nicht jede der vierundzwanzig Stunden seine nothwendigen, wenn auch noch so trivialen Pflichten, mit sich gebracht hätte, so würde es schwer gewesen sein, einen Tag vom andern zu unterscheiden. Wir nahmen unsere Flinten und legten weite Strecken zurück, aber wir sahen Nichts. Einige von den Hunden machten Jagdausflüge auf eigene Rechnung und blieben zuweilen die ganze Nacht aus. Was sie fanden oder thaten, war ein Geheimniß. Das Wetter war regelmäßig ruhig und kalt, und das Eis war in drei Wochen zwei Fuß dick geworden.

Am 1. November machte uns die Sonne ihren letzten Besuch für dieses Jahr, und fortan nahmen wir unsere Mahlzeiten bei Lampenlicht ein. Die folgenden Nächte waren von einer wunderbaren Klarheit, und in einem ruhigen zauberhaften Himmel stand ein lieblicher Mond. Durch ein mächtiges Teleskop glich er einer riesigen Eismelone und die große kratergleiche Abplattung entsprach dem Theil, von welchem der Stengel abgelöst war. Kein Ton, welcher die Stille unterbrochen hätte — außer wenn ein hungriger Hund anschlug!

So gingen die Tage hin bis zum 2. Dezember, der ein Trauertag für uns werden sollte. Der arme Scott, unser Heizer, fiel aus einer Luke und starb bald darauf an den inneren Verletzungen. Er war ein ruhiger, ernster Mann; eine Wittwe und Familie wird um seinen Verlust trauern. Am 4. Dezember begruben wir ihn. Ein Begräbniß auf See macht immer einen eigenthümlich tiefen Eindruck. Aber an jenem Abend um 7 Uhr, als wir uns um die traurigen Reste des armen, unter einer amerikanischen Flagge liegenden Scott versammelten und das Grabgebet bei Laternenlicht lasen, mußte der Eindruck uns tief erschüttern.

Der größere Theil des Gebetes ward an Bord unter dem Schutz des Daches gelesen, dann ward die Leiche auf einen Schlitten gelegt und von den Tischgenossen des Verblichenen auf eine kurze Entfernung von dem Schiff gezogen, wo ein Loch in das Eis gehauen worden war; dann wurde sie der Tiefe übergeben und die Ceremonie war zu Ende. Welch' eine Scene das war! Ich werde sie nie vergessen. Der einsame Fox, fast in Schnee begraben, vollständig getrennt von der bewohnten Welt, seine Flaggen am halben

Mast und seine Glocke traurig läutend; unsere kleine Prozession langsam über die gefrorene Fläche, von Laternen und Direktionsposten geleitet, durch die finstere und traurige Tiefe des arktischen Winters ziehend; die todtengleiche Stille, die scharfe Kälte und der drohende Anblick eines düstern, bewölkten Himmels, und alles dies erhöht von einem jener seltenen Phänomene, welche selbst hier selten gesehen werden, ein vollständiger Ring, welcher den Mond umgab und aus welchem ein horizontaler Streifen bleichen Lichtes quoll und den Himmel umspannte. Ueber dem Mond erschienen die Abschnitte zweier anderer Ringe und rings am Himmel verstreut sah man noch sechs falsche Monde. Die neblige Atmosphäre verlieh diesem über eine Stunde dauernden Schauspiel ein geisterhaftes Aussehen.

So kam die Weihnachtszeit heran und wir verlebten sie heiter. Die Mannschaft erhielt einige Festtagsgerichte, als Schinken, Plumpuddings, eingemachte Stachelbeeren, Aepfel, Nüsse, Kuchen und Burton-Ale. Nach dem Gottesdienst dekorirten sie das Unterdeck mit Flaggen und machten ungeheure Zurüstungen zum Mahle. Wir waren wahrhaft erstaunt. Die Tische sahen aus wie ein Conditorei-Laden mit Aepfel und Stachelbeertorten, Pyramiden-Kuchen und verschiedenen andern unbekannten Kuchen und Bröden von allen Formen und Gestalten. Wir backten unser Brod Alle selber und es war vortrefflich. Im Hintergrunde befanden sich wohlgebräunte Schinken, Fleischpasteten, Käse und andere zu Herzen gehende Artikel. Rum und Wasser in Weingläsern und Pflaumenkuchen ward uns gereicht, wir wünschten den Leuten eine glückliche Weihnacht und machten ihnen über ihren Geschmack der Entfaltung eines solchen Aufwandes unser Kompliment. Unsere seidenen Schlittenbanner waren für diese Gelegenheit geborgt worden und wir betrachteten sie mit Ehrfurcht und einem besonderen Stolze. Am Abend wurden die Offiziere wieder zur Mannschaft eingeladen und in einer späten Stunde wurde auch ich ersucht herunter zu kommen und zu sehen, wie sehr sie sich amüsirten. Ich fand sie in der größten Zufriedenheit mit sich und der ganzen Welt; sie waren vollständig nüchtern und sangen Lieder, jeder wenn die Reihe an ihn kam. Ich trank ihre Gesundheit und sprach die Hoffnung aus, unsere Lage werde im nächsten Jahr eine für unsern Zweck günstigere sein. Dann tranken wir die Gesundheit von Lady Franklin und Miß Cancroft, und unter lauten Acclamationen kehrte ich in meine Kajüte zurück. Ich glaube, ich war an jenem Abend der glücklichste Mensch an Bord.

Der Neujahrstag war eine zweite Auflage von Weihnachten und wurde eben so vergnügt verlebt. Wir beschäftigten uns mit

frohen Hoffnungen für die Zukunft, welche denn auch ein glücklicheres Thema, als die fehlgeschlagene Vergangenheit war. Gerade um Mitternacht des 31. Dezember ward mir die Ankunft des neuen Jahres durch unser aus zwei Flöten und der erwähnten Orgel bestehendes Orchester, das sich vor meiner Thür aufgepflanzt hatte, angekündet. Hinter dem Orchester war eine Prozession der bunt maskirten Mannschaft, welche sich mit Bratpfannen, Dreifüßen, Kesseln, Töpfen und Zinndeckeln bewaffnet hatte und den Effect der regulären Musik nicht wenig erhöhte.

Am 28. Januar, nach einer Abwesenheit von neunundachtzig Tagen erschien der obere Rand der Sonne wieder über dem Horizont. Es war ein fröhlicher Anblick. Ich sandte nach dem Schiffs-Steward und ließ fragen, was der Gebrauch bei einer solchen Gelegenheit wäre? „Die Flaggen hissen und den Extra-Pint, Sir," war die sofortige Antwort. Demgemäß flatterte der Löwe von Harwig bald in einer Brise, kühl genug, um die Glieder gewöhnlicher Löwen steif zu machen, und am Abend wurde Grog gemacht.

Das wiederkehrende Tageslicht heiterte uns wunderbar auf; nicht daß wir weder körperlich oder geistig gelitten hätten, aber der Wechsel war höchst angenehm. Wir konnten viel längere Gänge machen, als während der dunklen Zeit möglich gewesen. Die Mannschaft ward mit Musketen versehen, ging eifrig auf die Jagd, und am 27. Februar ward der erste Seehund wieder geschossen. Das Eis kam nun in Bewegung, löste sich immer mehr ab und am 4. März ward der vordere Theil des Schiffes frei. Verschiedene Wasserstriche öffneten sich, und bei der Trennung der Eisschollen drängte sich Masse nach Masse an die Oberfläche, bis zuletzt alles Grundeis nach oben kam. Oft des Nachts hörten wir das Stöhnen der Eisberge, einer nach dem andern brach sich los. Unsere Böte, Vorräthe, Schlitten und Bagage wurden für eine rasche Abreise fertig gemacht. Eine schützende Eisbarriere lag vor uns, aber wer konnte sagen, ob sie nicht bald zerstört werden und die Treibschollen durchlassen würde, um unser Schiff zu vernichten!

Am 12. April erschienen eine Möve und verschiedene Meerschwalben, unsere ersten Sommergäste. Endlich gefiel es Gott, uns Befreiung zu senden. Wie stark contrastirte sein gnädiger Schutz mit unserer eignen äußersten Hülflosigkeit! Es war, als ob all die einzelnen Gnadenacte, welche uns während des langen, langen Winters und des mysteriösen Eistreibens gewährt worden, sich noch einmal in einem einzigen Acte sammeln und wiederholen sollten. In der Nacht des 24. ging ich an Deck, um den größe-

ren Theil der Nacht mit Wachen und der Ueberlegung dessen, was zu thun sei, zu verbringen. Die Bewegung im Wasser wuchs zusehends, sie hatte dem Anschein nach Stunden gebraucht, um uns zu erreichen, da das Wasser immer im Verhältniß zu dem in kleine Stücke zerbrechenden Eise sich hob. In kurzer Zeit waren nur noch wenige von ihnen so groß wie das Schiffsdeck, die meisten von ihnen hatten nicht den halben Umfang. Ich wußte, daß in der Nähe der Kanten am Ende der Eisberge die See sehr schwer und gefährlich sein würde, aber der Wind war nun gut, und da ich zu meiner Hülfe auch Dampfkraft anwenden konnte, so beschloß ich, den Versuch zu machen.

Kurz nach Mitternacht war das Schiff unter Segel und bahnte sich seinen Weg langsam gegen Osten. Um zwei Uhr am Sonntag Morgen setzten wir die Dampfmaschine in Kraft, da der Wind aufhörte. Um acht Uhr waren wir beträchtlich gegen Osten vorwärts gekommen und das Wasser war gefährlich hoch geschwollen, da die Wellen sich 10 Fuß hoch über den gewöhnlichen Stand der See erhoben. Die Stöße des Eises gegen das Schiff waren beunruhigend schwer; es wurde nothwendig, gerade gegen die Strömung zu steuern. Wir gingen langsam an einem kleinen Eisberg von 60 oder 70 Fuß Höhe vorbei. Die Strömung drängte ihn durch die Eismassen und ließ einen kleinen Wasserraum auf seinem Weg, der aber so groß war, daß sich die Wellen gegen seine Klippen brachen und ihren Schaum in schweren Schauern hoch über seine Spitze warfen.

Der Tag ging ohne Veränderung hin; indeß hörte der Schnee auf und der Nebel klärte sich. Allmälig wuchs die Strömung und rollte rascher; sie war in der That zuletzt mehr eine sehr schwere gewöhnliche See, als eine Strömung. Das Eis lag oft so dicht aufgepackt, daß wir kaum vorwärts konnten, obgleich sich der gute Wind auf's Neue erhoben hatte. Viel schweres kegelförmiges Eis und große Bergstücke lagen in der Masse zerstreut; ein einziger Stoß von einem von ihnen würde unser Schiff zertrümmert haben. Um 5 Uhr wurde das Eis loser und klare Wasserstrecken konnten vor uns gesehen werden. Wir gingen rascher, bekamen weniger, obgleich härtere Stöße, bis wir zuletzt Raum hatten, um an den schwersten Stücken vorbeizusteuern; und um 8 Uhr waren wir aus der Eismasse heraus und liefen nun rasch durch die schwimmenden Stücke in die offne See. Die Maschinen wurden gestoppt, und der einzige Heizer, den wir nach dem Tode des andern noch hatten, bekam nach achtzehnstündiger harter Arbeit Ruhe.

Während des ganzen Tages zitterte ich für die Sicherheit des Steuerruders und der Schraube; des einen oder des andern selbst

nur für eine halbe Stunde beraubt, und unser Schicksal wäre besiegelt gewesen.

Unser Bug war sehr stark befestigt, äußerlich sehr gut mit Eisen beschlagen und so scharf, daß die Eismassen, welche häufig gegen das Schiff von der Strömung geschleudert wurden, ihre zerstörende Kraft an demselben brachen. Sie trafen uns nur schräg, aber verursachten immer noch, daß das Schiff heftig zitterte, die Glocken klangen und wir selber mehr als ein Mal zu Boden stürzten. Bei manchen Gelegenheiten wurden die Maschinen durch Eis, welches gegen die Schraube stieß, gestoppt; einmal dauerte es mehrere Minuten, bevor sie wieder anfing zu arbeiten. Das waren ängstliche Augenblicke.

Nach der Erfahrung, die ich gestern gemacht, begreife ich wohl, wie die Haare eines Menschen in einem Tage grau werden können. Wäre Selbstvertrauen meine einzige Stütze und Hoffnung gewesen, so würde ich vielleicht selbst ein Beispiel dazu geliefert haben. Unter besagten Umständen that ich mein Bestes für unsere Sicherheit, betrachtete unsere Lage so kaltblütig als möglich und hatte im Herzen das Vertrauen, daß Gott unsere Anstrengungen begünstigen würde. Welch' eine Erlösung war dies! Nicht blos von der achtmonatlichen Gefangenschaft, sondern auch von den Gefahren dieses einen Tages. Wenn unser kleines Schiff zerstört worden wäre, nachdem das Eis gebrochen war, so hätten wir keine Hoffnung mehr gehabt. Aber wir hatten uns sicher durchgearbeitet und waren Alle von ganzem Herzen und ganzer Seele dankbar.

Während unserer 242 Tage in den Eisbergen der Baffings-Bay und Davis-Straße waren wir zugleich mit dem Treiben derselben 1194 geographische Meilen zurückgegangen und hatten nun den ganzen Weg noch einmal zu machen. Vor dem Beginn dieser zweiten Reise steuerten wir nach Holsteinborg, damit die Mannschaft sich erholen und erfrischen könne.

IV.

Am 28. April 1858 ankerten wir sicher in Holsteinborg. Ein entzückender Wechsel nach unserer Lage vor ein paar Tagen. Wir wurden von den dänischen Einwohnern besucht, der Gouverneur, der Priester und zwei Andere kamen. Ihre letzten Nachrichten von Europa waren nicht jünger als unsere eigenen, aber das dänische Schiff, welches Kopenhagen Mitte März zu verlassen pflegt, wurde jede Stunde erwartet.

Der hiesige Winter war gerade das Gegentheil von dem unsrigen und die Kälte sehr hart gewesen. Das Land lag in Schnee begraben, und noch hatte sich kein Thauwind eingestellt.

Ich besuchte den Gouverneur und fand sein kleines Holzhaus ganz so rein und nett, wie es die Häuser der dänischen Residenten in Grönland unveränderlich sind. Die einzigen Zierrathen im Zimmer waren die Portraits seines unglücklichen Weibes und seiner zwei Kinder. Sie hatte sich zu Kopenhagen im letzten Jahre eingeschifft, um zu ihm zu kommen, und von dem unglücklichen Schiff war seitdem nichts mehr gehört worden. Der arme Gouverneur Elberg befand sich in schlechter Gesundheit und sprach von Rückkehr in die Heimath — unter Heimath verstand er Dänemark, das Land seiner Geburt, wo er einst eine Heimath gehabt hatte.

Am 30. war ein großer dänischer Feiertag. Die Einwohner waren alle in Sonntagszeug, wenigstens die, welche über zweierlei Zeug zu verfügen hatten, und in der kleinen hölzernen Kirche war Morgens und Abends Gottesdienst. Da der Gouverneur nicht vermocht werden konnte, die Thür des Tanzhauses zu öffnen, kehrte unsere Mannschaft frühzeitig an Bord zurück. Am Abend vorher dagegen hatten sie sich mit den Eskimos zu einem großen Feste vereinigt. Unser alter Harvey warf sich zum Ceremonienmeister auf und führte mit seiner Flöte das aus einer zweiten Flöte und einer Fidel bestehende Orchester an. Sie spielten mit solcher Kraft, daß unsere Blaujacken und die Eskimo-Damen mehrere Stunden lang wie besessen tanzten. Diese Damen können auf dem allerkleinsten Platze tanzen, denn ihr Costüm eignet sich sehr gut dazu, da es mehr an die Hosen der Bloomers, als an die Crinoline erinnert. Christian sah ungeheuer vergnügt aus. Seine Landsleute betrachteten ihn als einen Mann, dessen Glück gemacht ist, und die Frauen sahen mit Bewunderung auf sein nettes Seemannszeug und sein gutmüthig volles rundes Gesicht und dicke, fette

glänzende Backen. Mr. Petersen aber hatte alle Hände voll zu thun, um zwischen Engländern, Dänen und Eskimos den Dolmetscher zu machen.

Am folgenden Sonntag-Nachmittag fand eine Taufe statt. Das kleine, schmutzige Kind erhielt eine lange Reihe von europäischen Namen. In der Kirche war eine kleine Drehorgel, zu deren Klängen die Gemeinde einen lauten, monotonen Gesang anstimmte. Die meisten von den jungen Leuten hatten Gesangbücher, welche in der Eskimosprache gedruckt waren, in der Hand. Der Prediger von Holsteinborg ist in dieser Kolonie geboren und folgte seinem Vater in dem priesterlichen Amte nach; sein Weib ist die einzige Europäerin der Kolonie.

Der arme Christian hatte sich indessen nicht nur bis zur Verzweiflung verliebt, sondern sich sogar mit dem Gegenstand seiner Neigung, einem hübschen Eskimomädchen, frischweg verlobt. Er bat mich, sie auf dem Schiff mit nach Godhaab zu nehmen, da er sie unter dem Schutze seiner Mutter lassen wollte, bis er nächstes Jahr mit uns dahin zurückgekehrt sein würde, wenn sein Engagement für die Reise zu Ende sei. Da ich ein Gerücht gehört hatte, daß ein junges Weib seine Rückkehr in Godhaab ängstlich erwartete, warf ich ihm dies vor, er aber erwiderte mit großer Einfalt, daß er ihr nie die Ehe versprochen habe und sie auch nicht heirathen wolle, da seine Verwandten dagegen seien. Ich empfahl ihm dennoch, daß er seine Verlobte in ihrer Heimath bei Mutter und Familie lassen sollte, obwohl mich seine Bitte gefreut hatte; sie war nicht nur ein Beweis für die Treue gegen seine Geliebte, sondern auch gegen den Fox.

Am Morgen des 8. Mai verließen wir Holsteinborg mit gutem Landwind und klarem Wetter. Kaum fünfzehn Meilen von der Küste entfernt, wurden wir durch Eis aufgehalten, welches sich während der beiden letzten Nächte gebildet hatte, da der Thermometer 12° unter Null gefallen war; am 14. dagegen kam plötzlich der Sommer mit ganzer Macht über uns. Der Thermometer stieg bis zu 40° Fahrenheit, obendrein hatten wir die Freude, wieder englische Zeitungen zu lesen, welche uns von britischen, in dieser Gegend kreuzenden Wallfischfahrern gesandt worden waren.

Am 17. Mai kamen wir nach Godhaab zurück. Wir wurden von unsern Freunden Mr. und Mrs. Olrik herzlich empfangen und bekamen auf's Neue einen Stoß englicher Zeitungen. Ein beträchtlicher Vorrath von Bier wurde auf ihre Anordnung für uns gebraut. Ich fand Mrs. Olrik in ihrem Zimmer ohne Feuer; es war nicht nothwendig. Die Fenster gingen gegen Süden und die Sonne schien hell herein, auf eine Fülle von Geraniums und europäischer Blumen, die den Eintretenden zugleich an die Heimath

erinnerten, und durch ihren Duft und ihre Schönheit die Sinne erfrischten. Auch die fröhlichen Stimmen der Kinder waren eine angenehme Neuigkeit. Wir benutzten unsere Zeit, um Briefe nach Haus zu schreiben. Mein Tisch war mit europäischen Blumen, Rosen, Reseda und Veilchen bedeckt. Godhaab sollte eine angenehme Erinnerung für uns bleiben.

Während der Monate Mai und Juni hatten wir vielfachen Verkehr mit den englischen in diesen Gewässern kreuzenden Wallfischfängern. Die Reise ging wegen des Treibeises sehr langsam von Statten. Am 25. Juni wären wir beinahe wieder in den Eisbergen sitzen geblieben, und am 27. Juni lagen wir wieder fest an den Crimson-Klippen. Wir sahen Eingeborene auf dem Landeis und begannen mit ihnen zu communiciren. Acht von ihnen kamen an Bord. Sie erkannten Petersen sogleich wieder, denn sie lebten zu Etah an Smith's Sound, als er mit der amerikanischen Expedition dort war. Den Eingeborenen schien es ganz gut zu gehen, bis auf die Hunde, deren ihnen in dem letzten Winter viele gestorben waren. Einer von ihnen war der Schwager von Erasmus York, welcher im Jahre 1851 mit einem Wallfischfänger freiwillig nach England kam. Dieser Mann war ein „Angekok" oder Zauberer. Er hatte ein noch platteres Gesicht, als seine übrigen Landsleute, schien aber denkender und verständiger zu sein. Petersen machte mich auf einen kräftigen alten Mann mit etwas Backen- und Schnauzbart aufmerksam; dieser würdige Mann war der einzige, welcher seit Menschengedenken einen Mord in dem Stamme begangen hatte. Er haßte sein Schlachtopfer und konnte die Hunde desselben gebrauchen; deshalb tödtete er ihn und bemächtigte sich seines Eigenthums.

In den letzteren Jahren wurden diese arktischen Hochländer wegen der raschen Abnahme ihrer Anzahl durch Hunger und Krankheit sehr beunruhigt und zeigten sich darum auch weniger gewaltthätig gegen einander in ihren Fehden und Streitigkeiten.

Das Aussehen dieser Leute, als sie bei unserer Ankunft in wahnsinniger Freude umhertanzten und sprangen, war wild und seltsam, ihr Anzug einförmig und malerisch. Ihr langes, rohes, schwarzes Haar hing lose über dem Kleid von Seehundshaut, welches seinerseits ihre weiten, zottigen Bärenfellhosen bedeckte, und diese gingen über die Ränder ihrer Stiefel von Seehundshaut nieder. Die meisten von ihnen trugen einen aus dem Horn des Narwals verfertigten Speer.

Nachdem wir Geschenke an Messern und Nadeln unter sie vertheilten mit dem Bemerken, daß dies ein Zeichen der Anerkennung dafür, daß sie sich immer gut gegen die weißen Leute betragen hätten, setzten wir unsere Reise fort, im festen Glauben,

bald das Nordwasser zu erreichen, ein großes Meer, durch welches wir ohne Unterbrechung nach Ponds-Bay segeln könnten.

Aber unsere Reise ging dennoch langsam. Als wir Mitte Juli Lancaster-Sund erreicht hatten, war das Wasser gedrängt voll Schollen und Eisbergen, und erst im August erreichten wir Ponds-Bay. Obgleich der Sommer warm gewesen, war die ganze Bay doch noch übergefroren. Ihre Küsten sind sehr kühn und hoch und bilden oft prächtige Abhänge. Der vorherrschende Fels ist grauer Gneis.

Früh eines Morgens machte ich mich mit Hopson, Petersen, zwei Männern und die beiden Eingeborenen auf, um ein Eskimodorf zu besuchen. Acht Meilen feuchten und langsamen Wanderns über das Eis, welches uns ebenso viele Stunden aufhielt, brachte uns an's Ziel. Die Oberfläche des Eises war überall mit tiefen Kanälen durchzogen und von dem Sommerthau überfluthet. Wir mußten unser Boot oft verlassen und es über das Eis hinter uns herziehen. Nachdem wir uns um den Abhang eines Felsens mühsam herumgearbeitet hatten, kam ganz plötzlich eine kleine halbrunde Bay in Sicht. Die Klippen auf jeder Seite waren 800 oder 900 Fuß hoch; die Mündung eines Thales oder weiten Bergkessels öffnete sich. Hier in der Tiefe der Bay, auf einem niedrigen flachen Landstreifen standen sieben Zelte, das Sommerdorf der Kaparok-to-lik. Ich sah niemals eine den Eskimos mehr eigenthümliche Lokalität als diese, welche sie zu ihrem Aufenthalt gewählt hatten.

Sie ist wild, pitoresk in der wahrhaft arktischen Bedeutung des Wortes. Welch ein seltsames Volk, sich auf solch einen schmalen Küstenstreifen niederzulassen! Auf jeder Seite haben sie himmelhohe Felsgebirge, welche so jählings aus der See steigen, daß es gleich unmöglich ist, an ihrem Fuß dahinzugehen oder über ihre Gipfel zu steigen; während ein drohender Gletscher, unmittelbar dahinter, eine große Masse Fels und Erde von den Gebirgen, aus welchen er sich erhebt, ablöst, hinreichend, um selbst die wenig denkenden Wilden von seinem allmäligen Vorrücken zu überzeugen.

Alle zeigten die größte Freude, da sie uns sahen, und als wir uns den Hütten näherten, hielten die Frauen und Kinder ihre Arme in die Luft empor und schrieen unaufhörlich „pilletay" (Gieb mir). Die Männer waren ruhiger, verloren aber keine Gelegenheit, weder wenn wir es ablehnten, mit ihnen zu handeln, noch wenn sie einen kleinen Dienst erwiesen hatten, „pilletay" in einem bittenden Ton zu wiederholen.

Wir gingen um alle Zelte herum und traten in einige derselben ein, wobei wir jedes Metallstückchen prüften. Unser Besuch war ganz unerwartet; sie hatten nur zwei Schlitten, und man erzählte

uns, daß sie das Holz dazu von einem Wrack vom südlichen Theile der Ponds-Bay genommen hatten. Unter den Stangen, welche die Zelte trugen, bemerkten wir ein bemaltes Ruder von Tannenholz; einige Stücke von Eisenhufen und wenige Zinndeckel, von welchen einer „Goldner" gestempelt war, vollendeten ihren Vorrath von europäischen Artikeln.

Petersen fragte alle Männer einzeln, was sie von Schiffen oder Wracks wüßten, aber keiner hatte westwärts von hier von solchen gehört. Wir veranlaßten sie einzeln und zusammen, uns Karten der verschiedenen ihnen bekannten Küsten zu zeichnen und darauf die Stellen anzugeben, auf welchen sie Wracks gesehen. Die beiden Häuptlinge „Noo-luk" und „A-wah-lah" machten sich mir bekannt und sandten, als wir uns zur Ruhe begeben wollten, die andern fort, welche sich um unser Zelt gedrängt hatten. Alle diese Eingeborenen sahen besser, reiner und kräftiger aus, als ich sie zu finden gehofft hatte. A-wah-lah war früher in Igloolik, einer andern Eskimo-Dorfschaft gewesen; eine von seinen Weibern — denn jeder Häuptling hat deren zwei — hat einen Bruder dort. Ich breitete eine große Papierrolle auf einem Felsen aus und veranlaßte ihn, zuerst den Land- und dann den Küstenweg nach Igloolik zu zeichnen. Dies neue Verfahren versammelte die ganze Bevölkerung um uns. A-wah-lah wandte sich immer an die Andern, wenn sein Gedächtniß ihn im Stich ließ, und zuletzt wurde die Karte zur allgemeinen Zufriedenheit vollendet. Als ich ihm das Messer gab, welches ich ihm zur Belohnung versprochen hatte, und ein anderes für seine Frau hinzufügte, sprang er auf den Felsen, schwang die Messer in seinen Händen, schrie und tanzte mit ungeheuerlichen Freudenäußerungen. Er war ein sehr schönes Exemplar seiner Race, kräftig, voll Muth, Energie und thierischen Feuers, und obendrein ein bewunderungswürdiger Mimiker. Die ganze Bevölkerung bestand nur aus fünfundzwanzig Seelen, 9 Männer, die Uebrigen Weiber und Kinder. Die Männer waren ziemlich Alle von gleicher Höhe, 5' 5"; sie beeiferten sich, unsere Fragen zu beantworten und theilten uns alle Kenntnisse mit, über die sie in geographischer Hinsicht zu verfügen hatten. Nachdem wir Geschenke an alle Weiber und Kinder vertheilt und einige kleine Einkäufe bei den Männern gemacht hatten, kehrten wir am nächsten Tage zu unserm Schiff zurück.

Wir unterhielten den Verkehr mit diesen Eskimos, und waren nicht wenig erstaunt, daß dieser entfernte Stamm etwas von Dr. Rae's Expedition wußte, aber leider auch nicht weniger enttäuscht, zu finden, daß sie Nichts von Franklin wußten. Wir forschten sie sorgfältig und wiederholt aus, aber sie hatten offenbar von weißen

Leuten westwärts oder davon, daß sie dort umgekommen seien, nichts gehört.

Mitte August hielten wir bei Beechey-Eiland an, und hier stellten wir die Marmortafel auf, welche von Lady Franklin mit der amerikanischen Expedition von 1855 unter Kapitän Hardstein zu dem Zweck ausgesandt worden war, um in Beechey-Eiland aufgerichtet zu werden. Umstände verhinderten die Amerikaner, diesen freundlichen Dienst zu vollführen, und es fiel mir zu, diesen Denkstein auf die ursprünglich für ihn bestimmte Stelle zu bringen. Ich stellte das Monument auf jenen Platz, wo schon der Grabstein steht, welcher die Namen derjenigen trägt, die in der Regierungs-Expedition unter Sir Edward Belcher umgekommen waren. Hier steht auch eine kleine Gedenktafel zur Erinnerung an Lieutenant Bellot. Ich hätte für Lady Franklins Stein keinen passenderen Ort finden können.

Die Inschrift lautet folgendermaßen:

„Dem Andenken Franklin's, Crozier's, Fitzjames' und aller der tapferen Offiziere und getreuen Gefährten, die gelitten haben und umgekommen sind zur Ehre der Wissenschaft und im Dienst ihres Vaterlandes. Diese Tafel ist errichtet in der Nähe des Ortes, wo sie ihren ersten arktischen Winter zubrachten, und von wo sie weiter zogen, um Schwierigkeiten zu besiegen oder zu sterben. Es soll erinnern an den Kummer ihrer bewundernden Landsleute und Freunde, und an den durch Glauben gemilderten Schmerz derjenigen, welche in dem heldenmüthigen Führer der Expedition den treusten und liebevollsten der Gatten verloren hat. — Und so bringt Er sie in den Hafen, woselbst sie sein wollten. 1855."

Bis dahin war Alles, was wir gesehen, gehört und erlebt hatten, nur eine Vorbereitung zu dem Zweck unsrer Reise, der eigentliche interessante und bedeutende Theil derselben sollte erst beginnen. Erst von hier ab konnten wir die Spuren der verlorenen Schiffe verfolgen.

Am 16. August segelten wir von Beechey-Eiland und landeten am Abend bei Cap Hothan. Ein kleines Depot von Vorräthen und drei Böte waren von früheren Expeditionen hier zurückgelassen worden. Das Depot war ganz zerstört, mit Ausnahme von zwei 1850 gelandeten Kasten. Die Böte waren gesund, aber verschiedene Ruder, welche aufrecht gebunden waren, fanden wir von den Bären zerbrochen, da diese Thiere, wie es scheint, eine entschiedene Abneigung gegen Alles haben, was aufrecht steht. Fragmente des Depots und der zerbrochenen Ruder waren nach allen Richtungen hin herumgestreut; zahlreiche Erinnerungen wurden gefunden, den

jüngsten von ihnen wurden ein paar Zeilen hinzugefügt, daß wir zwei von den Wallfischböten mitgenommen hätten, das eine, um es in Port Leopold zu lassen, das andere, um ein eigenes zu ersetzen, welches vom Eise zerdrückt worden war.

Am 19ten ankerten wir in Port Leopold; das Wasser war ganz frei von Eis. Wie erstaunlich nackt sah das Land aus; es ist kahler als Beechey-Eiland, während die Felsen weniger Fossilien enthalten. Obgleich der Flaggenstab auf der Spitze des Nordost-Caps noch stand, so war doch der, welcher am Wasser errichtet worden und fast das ganze Zimmerwerk des Hauses umgefallen. Die Vorräthe schienen gesund zu sein, aber wurden nicht genauer untersucht. Das Wallfischboot, welches wir von Cap Hothan mitgenommen hatten, wurde hier an's Land gesetzt, und eine Erinnerung an unsere Reise den vielen hinzugefügt, welche sich hier in den letzten zehn Jahren aufgehäuft haben. Einige Steinkohlen und andere Kleinigkeiten, welche uns nützlich waren, während sie hier verkamen, wurden an Bord genommen, und am Abend gingen wir weiter mit vermehrten Hülfsmitteln und einem durch das sichere Depot in unserm Rücken erhöhten Zutrauen. Auch die freudige Ahnung, daß wir bald das Ziel unsrer lange verzögerten Hoffnungen erreichen würden, erhob uns. Wir hatten das Gefühl, daß die Krisis unsrer Reise sich nähere. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußten wir in wenigen Tagen die westliche See erreicht haben.

Am 23sten ankerten wir in einem schönen Hafen von Bellot-Bay. Zwei Pläne beschäftigten nun meine Gedanken, beide entsprangen aus der Ueberzeugung, daß wir wahrscheinlich genöthigt sein würden, östlich von der Bellot-Straße zu überwintern. Der wichtigste von diesen Plänen war, eine Reihe von Thälern, eine Kette von Seen oder ununterbrochenes Flachland zu finden, welche wir als Schlittenroute nach der westlichen Küste benutzen könnten, um auf derselben Provisionen zu Depots in diesem Herbste zu befördern. Der andere Plan, an dessen Ausführung wir sogleich gingen, war, ein kleines Provisions-Depot sechzig oder siebenzig Meilen südwärts zu bringen, um unsere Communication mit den Eskimos entweder in diesem Herbst oder im nächsten Frühling zu erleichtern.

Da mir nun sehr viel daran gelegen sein mußte, den Zustand des Eises in der westlichen See, auf welcher unsere Hoffnung so gänzlich beruhte, kennen zu lernen, machte ich am 1. September eine Bootfahrt durch die Bellot-Straße, soweit das Eis es erlaubte, und erklomm nicht ohne große Gefahr die Felsspitzen. Ich hatte einen glänzenden Blick westwärts, und zwischen den Hügeln einige

Blicke von der blauen östlichen See. Lange und besorgt überschaute ich See, Eis und Land im Westen, und konnte da schon nicht umhin, im Voraus zu fühlen, daß wir in der Gegend, die wir bis dahin erreicht hatten, für dies Mal überwintern müßten. — Schon um Mitte September sollte sich diese Ahnung bestätigen. Wir gingen nun daran, unsere Schlitten-Expedition zu organisiren; mein Plan umfaßte drei besondere Routen und Gesellschaften, jede von vier Mann. Jede Gesellschaft erhielt einen Hundeschlitten und Kutscher; Hobson, Young und ich sollten sie führen.

Meine Reise sollte nach dem großen Fischstrom gehen, um die Küsten von King-Williams-Land bei dem Hin- und Hermarsch zu untersuchen. Petersen sollte mit mir gehen. Hobson sollte an die westliche Küste und Young südwestlich ziehen; unsere wahrscheinliche Abwesenheit ward auf 60 oder 70 Tage vom 20. März ab berechnet.

Auf diese Weise hoffte ich, daß wir die Franklin-Expedition und die geographische Entdeckung des arktischen Amerikas vollenden würden, und zugleich konnte es auch nicht fehlen, eine Spur, eine Reliquie oder wichtige Erinnerungen von denen zu finden, deren geheimnißvolles Schicksal zu entdecken der große Gegenstand aller unserer Mühen war.

Langsam vergingen die Wintertage. Am 26. Januar erschien ein Theil von der Sonnenscheibe über dem Horizonte wieder, etwas geschwollen und entstellt von der nebligen Atmosphäre, aber dennoch segensreich zu uns schauend. Ich war gerade auf der felsigen Hügelseite beschäftigt, als die Sonne also in Sicht kam; meine Augen ruhten gefesselt auf der großartigen Erscheinung, und maßen die Umrisse unseres zurückkehrenden Freundes. Hoffnung und Verheißung mischten sich in seinem glänzenden Blicke. Muthig stieg ich weiter und mit elastischerem Schritte, denn nun schien die Sonne von 1859 auf die ganze Natur um mich, und der Anfang unserer Schlitten-Expedition ward auf Mitte Februar festgesetzt.

V.

Am Morgen des 17. Februar war das Wetter erträglich genug, um abzureisen. Youngs Gesellschaft und die meine trennten sich. Ich ging am langen See hinunter und wir bauten unsere Schneehütten auf der westlichen Küste. Am dritten Tage unseres Marsches wurden die meisten unsrer Hunde lahm und bekamen schlimme Füße; ich warf einen Theil der Vorräthe fort, trotzdem aber konnten wir nicht mehr als 15 bis 18 Meilen täglich machen. Wir gingen natürlich, so daß die Hunde nur die Vorräthe und das Zeltzeug zu ziehen hatten; dennoch wurden sie wegen der schlechten Beschaffenheit des schneebedeckten Bodens oft unfähig weiter zu kommen. Unsere Ausrüstung bestand aus einem sehr kleinen Leinenzelt, aus einer wasserdichten Fußbedeckung und Filzkleidern; außer diesen hatte Jedermann einen Sack mit Bettdecken und ein Paar Pelzstiefeln. Der tägliche Gebrauch war folgendermaßen: Ich ging voran, Petersen und Thompson folgten, ihre Schlitten führend, und in dieser Weise trabten wir 8 oder 10 Stunden ohne Aufenthalt vorwärts. Wenn wir für die Nacht Halt machten, sägten Thompson und ich die Schneeblöcke ab und trugen sie zu Petersen, der als Baumeister fungirte. Die eine oder zwei Stunden, welche vergingen, ehe das Gebäude aufgerichtet, waren die unangenehmsten des ganzen Tagewerkes, denn da wir schon so sehr müde waren und der Ruhe begehrten, so erstarrten wir noch obendrein, während wir draußen standen. Wenn die Hütte fertig war, wurden die Hunde gefüttert, und hierbei war die größte Schwierigkeit, den schwächeren Theil derselben ihre volle Portion von der Mahlzeit zu sichern. Dann wurden die Schlitten ausgepackt, und die Vorräthe, der Schlafapparat, sogar das Lederzeug von den Schlitten, damit die Hunde nicht versucht wurden, es aufzufressen, in die Hütte gebracht. Die Thür ward nun mit Schnee blokirt, der Kochapparat angezündet, das Fußzeug gewechselt, das Tagebuch geschrieben, die Uhren aufgezogen, die Pfeifen gestopft und die Verdienste der einzelnen Hunde erörtert, bis das Essen fertig war. Nachdem dieses verschlungen, ward das Oberzeug angezogen und dann ging's zum Schlaf.

Am nächsten Morgen kam das Frühstück, dann die Schwierigkeit, in die gefrornen Schuhe zu kommen, worauf die Schlitten gepackt wurden und der Marsch begann.

In diesen kleinen Hütten schliefen wir gewöhnlich warm genug, obwohl später, als die Tücher und Kleider mit Eis beladen waren,

wir die Kälte doch zu spüren anfingen. Wenn unsere niedrige Thür sorgfältig mit Schneeblöcken ausgefüllt war und der Kochapparat brannte, stieg die Temperatur schnell so hoch, daß die Wände feucht wurden und unser Bettzeug aufthaute, aber wenn das Kochen vorbei oder die Thür nur ein ganz klein wenig offen stand, fiel sie eben so rasch wieder, so daß es unmöglich war zu schlafen oder den Theenapf zu halten, ohne unsere Faufthandschuhe anzuziehen, so durchdringend war die Kälte.

Am 1. März sahen wir die ersten Eskimos. Es waren ihrer vier, die wir in der Ferne vorüberziehen sahen. Petersen und ich hingen sofort unsere Revolver um und gingen hinter ihnen her. Die Eingebornen hielten, machten ihre Hunde fest, legten ihre Speere nieder und empfingen uns ohne jedes Zeichen von Erstaunen. Sie erzählten uns, daß sie auf einer Seehundsjagd auf dem Eise gewesen seien und nun heimkehrten. Wir machten ihnen den Vorschlag, mit ihnen zu gehen, und Alles war bald wieder in Bewegung. Aber eine Stunde später ging die Sonne unter und wir erfuhren, daß ihr Schneedorf, welches aus acht Hütten bestand, noch eine gute Strecke entfernt sei; deshalb mietheten wir sie gegen den Lohn einer Nadel für jeden Eskimo, uns eine Hütte zu bauen, mit welcher sie in einer Stunde fertig wurden, und in derselben übernachteten wir Alle.

Wir gaben ihnen zu verstehen, daß wir gerne mit ihnen handeln möchten, und nahten uns dem wirklichen Gegenstand unseres Besuchs nur vorsichtig. Ein Matrosenknopf an einem von ihren Kleidern gab die Gelegenheit. Er stamme, sagten sie, von einigen weißen Leuten, welche auf einer Insel umgekommen seien, woselbst es Salme gäbe (d. h. in einem Strom), und daß das Eisen, von welchem sie ihr Messer gemacht hätten, von demselben Platz gekommen sei. Einer von diesen Männern sagte, er sei nach dem Eiland gegangen, um Holz und Eisen zu holen, aber keiner von ihnen hatte die weißen Leute gesehen.

Diese Eskimos hatten nichts zu essen und kein anderes Zeug, als ihre gewöhnlichen Doppelkleider von Pelz. Sie wollten unseren Schiffszwieback und unser Pökelfleisch nicht essen, nahmen jedoch eine kleine Quantität Bärenspeck und etwas Wasser. Sie schliefen in einer sitzenden Stellung, mit ihren Köpfen auf die Brust gelehnt.

Am nächsten Morgen reisten wir zehn Meilen weiter und kamen dicht an das Cap Victoria; über dieses hinaus wollte ich nicht gehen, so sehr sie es auch wünschten. Sie bauten uns daher eine bequeme Schneehütte in einer halben Stunde, worauf wir ihnen unsere Handelsartikel: Messer, Feilen, Nadeln, Scheeren, Perlen u. s. w. zeigten, unsern Wunsch, mit ihnen zu handeln, ausdrückten

und ihnen versprachen, Alles zu kaufen, was den umgekommenen weißen Männern gehört habe, wenn sie am andern Morgen zu uns kommen wollten. Trotzdem das Wetter stürmisch und bitter kalt war, zogen zwei der Eingebornen ihre Oberkleider von Rennthierfell aus und vertauschten sie jeder gegen ein Messer.

Am andern Morgen kam die ganze Dorfbewohnerschaft an, ungefähr fünfunddierzig Seelen von alten Leuten bis zu Kindern auf dem Arme, und ein lebhafter Tauschhandel begann. Zuerst und vor Allem kauften wir die Reliquien der verlorenen Expedition, welche aus sechs silbernen Löffeln und Gabeln, einer silbernen Medaille, einem Stück von einer goldenen Kette, verschiedenen Knöpfen und Messern, welche aus dem Eisen und Holz des Wracks gemacht waren, so wie verschiedenen Pfeilen und Bogen bestanden. Keiner von diesen Leuten hatte die Weißen gesehen. Ein Mann sagte, daß er ihre Gebeine auf dem Eilande, wo sie gestorben seien, gesehen habe, aber einige seien begraben gewesen. Petersen erfuhr auch von ihm, daß das Boot vom Eis zerdrückt worden sei. Fast Alle hatten Theil an der Beute genommen.

Diese Eskimos waren alle in Rennthierzeug wohl gekleidet und sahen rein aus; sie schienen Ueberfluß an Nahrungsmitteln zu haben, aber kaum ein Stück Holz war unter ihnen zu sehen, welches nicht von der verlorenen Expedition gekommen war. Ihre Schlitten, mit Ausnahme eines einzigen, welcher aus einem Bootkiel gemacht zu sein schien, waren elende kleine Dinger, welche aus zwei gefrorenen, mit Eis bedeckten Hautrollen bestanden, die durch Knochen, anstatt der Kreuzbalken an einander befestigt waren. Die Männer waren kräftige, muthige Gesellen, und die Weiber ausgefeimte Diebe, aber alle zusammen von guter Laune und freundlich. Die Frauen waren, bis auf diese Dieberei, ganz treuherzige Geschöpfe, und in den Manieren einiger von ihnen war eine Lebendigkeit und Anmuth, die uns bald mit diesen arktischen Exemplaren des schönen Geschlechtes versöhnte. Sie hatten schöne Augen und Zähne, kleine Hände, und die jungen Mädchen hatten einen frischen rosigen Schimmer, welcher nicht oft zusammen mit olivenfarbigen Gesichtern gesehen wird.

Die Eskimomütter tragen ihre Kinder auf dem Rücken in ihren großen Pelzkleidern. Während ich damit beschäftigt war, die silbernen Löffeln und Gabeln, welche zur Franklin-Expedition gehört hatten, gegen ein paar Nadeln oder ein Messer einzutauschen, zog eine alte hartnäckige Dame, nachdem sie Alles, was sie möglicherweise von mir für sich selber verlangen konnte, erhalten hatte, ihr Kind bei dem Arm aus ihrem Pelz heraus und hielt das arme kleine Geschöpf — denn es war vollständig nackt — im Sturme vor mir hin, wobei die Temperatur 60° unter dem Gefrierpunkt war.

Petersen belehrte mich, daß sie für ihr Kind um eine Nadel bitte. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich ihr so rasch als möglich eine gab; aber es verfloß hinreichende Zeit, bevor das Kind wieder in seinen Pelz zurückgesteckt wurde, so daß ich bei dieser Temperatur wirklich für seine Sicherheit zitterte. Die Eingebornen jedoch schienen nichts bei dieser grausamen Gefährdung eines nackten Säuglings zu empfinden, was wie Angst aussah.

Nun kehrten wir mit aller möglichen Eile zum Schiff zurück, aber wegen des Sturmes kamen wir nicht vor dem 14. März an Bord. Auf dieser Reise von 25 Tagen hatten wir 360 geographische Meilen gemacht und die Entdeckung der Küstenlinie des continentalen Amerika's vollendet, wodurch wir zugleich über 20 Meilen zu unsern Karten hinzugefügt hatten.

Kapitän Allen Young und seine Gesellschaft waren am 3. März an Bord zurückgekommen, nachdem sie ihr Depot auf der Küste des Prince-of-Wales-Land ungefähr 70 Meilen südwestlich vom Schiff niedergelegt hatten.

Am 2. April begaben sich Hobson und ich auf eine neue Reise. Mr. Petersen offerirte seine Dienste als Hundetreiber, ein Anerbieten, welches zu schätzbar war, um abgelehnt zu werden. Die Prozession sah sehr imposant aus. Sie bestand aus fünf Schlitten, zwölf Mann und siebzehn Hunden, letztere von jeder Gestalt und Größe. Das Schiff hißte die Royal Harwich-Yacht-Flagge auf und unsere Schlitten entfalteten ihre lustigen seidenen Banner. Das meinige war ein sehr schönes, welches mir Lady Franklin geschenkt hatte; es trug ihren Namen in weißen Buchstaben auf rothem Grunde, und war mit weißer Stickerei eingefaßt. Es war von den Schwestern des Kapitän Collinson gearbeitet worden.

Da die Leute an diese Art Arbeit nicht gewöhnt und die Schlitten schwer beladen waren, so war unser Marsch ermüdend und langsam. Wir campirten die Nacht auf dem langen See. Am zweiten Tage erreichten wir die westliche See, und am dritten, unterstützt von unsern Schlittensegeln, kamen wir einige Meilen über Arcedeckne-Eiland hinaus.

Die Temperatur blieb niedrig, oft 30° unter Null, zu Zeiten mit schneidendem Nordwind, glänzend strahlender Sonne und unerträglich blendendem Schnee. Obgleich wir farbige Brillen trugen, so litten wir alle doch an entzündeten Augen; unsere Gesichter waren geschwollen, Lippen und Hände aufgesprungen. Niemals wurden Männer von den vereinigten Wirkungen glänzender Sonne und bitterlich kalter Winde mehr entstellt.

Am 20. April, unter 70,5° nördlicher Breite, trafen wir zwei eingeborene Familien, welche aus zwölf Individuen bestanden. Ihre Schneehütten waren auf dem Eise ¾ Meile von der Küste, und ihr

Geschäft war die Seehundsjagd. Es waren dieselben Leute, mit welchen ich im Februar am Cap Victoria verhandelt hatte. Der Eingang in ihre Hütten war gerade hoch genug, um hineinzukommen, wenn man auf Händen und Füßen kroch. Ein Eisstück im Dache ließ hinreichendes Licht hinein. Eine Schneebank, zwei Fuß hoch und den halben Raum jeder Hütte einnehmend, war mit Rennthierfellen bedeckt und bildete das Familienbett. Eine viereckige Schneebank diente als Küchentisch, und unmittelbar daran saß die Hausfrau, welche die Steinlampe und das steinerne Kochgeschirr besorgte. Die Lampe war ein flaches, offenes Gefäß, die Nahrung Seehundsöl und der Docht trockenes Moos. Sie schlug mit einem Stück von einer Eisenfeile Feuer, und ich kaufte es ihr ab, weil es mit dem Regierungsstempel gezeichnet war.

Wir sahen zwei große Schneeschaufeln, welche aus Mahagoniholz gemacht waren, einige lange Speergriffe, einen Bogen von englischem Holze, zwei Zinnbüchsen und eine Bretterkiste, welche einst ein großes Teleskop oder einen Barometer enthalten haben mochte.

Ich kaufte auch ein Messer mit einigen unkenntlich gewordenen Schiffszeichen. Der Mann, von dem wir es kauften, erzählte uns, daß es an der Küste gefunden worden, in deren Nähe ein Schiff gestrandet lag, daß es damals ungefähr so lang gewesen, wie sein Arm, daß sie es aber hernach zerbrochen hätten, um kleine Messer daraus zu machen.

Auf weitere Nachfrage erfuhren wir, daß zwei Schiffe von den Eingebornen von King-Williams-Eiland gesehen worden seien; eines derselben hätten sie in tiefes Wasser versinken sehen, so daß man, worüber sie ihr großes Bedauern ausdrückten, keine Beute mehr davon hätte erlangen können. Aber das andere war vom Eis an's Land getrieben worden, wo es zusammengebrochen noch liegen müsse. Von diesem Schiffe hatten sie ihr meistes Holz erhalten, und Oot-loo-lik ist der Name des Platzes, wo es auf den Grund kam. Früher hätten viele Eingeborene dort gelebt, jetzt aber seien nur noch wenige zurückgeblieben. Alle diese Eingeborene hätten viel von dem Holze weggenommen.

Der größte Theil dieser Nachrichten ward uns von dem jungen Mann gegeben, welcher sein Messer an uns verkauft hatte. Der Alte, welcher mir im März die rohe Karte gezeichnet hatte, um mir zu zeigen, wo das Schiff gesunken sei, beantwortete nun auch unsere Fragen in Bezug auf das an's Land Getriebene. Bei der früheren Gelegenheit that er desselben keine Erwähnung, obgleich wir ihn oft genug fragten, ob er denn nur von einem Schiffe wisse. Ich glaube, er würde uns sehr gern in Unwissenheit über das an ihre Küsten geworfene Wrack erhalten haben, und der

junge Mann hatte uns eigentlich nur in seiner Dummheit damit bekannt gemacht.

Der letztere erzählte uns auch, daß die Leiche eines Menschen an Bord des Schiffes gefunden worden sei; daß er ein sehr großer Mann gewesen sein müsse und lange Zähne gehabt habe. Dies sei Alles, was er sich erinnere, erzählen gehört zu haben, da er damals noch ein Kind gewesen sei.

Beide erzählten uns darauf, daß es im abnehmenden Jahr, d. h. in ihrer Sprache August oder September gewesen sei, wo die Schiffe scheiterten, daß alle die weißen Männer nach dem „großen Strome" gegangen seien, ein oder zwei Böte mit sich genommen hätten, und daß im folgenden Winter ihre Gebeine dort gefunden worden seien.

Die Nachricht, welche beide vermißte Schiffe betraf, war hochwichtig, es war unsere Aufgabe, womöglich das gestrandete Schiff zu entdecken.

Früh am 28. April erreichten wir Cap Victoria; hier trennte sich Hobson von mir. Er zog direkt nach Cap Felix auf King-Williams-Land, während ich eine mehr südliche Richtung einhalten wollte.

Ich gab ihm Ordre, die Westküste von King-Williams-Eiland entlang nach dem gestrandeten Schiff und Reliquien desselben zu suchen, und nach der auf solche Weise oder von den Eingebornen erlangten Unterweisung zu handeln. Wir aber setzten unsere Reise mit dem besten Muthe fort.

VI.

Bis zum 19. Mai wanderten wir, ehe wir an Umkehr dachten, dann erst traten wir die Rückreise zum Schiffe an. Wir hatten Muße genug, die Ostküste zu erforschen, ohne Etwas zu finden. Am 24. Mai kreuzten wir nach King-Williams-Eiland hinüber, und untersuchten nun die Südküste ebenso genau. Auf einem hervorragenden Punkte, westwärts von Point Gladman, ward ein Grabhügel, etwa fünf Fuß hoch, gesehen, welcher, obgleich sein Ansehen nicht neu war, doch bis auf den Grund niedergerissen ward und Stein für Stein genau geprüft, ohne daß wir Etwas entdeckten.

Wir waren nun an der Küste, längs welcher die zurückziehende Schiffsmannschaft marschirt sein mußte. Meine Schlitten fuhren auf dem See-Eis dicht an der Küste, und obwohl die Tiefe des Schnees, welcher den Strand bedeckte, uns fast jede Hoffnung beraubte, so sahen wir doch scharf nach etwaigen Spuren aus, und blieben jetzt auch nicht ohne Erfolg. Kurz nach Mitternacht am 25. Mai, als ich langsam über einen Kieshügel die Küste entlang wanderte, welcher durch die Winde frei von Schnee gehalten ward, stieß ich auf einen menschlichen Leichnam, zum Theil nackt, nur mit wenigen Kleiderfetzen hier und dort bedeckt, die durch den Schnee sichtbar wurden. Das Skelett — nun vollständig gebleicht — lag auf seinem Gesicht, die Beine und kleineren Gliedmaßen entweder von ihm getrennt oder von Thieren fortgenagt.

Die sorgfältigste Untersuchung an Ort und Stelle ward sogleich vorgenommen, der Schnee weggeschafft und jeder Kleiderfetzen aufgesammelt. Ein Taschenbuch gewährte starke Hoffnungen, daß irgend welche Nachrichten über den unglücklichen Eigenthümer desselben, sowie über den unseligen Marsch der verlorenen Schiffmannschaft entnommen werden könnte, doch zur Zeit war es hart gefroren.

Das Schlachtopfer war ein junger Mann, fein gebaut und vielleicht über die gewöhnliche Größe; das Zeug schien das eines Offizierdieners oder Aufwärters zu sein, da der leichte Knoten, in welchen sein Halstuch geschlungen war, weder von Matrosen noch Offizieren getragen wird. In jeder Einzelnheit bestätigte das Zeug unsere Vermuthung. — Wir fanden auch eine Kleiderbürste in der Nähe und einen Taschenkamm von Horn. Dieser arme Mann schien den nackten Hügelrücken gewählt zu haben, als denjenigen, der den letzten mühsamen Pfad gewährte, und dann auf sein Gesicht gefallen zu sein, in der Lage, in welcher wir ihn fanden.

Es war eine traurige Wahrheit, welche das alte Weib sprach, wenn sie sagte: „sie fielen nieder und starben, indem sie dahinzogen.“

Ich glaube nicht, daß die Eskimos dieses Skelett entdeckt haben, sie würden sonst die Bürste und den Kamm weggenommen haben. Aberglaube hält sie zwar ab, die Ruhe ihrer eigenen Todten zu stören, aber doch nicht, sich das Eigenthum weißer Männer anzueignen, wenn es ihnen nur im Geringsten nützlich sein könnte. Dr. Rae erhielt ein Stück Flanell, gezeichnet „F. D. V. 1845“, von den Eskimos der Boothill- oder Repulse-Bay; es war ohne Zweifel ein Theil von des armen Des Voeux's Kleidern gewesen.

Die Nachrichten, welche Dr. Rae erhielt, stammten meist aus zweiter Hand von den Fischstrom-Eskimos, und dürfen nicht ver-

mischt werden mit denen, welche wir von den Eskimos der King-Williams-Insel hörten. Diese Leute erzählten uns, daß sie die Leichname der weißen Männer erst im folgenden Winter gefunden hätten. Dies ist wahrscheinlich richtig, da sie blos im Winter und Frühling über Land zu der Westküste reisen können, wo sie denn auch diese Wanderung an der Küste hinunter machen, um Seehunde und Bären zu suchen.

Die Ueberreste derer, die im Fischstrom starben, mögen im Sommer, kurz nach ihrem Hinscheiden entdeckt worden sein.

An der Südküste von King-Williams-Land sowohl, als auch auf dem Festland ward ich in meiner Hoffnung, Eingeborene zu finden, auf's Traurigste enttäuscht. Wir fanden nur sechs oder acht verlassene Schneehütten, welche anzeigten, daß sie kürzlich hier gewesen, und deswegen war um so weniger Wahrscheinlichkeit, sie auf unserer Weiterreise zu treffen, da die Jahreszeit bereits gekommen war, wo sie die Ströme und die Lieblingsaufenhalte der Rennthiere bei ihrer Wanderung gegen Norden aufsuchen.

Hobson indessen war an der Westküste, und ich hoffte eine für mich zurückgelassene Note bei Cap Herschel mit irgend welchen günstigen Nachrichten zu finden. Dahin also richtete ich unsere Reise. Der Gipfel von Cap Herschel ist ungefähr 150 Fuß hoch, wir fanden allerdings einen Steinaufwurf darauf, den wir sorgsam umwühlten, aber ohne Etwas zu finden. Mit dem Gefühle tiefen Bedauerns und empfindlicher Täuschung verließ ich diesen Ort, ohne auch nur die geringste Spur von den Märtyrern gefunden zu haben, die für die Ehre ihres Vaterlandes gestorben. Es giebt in der ganzen weiten Welt nur wenig Orte, die der Erinnerung englischer Seeleute heiliger sind, als dieser Steinaufwurf auf Cap Herschel.

Einige Meilen hinter Cap Herschel wird die Küste sehr flach; viele Inselchen und Landflecke liegen weit ab von der Küste; indem wir weitergingen, kamen wir an Blöcke von ungewöhnlich schwerem Eis, welche uns zeigten, daß wir nun auf einem Strich der Küstenlinie reisten, welcher dem Wetter mehr ausgesetzt sei. Aber wir nahten uns einem Fleck, wo eine Enthüllung von allerhöchstem Interesse mich erwartete.

Ungefähr 12 Meilen von Cap Herschel fand ich einen kleinen Steinhaufen, der von Hobson's Parthie gebaut worden war und eine Note für mich enthielt. Er hatte diesen, seinen äußersten Punkt vor sechs Tagen erreicht, ohne etwas von dem Wrack gesehen zu haben; aber er hatte eine Aufzeichnung — die so lange und so sehnsüchtig gesuchte Aufzeichnung der Franklin-Expedition — an Point Victory, an der Nordwestküste von King-Williams-Land gefunden.

Diese Aufzeichnung ist in der That eine traurige und ergreifende Reliquie unsrer verlorenen Freunde, und um seinen Inhalt zu vereinfachen, will ich die doppelte Geschichte, die es so kurz erzählt, einzeln darlegen.

Zuerst und vor Allem: das Blatt war eins jener gedruckten Formulare, welche gewöhnlich den Entdeckungsschiffen mitgegeben werden zu dem Zweck, in Flaschen eingeschlossen und auf See über Bord geworfen zu werden, um die Richtung des Stromes zu vergewissern, indem Platz für Datum und Ort leer gelassen wird; Jedermann, der es findet, wird gebeten, es dem Sekretär der Admiralität in London mit einer Bemerkung über Zeit und Ort einzusenden; und diese Bitte ist in sechs Sprachen: Englisch, Französisch, Spanisch, Holländisch, Dänisch und Deutsch gedruckt. Die deutsche Version lautet buchstäblich also:

„Wer diesen Zettel findet, wird hier- durch ersucht denselben an den Secretair des Admiralitets in London einzusenden, mit gefällige angabe an welchen ort und zu welcher zeit er gefundet worden ist."

Auf diesen Zettel nun, den ich bei Cap Herschel fand, war — dem Anschein nach von Lieutenant Gore — Folgendes geschrieben:

„28 Mai 1847. Ihrer Majestät Schiffe Erebus und Terror überwinterten im Eise unter 70° 05′ nördlicher Breite und 98° 23′ westlicher Länge.

„Ueberwintert 1846—7 bei Beechey-Eiland, unter 74° 43′ 28″ nördlicher Breite, 91° 39′ 15″ westlicher Länge, nachdem wir Wellington-Kanal bis 77° Breite hinaufgefahren waren und an der Westseite von Cornwallis-Eiland zurückkehrten.

„Sir John Franklin kommandirt die Expedition.

„Alles wohl.

„Eine Mannschaft, bestehend aus zwei Offizieren und sechs Matrosen verließ die Schiffe Montag, 24. Mai 1847.

„Gm. Gore, Lieutenant.

„Chas. F. Des Voeux, Obersteuermann."

In diesem Dokument ist ein Irrthum; nämlich, daß der Erebus und Terror bei Beechey-Eiland 1846—7 überwinterten; das richtige Datum war 1845—6; ein Blick auf das Datum am Anfang und Ende des Papiers beweist das; aber in jeder andern Hinsicht ist die Erzählung ihres wunderbaren Erfolgs bis zum Mai 1847 in so wenig Worten als möglich erzählt.

Wir finden, daß nachdem die letzte Nachricht von Sir John Franklin, datirt vom Juli 1845, durch die Wallfischfänger in Mel-

ville-Bay zu uns gekommen war, seine Expedition sich nach Lancaster-Sund bewegte und in den Wellington-Kanal einlief, dessen südliche Oeffnung von Sir Edward Parry 1819 entdeckt worden war. Der Erebus und Terror segelten die Straße 150 Meilen weit hinauf, und erreichten im Herbst 1845 dieselbe Breite, die acht Jahre später durch Ihrer Majestät Schiffe „Assistance" und „Pionier" erreicht worden war. Ob Franklin beabsichtigte seinen nördlichen Kurs fortzusetzen, und nur durch das Eis jener Breite von 77° N. aufgehalten worden war, oder ob er absichtlich eine Route aufgab, welche von den bekannten Seen an der Küste von Amerika abführte, bleibt zweifelhaft; aber darüber giebt das Dokument uns Sicherheit, daß Sir John Franklin's Expedition, nachdem sie diese Gegend erforscht, von dem 77° nördlicher Breite südwärts zurückkehrten und wieder in die Barrow-Straße durch einen neuen Kanal zwischen Bathurst- und Cornwallis-Eiland einlief.

Selten war ein so außerordentlicher Erfolg einem arktischen Seefahrer auf einmal gewährt worden, und als der Erebus und Terror für den kommenden Winter 1845—6 bei Beechey-Eiland sicher gelegt waren, mußten die Resultate ihrer ersten Jahresarbeit im höchsten Grade aufmunternd gewesen sein. Diese Resultate bestanden in der Erforschung des Wellington- und Queen-Kanals, und die Hinzufügung des ausgedehnten Landes auf jeder Seite zu unsern Karten. Im Jahre 1846 schritten sie nach Südwest vor, und erreichten wahrscheinlich bis auf zwölf Meilen das äußerste Nordende von King-Williams-Land, als ihre Weiterreise durch den nahenden Winter von 1846—7 aufgehalten ward. Der Winter scheint ohne beträchtlichen Verlust vergangen zu sein, und als im Frühling Lieutenant Gore mit einer Gesellschaft für irgend welchen Zweck aufbrach, wahrscheinlich, um die Landverbindung der unbekannten Küstenlinie zwischen Point Victory und Cap Herschel zu erforschen, da waren die Uebrigen an Bord des Erebus und Terror „alle wohl" und der tapfere Franklin kommandirte.

Aber ach! — rund um den Rand des Papiers, auf welches Lieutenant Gore 1847 diese Worte der Hoffnung und Zuversicht schrieb, hatte eine andere Hand später die folgenden Worte geschrieben:

„25. April 1848. Ihrer Majestät Schiffe Terror und Erebus wurden verlassen am 22. April, 5 Liguen N. N. W. von hier, da sie seit dem 12. September 1846 eingeschlossen waren. Die Offiziere und Mannschaften, bestehend aus 105 Seelen, unter Kommando des Kapitäns F. R. M. Crozier landeten hier unter 69° 37′ 42″ nördlicher Breite und 98° 41′ westlicher Länge. Sir

John Franklin starb am 11. Juni 1847; und der gesammte Verlust der Expedition durch Todesfälle beträgt bis zum heutigen Tage 9 Offiziere und 15 Leute.

(Gezeichnet) (Gezeichnet)

F. R. M. Crozier, James Fitzjames,

Kapitän und ältester Offizier. Kapitän des Erebus.

„und brechen auf morgen, den 26., nach Back's Fish-River."

Diese Randbemerkung war augenscheinlich von Kapitän Fitzjames geschrieben worden, mit Ausnahme der Notiz über das Wann? und Wohin? ihrer Weiterreise, welche von Kapitän Crozier hinzugefügt worden war.

Außerdem ist noch eine weitere Randbemerkung vorhanden über die Beförderung des Dokuments zu dem Orte, wo es endlich gefunden ward, von dem andern, vier Meilen nördlicher, bei Point Victory, wo es ursprünglich niedergelegt worden war, von dem „weiland" Kommandeur Gore. Dieses kleine Wort „weiland" zeigt uns, daß auch er innerhalb der zwölf Monate dahingestorben war.

In dem kurzen Zeitraum von zwölf Monaten, wie traurig war die Geschichte von Franklin's Expedition geworden; wie hatte sie sich verändert von dem fröhlichen „Alles wohl" des Graham Gore! Der Frühling von 1847 fand sie 90 Meilen weit von der bekannten See an der Küste von Amerika; und wie sicher mußten die Leute, welche bereits zu zweien Malen über 500 Meilen bisher unerforschter Gewässer durchsegelt hatten, sich in dem Gedanken fühlen, daß die nahende Schiffahrtszeit von 1847 ihre Fahrzeuge in so kurzem Zeitraum passiren sehen würde! Aber es war anders bestimmt. Einen Monat, nachdem Lieutenant Gore die Urkunde auf Point Victory niedergelegt hatte, war der vielgeliebte Führer der Expedition todt; und das folgende Frühjahr fand Kapitän Crozier, dem das Kommando nun übertragen worden war, in King-Williams-Land, bemüht seine verhungernden Leute, 105 Seelen im Ganzen, von einem gräßlichen Tode zu retten, indem er sie zu den Hudson-Bay-Ländern, am Back- oder Great Fish-River, hinaufführte.

Eine traurigere Geschichte ward nie in weniger Worten erzählt. Es ist etwas tief Ergreifendes in ihrer außerordentlichen Einfachheit, und sie zeigen in der stärksten Weise, daß beide Führer dieser Rückzugsschaar von dem erhabensten Pflichtgefühl beseelt waren und mit Ruhe und Entschlossenheit die fürchterliche Alternative eines letzten verwegenen Kampfes um das Leben, dem sichern Hungertode an Bord ihrer Schiffe vorzogen; denn wir wissen sehr gut,

daß der Erebus und Terror nur bis zum Juli 1848 verproviantirt worden waren.

Noch eine andere Ungenauigkeit findet sich im zweiten Theil der von Fitzjames geschriebenen Urkunde. Die ursprüngliche Zahl der Expedition betrug 138 Seelen, und die Urkunde giebt den Gesammtverlust durch Todesfälle auf 9 Offiziere und 15 Leute an, so daß im Ganzen 114 Personen übrig blieben. Aber es ist nur von 105 unter Kapitän Croziers Gelandeten die Rede, so daß über 9 Individuen keine Nachricht vorhanden.

Lieutenant Hobson's Note benachrichtigte mich, daß er eine Menge von Kleidern und Geräthschaften aller Art um den Steinhaufen haben liegen gefunden, als ob diese Männer, im Bewußtsein, daß sie auf ihrem letzten Gange begriffen seien, sich alles Dessen entledigt hätten, was sie für überflüssig erachteten.

Hobson hatte außerordentlich schlechtes Wetter gehabt — beständiger Sturm und Nebel — und dachte, er möchte dem Wrack vorübergekommen sein, ohne es gesehen zu haben; er hoffte auf seiner Rückreise erfolgreicher zu sein.

Durch diese wichtigen Neuigkeiten ermuthigt, wandten wir die größte Aufmerksamkeit an, damit uns keine Spur entgehen möchte.

Am 19. Mai erreichten wir das Westende von King-Williams-Eiland unter 69° 08′ nördlicher Breite und 100° 08′ westlicher Länge. Ich nannte es nach dem Kapitän Crozier vom Terror, dem tapfern Führer jener „verlorenen Hoffnung", von welcher wir eben jetzt Nachrichten erhalten hatten. Die Küste, an der wir hinunterzogen, war äußerst flach, — eine Kette von Tuffsteinrücken, fast ganz ohne fossile Reste. Die einzigen Spuren von Thieren, die uns zu Gesicht kamen, waren die eines Bären und einiger Füchse — die einzigen lebenden Geschöpfe ein paar Weidenhühner. Spuren selbst von wandernden Eskimos wurden seltener, nachdem wir Cap Herschel verlassen. Hier fanden wir nur ein paar Steinzirkel, die Seiten eines Lagerplatzes, aber so mit Moos bewachsen, daß sie von hohem Alter sein mußten. Der Anblick seewärts war nicht weniger abschreckend — eine zerrissene Oberfläche von aufgestauten Schollen, dazwischen sehr viel schweres Eis. In diesen flachen, eisbedeckten Seen werden Seehunde nur selten gefunden; und es ist sehr wahrscheinlich, daß alles animalische Leben in ihn so selten ist, als auf dem Lande.

Von Cap Crozier wandte sich, wie man fand, die Küstenlinie scharf ostwärts, und früh am Morgen des 30. Mai campirten wir an der Längenseite eines großen Bootes, welches auf einem Schlitten von ungewöhnlicher Größe und Stärke stand, — eine andere traurige Reliquie, welche Hobson vor einigen Tagen gefunden und unter-

sucht hatte, wie seine hier zurückgelassene Note mir mittheilte; aber er hatte weder Urkunden, noch Journal, Taschenbuch oder Memorandum von irgend welcher Art gefunden.

Eine große Menge zerfetzter Kleidungsstücke lag hier umher, und diese untersuchten wir zuerst. Nicht ein einziger Artikel trug den Namen seines früheren Besitzers. Das Boot ward leer gemacht und sorgfältig gereinigt, damit uns Nichts entgehen möchte; aber es ward dennoch Nichts gefunden.

Hundert Ellen von dem Boot, auf der Landseite, lag der Stumpf einer Fichte, 12 Fuß lang; obgleich das Eis ihm während seines Treibens an diese Küste tüchtig zugesetzt und seine Rinde abgerieben hatte, so war das Holz doch noch vollständig gesund. Der Stamm kann und wird auch wohl hier schon zwanzig bis dreißig Jahre so gelegen haben, und muß demnach während dieser Zeit in der Region des ewigen Eises weniger gelitten haben, als es zu Haus in dem sechsten Theil der Zeit geschehen sein würde. Zwei Ellen von ihm erblickte ich zwei dürftige Büschel Grases.

Aber alles Das waren spätere Beobachtungen; denn in dem Boote selbst war das, was uns mit Grauen erfüllte. Es waren Theile zweier menschlichen Skelette. Das eine war das einer jungen, schwächlichen Person; das andere eines großen, starkgebauten Mannes von mittleren Jahren. Das erstere ward im Bug des Bootes gefunden, aber in einem zu sehr zerstörten Zustande, als daß Hobson hätte beurtheilen können, ob der Dulder daselbst gestorben sei; große und starke Thiere, wahrscheinlich Wölfe, hatten viel von diesem Skelette zerstört, welches das eines Offiziers gewesen sein mag. Dicht bei demselben wurden die Reste eines Paars gestickter Pantoffeln gefunden, und außerdem ein Paar kleiner aber starker Jagd-Halbstiefel. Das andere Skelett (ein Schädel ward von beiden nicht mehr gefunden, außer dem Unterkiefer eines jeden derselben) war in einem etwas vollkommneren Zustande und in Kleider und Pelze eingehüllt. Es lag quer im Boote. Dicht daneben wurden fünf Uhren gefunden; und da standen zwei doppelläufige Flinten — ein Lauf in jeder geladen und mit gespanntem Hahn — mit der Mündung aufwärts gegen das Boot gelehnt. Man kann sich denken, mit welch' tiefem Antheil diese traurigen Reliquien geprüft wurden, und wie gespannt jeder Kleiderfetzen nach Taschenbüchern, Journalen oder nur nach dem bloßen Namen durchsucht ward. Fünf oder sechs kleine Bücher wurden gefunden, sämmtlich Bibeln oder Erbauungsbücher, mit Ausnahme des „Vicar of Wakefield." Ein kleines Buch, „Christliche Melodien", trug auf dem Titelblatt den Namen des Schenkers an G. G. (Graham Gore?). Eine kleine Bibel enthielt zahlreiche Randbemerkungen und ganze Stellen,

die unterstrichen waren. Außer diesen Büchern wurden die Deckel eines neuen Testaments und eines Gebetbuchs gefunden.

Unter einer erstaunlich großen Menge von Kleidern waren sieben oder acht Paare Stiefeln verschiedener Art, seidene Taschentücher, Handtücher, Seife, Schwamm, Zahnbürsten, Haarkamm und ein Flintenüberzug von Makintosch, gezeichnet „A 12“. Außer diesen Gegenständen fanden wir Bindfaden, Nägel, Sägen, Feilen, Borsten, Wachsenden, Handleder, Pulver, Kugeln, Schrot, Patronen, Kugelzieher, lederne Patrontaschen, Messer, Nadeln, Zwirnbüchsen, Lunte, mehrere Bajonnetscheiden, zu Messerbehältern zusammengeschnitten, zwei Rollen Bleitafeln, kurz eine unbeschreibliche Menge von Dingen, die den Schlitten unverhältnißmäßig stark beschweren, ohne in diesen Gegenden von besonderem Nutzen für die Reisenden zu sein.

Die einzigen Nahrungsmittel, die wir finden konnten, waren Thee und Chokolade; von dem ersteren war sehr wenig übrig geblieben, aber von letzterer waren noch 40 Pfund vorhanden. Diese Vorräthe allein konnten das Leben in diesem Klima nicht erhalten, und wir fanden weder Schiffszwieback noch Fleisch von irgend welcher Art. Ein Vorrath von Taback und ein leeres Pemmican-Kistchen*), welches fähig war, 22 Pfund zu fassen, wurde entdeckt. Das Zinn war mit einem „E“ gezeichnet und hatte wahrscheinlich dem Erebus gehört. Brennholz, welches ursprünglich von den Schiffen mitgebracht worden, war weder in noch außer dem Boot mehr zu finden; aber es war doch kein Mangel daran, denn Treibholz lag auf der Küste, dicht zur Hand, und wäre die Gesellschaft des Brennholzes bedürftig gewesen, so würden sie die Ruder und Bodenbretter des Bootes gebraucht haben.

In dem Hintertheil des Boots entdeckten wir eilf Eßlöffel, eilf Gabeln und vier Theelöffel, alle von Silber. Von diesen sechsundzwanzig Stücken Silberzeug trugen acht das Wappen Sir John Franklins, die übrigen hatten die Wappen oder Initiale von neun verschiedenen Offizieren, mit Ausnahme einer einzigen Gabel, welche nicht gezeichnet war. Das Meiste davon gehörte zu dem Erebus, und da auch eine von den Uhren das Wappen des Mr. Couch vom Erebus hatte, auch die Pemmican-Kiste gleichfalls dortther stammte, so bin ich geneigt, zu glauben, daß auch das Boot dazu gehörte.

Sir John Franklin's Silberzeug war den Leuten für ihren Gebrauch vielleicht deshalb gegeben worden, weil man kein anderes Mittel sah, es zu retten; und es ist wahrscheinlich, daß auch die übrigen Offiziere dasselbe thaten, da nicht ein einziger eiserner

*) Pemmikan oder Preßfleisch, dasselbe, welches wir schon in Canada erwähnten.

Löffel, so wie ihn die Matrosen immer gebrauchen, gefunden ward. Es schien höchst befremdend, daß von den vielen Leuten, wahrscheinlich zwanzig oder dreißig, die zu diesem Boot gehört hatten, nur zwei noch entdeckt wurden, so wie auch, daß in dem benachbarten Flachland keine Gräber waren, obgleich zu der Zeit, wo diese armen Burschen ihre Schiffe verließen, der Boden hart gefroren war, und die Mühe, ein Grab in das Eis zu hauen, allerdings sehr groß gewesen sein müßte.

Ich war erstaunt zu finden, daß der Schlitten gen Nordost gerichtet war, genau nach demselben nächsten Punkt des Landes, wohin wir selbst uns jetzt auf der Reise befanden.

Ein wenig Nachdenken überzeugte mich, daß das Boot auf der Rückkehr zu den Schiffen begriffen gewesen sein mußte; und in keiner andern Weise kann ich mir's erklären, daß man zwei Männer darin liegen ließ, als durch die Annahme, daß die Gesellschaft unfähig war, das Boot weiter zu ziehen, und daß diese beiden Männer, da sie nicht im Stande waren, mit ihren Schiffskameraden gleichen Schritt zu halten, deshalb von ihnen zurückgelassen und mit so viel Mundvorräthen versehen wurden, als bis zur Rückkehr der Andern vom Schiffe mit neuer Provision ausreichend erschien.

Ob es die Absicht der Rückzugsschaar war, den Erfolg einer andern Jahreszeit in den Schiffen zu erwarten oder den Weg der Hauptschaar zu dem Great Fish-River zu folgen, kann jetzt nur ein Gegenstand der Muthmaßung sein. Es scheint im hohen Grade wahrscheinlich, daß sie die Absicht hatten, das Boot wieder zu besuchen, nicht blos wegen der beiden darin gelassenen Männer, sondern auch um die Chokolade, die fünf Uhren und manchen andern Gegenstand, den man sonst wohl hier gelassen hätte, zu holen.

Dieselben Gründe, welche für die Absicht der Rückkehr dieses Detachements von der Hauptschaar angegeben werden können, dienen auch dazu, über die nicht erfolgte Ausführung derselben Aufklärung zu geben. In beiden Fällen scheinen sie ihre Kraft und die Entfernung, die sie in einer bestimmten Zeit zurücklegen könnten, weit überschätzt zu haben.

Wenn man sich die Sache also vorstellt, so begreift man, warum ihre Provisionen bei Weitem nicht für die Entfernung, die sie zu reisen hatten, reichten, und warum sie zu den Schiffen zurücksenden mußten, um mehr zu holen, wobei sie zuerst von der detachirten Gesellschaft alle Vorräthe, die diese möglicherweise entbehren konnten, nahmen. Ob Alle oder auch nur Einer vom Rest dieses Detachements je ihre Schiffe wieder erreichten, ist ungewiß; Alles, was wir wissen, ist, daß sie das Boot nicht wieder besuchten, und das giebt eine Erklärung dafür, daß man nicht mehr Skelette

in seiner Nähe fand, sowie auch für den Bericht der Eskimos, daß kein lebendes Wesen mehr im Schiffe war, als es an die Küste trieb, und daß Alles, was sie an Bord desselben fanden, die Leiche eines Menschen war.

Nachdem wir das Boot verlassen hatten, folgten wir einer unregelmäßigen Küstenlinie gegen Norden und Nordost, bis zu einem weit vorspringenden Cap, wahrscheinlich die äußerste Landspitze, welche Sir James Roß von Point Victory aus sah und Cap Franklin nannte, — ein Name, den das Cap noch heute führt.

VII.

Am Morgen des 2. Juni erreichten wir Point Victory. Hier unterrichtete mich Hobsons im Steinhügel zurückgelassene Note, daß er nicht die leiseste Spur eines Wracks auf der Küste, noch von Eingeborenen nördlich vom Cap Crozier gefunden habe. Zugleich enthielt sie die Nachricht, daß er eine zweite, gleichfalls vom Lieutenant Gore im Mai 1847 niedergelegte Urkunde auf der Südseite von Back-Bay gefunden habe, aber sie enthalte nichts Neues.

Es ist seltsam, daß diese beiden Papiere angeben, die Schiffe hätten von 1846 auf 1847 bei Beechey-Eiland überwintert! Ein so auffallender Irrthum würde kaum begangen worden sein, hätte man diesen Dokumenten auch nur die mindeste Wichtigkeit zugetraut. Sie waren in dünne Zinn-Cylinder gesteckt, nachdem man sie an Bord, vor der Abreise, ausgefüllt hatte; der Tag daher, an welchem sie niedergelegt worden waren, war nicht darin bemerkt worden; aber bereits waren die Papiere sehr vom Rost beschädigt — ein paar Jahre mehr würden sie ganz unleserlich gemacht haben. Als die zu Point Victory gelassene Urkunde geöffnet ward, um das Supplement hinzuzufügen, welches ihr den Hauptwerth giebt, füllte Kapitän Fitzjames, wie man aus der Farbe der Dinte ersehen kann, das Datum vom Mai, wo die Urkunde ursprünglich deponirt ward, aus. Der Cylinder, welcher diese Urkunde enthielt, war nicht wieder aufgemacht worden; man fand ihn auf dem Grund unter einigen losen Steinen, die wahrscheinlich mit ihm zusammen von der Spitze des Steinhaufen heruntergefallen waren. Hobson ent-

fernte jeden Stein dieses Aufwurfs bis auf den Grund und baute ihn wieder neu.

Kurz wie diese Urkunden sind, wir mußten doch mit ihnen zufrieden sein; sie sind wahrhafte Muster offizieller Kürze. Kein Log-Buch konnte lakonischer abgefaßt sein. Aber es scheint gar nicht beabsichtigt worden zu sein, daß nach dem Verlassen der Schiffe überhaupt noch eine Urkunde deponirt werden sollte; wir müssen den Manen Crozier's und Fitzjames' um so dankbarer sein für das unschätzbare Papier, und unsere Dankbarkeit muß um so größer sein, wenn wir bedenken, daß die Dinte aufgethaut werden mußte und daß Schreiben an einem Apriltag in den arktischen Regionen eine keineswegs leichte Arbeit ist.

Außer einer Abschrift der von Hobson mitgenommenen Urkunde legten wir Jeder noch unsere eigene hinein, und ich begrub noch unter einem großen Stein, zehn Fuß nördlich davon, eine andere, welche über unsere Erforschungen und Entdeckungen Bericht gab.

Eine große Menge und Verschiedenheit von Dingen lag um den Steinhaufen zerstreut, so viel, daß selbst auf ihrem dreitägigen Marsch von den Schiffen, die rückziehende Mannschaft es unmöglich fand, sie weiter zu bringen. Unter Andern befanden sich darin vier schwere Schiffskochapparate, Spitzäxte, Schaufeln, Eisenreifen, altes Segeltuch, ein großer, einzelner Block, ungefähr vier Fuß von einem kupfernen Blitzableiter, lange Stücken von hohlen Erzstangen, ein kleiner Behälter ausgewählter Arzneien mit ungefähr vierundzwanzig Phiolen, deren Inhalt sich wunderbar erhalten hatte; ein Robinson'scher Neigungszirkel mit zwei Nadeln, Stangenmagneten und leichter Horizontalnadel, Alles vollständig erhalten und nur neun Pfund schwer, und sogar ein kleiner Sextant, mit dem Namen „Frederick Hornby" hinein gravirt, lag bei dem Steinhaufen ohne Schachtel.

Das von der zurückkehrenden Schiffsmannschaft des Erebus und Terror liegen gelassene Zeug bildete einen Haufen, vier Fuß hoch; jedes einzelne Stück ward durchsucht, aber die Taschen waren leer und kein einziges von allen gezeichnet, wie dies in der That bei dem dicken Zeug der Matrosen selten ist. Zwei Feldflaschen, das Eigenthum von Seesoldaten, wurden gefunden; die eine gezeichnet: „88 Co. Wm. Hedges", und die andere „89 Co. Wm. Hether". Eine kleine Pfanne, aus einer Zinnbüchse gemacht, trug in darauf gekratzten Zügen den Namen: „W. Mark".

Auf der Fortsetzung meines Heimmarsches, und soviel ich urtheilen konnte, 2½ oder 2¾ Meilen nördlich von Point Victory, sah ich einige Steine in einer Linie gelegt, wie am Anfang eines Lagerplatzes, um etwas Schutz zu gewähren; hier war es, denke ich, wo

Lieutenant Gore im Mai 1847 die Urkunde niederlegte, welche 1848 von Lieutenant Irving gefunden und schließlich an Point Victory deponirt ward. Einige Reste von Zinngefäßen lagen umher, aber ob sie von Sir James Roß' Gesellschaft im Mai 1851 oder von der Franklin-Expedition 1847 oder 1848 hier gelassen wurden, ist ungewiß. Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß, als im Jahre 1830 Sir James Roß Point Victory entdeckte, er die beiden Landspitzen, die von da in Sicht waren, Cap Franklin und Cap Jane Franklin nannte. Achtzehn Jahre später gingen Franklins Schiffe in Sicht dieser beiden Vorgebirge zu Grunde.

Hier endeten meine eigenen Nachforschungen nach den Spuren der Verlorenen. Hobson fand zwei andere Steinhaufen und manche Reliquien zwischen dieser Gegend und Cap Felix. Von jedem Platze, wo irgend eine Spur entdeckt ward, wurden die interessantesten Reliquien mitgenommen, so daß die Sammlung, die wir haben, sehr beträchtlich ist.

Am 5. Juni, nach einer Abwesenheit von 34 Tagen, erreichte ich mein Depot in der Nähe des Eingangs von Port Parry. Von dort beschloß ich längs der Küste nach Cap Sabine zu reisen, um das rauhe Eis zu vermeiden, dem wir begegneten, als wir im April direkt nach Cap Victoria hinüberkreuzten.

Das Wetter war neblig, als wir uns der Prinz-George's-Bay näherten; wir mußten daher sehr vorsichtig sein, erreichten das Land, das, wie ich vermuthete, uns direkt nach Cap Sabine leiten mußte; aber als sich das Wetter aufklärte, sahen wir ein langes, flaches Eiland seewärts von uns, welches mich sehr in Erstaunen setzte. Ich fand nun, daß wir eine Straße entdeckt hatten, welche von Prinz-George's-Bay nach der Wellington-Straße führt, ungefähr acht Meilen südlich von Cap Sabine.

Wir waren noch 230 Meilen von unserm Schiff. In dieser Straße fanden wir ein verlassenes Schneedorf von siebzehn Hütten, deren eine ungewöhnlich groß war. Auf dem Eis umhergestreut oder in jeder Schneehütte waren Schnitzeln und Splitter von frischem Holz; in einer derselben fanden wir ein Kinderspielzeug — ein Miniaturschlitten — aus Holz gemacht. Keine Spur von Eingebornen wurde auf beiden Ufern gefunden, noch hatte ich einen solchen getroffen, seit wir die westliche Küste des Eilands verlassen hatten.

Nichts kann das düstere und öde Ansehen von King-Williams-Eiland übertreffen; Hobson und ich selber hatten einige Erfahrung davon; sein Aufenthalt auf demselben betrug mehr als einen Monat. Das Klima dieses Eilands scheint von dem der Ostküste verschieden zu sein; es ist dem Nordwestwinde mehr ausgesetzt, und die Luft war beständig voll frostiger Nebel.

Dieses Land erweckt in dem Beschauer die Vorstellung, als

ob es sich innerhalb einer neueren geologischen Periode aus der See erhoben habe — nicht plötzlich, sondern in regelmäßigen Zwischenräumen. Die zahlreichen Terrassen bilden lange horizontale Linien, welche sich sehr allmälig heben, und in genauer Proportion, so wie ihre Entfernungen von der See zunehmen; dicht an der Küste sind sie am bestimmtesten.

King-Williams-Eiland ist zumeist äußerst wüst, und seine Oberfläche mit unzähligen Bächen und Seen bedeckt. Es ist keineswegs „das Land mit Rennthieren und Bisamochsen", das wir zu finden hofften; die Eingebornen erzählten uns, es wären keine von den ersteren und nur sehr wenige von den letzteren dort vorhanden.

Am 8. Juni wurden die ersten Enten und Rothgänse nordwärts fliegend gesehen. Nachdem wir über den äußersten Punkt von Cap Victoria, Boothia-Land, neben welchem wir die verlassenen Schneehütten unserer Marschbekanntschaften sahen, geschritten waren und kurz nachher nördlich von ihm die Mündung der tiefen Bay, in welcher — geschützt von dem Eiland — ein Schiff Sicherheit vor dem Eisdruck finden würde, gekreuzt hatten, erreichten wir wieder die grade, flache Muschelkalk-Küste von Boothia-Felix.

In einem unsrer Depots theilte mir eine von Hobson darin zurückgelassene Note mit, daß er mir um sechs Tage voraus und bedenklich erkrankt sei; seit vielen Tagen schon war er außer Stande zu gehen, und mußte daher auf einem Schlitten transportirt werden. Seine Leute eilten mit all' ihrer Kraft und Schnelligkeit heim, um ihn der Pflege des Doktors zu übergeben. Auch wir thaten unser Bestes, vorwärts zu kommen, bevor der schmelzende Schnee das Eis unwegsam gemacht haben würde.

Am Morgen des 18. Juni erreichten wir die False-Straße und schlugen unser Zelt auf, als gerade ein heftiger Regen zu fallen begann; derselbe hielt während des größeren Theiles des Tages an. Nachdem wir auf dem Long-Lake ein paar Meilen aufwärts gezogen waren, fand sich, daß weiteres Vorwärtsgehen ganz unmöglich war, und wir waren gezwungen, unsere Schlitten von dem überflutheten Eis fortzuschaffen und einen Ueberlands-Marsch von 16 oder 17 Meilen nach dem Schiffe anzutreten. Die armen Hunde waren so müde und an den Füßen wund, daß wir sie nicht dazu vermochten, uns zu folgen; sie blieben bei den Schlitten. Nach einer sehr anstrengenden Wanderung quer über die Hügel und durch die Schneethäler, erfrischte uns zuletzt der Anblick unseres armen, theuren, kleinen „Fox", und wir kamen noch rechtzeitig zum Frühstück am 19. Juni an Bord an. Was die Nordwest-Passage — dies große Ziel von Franklins und so vieler andrer Expeditionen — anlangt, so bin ich der Meinung, daß die Eisbarriere vor der Bellot-Straße, einige drei oder vier Meilen weit, das einzige Hinder-

niß für uns war, den Fox, meiner ursprünglichen Absicht gemäß, südwärts zu dem Great Fish-River, östlich bei King-Williams-Eiland vorüber und von da in ein Winterquartier bei Victoria-Land zu bringen. Vielleicht wird ein zukünftiger Reisender, aus der Erfahrung, welche die Franklin-Expedition auf eine so furchtbare und verhängnißvolle Weise machte und aus den Beobachtungen von Rae, Collinson und mir selber Nutzen ziehend, sein Schiff glücklich von See zu See durchbringen; wenigstens wird er im Stande sein, alle seine Anstrengungen nach der wahren und einzigen Richtung hinzuwenden. Mittlerweile aber muß Franklin die Ehre bleiben, in seinen Schiffen die nordwestliche Durchfahrt entdeckt, wenn auch nicht ausgeführt zu haben. Man wird dies verstehen, wenn man sich erinnern will, daß westlich von der Simpson-Straße oder Victoria-Land eine schiffbare Durchfahrt nach der Behrings-Straße längs der Küste von Nordamerika besteht. Franklin selber, mit seinem Gefährten Richardson, besichtigten den bei Weitem größeren Theil dieser Entfernung. Franklin's und Parry's Entdeckungen überholen einander in Bezug auf die Länge, und für die letzten dreißig Jahre oder mehr beschränkt sich die Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt auf die Entdeckung eines Bandes, welches beide vereint.

Ich fand Hobson in einem schlechtern Zustande, als ich erwartete. Er erreichte das Schiff am 14., unfähig zu gehen oder nur ohne Hülfe zu stehen; aber er fing schon an, sich zu bessern, und war vom besten Muthe beseelt. Die Uebrigen waren leidlich wohl; nur leichte Spuren vom Scorbut zeigten sich bei zwei oder drei Leuten. Das Schiff war so rein und schmuck, als ich nur erwarten konnte, und Alle hatten gut und freudig während meiner Abwesenheit ihre Pflicht gethan.

Der Doktor unterrichtete mich nun von dem Tode Thomas Blackwell's, Schiffs-Steward, welcher sich vor fünf Tagen ereignet hatte und vom Scorbut veranlaßt worden war. Dieser Mann hatte schon den Scorbut, als ich das Schiff im April verließ, und der Doktor verabsäumte kein Mittel, um ihn wieder herzustellen und seine erschlaffte Thatkraft wieder aufzumuntern; aber sein Gemüth, von der Hoffnung verlassen, verlor alle Energie, und zuletzt mußte er mit Gewalt auf Deck gebracht werden, um frische Luft zu genießen. Zu spät entdeckten seine Schiffskameraden, daß er einen Widerwillen gegen eingemachtes Fleisch und den ganzen Winter allein von gesalzenem Schweinefleisch gelebt hatte. Auch eingemachte Kartoffeln verabscheute er, und aß sie nicht anders, als wenn er bewacht wurde, noch wollte er reines Zeug anlegen, welches die Andern aus Mitleid für ihn bereitet hatten. Dennoch kam sein Tod etwas unerwartet; er ging wie gewöhnlich zur Mit-

tagszeit an Deck, um daselbst in der Luft zu sein, und als man ihn oben fand, war er todt. Seine Reste wurden neben denen unseres früheren Schiffskameraden Brand bestattet.

Die Neuigkeiten von unserm Erfolg in der südlichen Verfolgung der Spuren der verlorenen Expedition belebten den Geist meiner kleinen Schiffmannsschaft in hohem Grade; wir hatten nur noch den einzigen Wunsch, daß auch Young und seine Gesellschaft bald und sicher zurückkehren möge.

Kapitän Young begann seine Frühlings-Untersuchungen am 7. April mit einer Schlittenparthie von vier Mann und einem zweiten Schlitten, gezogen von sechs Hunden, unter Führung unsres Grönländers Samuel; da er auf seiner Reise fand, daß ein Kanal zwischen Prinz-of-Wales-Land und Victoria-Land existire, wodurch seine Entdeckung und Untersuchung verlängert werden würde, so sandte er einen Schlitten, das Zelt und vier Mann zu dem Schiff zurück, um mit den Mundvorräthen desto sparsamer umgehen zu können, und reiste demgemäß vierzig Tage lang mit einem Mann (George Hobday) und den Hunden, in solchen Schneeschlitten, als sie beide allein zu errichten im Stande waren, campirend.

Diese große Anstrengung und Mühsal, zusammen mit äußerst schlechtem Wetter und einer höchst schwierig zu verfolgenden Küstenlinie, beschädigte seine Gesundheit in hohem Grade; er war gezwungen am 7. Juni wegen ärztlicher Hülfe zu dem Schiff zurückzukehren; war aber auf alle Fälle entschlossen, seine Forschungen sogleich wieder zu erneuern. Dr. Walker protestirte gegen diesen Entschluß auf's Entschiedenste, da seine Gesundheit ganz außer Stande sei, es zu ertragen; aber da Young sich nach drei Tagen besser fühlte, so machte er sich, mit einem Eifer, der keine Grenzen kannte, wieder auf den Weg, um seinen Zweig der großen Untersuchung zu vollenden, und nahm seine beiden Schlittenparthien mit sich.

Nach des Doktors Mittheilungen war ich sehr besorgt wegen seines Ausbleibens. Die Jahreszeit war hier weit vorgerückt, und rückte immer rascher vor, indem Regen und Wind den Schnee und das Eis auflösten. Es war viel Wasser in der Bellot-Straße, welches sich ausdehnte vom Halfway-Eiland östlich zum Tafelland und von da in einem engen Streifen nach Long-Eiland. Lange sahen wir vergebens nach ihm aus; bis endlich am 27. Juni, zu unsrer großen Freude Young und seine Gefährten, nach einer langen und erfolgreichen Reise, zurückkehrten.

Kapitän Youngs gesammte Reisen umfassen achtundsiebenzig Tage, welche er unter höchst entmuthigenden Umständen auf dem Schlitten verbrachte. Nachdem er am 7. April das Schiff verlassen hatte, kreuzte er die westliche Straße zu Prinz-of-Wales-Land

und verfolgte von dort die Küste nach Süd und West. Angelangt an ihrem südlichen Endpunkte — Cap Swinburne, so genannt nach dem Rear-Admiral Swinburne, einem der intimsten Freunde Franklins und dem frühesten Unterstützer unsrer Expedition — beschreibt er das Land als äußerst flach und tief mit Schnee bedeckt, so daß die schweren Grundblöcke des Eises, welche seine eintönige Küste säumten, allein noch die Grenzlinie zwischen Wasser und Land andeuteten. Nordöstlich von diesem Endcap war die See mit flachem Treibeis bedeckt, welches sich im abnehmenden letzten Jahre gebildet hatte, während nordwestwärts an demselben Cap Alles Eisberg von schwerer Masse war, vielleicht vor langen Jahren und in fernen Seen gebildet.

Young versuchte den von ihm zwischen Prinz-of-Wales-Eiland und Victoria-Land entdeckten Kanal zu kreuzen; fand es jedoch wegen der felsigen Beschaffenheit des Eises durchaus unvereinbar mit den Mitteln und der Zeit, die ihm zur Verfügung standen. Young drückt die feste Ueberzeugung aus, dieser Kanal sei beständig so mit ungewöhnlich schwerem Eis vollgestaut, daß er ganz unschiffbar erscheine; es ist in der That ein beständiger Eisstrom von Nordwest. Seine Ansicht stimmte sowohl mit der meinigen, als auch mit der der Kapitäne Ommanney und Osborn überein, welche die nordwestliche Küste von Prinz-of-Wales-Land 1851 erforschten.

Aus Furcht, daß ihm die Provision ausgehen möchte, sandte er einen Schlitten zurück und setzte seinen Marsch mit nur einem Mann und den Hunden vierzig Tage lang fort. Sie waren genöthigt, in jeder Nacht eine Schneehütte zu bauen, da sie das Zelt mit den Andern zurückgeschickt hatten; aber später, als das Wetter milder ward, zogen sie es vor, auf den Schlitten zu schlafen, da der Aufbau der Hütte ihnen gewöhnlich zwei Stunden kostete. Young vollendete die Erforschung dieser Küste bis über den Punkt hinaus, welcher auf den Karten als Osborne's weitester angegeben ist, beinahe bis zu 73° N., aber kein Steinhügel ward gefunden.

Die Ausdehnung der von Kapitän Young erforschten Küstenlinie beträgt 380 Meilen, während die von Hobson und mir entdeckte sich auf fast 420 Meilen beläuft, was zusammen einen Betrag von 800 geographischen Meilen neuer Küstenlinie ausmacht.

Young hatte an Fleisch und Kraft sehr abgenommen und war so schwach geworden, daß er die letzten Tage nur noch auf dem Hundeschlitten reisen konnte; sein Begleiter Harvey — auch weit davon entfernt, wohl zu sein — konnte eben nur mit den Schlitten gleichen Schritt halten; seine Krankheit war Scorbut. Ihre Reisen waren sehr niederdrückend gewesen; höchst trauriges Wetter, flache, öde Muschelkalkküsten ohne Wild und keine Spuren von der verlorenen Expedition. Die Neuigkeit von unsrem Erfolg in den süd-

lichen Reisen heiterte sie höchlich auf. Am folgenden Tage waren wir wieder einmal alle zusammen an Bord und gaben uns dem raschen Verschlingen von Eßwaaren hin, wie es blos diejenigen thun können, die durch lang fortgesetztes Mühsal und Erduldung von Kälte so heruntergekommen sind, wie wir es waren. Wildpret, Enten, Bier und Limonadensaft täglich; eingemachte Aepfel und Moosbeeren dreimal die Woche, und gepökelte Wallfischhaut — ein vorzügliches Mittel gegen Scorbut — ad libitum für Jeden, der es wollte. Das Wetter, welches während der letzten Woche feucht und windig gewesen war, wurde nun schön. Der Zimmermannshammer und die Stimme der Leute bei der Arbeit waren neue und belebende Klänge.

VIII.

Bis Montag, den 8. August, warteten wir ängstlich auf eine Gelegenheit, zu entkommen; endlich am Morgen des 9. bewegte der Südwest das Eis von der Küste weg und machte uns eine Passage aus Brentford-Bay offen. Wir brachen gegen 11 Uhr unter Dampf auf, fuhren um Long-Eiland, segelten am Land hinunter nach Cap Parry, woselbst zwischen den Eisbergen und der Küste ein, zwei oder drei Meilen weiter, Kanal war. Da der Wind uns fehlte, so dampften wir während der Nacht quer durch Creswell-Bay. Das Eis trieb gegen Fury-Point, und da sich ein Ostwind erhob, so machten wir das Schiff fest an einer großen Grundmasse von Eis in Adelaide-Bay, ungefähr ¼ Meile von der Küste, und in drei Faden Wasser, um 11 Uhr am 10. August. Da ich selber die Maschine 24 Stunden lang regiert hatte, so war ich nicht zu Bett gekommen. Wir waren kaum aus Brentford-Bay heraus, als auch schon Eismöven und weiße Wallfische erschienen; die ersten, die wir seit 11½ Monaten gesehen. Auch ein Seehund ward erlegt. Creswell-Bay war vollständig frei von Eis; aber dieses bleiche Muschelkalkland ist die Vollendung der Unfruchtbarkeit, selbst wenn man noch die zerrissenen Hügel von Brentford-Bay in lebhafter Erinnerung hat.

Von den Spuren, die wir hinter uns zurückgelassen, sind die bedeutungsreichsten die Gräber unserer beiden Schiffgenossen in der westlichen Eisbucht unseres kleinen Hafens; sie wurden geschmack-

voll rings mit Rasen belegt und überpflanzt mit den gewöhnlichen arktischen Blumen. Dann ist unsere Urkunde in einem sichtbaren Steinhaufen an der Westecke von Depot- oder Transition-Bay: auch drei Pemmican-Kisten ließen wir auf dem Ostende des Long-Lake und unser Reiseboot in der Nähe seines Westendes, an der Spitze der False-Straße.

Zu unsrer großen Freude ließ am 15. August Morgens der Ostwind nach, und sogleich erhob sich ein Westwind, der rasch zu einer kräftigen Brise ward. Um 4 Uhr desselben Nachmittags waren wir im Stande, Segel aufzustecken, da das Eis sich drei Meilen von der Küste fortbewegt hatte. Wir fuhren zwei Stunden später auf eine Meile weit an Fury-Beach vorbei und sahen die Umrisse des Hauses, die Böte und Fässer sehr deutlich. Am 21., Sonntag Abend, endlich waren wir auf der offenen See und sahen kein Land mehr. Am 25., in der Nähe von Hare-Eiland, ward es windstill und wir mußten die Maschine in Thätigkeit setzen. Wir waren noch 108 Meilen von Godhavn, und die Sehnsucht nach Briefen ward unerträglich. Kein Packeis war uns bei unsrer Fahrt durch die Baffins-Bay begegnet, aber viele Eisberge. Am Morgen des 25. war das hohe, schneebekleidete Land von Noursoak und Disco wunderbar klar zu erkennen, und da zu derselben Zeit der Wind hinstarb, so hatten wir Zeit, seine düstere Erhabenheit mit Muße zu betrachten. In der Nacht dampften wir wenigstens zehn Stunden lang fort; dann wechselten guter Wind und Stille; wir kamen jedoch schon am Abend des 26. dem Hafen bis auf 20 Meilen nahe.

Am Montag Abend, den 29., bei ruhigem, warmem, lieblichem Wetter, lagen wir — es durchaus genießend — voll stiller Sicherheit in Lievely-Hafen oder Godhavn. Obwohl es Freitag Nacht dunkel war, fanden wir doch den Eingang in den Hafen und dampften langsam hinein. Petersen weckte sogleich die Einwohner auf, um unsere Briefe zu fordern; aber groß in der That war unsere Enttäuschung, da wir bloß ein paar Briefe und zwei oder drei Zeitungen, und diese nur für die Offiziere, fanden. Es scheint, daß bei der Ankunft der Wallfischfänger im Anfang des Frühlings das Eis ihre gewöhnliche Verbindung mit der Ansiedlung verhinderte, weswegen die an Bord derselben befindlichen Briefe unvermeidlich nordwärts mitgenommen wurden. Einige wenige jedoch, welche mit der „Truelove" angekommen, waren in der benachbarten Kolonie Noursoak gelandet und von dort nach Godhavn zurückgesandt worden.

Es war eine nervenerregende Sache, die ersten Briefe nach Verlauf von mehr als zwei Jahren zu öffnen. Wir empfingen sie in unserm Bett um 3 Uhr Morgens, und waren — Gott sei

Dank! — als wir uns beim Frühstück trafen, im Stande, uns über den Empfang guter Nachrichten aus der Heimath Glück zu wünschen. Lady Franklin und Miß Cracroft hatten mir von Bournemouth im letzten März geschrieben. Sie sind, denke ich, mehr gereist, als wir, da sie fast alle Länder am mittelländischen und dem schwarzen Meer besucht, die Krim mit der Post und die Donau hinauf mit dem Dampfschiff zurückgelegt haben. Ich freute mich sehr, aus ihren Briefen zu ersehen, daß man mich während meiner Abwesenheit zum Mitglied der Royal-Yacht-Squadron erwählt hatte.

Am Montag früh besuchte ich den Inspektor Herrn Olrik, der — seit ich ihn zuletzt gesehen — in Dänemark gewesen war. Im Herbst brachte er seine Frau und Familie nach Kopenhagen, und war eben von dort zurückgekehrt. Er empfing mich mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit und versprach mir jede Unterstützung, deren wir etwa bedürftig wären. Herr Olrik gab mir ein großes Bündel der „Illustrated London News“ (Londoner Illustrirte Zeitung), welche uns äußerst erwünscht kam und uns belehrte, daß Oestreich mit Frankreich und Sardinien im Krieg begriffen sei. Den letzten Nachrichten zufolge hatten die letztern Mächte zusammen eine große Schlacht gewonnen. Glücklicherweise war Hobson auch in den Besitz einer „Navy List“ (Amtliche Marine-Zeitung) gekommen; ich glaube, das Herz wäre uns sonst gebrochen! Wir studirten ihre Seiten täglich, und freuten uns über das Avancement so manchen Freundes.

Fünf geschäftige Tage wurden in Godhavn damit verbracht, unsere kleinen Bedürfnisse, einschließlich hundert Gallonen leichten Biers, zu besorgen. Die Eingeborenen zeigten sich sehr nützlich; die Männer brachten Wasser, Steinballast und Sand, und die Eskimomädchen scheuerten die bemalten Wände und das Deck.

An jedem Abend gingen die Leute an Land, nahmen eine mäßige Quantität von Rum-Punsch für die „Damen“ mit und tanzten mehrere Stunden lang in einem großen Lagerhaus, während die Offiziere und ich die Zeit mit Olrik oder den andern dänischen Herren verbrachten. Nichts konnte ihre Freundlichkeit gegen uns übertreffen, während ihre gute Laune und ihre, zuweilen im wunderlichen Englisch ausgedrückten Anekdoten, uns höchlich amüsirten. Wir werden jederzeit eine angenehme Erinnerung von Godhavn behalten; zweimal ist es uns eine arktische Heimath gewesen.

Herrn Petersen's Nichten, die Schönheiten des Ortes, kamen an Bord — Fräulein Sophia mit parfümirtem Cambric-Taschentuch und Handschuhen; im Uebrigen ist sie dem Eskimo-Kostüm treu geblieben. Sie waren entzückt über unsere Drehorgel (obgleich einige Töne

derſelben eingefroren waren und nicht wieder aufthauen wollten) und ſtimmten einen — für unſere Ohren ſehr ſüßen Geſang — dazu an. Unſere Schiffskameraden vom Stamme der Eskimos, Chriſtian und Samuel, wurden entlaſſen, und, auf ihre eigene Bitte, wurde ihre Löhnung dem Herrn Olrik in Verwahrung gegeben; ſie ſchienen zu begreifen, daß es wichtig ſei, mit ihren Reichthümern ſparſam umzugehen. Chriſtian ſagte, er dächte, daß er es in drei ganzen Jahren nicht würde ausgeben können. Das Erſte, was er davon zu kaufen beabſichtigte, war eine Flinte für ſeinen Bruder, und Holz, um ſich ſelber eine Hütte zu bauen.

Es erfreute mich ſehr, als ich ſie zu den Uebrigen ſagen hörte: die weißen Männer hätten ſie ſehr gut behandelt, — „ganz wie Brüder", und ſie ſchienen in der That traurig, daß ſie das Schiff verlaſſen ſollten. Sie kamen mehrmals an Bord und ſahen jedes Ding ernſt und nachdenklich an, als ob ſie über den nahenden Abſchied trauerten. Selbſt unſere armen Hunde ſchienen das Schiff für ihre natürliche Heimath zu halten; obgleich ſie nach der Anſiedlung gebracht worden waren, liefen ſie doch gleich wieder an den Hafen und zu dem Punkte, welcher dem Schiff am Nächſten war, und dann auf einem Felſen blieben ſie ſo lange, bis wir abfuhren.

Dienſtag Nacht machten wir an der Küſte ein Feuerwerk, um die Eingeborenen zu amüſiren, und der letzte Tag unſeres Aufenthalts verging damit, Geſchenke mit unſern däniſchen Freunden auszutauſchen.

Am 1. September, Donnerſtag Nacht, waren wir wieder auf See und in voller Fahrt, und nach 19 Tagen, am 20. September kamen wir in den engliſchen Kanal; am Abend des 21. erreichte ich London (nach einer Landung in Portsmouth) und machte der Admiralität das Reſultat meiner Reiſe bekannt.

Am 23. September ward der Fox in das Dock von Blackwell gebracht, und durch die Freundlichkeit und Raſchheit der Lords von der Admiralität war ich am 27., wo die Schiffsmannſchaft zum letzten Mal verſammelt war, im Stande, meinen Begleitern die arktiſche Medaille zu überreichen und Hobſon ſeine demnächſtige Beförderung zum Kapitän anzuzeigen.

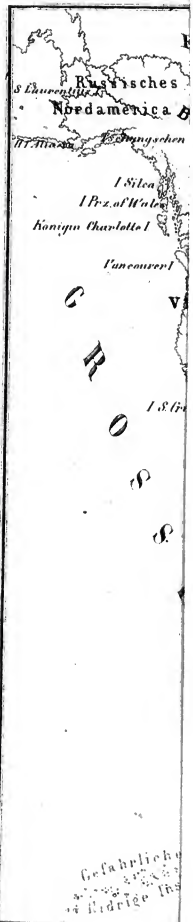
Ich will den Leſer, welcher mir durch die Blätter dieſer einfachen Erzählung bis hierher gefolgt iſt, mit keiner Schilderung des Gefühls behelligen, das wir bei dem enthuſiaſtiſchen Empfang an unſern heimathlichen Küſten hatten. Der Segen der Vorſehung hatte unſere Bemühungen begleitet, und ein übervolles Maaß des Beifalls von unſern Freunden und Landsleuten iſt unſer Lohn geweſen. Was mich betrifft, ſo hat mich das Zeugniß, welches mir

Offiziere und Mannschaft des Fox gaben, am Meisten ergriffen. Der Ankauf eines goldenen Chronometers, um ihn mir zum Andenken zu schenken, war der erste Gebrauch, den sie von ihrer Löhnung machten; und so lange ich lebe, wird er mich an jene vollständige Eintracht, an jene gegenseitige Hochschätzung und Gutwilligkeit, welche unsere Schiffsgesellschaft zu einer kleinen glücklichen Gemeinde machte und wesentlich zu dem Succeß der Expedition beitrug, erinnern.

Die Reliquien, die wir heimbrachten, wurden von der Admiralität in der United Service Institution niedergelegt und bilden nun eine nationale Erinnerung — die einfachste und die rührendste — an jene heldenmüthigen Männer, welche auf dem Pfade der Pflicht umkamen, aber nicht eher, als bis sie das große Ziel ihrer Reise erreicht hatten: die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt!

(Ende des ersten Bandes.)

Druck von E. Steinthal in Berlin, Kloſter-Straße 64.



Die Patagonier.

Die Patagonier.

VI

Berlin Verlags Comptoir (A. Dominik)

Druck b. Gebr. Dehus

Büffeljagd in den Prairien.

Urwald.

VIII

Berlin Verlags Compt. (A. Domine)

Druck b. Gebr. Dellis

Ein Begräbnifs auf dem Eise.

Ein Reise Abenteuer
in Florida.

Druck b Gebr Dehus

Berlin, Verlags-Comptoir (A. Dominé)

Druck b. Gebr. Delius

Schlafkameraden in der Tierra Caliente

IV

Berlin Verlags-Comptoir (A. Domine) Druck b. Gebr. Delius

Der himmlische Wirth von Mazatlan

XX VII.83